Neue Monatshefte

für

Dichtkunst und Kritik.

Neue Monatshefte

für

Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben

von

Oscar Blumenthal.

Fünfter Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1877.

Mitarbeiter des fünften Bandes.

Inhalts-Verzeichniss.

Dramatisches.

Novellistisches.

Episches.

Lyrisches.

Vermischte Aufsätze.

Kritiken.

Hylas.

Novelle

von **Erwin Schlieben.**

Im verwichenen Sommer führte mich das Ungefähr einer Reise nach der alten Universitäts- und Handelsstadt, wo ich einen Theil meiner Jugend und einige Semester meiner akademischen Zeit verlebt habe. Man hatte soeben ein dreitägiges Sängerfest gefeiert, und an den Fenstern verglommen die Lichtstümpfe und Lampen einer allgemeinen Stadtbeleuchtung. Das Fest drängte sich während der letzten Stunden in die Gärten um den Schloßweiher zusammen, wo man den Wetteifer der Gesänge mit buntem Feuerwerk beschloß. Ich fühlte mich nach einer langen heißen Fahrt nicht frisch genug, um mich noch am späten Abend in das Festgewühl zu mischen; doch versagte ich mir nicht, den Schluß des Festes von einem behaglichen Winkel aus zu genießen. Zu diesem Zwecke besuchte ich ein vielgenanntes Kaffeehaus, dessen Balkone über dem Weiher hängen und wo die Gondeln am häufigsten anlegen.

Die Gärten spiegelten sich mit ihren Gasflammen und bunten Papierlampen in dem Gewässer wie vor Jahren; das Feuerwerk, das man abbrannte, erschien zugleich in der Höhe und in der Tiefe und verwandelte für Augenblicke das Wasser in Glut. Die sommerlichen Gewänder lustwandelnder Damen schimmerten aus dem erleuchteten Grün der Gärten, und zierliche Gondeln mit kichernden Mädchen flossen über den blitzenden Wasserspiegel. Bisweilen brauste noch ein Männerchor durch die Nacht und die Tenore klangen etwas heiser; sonst aber war es stille zum Einschlafen.

Von den Personen, die an der Steintreppe landeten und flüchtig eine Schale Eis nahmen, kannte ich Niemand. Zu lange Zeit war hin, seit ich hier gewesen, und die guten offenen Gesichter, die ich lieb gehabt, hatten sich längst hinter große Bärte verkrochen. Möglich, daß Einer an mir vorüberstreifte, mit dem ich einen Becher getheilt oder den Bruderkuß getauscht; aber das hat ja nur eine Minute Werth.

Das Feuerwerk verprasselte; ein Tusch, wahrscheinlich zu Ehren der Festordner, erscholl aus dem fernsten der Gärten. Das Fest war zu Ende; die Lampen erloschen oder wurden abgerissen, der Weiher hörte auf zu blitzen und ein kalter Hauch strich darüber hin. Die letzten Gäste verließen den Balkon und der Kellner schielte nach mir, ob ich nicht auch bald gehen wollte. Es war nur träumerische Müdigkeit, die mich noch festhielt.

Da plätscherte es unten an den steinernen Stufen, und noch eine Gondel legte an. Aus dem Dunkel über dem Weiher hob sich ein zerfahrener Hut, und eine fragwürdige

Gestalt stieg die Treppe herauf. Der Ankommende trug sehr verwitterte Kleider, und sein Gesicht war durch eine breite Narbe entstellt. Es war eine peinliche Erscheinung an diesem Orte; er schien nicht viel mehr als ein Landstreicher, — nur sein sauberer, wenngleich grober Hemdkragen deutete auf eine bessere Eigenschaft.

Der Fremde warf sich unbefangen auf die erste beste Bank und verlangte vom Kellner, der sich ihm nur zögernd bequemte, ein großes Glas Grog. Dann sah er sich hastig nach mir um und setzte den Hut ab. Sobald ich seine Stirn sah, mußte ich an einen Jugendfreund denken, an den wunderschönen Lorenz Limbach. Aber er war es nicht, er konnte es nicht sein. Der schöne Lorenz, das Ideal jugendlicher Anmuth, der Abgott der Mädchen, die Augenweide der Künstler — und dieser rothbraune zerhauene Wicht, der eben das große Glas zur Hälfte austrank und auf den Tisch stieß — nein! Wie wäre eine solche Wandelung möglich gewesen!

Und doch, sein Blick haftete auf mir und riß sich wieder los. Er trocknete den Schweiß mit der flachen Hand, räusperte sich, rief den Kellner und zahlte. Dann stürzte er die andre Hälfte seines Trankes hinab, kam auf mich zu und nannte meinen Namen.

„Limbach — Sie sind es?“ Das alte Du wollte mir nicht über die Lippen.

„Limbach, Herr, ja wohl, und ich will Sie nicht belästigen. Ich wollte nur Gewißheit haben, ob Sie es wären, und da auch der Kellner fort ist, so war keine Gefahr Sie zu compromittiren. Ich sehe schlecht aus — he?“ Dabei lachte er durch die zusammengepreßten Zähne, die noch so weiß und tadellos waren wie vor Zeiten.

Ich blickte ihn wie versteinert an. Diese matten Irrlichter von Augen waren die flammenden Doppelsterne unsres Lieblings? Dieses rothe Gesicht, durch eine fingerbreite schlechtgeheilte Schmarre zerklüftet, war dasselbe, in das wir einst wie in die Sonne der Schönheit blickten? Dieser magere, verkümmerte Strolch mit den bläulichen Händen war der Apollino der Bildhauer, der Hylas der Maler?

Die beiden Bilder standen zu unvermittelt neben einander; Vergangenheit und Gegenwart, Verheißung und Erfüllung widersprachen einander zu sehr; ich befand mich vor einem unheimlichen Räthsel.

„Nicht wahr?“ stieß der Unglückliche heiser hervor: „Sie suchen den schmucken, glücklichen Jungen, den alle Welt um seiner hübschen Fratze willen gehätschelt? Hier ist der Junge und hier ist seine Fratze, wenn Sie so gefällig sein wollen, sie dafür zu nehmen.“ Er strich mit dem Finger über die Narbe in seinem Gesicht und fuhr fort: „Wollen Sie ihn nicht dafür nehmen, so denken Sie, er ist nicht mehr da. Sie haben ihn als Hylas gemalt, den die lüsternen Nymphen ins Wasser ziehen, und das war ein prophetischer Einfall. Die Weiber haben ihn hinabgezogen — in die Tiefe, in den Sumpf; da steckt er fest. Bald werden ein Paar kleine Blasen heraufgurgeln; das ist sein Letztes.“

Seine Worte kamen zerrissen über die stotternde Zunge, es waren Worte eines Berauschten oder eines Wahnwitzigen. Er begleitete sie mit Bewegungen, als schleuderte er sie von sich, und seine Stimme rasselte wie aus einem geborstenen Kessel. Die Entstellung erschütterte mich, je deutlicher ich mir aus den Trümmern des Mannes das Götterbild des Jünglings heraufbeschwor, der mich ehedem entzückt, und es kam der thörichte Gedanke, ob hier nicht noch zu helfen wäre. „Was sind Sie nun?“ fragte ich. „Was haben Sie für eine Beschäftigung?“

„Was ich bin?“ lachte er zurück, und gleich darauf zeigte er mir eine wüthende

Grimasse. „Sie sehen's ja! Wozu wollen Sie, daß ich's sage? Ein zerbrochener Topf bin ich, den die Köchin weggeworfen hat, ein Lumpen, den kein Matz mehr in den Sack steckt. Wollen Sie noch weiter hören, was ich bin? Ein Mensch, dem Sie eine Wohlthat erweisen, wenn Sie ihm ein sorgfältig geladenes Pistol in die Hand geben, gratis, versteht sich, oder eine ausreichende Gabe Cyankali; oder wenn Sie ihm gefälligst den Kopf so lange unter das schmutzige Wasser da halten wollten, bis er sich nicht mehr bedanken kann."

Mir schauderte. „Lorenz", so beschwor ich ihn, „Du bist doch erst in den Dreißig; Du bist jünger als ich; Du mußt doch noch Kraft haben, Dich aufzuraffen. Wenn Opfer zu bringen sind, so will ich thun was ich kann."

„Der Alte!" rief Lorenz mit etwas milderen Accenten. „Ganz der Alte, der seinen letzten Groschen an den betrunkenen Bruder gab, während er selbst Durst hatte. Nein, Herr, das haben schon Andre versucht, gute Narren, die nicht wußten was sie thaten. Aber wenn Sie ein Haus kaufen, Herr, und haben eine Treppe zu theeren, oder was es sonst ist, so denken Sie an den Lorenz, den Sie einmal auf der Kneipe einen Ganymed genannt und geküßt haben." —

Ich weiß nicht mehr, was ich erwiderte; ich erinnere mich nur, daß er ein Goldstück zurückwies. Ich wollte ihm seine Geschichte abfragen; aber er stand schon abgewendet, um zu gehen, und dazu kam noch der Wirth und fuhr ihn an, er möchte zusehen, wo die Wand offen wäre. Lorenz nahm seinen Hut und nickte so voll Ingrimm und Verzweiflung, daß es mir wehe that. Dann schritt er, wie sinnverwirrt, die Steintreppe hinab, als wollte er gerades Weges ins Wasser, kehrte aber um, schüttelte wie ein Blödsinniger den Kopf und taumelte durch die prächtigen Zimmer.

Der Wirth wollte sich entschuldigen, daß ich in seinem Hause eine solche Belästigung erfahren und setzte hinzu, daß der Mensch nie Zutritt erhalten hätte, wenn er nicht vom Weiher aus hereingeschlichen wäre. War er einmal da, so müßte man ihn bedienen, um vor den Gästen nicht heftige Auftritte zu veranlassen. Es fände sich Mancher, der ihn in Schutz nähme. Man könne sich nicht aller Rücksicht gegen ihn entschlagen, da er von gutem Herkommen wäre und früher in besseren Verhältnissen gelebt habe.

„Wovon lebt er denn? Was treibt er?" fragte ich und erhielt die Antwort, das wisse man nicht mit Bestimmtheit. Zwar sehe man ihn hie und da eine harte Arbeit verrichten; aber gewiß nur in der höchsten Noth. Von Zeit zu Zeit kämen ihm Mittel in die Hände und es wäre nicht unwahrscheinlich, daß er von Personen, die mit seinem Schicksal verflochten wären, unterstützt würde. Genaueres vermochte der Wirth nicht anzugeben. Er befand sich erst seit Kurzem in dieser Stadt und hatte sich um den Verkommenen wenig gekümmert.

Ich habe den Unglücklichen nicht wieder gesehen; aber ich setzte mich mit früheren Bekannten in Verbindung und erfuhr seine Geschichte.

* * *

Lorenz Limbach war ein allerliebster brauner krausköpfiger Bursche, als ich ihn zum ersten Male bei einem Bekannten traf. Er war auffallend hübsch; die Leute sahen ihm auf der Straße nach, wie es sonst nur schönen Frauen begegnet. Ich war älter als er; ich war im Begriff zur Universität abzugehen und er noch ein junger Schüler. Dennoch war ich von seiner Schönheit und Anmuth so gefesselt, daß ich an dem Cultus,

den alle seine Bekannten mit ihm anstellten, eifrig theilnahm. Wenn der schöne Lorenz zugegen war, gab es keinen wichtigeren Gegenstand; wir beschäftigten uns ausschließlich mit ihm, kamen seinen Wünschen zuvor, machten ihm Geschenke und versanken vor seinem schönen Auge und vor der Anmuth seiner Bewegungen mitunter in schweigende, ich möchte sagen — anbetende Bewunderung. Es war das jene süße Sehnsucht nach der Schönheit, welche die Natur in die Herzen der Jugend legt.

Als ich zur Universität abging, verlor ich ihn in der volkreichen Stadt aus dem Gesichte; als er aber nach kaum drei Jahren als junger Student auftauchte, da prangte er in einer Körperschönheit, die das Ideal des edelsten Künstlers zu verwirklichen schien. Er war um seine schöne Stirn höher als wir Alle, sein Wuchs zierlich zugleich und kräftig wie eines jungen Hirsches. Seine weichen braunen Haare kräuselten sich unter dem Kamme, und seine lebendigen braunen Augen, groß wie Frauenaugen, hatten einen sonnigen, siegreichen Ausdruck. Seine Nasenflügel fieberten vor Muth und Lebensfülle, und die schönen Lippen lächelten vor jugendlichem Glück. Ein bräunlicher Farbenton floß über Antlitz, Hals und Nacken, und die Wangen glühten in unentweihter Kraft und Gesundheit. Kein Fleck, kein Muttermal, keine Narbe störte den Eindruck des vollendeten Bildes; es war, als hätte bei ihm die Natur alle ihre Launen bemeistert, mit denen sie sonst auch ihre Lieblingsgebilde zu entstellen pflegt.

Lorenz durfte sich keiner Studentenverbindung anschließen. Sein Vater, ein Eisenhändler von zweifelhafter Wohlhabenheit, gestattete ihm keine Ausschweifung. Er hoffte ihn einst als Advokaten zu sehen, weil dieser Stand der einträglichste wäre; aber er starb bald nachdem der Sohn seine Studien begonnen. Sein Vermögen zerfloß bis auf einen geringen Rest, und Lorenz mußte sich entschließen, als Lehrling in ein großes Handelshaus einzutreten. Als früherer Student aber behielt er einen Theil seiner Rechte und blieb mit seinen akademischen Bekannten im Verkehr. Wir neckten ihn zwar mit seinen Rosinensäcken, sahen ihn aber nicht minder gern als früher und gaben ihm den Namen Ganymed. Seine Erscheinung erregte immer mehr Aufsehen, je näher er den Mannesjahren kam und sich kräftiger entwickelte. In dem Handelshause, das ihn aufgenommen, wurde er wie ein Sohn gehalten und gelangte von da aus in den Strudel der Gesellschaft. Die jungen Damen begannen ihn mit schwärmerischer Theilnahme zu betrachten, und die Künstler näherten sich ihm mit sachverständigen, studirenden Blicken. Er wurde eine stadtbekannte Schönheit.

Ich habe nie bemerkt, daß Lorenz Limbach über so vielen Huldigungen zum Gecken geworden wäre, wie so mancher andre junge Fant. Niemals habe ich an ihm, so lang' ich ihn gekannt, einen Zug von Eitelkeit, Ziererei oder Selbstverehrung wahrgenommen; vielmehr sah ich ihn bei dem unzweideutigen Beifall, den aufdringliche Bewunderer ihm bisweilen gar zu rückhaltlos äußerten, mehr als ein Mal erröthen, und erinnere ich mich recht, so sprach er sich einmal mit Entrüstung darüber aus, daß man ihm um seiner Larve willen wie einem Frauenzimmer den Hof machte. Gleichwohl ist es sehr wahrscheinlich, daß die Weihräucherungen der Künstler und Weiber ihn schnell verdarben. Er hätte auch mehr sein müssen, als ein junger, schöner, warmblütiger Mensch, um den heillosen Einfluß der Schmeichelei zu überwinden. Schönheit ist ein mächtiger Antrieb zur Ueberhebung, vollends wenn das Urtheil eines Künstlers, eines berufenen Richters über die Schönheit, uns vor Tausenden auserwählt und verherrlicht.

Mancher Stümper von der Akademie der Künste hatte den gutmüthigen Lorenz

schon als Modell mißbraucht. Derselbe war vielfach als Engel und Amor, als Hirtenknabe und Zigeunerbube gemalt worden, ohne daß man davon viel Aufhebens gemacht hätte; zuletzt aber fand sich der ächte Künstler, um die vergängliche Form des begnadeten Menschen in das Reich der Kunst zu versetzen und ihm dadurch einige Dauer zu sichern.

Einen ganzen Fasching hindurch hatte Lorenz, der nunmehr auf der Grenze des Mannesalters stand, die auserwählte Gesellschaft durch seine glänzende Erscheinung entzückt, und schließlich in der Maske eines altgriechischen Jünglings die Blicke eines bedeutenden Malers auf sich gezogen, der neuerdings als Professor an die Akademie berufen war. Dieser zog den jungen Mann sofort in seinen Salon, in sein Atelier; bald war es stadtkundig, daß Professor Kürnberg den schönen Lorenz zum Modell seines Hylas auserwählt habe, und daß man das Bild auf der nächsten Ausstellung sehen werde. In allen Pensionaten, und wo sonst zwei Mädchenköpfe zusammenkamen, flüsterte man über das Ereigniß, und die Spannung wuchs bis zur Eröffnung der Ausstellung aufs Höchste. Denn es gab in der Gesellschaft kein junges Mädchen, das den herrlichen Jüngling nicht gekannt und verehrt hätte. Glückselig jede, die sich einmal im Tanze an seiner Brust gewiegt, ein Wort mit ihm gewechselt oder sich wenigstens von fern im Glanze seiner glorreichen Augen gesonnt hatte! Es war das eine ganz unschuldige Verehrung, denn Lorenz Limbach war ein ganz armer Junge, der an Heirath nicht denken konnte, und daher das Wohlgefallen an ihm ein rein ästhetisches. —

So wurde denn die Ausstellung unter ungewöhnlicher Betheiligung, besonders der Damenwelt, eröffnet. Sämmtliche Pensionate waren anwesend, Backfischchen in Schwärmen und zu Paaren, und sonst manches schöne Kind mit und ohne mütterliche Begleitung. Sie alle würdigten die aufgestellten Kunstwerke, so viel werthvolle Stücke diesmal auch darunter waren, nur flüchtiger Beschau und drängten sich um das Bild, das die kunstsinnige Neugier der Gesellschaft seit vielen Monaten erregt hatte. Er war da, in seiner ganzen prangenden Jugendschönheit, Hylas von den Nymphen geraubt, Lorenz Limbach, das Idol der Backfische, verklärt durch die Kunst, verewigt durch den Pinsel eines Meisters.

In der That konnten junge Frauenaugen schwerlich einen Gegenstand von mächtigerer Anziehungskraft finden. Von einer goldenen Uferscholle, zu der ein abendlicher Sonnenstrahl den Weg durch dichte Schatten gefunden hat, gleitet Hylas in die dunkelgrüne Flut, auf der sich weißblühende Nymphäen schaukeln. Den linken Arm kaum noch auf den nachrollenden Schöpfkrug gestützt, strebt er versinkend gegen die tückischen Wasser, die ihn schon bis zum Gürtel umspülen. Eine hellblonde Nymphe berührt unter bestrickendem Lächeln seinen Fuß, den er ängstlich zurückzieht. Ihr Blick scheint ihn mit wollüstigem Zauber zu lähmen, und so starrt der Todgeweihte mit einem Ausdruck halb der Sehnsucht halb des Entsetzens auf die grausamen und doch anmuthigen Gewalten, die ihn zur Tiefe locken und zwingen. Sein großes braunes Auge haftet mit ängstlicher Spannung auf dem blassen, liebreizenden Unhold, der, lauter Zärtlichkeit im verschwimmenden Blick, die Hand an ihn legt, während drei andre mit verlangender Geberde auf ihn zueilen. Ihre rosigen Körper scheinen das todbringende Element zu durchleuchten und zu erwärmen, während die Lebensluft im Schatten breiter Bäume sich unter der sinkenden Sonne mit frostigen Schauern füllt. Der schöne Sterbliche folgt dem mächtigen Zuge. Nur mit einer matten Bewegung greift seine rechte Hand nach

dem Ufer zurück; sie wird es nicht erreichen, und schon im nächsten Augenblick ziehen die dämonischen Mädchen ihn an seinen braunen Locken in die Tiefe.

Die Köpfe der jungen Damen drängten sich um das vortreffliche Bild wie Engelsköpfe um eine Mutter Gottes. Die kleinen Herzen klopften und die Wangen rötheten sich beim Anblick der edlen Gestalt, an der manche der guten Seelen gerne zur Nymphe geworden wäre. Nicht zur tückischen Wassernixe, deren Verlangen Tod bringt, sondern zur bräutlichen Genossin für ein langes glückliches Leben im Sonnenlichte. Ja — wer so liebreizend wäre wie jenes Malergebilde mit dem matten und doch so verführerischen Auge! Dem Wink und Zwange einer solchen Gestalt würde auch der holdselige Jüngling folgen, der bisher noch keinem weiblichen Zauber erlegen war.

Oder gab es vielleicht doch ein Urbild zu diesem verlockenden Teufelsmädchen, das seine Lippen zu dem geneigten Haupte des Jünglings emporhob? War es etwa kein bloßes Phantasiegebilde des Künstlers?

Die klugen Augen wanderten im Kreise der Bekannten, prüften, verglichen und endlich — wie konnte man auch nur so blind sein! — erkannte man den Kopf der kleinen Margarethe von Meerheim, der kleinen Schauspielerin, die ihrer guten aber verarmten Familie zu Liebe unter dem Namen Grethe Mainau auftrat.

Es war ein merkwürdiger Augenblick, als Fräulein Cäcilie Flohr, Tochter des Provinzial-Schulraths Christian Fürchtegott Flohr, ein sehr wohlerzogenes Fräulein, die Entdeckung machte und sie ihrer Herzensfreundin Rosa Dunker zuflüsterte. Fräulein Rosa Dunker öffnete den Mund zu einem erstaunten Ach, das erst nach einer halben Minute hervorbach, und nachdem dieses Ach im Kreise der jungen Damen etwas Außerordentliches vorbereitet hatte, klang es ziemlich vernehmlich durch den Saal: „Das ist ja die kleine Mainau! Das ist ja Grethchen Mainau! Wirklich — sie ist's!“

Da begann ein Zunicken und Wispern und Kichern unter den Mädchen und es dauerte keine Minute, da war das Geheimniß heraus, das man der Welt so lange vorenthalten: Der schöne Lorenz und die kleine reizende Mainau waren ein Liebespaar.

Das also war die Sprödigkeit des Jünglings, der seine braunen Augen kaum erhob? Das war die Lösung des Räthsels, daß ein Ausbund von Schönheit, der von Huldigungen umdrängt war, keiner nachgab? Eine kleine Bühnendame hatte ihn gefeit und gefesselt? Eine unbedeutende Gauklerin, die noch schüchtern in den Anfangsgründen ihrer Kunst stak, hatte ihn fortgenommen? Ja, das war die rechte kleine Nixe, ihn ins Verderben zu ziehen.

Und je mehr man das Bild zum Beweise nahm, je sicherer man in diesem langen aschblonden Haar die aufgelösten Zöpfe der Mainau erkannte und in diesen mattblauen, fast ins Gelbliche spielenden Nixenaugen die Augen der eroberungsüchtigen kleinen Person, und in den weißen Schultern ihre Schultern, und in den runden Armen ihre Arme, desto mehr wandelte sich in den Herzen der wohlerzogenen Mädchen die verschämte Bewunderung, die sie dem Urbilde des Hylas gezollt, in eifersüchtigen Groll gegen den verführerischen Unhold, der nun seinen Raub eben so sicher hatte, wie die blonde Nixe auf dem Bilde ihren Hylas.

* * *

Margarethe von Meerheim war ein so reizendes talentloses und oberflächliches Geschöpfchen, wie es aus einer guten Familie und einer höheren Töchterschule nur irgend

hervorgehen kann. Ihr Vater hatte ein mäßiges Hausvermögen mit sechs Geschwistern getheilt, und während die Letzteren einen bürgerlichen Beruf erwählten oder mit Hilfe ihres kleinen Vermögens ein größeres erheiratheten, brachte er, von allen seinen Brüdern allein Soldat, seine paar Tausend leichtlebig an den Mann. Hierauf erhielt er den Abschied und ein kleines Amt bei einer Eisenbahn, das ihn in Stand setzte, ein armes liebes Mädchen endlich noch zur Frau von Meerheim zu machen und mit ihr ein paar glückliche Jahre zu durchhungern. Dann starb er, aufgerieben, wie man sagte, von seinem Beruf, mit einem verklärten Blick auf die zweijährige Margarethe, die sein armes Dasein fortsetzte, und einem letzten kummervollen, der schon aus brechenden Augen kam, auf sein Weib, das mit der bekannten ausreichenden Pension zurückblieb. Sie arbeitete insgeheim, soviel ihr Adel erlaubte, stickte und strickte mit schmerzenden Fingern und immer nur feine Sachen für feine Geschäfte. Sie kleidete ihr Töchterchen allerliebst, während sie unter bescheidenem grauen Gewande die Heimlichkeiten der Armuth verbarg und fütterte ihm rothe Wangen und ein reizendes rundes Körperchen an, während ihr gutes großäugiges Muttergesicht hohl und hungrig dreinsah. Sie erschwang sogar das halbe Schulgeld, dessen andre Hälfte ihr erlassen wurde, um ihrem Kinde die unentbehrliche höhere Bildung, also etwas Französisch, Englisch und Musik zu verschaffen, und Gretchen schaute denn auch drein wie eine kleine Baronesse, — als sie plötzlich neben einem Bündel Stroh stand, auf dem ihre Mutter starb.

Eine von ihren vielen Tanten, die Bedürftigste von den sechs, nahm die Weinende zu sich, um sie kochen und nähen zu lehren und sie ihrem Haushalt als Mädchen für Alles nutzbar zu machen. Aber die hellblauen Augen thränten zu sehr von Küchenrauch, und die feinen Finger wurden von der Nadel so wund, und die Tante wurde so böse! Da war es besser, aller Gnade der Verwandten zu entsagen und auf eignen Füßen zu stehen. Wo aber steht man auf eignen Füßen besser, als beim Theater?

Commissionsrath Wettiner, der Director der Stadtbühne, sah sie nur an, so war sie engagirt, wenn auch von Gage wenig die Rede war. Gretchen Mainau nahm es ernst, studirte, deklamirte, agirte, und in kleinen Rollen, wo ein Paar prächtige blonde Zöpfe, ein keckes Näschen und große sonderbare Augen viel bewirkten, gefiel sie auch. Aber sie hatte einen verhängnißvollen Fehler: Ihre Toilette war dürftig, und war das schon auf der Bühne, vor den Augen des Publikums, ein Verstoß, so verunehrte sie ihren Stand, der doch für die halbe Welt ein Muster sein sollte, auch außerhalb der Bühne durch die ärmlichen Fähnchen, die sie sich nicht schämte zu tragen. Ihr mangelte der erotische Schwung einer glühenden Künstlerseele; deshalb fand sie sich von ihren Kunstgenossen geringgeschätzt und von den jungen Herren im Parquet, die sich eine schöne Seele nur in einer schönen Robe vorstellten, belächelt. Aber Grethe Mainau blieb unverbesserlich. In ihrem Gehirnchen spukte noch so eine altfränkische Idee von Jungfräulichkeit und Tugend, und sie meinte, daß diese Eigenschaften sie endlich über alles Elend und alle Kämpfe hinaustragen würden.

So lebte sie in ihrem armen Dachstübchen mit einem kecken Kanarienvogel und zwei Stauden von duftendem Geranium, als Professor Kürnberg ankam, dessen geweihter Blick Schönheit und Anmuth aus dem Schwarme der Alltäglichen und Gemeinen zu sondern verstand. Der noch junge, doch schon vermählte Mann fand ein reines Wohlgefallen an der kleinen Schauspielerin, und nachdem seine Erkundigungen über ihr Leben den ersten günstigen Eindruck bestätigt hatten, zog er sie in sein Haus, und damit in einen

Kreis von begabten Personen, der sie mehr um ihre Anmuth als ihrer Kunst willen bewunderte. Bald wählte er sie denn auch zum Modell für die Hauptnixe auf seinem Hylasbilde, und so bot sich Gelegenheit, daß die beiden jungen auserwählten Menschen einander kennen lernten. Es lag mehr Scheu als Wohlgefallen in den ersten Blicken, mit denen sie sich betrachteten; aber die gemeinsame Gnade der Schönheit, die sie von der Natur empfangen, machte sie einander verwandt, und sie hörten seit ihrem ersten Zusammentreffen nicht auf, an einander zu denken.

Der Professor hatte seine Lust an ihnen, und oft leuchteten seine Augen zwischen den beiden Gestalten hin und her, als ergetzte er sich heimlich an dem Gedanken, sie könnten ein Paar werden.

Und sie wurden es; sie mußten es werden. Die Natur schien sie für einander bestimmt, die Vorsehung sie zusammengeführt zu haben, und wenn ihre Neigung auch nicht so schnell flog, wie das Gerücht unter den Leuten, die sie bereits beim Aushängen des Hylas-Bildes für ein Liebespaar erklärten, so dauerte es doch nicht mehr lange, bis dieses Ziel erreicht war. Hylas begann sein Comptoir sehr unerquicklich zu finden, und besonders in der letzten Stunde vor Schluß der Arbeit blickte er mehr nach der Thür denn auf seine Zahlen. Er, der zur Freude seines Lehrherrn sonst bis in die Nacht hinein über handelswissenschaftlichen Büchern gesessen, er schlich sich jetzt vor ausgeschlagener Stunde fort, und es war entschieden, daß er seine Abende im Theater zubrachte. Da bewunderte er sie in ihren kleinen Backfisch- und Hosenrollen, weidete sein Herz an ihrer lieben Gestalt und trauerte, daß er nicht eines reichen Hauses Sohn wäre, um sie zur Königin jener Bretter zu machen. Er träumte von Diamanten und Perlen, die er ihr spendete, und von märchenhaften Prachtgewändern, die er um ihre Glieder legte. Er sah sich als einen großen Kaufmann, reich, unermeßlich reich, der seinem Schatz die Kleinode aller Weltgegenden zu Fußen legte; und dann ward es ihm wehe ums Herz, weil er ein gar so armer Junge war, der oft borgen mußte, um seinen bescheidenen Platz zu bezahlen und sich das Entzücken ihres Anblicks zu verschaffen.

Grethe Meinau wußte, daß er unter den Zuschauern war, so oft sie auftrat, daß er von jenen Allen, die das Haus füllten, der Einzige war, der ihretwegen gekommen. Ihre Augen fanden den Platz, den er einzunehmen pflegte. Sie hatte nicht, wie ihre Genossen, den Galan unter den wohlhäbigen Gestalten des ersten Ranges zu suchen, sie mußte hoch hinaufblicken, um ihn auf seinem dunklen Eckplatze zu gewahren, wo er unscheinbar saß, das Gesicht vom breiten Hut beschattet, dennoch in ihren Augen wie ein Edelstein. Aus ihrer Flitterwelt, aus dem Kreise der kunstheuchelnden Gefährten, die auch Liebe und Theilnahme nur spielten, durfte sie mit Gedanken voll süßer Hoffnung zu einem Auge emporblicken, das die Strahlen des ihrigen gerne in sich aufnahm. Sie fühlte sich nicht mehr verlassen, sie war geliebt.

Mit bangem Herzen erwartete Margarethe, daß der Ersehnte sich ihr nähern werde, und dieser wiederum bangte nach einem Augenblick, sich ihr zu offenbaren. Aber das ist die ächte junge makellose Liebe, die lange zagt und zögert, sich zu beweisen, als wäre mit dem ersten Wort oder Zeichen das beste Glück vorbei.

Wohl schlich Hylas seiner Nixe nach, wenn sie vom Theater heimging, in Mondnächten oder Sturmnächten. An die Häuser gedrückt, wie mit Katzentritten schreitend, glaubte er sich unbemerkt, und ließ sich nicht träumen, daß sein Mädchen, auch ohne ihn zu sehen, seine Nähe unter Wonneschauern empfand. Wenn sie dann hastig, gleichsam

flüchtend, in die Hausthüre schlüpfte, so barg er sich in dem Portal des stattlichen Bankhauses, das den Fenstern seiner Erwählten gegenüber lag, und beobachtete, wie sich hoch im schiefergrauen Dach ein mondbeglänztes Fenster aufthat, und zwischen zwei Blumenstöcken eine weiße Gestalt erschien, um die langen blinkenden Haare zu strählen. Und dann, Haupt und Schultern ganz umwogt von der Fülle, breitete sie die Arme, schloß das Fenster, öffnete es noch einmal und winkte mit der Hand — vielleicht einem Sterne, der sie anlächelte. Zuletzt schloß sich das Fenster und stand im Mondlicht, wie ein Stück Blattgold.

So hätte es unter den Liebenden schüchtern und träumerisch, nach deutscher Jugend Art, noch lange fortgehen mögen; aber Eros schuf Gelegenheit und drängte zum Ziel.

Zum Fasching gab Professor Kürnberg einen Mummenschanz, fast ausschließlich für Künstler, aber nicht ohne seine Lieblinge. Ein schmucker Edelknappe fing eine graue Fledermaus, bald nachdem sie in den Saal geflogen, und als man nach kurzer Belustigung die heißen Masken ablegte, kam unter der Hülle der Fledermaus eine schlanke Nixe zum Vorschein, mit Schilf im aschfarbenen Haar und im Schleppgewande von grün schillerndem Atlas. Noch ein Mal sahen sie einander mit befremdeten Blicken an, der Knapp' und die Nixe; aber diese Blicke endeten in einem Lächeln des Einverständnisses, und mit entfesselten Herzen stürmten nun die Liebenden einander entgegen. Das Nixengewand, das wie Wasser von den schlanken Gliedern floß, das Knappenkleid, das die herrlichen Formen des Jünglings straff umschloß, vergönnte und gebot freiere Bewegung, als der ehrbare Frack und die bauschige Robe der alltäglichen Gesellschaft, und die ringsum losgelassenen Faschingsfreuden, die zur Zeit der ersten Frühlingsregung die lebendige Natur in die erstarrte Welt zurückführt, zogen auch die beiden Liebenden in ihren berauschenden Strudel mit. Zum ersten Male wandelten sie Hand in Hand, zum ersten Male, Brust sanft an Brust, im warmen Tanze fühlten sie das Entzücken, einander anzugehören.

* * *

Die stille Seligkeit der Liebenden wurde plötzlich durch einen Ruf der Ueberraschung, durch ein huldigendes Ach unterbrochen, das aus einem Nebengemache herklang. Ein unerwarteter Gast ist erschienen, eine schöne Frau: Man nennt sie die Freiin von Lichthofen. Sie hat den Domino abgeworfen, unter dem sie bisher für jedes Auge unkenntlich gewesen, und strahlt nun ihren überraschten Freunden in ihrer ganzen Anmuth entgegen.

Gerda von Lichthofen, eine geborene Gräfin, ist eine Süddeutsche, begeisterte Freundin und — so sagt sie — Schülerin des Professor Kürnberg, den sie in München kennen gelernt, in Italien wiedergefunden, und nach welchem ihre künstlerisch gestimmte Seele seitdem immer eine Sehnsucht wie nach der Heimat empfindet.

Längst schon hatte man ihren Besuch erwartet, denn sie äußerte sich ungeduldig, den verehrten Mann und die Seinigen, die ihr herzlich befreundet waren, in ihrer neuen Umgebung wiederzusehen, und durch einen Brief der Frau von den bevorstehenden Faschingsfreuden unterrichtet, hatte sie alle Hindernisse überwunden und war mit ihrem Söhnchen, von dem sie sich niemals trennte, herbeigeeilt, um die Freunde zu überraschen. Sie wirkte mit dem Zauber, den die Glücklichen überall um sich verbreiten; denn mehr als irgend ein Menschenkind durfte Gerda von Lichthofen, nachdem auch für sie böse Tage vorübergegangen waren, sich unter die Glücklichen zählen. Nach einer frohen

Jugend hatte sie einen Ehebund nicht ohne Neigung geschlossen; indessen verwuchs sie mit ihrem Gemahl nicht so gänzlich, daß sein Tod ihr unheilbare Wunden geschlagen hätte, und getröstet durch das Lächeln eines lieblichen Kindes, dann getrieben durch schwellenden Jugendmuth, warf sie sich in die Wogen des Lebens, um Alles zu genießen, was einer vornehmen Natur werth des Genusses scheinen mag. Ihr bedeutendes Vermögen, durch des Gemahls Verlassenschaft fast verdoppelt, sicherte ihr die Befriedigung jedes Wunsches, jeder Laune, und so schimmerte denn ihre Erscheinung im ungetrübten Glanze des Glückes und war überall wie Sonnenschein willkommen. Zum Ueberfluß war sie Dichterin, soweit Studium eine Frau dazu machen kann, war Tonkünstlerin und Malerin, also von der ganzen Strahlenfülle umgeben, die erwärmt und blendet.

Da stand sie, Sonne Gerda, in der schlichten Pracht ihrer Schönheit, und der Wiederschein ihres Angesichtes flog als Lächeln über die Mienen der Umstehenden. Sie hielt beide Hände der Professorin, der kleinen blassen Frau, deren Blüthe bereits durch Mutterloos erschöpft war, und glänzte mit ihren Augen tief in sie hinein. „Bin ich willkommen?“ klang es von ihren Lippen in tiefen, vollen Glockentönen: „Ist es mir gelungen, Ihnen durch mein plötzliches Erscheinen eine Freude zu machen?“ Und dann zu Kürnberg gewendet, der ihre Hand an seine Lippen führte: „Sie aber, Meister,“ sagte sie, „muß ich, wie immer, mit Ihrem eigenen Ruhme begrüßen. Ich habe in Wien Ihren Hylas gesehen: — Was für ein Bild!“

Der Meister lächelte. „Gefällt es Ihnen? Sie wissen, was Ihr Beifall mir werth ist.“

„Gefällt!“ rief die schöne Frau. „Es hat mich bestrickt, bezaubert. Ich ruhte nicht, bis ich es mein nennen durfte.“

Der Professor war freudig überrascht. „Hylas in Ihrem Besitz? Hat nicht Baron Seckelheimer ihn gekauft?“

„Freilich!“ lachte Gerda glockentönig: „Aber ihm galt das Stück nicht so viel wie mir. Was für ein Bild, Meister! Nie hat eins auf mich gewirkt wie das. Es ergriff mich wie eine Naturgewalt. Aus welcher Welt holten Sie die Gestalten?

Kürnberg warf einen schnellen Blick um sich her und zog dadurch auch Gerda's Blick nach der Stelle, wo Lorenz im Gespräch mit Margarethe stand. Wie ein Schreck zuckte es durch ihre Glieder; ein Hauch der Ueberraschung, in schneller Selbstbeherrschung abbrechend, wurde kaum dem Freunde vernehmlich. Zitternd hob sich die Brust einmal und senkte sich; dann forschten aus ernstem Antlitz die großen Augen ruhig in die Weite.

In stillem Verständniß überflog des Meisters Blick die schöne Gestalt der Freundin. „Aus Ihrer Welt,“ antwortete er; „aus der Welt, die Sie umgibt und in der Sie die Urbilder schnell genug finden werden.“

„Wie? Hylas ist ein Sterblicher? Kein Schatten aus der Heroenzeit? Kein Phantasiegebild? Kein Ideal?“ So heuchelte die schöne Frau mit einem rührend verlegenen Lächeln.

„Schauen Sie dorthin, nach dem Eingange,“ so half ihr der Professor nach. Gerda, anscheinend gelassen, erhob ihr Doppelglas, um den verrätherischen Glanz ihrer Augen hinter den Gläsern zu verbergen, und drückte durch langsames Neigen des Hauptes maßvolle Bewunderung aus. „Ein feiner Junker,“ sagte sie mit erkünstelter Gleichgiltigkeit, welche den kundigen Freund auf ein etwas unruhiges Gewissen schließen ließ, „und

es ist ein glücklicher Zufall, daß ich ihn nicht im Frack sehe. Hylas im Frack wäre auch zu lächerlich."

„Der Mensch gehört in ein Eden hinein," sagte der Professor: „Wie Adam, dürfte er seine Schönheit getrost der jungfräulichen Natur zeigen. Er gehört nicht in einen Salon, wo diese schwarzen Leichenbitterlappen um unsre dürren Culturgebeine flattern."

Gerda, die Augen immer noch hinter den Gläsern, lachte in sich hinein. „Was ist er denn?" fragte sie dann: „Welche Stelle fand dieser Jüngling aus Eden in der Welt des Fracks?"

„Er ist Kaufmann."

„Kaufmann?" rief Gerda mit echter Entrüstung. „Kaufmann? Ah — das ist unschön, das ist anstößig. Er müßte ein Künstler sein, ein junger Feuergeist, ein Dichter, wenn auch von noch so schlechten Versen. Aber ein Kaufmann in einem solchen Gefäß — es gemahnt mich fast wie ein Hering im Onyx von Mantua."

So lachte Gerda; aber unter ihrem Scherz erglühte sie. Der rosige Anhauch ihrer Wangen, ihr belebter Athem verriethen Empfindungen, die der scherzenden Lippe widersprachen.

Kürnberg sah genau, was in ihr vorging. Er kannte seine Freundin und wußte, daß es nicht blos ein flüchtiger Eindruck war, der jetzt in ihr mächtig wurde. Er wußte, daß ihr Wille schnellkräftig, oft heftig war, und daß es dann für die reiche Freiin wenig Hindernisse gab ihn durchzuführen. Er kannte ihre edlen Grundsätze und die Lauterkeit ihres Lebens; aber er kannte in ihr auch die verborgene Leidenschaft, und da er sie eben in ihre Wangen emporlodern sah, so mochte er wohl Grund haben, in sich hineinzuflüstern: „Arme kleine Grethe!"

„Und wer ist die Kleine?" So unterbrach Gerda plötzlich die Gedanken ihres Freundes. „Wer ist die allerliebste Nixe mit dem märchenhaften Haar? Mir scheint, Meister, die Beiden haben Sie mit Ihrem Pinsel copulirt."

„Wäre besser als manches Pfaffenwerk," lächelte Kürnberg, „wodurch Krüppel und Schwächlinge zum Schimpf und Verderben der Menschheit gepaart werden. Ging' es nach mir, so sollte nur das Schöne und Gesunde sich gatten.

„Das gäb' eine langweilige Welt!" lachte Gerda. „Ich fürchte, die Künstler würden bald das Häßliche bilden und malen. Einige thun es ohnehin. Also wer ist die Kleine?"

„Eine Schauspielerin."

„Eine Schauspielerin!" wiederholte Gerda mit gepreßtem Athem und hatte die Gläser wieder vor den Augen. „Ich werde sie doch etwas näher sehen?"

* * *

Nur wenige Worte sprach die Freiin von Lichthofen mit Lorenz Limbach, als der Professor diesen vorstellte. „Sie sind Kaufmann?" fragte sie mit einer muthwilligen Miene, die sonst nicht ihre Weise war, und als Lorenz eine linkische Verbeugung machte und ein wenig roth wurde, fuhr sie fort: „Ist dieser Beruf denn Ihre freie Wahl?"

„Ich habe früher die Rechte studirt," antwortete Lorenz. „Aber seit meines Vaters Tode —"

„Nun begreife ich!" rief Gerda. „Aber es ist zu verwundern, daß ein junger Mann wie Sie nicht Freunde gefunden hat, die ihm förderlich waren —" Sie wollte noch

etwas hinzufügen, aber in diesem Augenblick trat ein Diener hinzu, um Erfrischungen anzubieten und Lorenz schien für sie nicht mehr vorhanden. Er wartete noch eine Minute, ob die Gnade der schönen Frau sich ihm wieder zuwenden wollte, dann zog er, mit zögerndem Fuße rückwärts schreitend, sich in Margarethens Nähe zurück. Erst gegen den Schluß des Abends, als schon einzelne Gäste aufbrachen und Lorenz unter Herzklopfen erwog, ob er Margarethen seine Begleitung antragen sollte, schritt die schöne Frau, wie zufällig, an ihm vorbei und betrachtete ihn mit einem Blicke künstlerischen Wohlgefallens, das zuletzt wie ein Blitz aufloderte und in die Brust des Jünglings einschlug. Er bebte unter einer ungeahnten süßen Gewalt; aber auch diese Anwandlung ging vorüber, als er, vom Feste scheidend, auf Margarethen traf, die seinem Herzen näher stand denn alle Frauen der Welt. Sie hatte soeben eine graue Pelzkappe, so eine, wie man sie nur an dunklen Abenden trägt, ein Erbstück von der Großmutter her, übergeworfen, ohne die Fülle der Locken bewältigen zu können, die sich überall vordrängten, und so blickte sie schalkhaft zu dem scheidenden Lorenz hinüber.

Dergleichen Blicke geben auch schüchternen Bewerbern Muth. Flugs war Lorenz an Margarethens Seite und verließ mit ihr das Haus, ohne erst um Erlaubniß zu bitten. Draußen war es ziemlich dunkel und Spähер nicht zu fürchten. Bald gingen sie Arm in Arm; sie wußten nicht, wie es geschah. Sie plauderten leise und einsilbig, plauderten von gleichgiltigen Dingen, vom Wetter und von dem Feste, und als sie sich der Wohnung Margarethens näherten, fiel es ihnen aufs Herz, daß von der Hauptsache, die sie bewegte, nicht gesprochen war. Lorenz wollte, mußte sie noch zur Sprache bringen; Margarethe sehnte sich, ihn davon sprechen zu hören. Sie waren nahe der Thür. Lorenz nahm die kleine Hand und preßte sie an seine Brust. Er mußte sprechen. „Morgen ist Sonntag,“ brachte er hervor.

„Morgen ist Sonntag,“ wiederholte Margarethe. „Morgen hab' ich nichts zu thun, morgen ist doppelt Sonntag.“

„Und ich gehe nicht ins Geschäft,“ sagte Lorenz. „Dies ist Ihr Haus, Fräulein Margarethe. Gute Nacht.“

„Gute Nacht!“ flüsterte sie zurück, während sie in ihrer Manteltasche nach dem großen Hausschlüssel suchte. Er zögerte, sie zögerte, und zuletzt gingen sie doch, ehe das Wort, nach dem sie beide verlangten, gesagt war. Sie schmollten im Traum auf einander und küßten sich in Gedanken, als sie erwachten. Und am Morgen, als die Nebel sich verzogen hatten und die Sonne an den Feueressen der hohen Häuser glühte, da kam dem Jünglinge ein entschlossener Gedanke. Flugs kleidete er sich aufs Beste, nahm den neuen Hut und die Handschuhe von gestern und hinaus gings auf die sonntäglichen Straßen, und auf einem letzten schüchternen Umwege vor der Geliebten Haus.

Sie war am Fenster, hoch im vollen Sonnenlichte und sah ganz festlich aus. Sie bog sich weit über, daß die Locken frei in der Luft hingen; aber sie blickte nach der andern Seite, von welcher Lorenz hätte kommen müssen, wenn er nicht den schüchternen Umweg genommen. Jetzt trat sie zurück, erblickte ihn unten auf der Gasse mit weit zurückgebogenem Halse und emporgeworfenem Hut und lächelte, sich anmuthig verneigend, aus ihrer sonnigen Höhe in die Schatten der Straße hinab.

Nun gab es kein Bedenken mehr. Die vier Stiegen flog Lorenz hinan, so dunkel und winklig sie waren, kopfte, und stand wie geblendet, als Margarethe ihm in einem Strome von Licht entgegentrat.

„Guten Morgen!" so lag es schon auf den Lippen des jungen Kaufmanns, und der Rückgrat bog sich bereits zu dem gebräuchlichen Bückling. Aber der Zauber der bräutlichen Gestalt riß ihn fort; er vergaß Redensarten und Höflichkeiten, und die ersten Worte waren: „Ich habe Dich lieb, Margarethe."

Ihr Lächeln umwölkte sich ein wenig, und blieb doch ein Lächeln. Sie wollte sich ein wenig zurückziehn, und es wurde ein Vorneigen daraus; und nun standen sie umschlungen in der Strahlenfülle des Morgens.

„Wir haben es ja längst gewußt!" rief Margarethe, und ihre Lippen suchten nach ausdrucksvolleren Zeichen, als Worte sind.

Das ganze Stübchen war erfüllt vom Lichte; die Blätter der beiden Blumenstöckchen glitzerten vom frischen Wasser; der goldgelbe Vogel flog auf das blonde Haar seiner Herrin und schmetterte ein langes Lied. Es war die glücklichste Stunde im Leben der jungen neuvermählten Herzen.

Lange standen sie an einander geschlossen, schwiegen, blickten einander nur in die glücklichen Augen. Und dann, wie im Traume, wandelten sie umschlungen in dem schmucken Gemach, und Hylas freute sich an der Sauberkeit und dem Glanze des Geräthes, und an der Sorgfalt, mit der auch die kleinsten Dinge geordnet und gepflegt waren. Schrank und Truhe waren alt und wurmstichig; aber liebevolle Anhänglichkeit an dieses arme Erbe hatten ihm noch einen Rest früherer Stattlichkeit bewahrt, und die Sorgfalt, mit welcher die Eignerin sie geglättet, strahlte als Behagen von ihnen zurück.

Geplaudert mußte werden, vom Herzen fortgeplaudert das wonnige Bangen, und das Glück, für das es keine Worte gab. Uebergenug hatte Margarethe zu plaudern über die hundert Sächelchen, die alle ihre Geschichte hatten, weil an allen ein Stückchen Leben, eine Stunde des Duldens und Entbehrens hing. Der kleine Bücherschatz, das Schubfach mit Gauklerwaffen und nachgeahmtem Geschmeide, die Truhe voll Flitterstaat, für geringen Preis gelegentlich zusammengekauft — Alles wurde durchmustert, und keine halbe Stunde ging hin, so überblickte Hylas die ganze kleine bunte Welt, in der seine liebe Nixe bisher gelebt.

„Sie wohnen hier wie in einem Schmuckkästchen," sagte er, und auf einen neckenden Blick Margarethens verbesserte er sich: „Du wohnst hier — Ich finde hier nichts von der genialen Unordnung, durch welche sich die Damen der Bühne sonst auszeichnen."

„Jeder nach seiner Weise," antwortete Margarethe. „Die ächte Künstlerin fühlt sich kaum irgend wo anders als auf der Bühne wohl und kennt keinen höheren Genuß, als die Aufregungen ihres Berufes. Das Alltägliche ist lästig, gleichgiltig, und liegt vernachlässigt nebenbei. Ich aber bin ein hausbackenes Geschöpf, eine schwunglose Seele. Was Andre Kunst nennen, ist mir nur Handwerk. Ich wählte es, weil meine weichen Hände zu keinem andren taugen, und weil es sich, so weit ich es brauche, von selbst lernt. Ich weiß nicht, ob es Arbeit ist; aber sie macht mich nicht glücklich. Nur ihr Erlös ist mir willkommen, und meine Freuden wohnen in diesen vier Wänden. Heute sind sie alle beisammen."

„Wie!" rief Hylas: „Du bist nicht mit Begeisterung Schauspielerin? So wird es nicht schwer sein, Dich loszumachen, wenn ich Dich heimführe?"

Margarethe lächelte traurig. „Keine Hoffnungen!" sagte sie. „Nein, keine Hoffnungen! Es ist so bitter, wenn sie zu Grunde gehen."

„Aber ich werde doch zu einer Stellung und zu Brot kommen!“ rief Hylas entschlossen, fast unwillig.

„Dann wirst Du mich nicht mehr lieb haben, Hylas.“

„Margarethe! Wofür hälst Du mich?“

„Für einen schönen, wunderschönen Jüngling,“ sagte Margarethe und barg ihr Auge an seiner Schulter. „Aber die Nixen werden Dich entführen.“

„Die Nixen!“ lachte Hylas. Bist Du nicht die erste, und hast mich schon in Deiner Gewalt?“

„Ich bin nicht die Einzige.“

„Was geht eine Andere mich jetzt noch an?“ —

Margarethe schwieg. Sie hätte gerne von der glänzenden jungen Freifrau gesprochen, aber ein langer Kuß hemmte ihre Worte, und sie schloß mit einem Seufzer: „Wie Gott will. Sobald Du mich zu Dir rufst, komm' ich und will an Deiner Seite arbeiten, was meine armen Hände vermögen. Es wird mir leicht und lieb sein, weil ich dabei nicht an mich zu denken brauche, und ich werde kein weiteres Glück begehren. Will's Gott anders — nun — ein Glück halt' ich ja doch fest; eine Seligkeit ist mir doch geworden. Ginge sie auch in der nächsten Minute verloren — Du hast mir gesagt, daß Du mich liebst.“

Sie warf sich stürmisch in seine Arme und weinte vor Seligkeit. Aber als entfesselte Gluten des Jünglings ihr entgegen athmeten, wehrte sie ihm mit sanft gebietender Anmuth.

Ihre glücklichste Stunde war dahin. Eine junge Magd kam mit einem Korbe und einer Flasche, sagte kein Wort, lächelte nur freimüthig, ohne einen Anflug von Spott oder Einverständniß, ordnete ein Frühmahl auf weißem Tuch, bediente, als wär's eine Lust, zu dienen, und ging.

Der Postbote kam, von Margarethe mit Lebhaftigkeit begrüßt und brachte drei Briefe, einen weißen, einen rothen und einen grünen. Der weiße enthielt ein Sonett von einem Schüler, der rothe eine Liebeserklärung nebst Chiffern, unter denen eine Antwort ersehnt wurde, der grüne, offenbar von einer Frauenhand, einen Glückwunsch zu einem freudigen Ereigniß, das nicht näher bezeichnet wurde. Es war offenbar nur eine Neckerei; denn Niemand wußte, was in dieser Morgenstunde geschehen war. Aber die Liebenden erkannten, wie man sich in der Stadt mit ihnen beschäftigte und freuten sich des Zufalls, der ihnen zu rechter Stunde einen Glückwunsch brachte.

Das Gerücht war auch diesmal der Thatsache vorangegangen, und es half nichts, diese zu verheimlichen. In wenigen Tagen war die Stadt von der Kunde erfüllt, daß zwischen Hylas und der kleinen Grethe Mainau ein zärtliches Verhältniß bestehe. Die jungen Damen rümpften die Näschen; insgeheim aber fand jedermann es in der Ordnung.

* * *

Die junge Freifrau von Lichthofen wollte abreisen, ganz gewiß abreisen, morgen, übermorgen, auf ihre Güter, nach Wien, nach Paris. Morgen, übermorgen kam, und die schöne Frau verweilte noch immer in dem behaglichen Blumenhof, wo sie die schönsten Zimmer inne hatte, und war nach wie vor das Entzücken der glänzenden und geistreichen Zirkel. Sie war einmal unpäßlich. Das ging vorüber; aber nun trat schlechtes Wetter

ein, und dann gab ein großer Pianist Concerte, die man nicht versäumen durfte, und dann brachte die Bühne ein Preisdrama, welches durchfiel, und zuletzt wurde gar der kleine Götz, der Stolz und Abgott des Hauses Lichthofen, von einem leichten Husten befallen, der durch vorschnelle Abreise zum Stickhusten hätte werden können.

Frau Gerda war ein wenig ängstlich, ihr Verweilen zu rechtfertigen. Zu jeder andren Zeit hätte sie gesagt: „Es ist mein Belieben; ich habe nichts zu thun noch zu versäumen; ich bleibe wo es mir gefällt so lange als es mir gefällt.“ Aber jetzt war da im tiefinnersten Herzen etwas aufgekeimt, das vor der Welt verborgen werden mußte. Ja wie verbirgt man es nur? Unter einer Hülle wachsen solche Pflänzchen nur um so kräftiger, und wenn du sie nicht ausreißen willst, was gar zu wehe thut, so drängen sie sich bald mit einer Fülle von Blättern und Blüthen ans Licht. Hüte dich, armes Frauenherz! —

Gerda hatte ihren Stolz wie irgend eine Frau aus der guten Gesellschaft; aber sie hatte auch warmes Blut wie irgend eine, die aus der Vollkraft der Natur hervorging. Sie war kein armblütiges oder schwindsüchtiges Halbgeschöpf mit jener Halbtugend, die sich selber zur Last ist, sondern ein vollbürtiges Menschenkind mit aller Sinnlichkeit und Sehnsucht, die einem solchen mitgegeben ist.

Was vermochte nun die aufkeimende Neigung mehr zu rechtfertigen, als die Schönheit ihres Gegenstandes? Ist sie es nicht, die jede Wahl, jeden Bund rechtfertigt? Was hatte sie sich vorzuwerfen, wenn sie im Stillen selig war, wenn sie der Leidenschaft, die sie äußerlich meisterte, innerlich nachgab? Sie war aller gesetzlichen Bande ledig und hatte keine andre Verpflichtung als gegen sich selbst. Warum sollte sie nicht glücklich sein?

Die kluge Frau sagte sich, was jede andre kluge Frau sich an ihrer Stelle gesagt hätte: „Er ist gegen dich fast ein Knabe; er gehört einer andren Gesellschaft, fast einer andren Welt an; seine Liebe hat bereits gewählt, und es ziemt dir nicht, dich um ihn zu bemühen!“ Dies Alles, und noch viel andres Bedächtige und Ehrbare sagte sie sich, und dann erhob sich die warme Welle der Leidenschaft und überspülte die Klügeleien und Bedenken mit heftigem Schwall und rosigem Schaume.

Schon hatte die Freiin, im Gefühl ihrer Sieghaftigkeit, einen Brief an Hylas hingeworfen, der ihm mittheilen sollte, er habe Freunde gewonnen, denen seine Zukunft am Herzen läge, und die es nicht als ein Opfer betrachten würden, ihn auf einer ehrenvollen Laufbahn zu unterstützen. Wollte er sich solchen Freunden anvertrauen und ihrer uneigennützigen Sorge hingeben, so wäre er eingeladen, sich zu einer bestimmten Stunde auf einem bestimmten Zimmer im Blumenhofe einzufinden.

Gerda vernichtete den Brief, bevor noch die letzten Schriftzüge getrocknet waren. Dieser Schritt schien nicht frauenhaft, nicht würdevoll. Das Verhältniß, nach dem sie verlangte, sollte sich edel gestalten und durfte nicht leichtfertig beginnen. Wie gerne sie auch ohne Mitwisser und Theilnehmer gehandelt und ihr süßes Geheimniß jedem Dritten vorenthalten hätte, sie fürchtete Mißdeutung selbst da, wo sie Verständniß ersehnte, und beschloß, den Maler — wenn nicht zum Vertrauten ihrer Wünsche, doch zum Vermittler einer Annäherung zu machen. Sie ergriff eine Gelegenheit, das Gespräch auf das Hylasbild zu bringen, und begann, gleichsam zufällig erinnert: „Da fällt mir ein, Meister, ich habe einen Gedanken mit Ihnen zu besprechen, der mir durch den Kopf ging, als Sie mir Ihren schönen Hylas vorstellten. Es war ein guter Gedanke; aber gerade die gehen am flüchtigsten vorüber. Sie werden begreifen, daß man Ihren Hylas

nicht ohne Theilnahme sieht. Er ist Kaufmann, aber er sagte, daß er seine Studien nach dem Tode seines Vaters, also wohl aus Mangel an Mitteln, hat aufgeben müssen. Das ist Schade. Wen die Natur durch die Gabe idealer Schönheit so aus dem Schwarme gehoben hat, der darf nicht in unscheinbarer Stellung verschwinden. Man muß ihn dahin stellen, wo seine Persönlichkeit Strahlen werfen kann. Mit einem Worte: Ich wünschte, es könnte etwas für Ihren Hylas geschehen, und weiß nicht, in welcher Form. Wär' er noch ein Kind, so nähme ich ihn als meinen Sohn an, Götz muß einen Gespielen haben. Mir gilt er nicht viel mehr als ein Kind; aber mit einem Kinde, das man „Herr" anredet, muß man schon einige Umstände machen —"

Gerda erröthete unter den verständnißvollen Blicken des Freundes, der mit herzlicher Theilnahme beobachtete, wie sich in einem züchtigen Gemüth die Leidenschaft gegen anerkannte Formen auflehnte. Er war zu sehr Künstler, um Sittenrichter zu sein; aber zum Rath aufgerufen, verlangte er nach beiden Seiten hin das Richtige zu treffen, und weder die schöne Freundin in ihren Empfindungen zu kränken, noch seinem Liebling wichtige Vortheile zu verscherzen.

„Ich erkenne," so unterbrach er, „wieder einmal Ihr vortreffliches, hilfreiches Herz, das von seinem Glücke beunruhigt wird, wenn es nicht Opfer bringen kann. Aufrichtig gesagt, ich sehe bei Ihrem Vorhaben keine große Schwierigkeit. Unter Personen von ehrbarer Gesinnung werden auch heikle Angelegenheiten unbefangen und ehrenhaft geordnet, während es unter Leuten von zweifelhafter Lauterkeit und dunklen Antrieben mißtrauischer Verwahrungen bedarf. Sie bieten arglos, und man wird arglos nehmen. Freilich kenne ich die Absichten unsres Hylas nicht. Man erzählt sich, er wäre nun mit seiner Nixe ganz ernstlich verstrickt."

„Das wird vorübergehen," warf die junge Freifrau hin, „das geht mich nichts an; das ist Sache seines Vormunds — oder seine eigene, gleichviel. Eine armselige Liebschaft, an der er zu Grunde gehen würde. Ueber ernsten Bestrebungen wird er sie vergessen."

„Vielleicht," antwortete der Professor, „und ich gebe ja zu, daß es zu seinem Besten wäre. Das junge Paar entzückt mich. Ich habe gerne beobachtet, wie es sich zusammen fand; ich möchte es nicht durch das Elend und die Schmach entstellt sehen, die von solchen Verhältnissen unzertrennlich sind. Ist Ihr Vorhaben Ernst, so soll es an meiner Beihülfe nicht fehlen."

„Ich möchte verborgen bleiben", fuhr Gerda abgewendet fort. „Sie werden verstehen, Meister, warum ich mich am liebsten zurückzöge. Ich denke es mir am leichtesten und bequemsten wenn Sie als Mittelsperson —"

„Ich soll mich als Wohlthäter anbeten lassen mit der milden Hand in fremder Tasche! Nein, Verehrteste, einen solchen Mann vermag ich nicht abzugeben. Offene That zum redlichen Willen, das schafft Gutes; Heimlichkeiten legen den Keim des Unheils in die Werke."

„Sie führen mich an fester Hand," lächelte die Freiin. „Ich habe die besten Absichten. Ich gebe Ihnen die Möglichkeit, etwas Gutes zu bewirken; thun Sie damit was Ihnen gut scheint." —

Der Professor sandte ein paar Zeilen an Hylas, worin er ihn zur Rücksprache in wichtiger Angelegenheit berief, und eröffnete ihm, vorläufig ohne den Namen seiner Gönnerin zu nennen, die Aussichten, die er seinem guten Glücke verdankte. Das selt-

same Anerbieten verwirrte den Jüngling; er vermochte sich nicht sofort zu entscheiden, und da man von ihm auch keinen unüberlegten Entschluß verlangte, so dachte er insgeheim mit Margarethe zu Rathe zu gehen. Zwar erschien ihm die Aussicht auf eine ehrenvolle Laufbahn in mancher Hinsicht, und nicht zuletzt um Margarethens willen, verlockend, doch widerstrebte es seinem Selbstgefühl, sich unselbständig einer Gunst hinzugeben, die er, wie er wohl argwöhnte, lediglich seiner Hylasgestalt verdanken sollte.

„Nehmen Sie sich Bedenkzeit, junger Freund, so lange Sie wollen," schloß der Professor. „Ich vermag Sie nur darauf zu verweisen, daß jenes Anerbieten von einer der hochherzigsten Personen kommt, die ich kenne, und daß Sie, soviel ich absehe, Ihr Vertrauen nie bereuen werden. Haben Sie indessen Ihre Bedenken, nun, so geben Sie ihnen aufmerksames Gehör, und möge dann Ihre Entscheidung sich zuletzt als die richtige erweisen." —

Hylas begab sich von seinem Gönner sofort zu Margarethen, vor der er kein Geheimniß haben, und ohne welche er über seine Zukunft nicht entscheiden mochte. Wenige Tage vertrauten Zusammenlebens hatten genügt, um sie ihm über Alles werth zu machen, und weil ihm der Gedanke unablässig beschäftigte, wie er ihr ein freundliches Loos bereiten könnte, so erschien ihm das Anerbieten, das ihn so unerwartet gemacht worden war, mehr und mehr in günstigem Lichte. Er wollte ein Fach wählen, in dem er bald Versorgung fände, seine Erwählte, die sich gerne gedulden würde, heimführen und seinen Wohlthätern ewig dankbar sein.

Ganz aufgeregt langte er auf Margarethens Stübchen, dem Schauplatze seines jungen Glückes, an, und die Umarmung, mit der sie ihn begrüßte, unterbrechend, berichtete er mit beklommenem Athem von der Gunst, die man ihm zugedacht. Margarethe, die Hände auf seinen Schultern, das Auge mit wachsenden Staunen, dann mit dem Ausdrucke des Schreckens auf seine Lippen geheftet, vermochte lange kein Wort hervorzubringen, und als ihr Verlobter sie um ihre Meinung befragte, antwortete sie nur indem ihre Hände matt herabsanken: „Thu' was Du willst."

„Nein, Grethe, ich habe keinen Willen, außer mit Dir gemeinsam. Ich weiß nicht was ich thun soll. Ich will nur das wählen, was Dich glücklich macht, und bin in Angst, wie ich das Rechte finde. Ich vertraue Dir wie einem guten Engel: Ein Wort von Dir, und die Sache ist entschieden."

„Hylas!" rief jetzt Margarethe unter Thränen: „Guter Junge, es ist die Lichthofen, es ist keine Andre; weißt Du das nicht? Sie ist schön, ist reich, auch noch jung. Dein schönes Gesicht macht Dich ihr ebenbürtig, und sie ist frei. Sie besitzt alle Mittel, ihren Willen durchzusetzen. Sie wird Dich von mir abwenden, Hylas. Sie ist ein reizendes, ein bezauberndes Weib. Du wirst sie lieben, mich vergessen, und was das Schlimmste ist: Ich vermöchte Dir darüber nicht einmal zu zürnen."

„Beruhige Dich, mein Gretchen," beschwor er sie ängstlich und barg ihr schmerzentstelltes Gesicht an seiner Brust. „Kein Wort mehr von dem Handel. Ich gehe noch heute zu Kürnberg und sage Nein. Es ist auch zu spät für mich, noch einmal zu studiren. Ich muß auf meinem Wege weiter, und ich habe kein andres Ziel als Dich, mein Gretchen."

„Ich kann nicht von Dir lassen," sagte Grethe, und ein Lächeln wie Sonnenschein beim Regen, ging über ihr Gesicht. „Du hast mir gesagt, daß Du mich liebst, und das gilt für alle Zeiten. Du hast mein armes Leben von mir gewollt, mit dem Bischen

Schönheit, das bald abwelken wird, und mit allem Glück und Unglück, das Gott darauf geladen, und ich habe Dir mein armes Leben gelobt. Das kann nun nicht mehr anders sein, und wenn ich Dich einer Andren überlassen müßte, so würde ich eher sterben."

„Sprich nicht so!" rief Hylas heftig: „Mein Leben ist eins mit dem Deinigen, und daß es Jemand gelingen sollte, uns zu trennen — das kann gar nicht sein. Ich werde Kaufmann bleiben, werde noch ein paar Jahre lernen und dann eine auskömmliche Stellung suchen. Es wird nicht lange währen, und ich werde Dir sagen können: Gretchen, unser Nest ist bereit."

„Mein lieber Schatz!" rief sie, und ihr Auge leuchtete. „Dann wollen wir fliegen wie die Schwalben und unser Nest besorgen. Ich will arbeiten, daß mir das Blut aus den Fingern quillt, und mich dabei glücklicher fühlen, als in einem sorgenfreien Leben, das Du keinem andren Verdienste als dem Wohlgefallen einer schönen Frau verdankt hättest."

„So schlimm wär' es doch nicht," beschönigte Hylas. „Alle Gunst hilft nicht, wenn nicht mein Kopf das Beste thut."

„Es soll aber nicht sein!" rief Margarethe heftig, und ihr Füßchen traf hörbar die Diele. „Das ist bettelhaft gedacht, nicht adlig." Ihre kleinen Hände ballten sich, und über das weiße Gesicht gingen die Schatten des Zornes: „Entweder das Wort, das Du mir gesagt hast, ist etwas werth, so wirst Du so viel Kraft haben, ein Stück Brot zu schaffen; oder Dein Wort ist nichts werth, so thu' was Du willst."

Hylas stand bestürzt vor seiner Nixe. Er hatte solche Heftigkeit bei ihr nicht geahnt und erkannte jetzt, was für ein zornfunkelnder Dämon in diesem zarten, hellblonden Gehäuse wohnte. Er hatte Mühe sie zu versöhnen, versicherte nochmals, daß keine Macht ihn von seiner trauten Margarethe trennen solle, und indem er eiligen Abschied nahm, um seinem Gönner Kürnberg eine ablehnende Antwort zu bringen, versprach er, noch spät Abends, nach Schluß des Theaters, zu erscheinen, um über den Ausgang der Sache zu berichten. Er ging, erfüllt von Mitleid für sein geliebtes Mädchen, das bei dem Gedanken, ihn an eine Andre zu verlieren, ihre Anmuth in Leidenschaft verkehrte und sich kein andres Ende ihrer Liebe denken konnte, als den Tod.

* * *

Hylas traf den Maler nicht zu Hause, wurde aber bei der Hausfrau vorgelassen, um den Herrn zu erwarten. Als er eintrat, fand er zu seiner Bestürzung Frau von Lichthofen, die zufällig — oder in wichtiger Angelegenheit — vorsprach. Sie war in schwarzem Sammet, mit Schwan gesäumt, prächtig und stattlich, wie eine Fürstin; nur ihr Lächeln war das eines jungen Mädchens. Sie schien keine Förmlichkeit zu kennen, und während die Professorin ihre Hauswürde mit steifer Grazie bewahrte, bot Gerda dem Ankommenden munter und unbefangen die Hand.

„Ach unser Hylas!" rief sie, und in süßem Schrecken vor der schönen Stimme und der ganzen liebreizenden, zugleich großartigen Erscheinung bebte der Jüngling und empfand, eben erst durch Margarethens Zärtlichkeit erschüttert, die Wirkung einer andren Macht.

Gerda ließ ihm keine Zeit, sich zu fassen, und überwältigte ihn durch ihre Liebenswürdigkeit. Er gewann vor sich selbst an Bedeutung, als sie sagte: „Man sieht das Urbild des Hylas sehr selten, zu selten. Ein Andrer, von einem Maler verewigt, wäre

der Held jeder Gesellschaft und der Liebling der Frauen. Sie aber entgehen solcher Auszeichnung durch Ihre Zurückgezogenheit und verderben dadurch der Welt eine Freude, woran sie ohnehin so arm ist."

Und das sagte die lebenskundige Frau mit so unbefangener Zierlichkeit, und die Worte perlten ihr so glatt und rund von den Lippen, daß selbst die Professorin, sonst eine gewandte und keineswegs zimperliche Frau, mit überraschten Blicken zu fragen schien, wie man das nur so gerade heraus sagen könnte. Hylas vermochte wenig zu erwidern. Einem kleinen blonden Schätzchen wie Margarethe, und mochte es auch anbetungswürdig hübsch sein, wußte er sich, nach einiger Erfahrung, bereits gewachsen und verstand ihm zuversichtlich zu begegnen; aber vor einer Frauenhoheit wie diese, die mit ihrem Herrscherstabe sofort an sein Herz zu rühren vermochte, wich seine Beklommenheit nur allmählich, und das erregte Blut sprang ihm in die bräunliche Wange. Entzückend schön war er in dieser Befangenheit und Verwirrung; die Weihen unbefleckter Jugend standen auf seiner Stirn; Gerda versank in seinen Anblick und sein Bild prägte sich tiefer in ihr Herz. Sie machte kein Hehl aus ihrem Wohlgefallen und ihre dunkelblauen Augen, die sonst so gleichgiltig auf den Männern hafteten, strahlten den Jüngling mit einem Feuer an, das auch in dem seinigen erwidernde Blitze zündete.

Sie fanden nicht sofort den Faden zum Gespräch, und es blieb eine Weile still in dem behaglichen Gemach. Dann und wann scholl von einem Nebenzimmer her ein nachdrückliches Wort: Es war die Stimme eines Lehrers, der den Kindern des Professors Unterricht gab.

„Nun," so fand endlich Frau von Lichthofen das Wort, „wie geht das Geschäft?"

„Danke bestens, gnädigste Frau. Immer im alten Geleise."

„Und Sie haben sich wirklich für immer drein ergeben?"

„Was soll ich thun? Man darf seinen Beruf nicht zu oft wechseln, sonst kommt man zu nichts. Auch ist der Beruf des Kaufmanns, wenn man ihm nach allen Seiten hin gerecht wird, nicht so wenig anziehend, wie man gewöhnlich annimmt."

„O ich weiß!" lachte Gerda, „Handel und Wandel umfassen ein weites Gebiet, eine ganze Wissenschaft, und ich selbst kenne einige königliche Kaufleute, die an Kenntnissen keinem Professor weichen. Indessen das Rechnen, das ewige Rechnen, das fortwährende Auslugen nach dem Vortheil, das unaufhörliche Schwanken zwischen Gewinn und Verlust hilft nicht eben zur Veredlung des Charakters, und so scheint mir ein solcher Beruf nur für den geeignet, an dem nicht viel zu verderben ist. Auch Sie haben ihn ja nicht aus freiem Antriebe gewählt. Sie beschäftigten sich vordem mit der Rechtswissenschaft. Es beleidigt mich, wenn Kräfte, die sich zu einem edlen Berufe befähigt fühlen, durch Verhältnisse in einen minder edlen gezwungen werden, wo sie verkommen."

„So halten gnädigste Frau die Rechtswissenschaft für einen ganz besonders edlen Beruf?"

„Gewiß nicht; dieser Beruf bringt nur den Mann besser zur Geltung, als mancher andere; aber ich kann mir den Juristen, wenigstens den praktischen Richter, nicht ohne einen gewissen Grad von Rohheit vorstellen. Das Recht ist in vielen Fällen hart und ungerecht, und Mancher muß ihm wider bessere Ueberzeugung dienen, nur weil er dafür bezahlt wird. Die Advocaten vollends scheinen mir kaum den Namen ehrlicher Leute zu verdienen. Das sind alles unfreie, verkümmerte, entstellte Creaturen. Nein, mein Herr, diesen Beruf hätte ich Ihnen auch niemals angerathen. Ich möchte Sie weder auf einem

Richterstuhl, noch auf einer Kanzel oder einem Katheder sehen. Um mir einen harmonischen Eindruck zu machen, müßten Sie vor Allem nach jeder Richtung frei, also auch jeder kleinlichen Bedrängniß entnommen sein, und Ihre Bestrebungen müßten der Kunst angehören, wenigstens ihrer Wissenschaft, wenn Ihnen die Ausübung versagt ist. Sie müßten auf allen Gebieten des Wissens aufspüren was der Schönheit dient und durch sie geweiht ist, müßten die Welt durchfliegen um sich anzueignen was Genien Schönes schufen. Die Natur hat Sie bestimmt, in der Schönheit zu leben und sie der Welt zu vermitteln; jeder andre Beruf entstellt Sie."

Dem jungen Manne wurde es kalt und heiß bei dieser unverhohlenen Huldigung, die von der anmuthigen Lippe kam, und die Wollust geschmeichelter Eitelkeit durchrieselte ihn bis zu den Fingerspitzen. Es war ihm, als müßte er die weiße Hand, die von der Lehne des Sessels niederhing, mit heftigen Küssen bedecken, und vielleicht war es nur die Gegenwart der Hausfrau, die ihn zur Besinnung brachte. „Gnädigste Frau beglücken mich durch Ihr wohlwollendes Urtheil," antwortete er mit einem ziemlich zuversichtlichen Blicke. „Vielleicht hätte ich Neigung und Talent zu dem Berufe, den Sie nennen; indessen ist mir ja meine bescheidene Bahn durch die Verhältnisse vorgezeichnet, und ich muß mich damit trösten, daß das Leben eine harmonische Gestaltung des Menschen nur selten begünstigt. Man verzichtet leicht auf den Vorzug, nicht zu den Auserwählten zu gehören."

„Man soll nicht darauf verzichten," eiferte Gerda, „wenn man nicht zu verzichten braucht —"

In diesem Augenblicke wurden im Nebenzimmer die Stühle sehr geräuschvoll gerückt und Kinderfüße polterten heran. Dann wurde die Thür aufgerissen und die stürmische Jugend, eben vom Lehrer losgelassen, brach herein. Voran ein etwa sechsjähriger Knabe in braunem Sammet und gesticktem Weißzeug, der sich mit dem überlauten Rufe „Mama!" in den Schooß der schönen Freiin stürzte, während die vier Kinder des Professors, schulpflichtige Knaben und Mädchen, durch den Besuch überrascht, nur schüchtern folgten.

„Mama," bat der Knabe, „Ich will auch so einen Lehrer, wie der Hans Kürnberg hat. Aber ich will einen schöneren, der nicht so schreit."

„Nicht so wild, Götz!" verwies die Mutter, und ihre weiße Hand wühlte liebkosend in dem dichten dunklen Haar ihres Knaben. „Du wirst einen Lehrer haben, wenn es Zeit ist und wenn Du so klug geworden bist, daß Du etwas lernen kannst."

„Und noch immer zu früh," lächelte der Gast. Da wandte sich Götz, durch die fremde Stimme überrascht, nach ihm um und nach einem langen Blick aus den großen blauen Augen griff er hastig nach dem Arme seiner Mutter und sagte: „Mama, den will ich haben, der ist schön."

„Ah — der Geschmack!" rief die Professorin. Frau von Lichthofen fuhr ein wenig zusammen, als wäre ihr plötzlich ein Gedanke gekommen, und dann, mit einem ihrer bedeutsamen Blicke auf Hylas, sagte sie: „Es kommt noch so weit, daß die Jugend sich ihre Lehrer selbst wählt."

„Ja, Mama?" bat Götz. „Ich will ihn haben."

„Du bist ein unkluges Kind," lachte die Mutter. „Denkst Du denn, daß der Herr Dein Lehrer sein möchte? Du bist viel zu unartig."

„Ich will gut sein, Mama. Aber er soll mein Lehrer sein, ich will ihn haben."

Hylas war durch die unbewußte Huldigung, die seiner Schönheit von einem Kinde gebracht wurde, abermals geschmeichelt und nickte ihm lächelnd zu. „Nun so geh," sagte die Mutter, „frag' ihn, ob er Dein Lehrer sein möchte."

„Komm!" rief Hylas und griff den Knaben bei der Hand. „Komm, wir wollen gut Freund sein."

Zögernd ergriff Götz die dargebotene Hand; dann warf er seine Arme um den Hals des Jünglings und küßte ihn, während die andern Kinder sich lachend hinzudrängten.

„Nicht so wild, Götz!" rief wieder die Freiin. „Nicht so stürmisch! Der Herr antwortet Dir nur, wenn Du ruhig und vernünftig bist."

„Willst Du mein Lehrer sein?" fragte Götz.

„Das kann ich nicht," antwortete Hylas. „Ich bin kein Lehrer; aber ich will Dich lieb haben."

„Du sollst aber mein Lehrer sein," sagte der Knabe weinerlich.

„Still, Götz!" verwies nun die Mutter in strengerem Tone. „Du weißt nicht, was Du willst; Du wirst lästig. Es geht nicht Alles, wie Dein dummes Köpfchen will. Herr Limbach ist Kaufmann und kann keine wilden Buben leiden. Ja wenn Du recht brav wärst —"

„Einen solchen Jungen zu erziehen, wäre freilich eine Freude," schmeichelte jetzt Hylas. „Jetzt brauchst Du noch keinen Lehrer; sei froh darüber. Jetzt kannst Du Dich noch lustig tummeln. Wenn Du einmal einen Lehrer haben wirst, so wird er Dir nicht gefallen.

„So pflegt es zu kommen," sagte die Professorin, indem sie sich erhob und nach der Stutzuhr auf dem Kamin sah. „Der Professor muß nun doch bald kommen," fuhr sie fort und ergriff einen Schlüsselbund. Häusliche Pflichten riefen sie ab, die Kinder folgten ihr. Auf der Schwelle wandte sie sich an Hylas zurück und fragte: „Sie nehmen doch den Thee mit uns?"

Diese Einladung stimmte zu den heimlichen Wünschen des Jünglings; er sagte gerne zu, weil er ja auch den Professor erwarten wollte.

So blieb Hylas mit Frau von Lichthofen und ihrem Söhnchen allein. Er war ganz zufrieden, daß die schweigsam beobachtende Professorin fort war, denn so viel hatte Gerda ihm doch schon angethan, daß ihm, wie getreulich er auch an Margarethe zurückdachte, in der Nähe der liebreizenden Frau sehr wohl war. Sie hatte sich in einer halben Stunde ihn so vertraut gemacht, daß er die Angelegenheit, die ihn hergeführt, am liebsten mit ihr selbst anstatt mit dem Professor besprochen hätte, und während sein Blick sich an den vollendeten Formen des schönen Weibes weidete, fühlte er sich so mächtig von ihr angezogen, daß er ihr Alles was sein Herz bewegte und seinen Willen bestimmte, stürmisch hätte vertrauen mögen. Sie war gewiß eben so gut wie schön. Ihre Empfindungen für ihn, den reizenden Hylas, waren am Ende leicht erklärlich, gingen aber wohl nicht ernstlich über die hilfreiche Theilnahme hinaus, die sie ihm anbieten ließ. Die Kluft zwischen ihr und ihm war ja so weit, sie konnte nicht daran denken, sie zu überschreiten, und sie dachte auch nicht daran. Sie war eben eine reiche, hochherzige Frau, die das Bedüfniß fühlte Gutes zu thun und es am liebsten dem erwies, der ihr gefiel. Natürlich. Wäre sie ein Mann — wo wäre da ein Bedenken? Ein solcher könnte nach Belieben handeln. Die Frau, die junge schöne Frau, hat Rücksichten zu nehmen und Mißdeutungen zu vermeiden; daher bedient sie sich einer vertrauten Mittelsperson. Dabei

ist nichts Verfängliches, nichts Gefährliches. Gegen Hylas bedurfte es solcher Vorsicht allerdings nicht; er würde ihr eine offene Erklärung geben, und sie seine Gründe zu würdigen wissen. Und übrigens: — Wäre es nicht übereilt, die Theilnahme der vortrefflichen Frau zurückzuweisen? Wäre es nicht süß, ihr verpflichtet zu sein? Und über Alles hinaus: Ließe sich von ihrer Großmuth nicht annehmen, daß sie ihre Theilnahme auch auf Margarethen ausdehnte?

Diese Gedanken drängten sich im Kopfe des schönen Hylas während einer Pause des Stillschweigens, welcher die Freiin ein Ende machte. „Mein Sohn," sagte sie, indem sie diesen zu sich auf den Sessel zog und mit seinem Haar spielte: „Mein Sohn hat für seine sechs Jahre mitunter ganz gescheidte Gedanken. Es wäre ja auch nicht unmöglich, daß Sie sein Erzieher würden. Was meinen Sie?"

„Ich, als Kaufmann?" fragte Hylas verwundert.

„Das nicht." Lächelte Gerda, und aus ihren Augen spann sich gleichsam ein Netz von Strahlen um den Jüngling. „Sie ziehen den Kaufmann aus und nehmen Ihre Studien wieder auf. Nicht die juristischen, die habe ich Ihnen bereits widerrathen, aber solche, die der harmonischen Ausbildung dienen und eine angemessene Vorbereitung für das Leben gewähren. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, welche das sind. Sie dürfen sich nicht mit Schulkenntnissen beladen, das macht Sie untauglich zum Führer und Gefährten eines Knaben, dem sein gutes Geschick eine freie Entwickelung vergönnen wird. Nach einem Studium von zwei oder drei Jahren, auf dieser Universität oder auf irgend einer andren, sind Sie für eine Stellung als Erzieher eben so, hoffentlich besser befähigt, wie jeder junge Theolog, der es unternimmt, die Kinderschaar auf einem kleinen Landgut zu unterrichten, und mein Götz ist unterdessen so weit, daß er einen Erzieher braucht. Ich beabsichtige nicht, und sein Vormund auch nicht, ihn mit einem gelehrten Herrn auf zehn Jahre zusammenzusperren, bis er etwa ein Examen machen kann, sondern ich gedenke ihn überall hinzuführen, wo er Welt und Menschen, Natur und Kunst an den Quellen studieren kann, und sein Erzieher wird ihn dabei anzuleiten wissen. Für diese Schule bestimme ich zehn Jahre, dann nehme ich an, daß mein Sohn einige Universitäten besucht, und gründlich vorbereitet, mit seinem Erzieher eine große Weltreise antritt. Erst nach seiner Rückkehr will ich seine Erziehung für abgeschlossen ansehen und ihm sich selbst überlassen. Er mag sich dann einen Wirkungskreis nach seiner Neigung wählen."

„Mama!" rief Götz dazwischen, der bis dahin, die Augen träumerisch auf Hylas geheftet, mit dem Medaillon am Halse seiner Mutter gespielt hatte. „Mama, wird er mein Lehrer sein?"

„Das wissen wir noch nicht," antwortete sie. „Sei auch nicht so vorlaut!" — „Sie sehen also," fuhr sie gegen Hylas fort, „die Erziehung meines Sohnes wird etwa fünfzehn Jahre erfordern, und es wird mir schwer werden, eine Persönlichkeit dafür aufzufinden, die meinen Anforderungen entspricht und den besten Theil des Lebens an die Erziehung eines Knaben setzen will. Das erfordert eine Hingebung, die kaum zu vergelten, Opfer, die kaum aufzuwiegen wären. Zwar darf ich versprechen, daß für den Erzieher meines Sohnes nach Vollendung seiner Aufgabe so gut gesorgt sein würde, als hätte er ein einträgliches Staatsamt bekleidet, aber selbst diese Aussicht fürchte ich, wird für einen tüchtigen jungen Mann wenig verlockend sein, und einen Miethling mag ich nicht."

„Meine gnädigste Frau," antwortete Hylas unsicher, „ich glaube, daß Mancher

Grund hätte mit einem Loose, wie Sie es bieten, zufrieden zu sein. Seine ganze Kraft der Ausbildung eines jungen Mannes hinzugeben, der schon durch sein großes Besitzthum einflußreich werden soll, ist mindestens eben so ehrenvoll, als ein Paar hundert Köpfe zu bilden, die allzeit mittelmäßig bleiben, und gewiß mehr als Einer würde es vorziehen, unter angenehmen Verhältnissen die Welt zu sehen und sich fortzubilden, als in einem kargen und aufreibenden Amte zu verkümmern."

„So scheint es mir," sagte Gerda, „und ohne Zweifel würde die Stellung sich um so günstiger und beglückender gestalten, je mehr sich die Herzen des Erziehers und des Zöglings zusammenfinden. Die Mutter wäre überglücklich, wenn sie ihren Sohn an der Seite eines liebevollen Lehrers wüßte. Glauben Sie nicht, daß Sie ihm ein solcher werden könnten?"

Götz hatte den letzten Theil der Unterredung mit wachsender Aufmerksamkeit angehört. Nun sprang er auf Hylas zu, und ihn lebhaft umhalsend, rief er: „Ja, Du mußt mein Lehrer sein: denn ich habe Dich lieb." Er küßte ihn häufig und heftig; Hylas mußte sich unter Lachen drein ergeben.

„Der Junge ist ganz verzaubert," fuhr Gerda fort. „Sie scheinen es auch ihm angethan zu haben. Was denken Sie denn nun über meinen Vorschlag?"

Hylas blickte ihr ins Auge und vermochte nicht Nein zu sagen.

„Es sollte Sie nicht gereuen," setzte sie leise hinzu, und mit einem Tone, der den Jüngling wie ein Sirenenlied berauschte.

„Du mußt! Du mußt!" rief Götz unaufhörlich, küßte ihn wiederholt und drängte sich fest an seine Brust.

Der Jüngling rang mit Schmerzen gegen die übermächtige Lockung. Margarethens Bild war ihm gegenwärtig; aber es erblaßte und zerstob vor den warmen Wangen, den leuchtenden Augen und dem erwartungsvollen Antlitz der schönen Frau. Er wußte, daß von seinem Worte seine Zukunft, sein ganzes Leben abhing; er haftete mit einem beinahe ängstlichen Ausdruck an Gerda's zauberkräftigen Augen, und als ob ihr Blick ihm das Wort aus der Seele gezwungen, flüsterte er: „Ich will's bedenken."

„Thun Sie das," sagte sie stolz, erhob sich und schritt nach dem Fenster zu, wohin das Licht der verhüllten Lampe nicht drang. Götz aber hatte seine Antwort für ein Ja genommen und tänzelte frohlockend umher: „Ich bekomme einen Lehrer, ich bekomme einen schönen Lehrer, einen schöneren als der Hans Kürnberg; das muß ich ihm sagen!" Fort war er, und Gerda, die ihn durch einen halblauten Ruf zurückzuhalten versucht hatte, ließ ihn doch lieber gehn und trat tiefer unter die Vorhänge der Fensternische.

„Warum bedenken?" fragte sie von dort aus mit leiser Stimme. „Was haben Sie zu bedenken? Sind Sie nicht Herr Ihres Willens? Spüren Sie keine Vorahnung von Glück in Ihrer Seele?"

Hylas erbebte vor süßen Schauern. Vor seinem Auge that es sich auf wie ein Berg des Märchens, und alle Herrlichkeiten und Seligkeiten des Lebens glühten, leuchteten ihm entgegen. Er erhob sich, er wollte zu ihr; aber noch war sein Fuß vor Schüchternheit festgebannt. Da streckte die schöne Gestalt aus dem Schatten, der sie umgab, ihm die weiße Hand entgegen und flüsterte: „Ich möchte Sie glücklich sehen."

Der Augenblick wirkte auf den warmblütigen Jüngling mit seiner ganzen Uebermacht. Die Locken neben seiner Wange bebten, seine ganze Gestalt dehnte sich empor, wuchs wie unter einem stolzen Gedanken. Noch einen kleinen Schritt kam sie ihm ent=

gegen: — Da schwanden ihm die Sinne, er stürzte auf sie zu und kaum berührte er ihre Hand, so sank er, fast besinnungslos, an ihr nieder und liebkoste ihre beiden Hände, die ihn aufrichten wollten, mit seinem heißen Odem.

„Hylas!" flüsterte Gerda und die Spitzen ihrer Finger strichen mit elektrischem Zittern über seine Locken. Sie kämpfte mit sich, wie eben ein adliges Weib gegen die Mächte der Natur und den heimtückischen Augenblick kämpfen soll. Zuletzt, wie in einem festen Entschluß, athmete sie auf: „Fassen Sie sich," sagte sie ruhig. „Sie gefallen mir wohl. Sie werden an mir eine liebevolle Freundin haben."

* * *

Als der Professor erschien, hatte er eine kurze Unterredung mit Hylas. Er theilte ihm seinen Auftrag ohne Umschweife mit und erfuhr, daß Hylas bereits Gelegenheit gehabt, mit Frau von Lichthofen zu sprechen und durch ihren gnädigen Zuspruch bewogen worden war, das Anerbieten anzunehmen.

„Gut," sagte Kürnberg, „das freut mich. Die Lichthofen ist eine vortreffliche Frau und wird es verstehen, das ungewöhnliche Verhältniß für beide Theile ehrenvoll zu erhalten. Bei jeder anderen Frau würde ich mehr als ein Fragezeichen zu machen haben; bei dieser nicht. Mag's Ihnen Glück bringen, Hylas, und versprechen Sie mir, überall, wo etwas Verwirrendes eintritt, mich zu Rathe zu ziehen. Ihr seid mir beide lieb, der Hylas nicht minder als die warmherzige Lichthofen und ich werde meine Freude haben, wenn einmal ein gutes, ganz fleckenloses Menschenwerk zu Stande kommt."

Die Beiden traten dann in das Speisezimmer und fortan wurde in der Familie des Professors über die Beziehungen des jungen Mannes zu Frau von Lichthofen mit aller Unbefangenheit verhandelt. —

Dem armen Hylas aber war bei seinem Abschied aus dem Hause des Professors nicht zu Muthe, als wäre sein Glück für alle Zukunft begründet. Er wußte sich in der Gewalt einer schönen, mächtigen Frau und hatte sich derselben so weit überliefert, daß er sich der Untreue gegen ein andres Herz anklagen mußte, welches ihm so sicher vertraute. Er hatte Margarethens Rath und Willen in den Wind geschlagen und war den Lockungen erlegen, die der prächtigen Edelfrau in so reichem Maße zu Gebote standen. Vergebens suchte er sich zu überreden, daß seine Beziehungen zu der Letzteren niemals über die eines Schützlings zu einer Gönnerin hinausgehen würden; sein Gewissen warf ihm vor, daß er über jene Beziehungen niemals werde sprechen können, ohne zu lügen und um dieser Folter zu entgehen, beschloß er, nachdem er schon mehrmals an Margarethens Hause vorüber gegangen war und ihren Schatten hatte auf und ab wandeln sehen, lieber sein Wort zu brechen und ihr für heute ferne zu bleiben, als ihr in seiner gegenwärtigen Stimmung vor die Augen zu treten. Er wollte sie nicht kränken, nicht verlassen. Er liebte sie ja, wollte ihr treu sein, das war unumstößlich. Aber sie mußte sich nunmehr mit seinem Lebensplane befreunden und sich überzeugen lassen, daß er in dem Augenblicke seiner Einwilligung seine kleine Nixe nicht vergessen, vielmehr mit seinem Glücke zugleich das ihrige begründet habe.

Hylas gewann es wirklich über sich, nach Hause zu gehen, ohne Margarethe zu beruhigen. Erst am folgenden Morgen, nachdem eine schlaflose Nacht seine Lebensgeister abgetödtet und die Aufregungen seines Gemüthes geschlichtet hatte, trieb ihn das Mitleid mit dem harrenden Mädchen, sie aufzusuchen. Uebrigens war er mit sich vollauf zufrieden.

Er erwog, wie thöricht es gewesen wäre, um gewisser peinlichen Bedenken willen die Aussicht auf eine heitere genußreiche Zukunft zu verscherzen und hoffte, daß seine anhängliche Verlobte sich bald zu seiner Ansicht bekehren werde.

Sie hatte auf ihn gewartet die ganze lange Nacht und trat ihm, als sie seinen scheuen Schritt auf der Stiege erlauscht, schon in der Thür entgegen. Sie war blaß, übernächtig und die gerötheten Augen glühten in grauschattigen Höhlen. Sie war lange nicht so hübsch wie sonst. Ach! Die Blüthe der Schönheit welkt oft in einer kummervollen Nacht.

Mit einem Blick erkannte Margarethe aus Hylas' Mienen Alles, was er ihr zu berichten hatte und während er es ihr fein beschönigend beizubringen suchte und dabei schonend und rücksichtsvoll zu verfahren meinte, sah sie tief im Herzen die ungeschmückte Wahrheit und weinte statt jeder Antwort. Wohl wollte ihr Schmerz mitunter wie eine wüthende Dogge losbrechen; aber von ihren Thränen besänftigt, kauerte er winselnd im verborgensten Winkel des Herzens.

Hylas bot alle Zärtlichkeit auf, um sein süßes Kind zu beruhigen. Nun hätte er gern ungeschehen gemacht, was doch vollendet war, um die glückseligen Stunden, die aus der hellen Dachstube entflohen waren, wieder zurückzulocken. Aber seine Worte hatten keine Kraft, weil sie der Wahrhaftigkeit entbehrten. Er war darauf bedacht, Margarethen Alles zu verhehlen, was ihre Hoffnungen vernichten konnte; sie aber ergänzte leicht, was er verschwieg und er selbst wurde vor ihrem ergreifenden Schmerze endlich des Lügens und Verhehlens müde. Er mußte sich ja selbst sagen, daß die Verpflichtungen, die er eingegangen war, ihn für so viele Jahre von Margarethen entfernen würden, daß an eine Vereinigung mit ihr, guten Willen vorausgesetzt, kaum noch zu denken war.

Auch zeigte sich Margarethe, als ihre Thränen versiegten, von jeder Selbsttäuschung frei. „Was soll ich nun thun?" sagte sie. „Soll ich Dir sagen: Geh, ich habe Dich nicht mehr lieb —? Das wär' eine Lüge, denn ich kann nicht von Dir lassen." Erneute Thränen stürzten aus ihren Augen und ihr Arm legte sich matt auf die Schulter des Verlobten. „Ich hätte Dich ja auch nie lieb gehabt," fuhr sie fort, „wenn ich Dir jetzt sagen könnte, ich habe Dich nicht mehr lieb, weil Du mir entfliehen willst. Am meisten kränkt mich, Du wirst Dein Herz verschwenden und vergeuden und wirst zuletzt kein Herz mehr haben für irgend etwas."

Es waren schale, sinnlose Worte, die Hylas der Untröstlichen zum Troste zurückgab. Dann nahm er die Pflicht zum Vorwande, sich loszureißen, denn er hatte sich im Comptoir bereits seit zwei Stunden erwarten lassen. Zu wiederholten Malen hatte sein Principal Gelegenheit gehabt, ihm Verspätungen oder sonst Pflichtwidrigkeit vorzuwerfen, heute aber, weil durch Limbach's Ausbleiben wichtige Correspondenz verzögert war, empfing er ihn mit nachdrücklicher Rüge. Er tauge nicht zum Kaufmann, sagte er ihm gerad' heraus, denn Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit, welche des kaufmännischen Geschäftes Grundbedingungen wären, kämen ihm nun täglich mehr abhanden, und der Grund davon wäre leicht zu errathen. Es wäre kein andrer, als des Herrn Limbach Bekanntschaft mit jungen Damen von der Bühne und er, der Principal, wäre keineswegs gesonnen, einen jungen Mann zu beschäftigen, der um seiner Liebesgeschichten willen in aller Leute Munde wäre. Er habe nichts gegen sein hübsches Gesicht, aber ein solches wäre mitunter ein Unglück für die jungen Leute.

Hylas, durch seine Triumphe und Hoffnungen zuversichtlich und in dem stolzen

Gefühl, daß er eigentlich keinen Meister mehr brauche, erwiderte mit wenig Ehrerbietung, daß er, wenn sein Herr ihm die Befähigung zur Kaufmannschaft abspräche, gerne bereit wäre, sich in einem besseren Wirkungskreise zu versuchen. Der Herr, unbekannt mit den Aussichten des jungen Mannes, gedachte ihm eine Lehre zu geben und stellte ihm frei, sein Haus auf der Stelle zu verlassen, war jedoch nicht wenig bestürzt, als Hylas von dieser Erlaubniß hastigen Gebrauch machte und nicht mehr, wie der Kaufherr vermuthete, nach kurzer Zeit reuig zurückkehrte.

Dieser Trotz, welcher sonst junge Männer in eine Nothlage zu bringen pflegt, ging dem Einen diesmal ohne Nachtheil hin, denn schon am folgenden Tage erkannte er, wie seine schöne Gönnerin ihrer Verheißung die That folgen ließ. Zu einer Stunde, als er von der Mahlzeit zurückgekehrt, auf seinem zerschlissenen Divan lag und mit einiger Bangigkeit erwog, ob ihm sein schroffer Abschied aus dem Kaufhause nicht übel ausschlagen werde, fuhr ein stattlicher Wagen vor und von einem silberverbrämten Diener begleitet, sprang ein Knabe im russischen Pelzrock die Treppe hinan. Der Diener klopfte sehr bescheiden, Götz aber, ehe noch das „Herein“ erklang, stand mit einem Sprunge in dem bescheidenen Zimmer und musterte mit klugen Blicken das verwitterte Geräth.

„Frau Baronin von Lichthofen —“ so begann der Diener.

„Mama läßt um Deinen Besuch bitten,“ kam Götz jenem zuvor.

„Gnädige Frau reisen morgen ab und wünschen Herrn Limbach noch zu sprechen.“

„Und Du mußt sogleich mitkommen!“ rief Götz. „Du mußt. Mama sagt, es geht nicht, aber Du mußt; Du bleibst bei Deinem Götz. Draußen ist ein Wagen, da steigen wir ein und dann fahren wir zur Mama und dann fahren wir zum Bahnhof und dann fahren wir nach Berlin. Mama geht nach Berlin.“

„Es ist nicht Alles so leicht, wie Dein kleiner Kopf es sich denkt,“ belehrte Hylas und gab dem Diener Bescheid, daß er zur passenden Zeit die Ehre haben werde.

„Du sollst mitkommen!“ rief Götz in trotzigem Tone und sein glänzender kleiner Stiefel stampfte den Boden. Aber Hylas umfaßte ihn lachend und mit einem Kuß auf die Stirn sagte er ihm ernst: „Du mußt Deinem Lehrer folgen, guter Götz.“ Da gab dieser ihm nach und ließ sich, obwohl mit weinerlicher Miene, zum Wagen bringen.

Niemals hatte Hylas mit so viel Selbstgefälligkeit in den geborstenen Spiegel geschaut wie jetzt, da er sich zum Besuch im Blumenhofe rüstete. Er begann zu prüfen, was eigentlich an ihm die Frauen so Entzückendes fänden und schwelgte im Anblick seines Spiegelbildes. Er konnte kein Ende finden, seine Haare zu ordnen und seine Halsschleife nach allen Regeln der Schönheit zu schniegeln. Mehr als eine Stunde ging darüber hin und als er endlich seinen Gang mit großer Selbstzufriedenheit antreten wollte, wurde er durch ein zierliches Briefchen überrascht. Sein erster Gedanke war, es käme von Margarethen, aber es erwies sich als die Herzensergießung einer unbekannten jungen Dame, die ihn einlud, wenn es ihm am letzten Samstag im Theater mit seinem unvergeßlichen Blicke nach der vierten Loge des zweiten Ranges Ernst gewesen wäre, um acht Uhr desselben Abends an der rechten Seite der kleinen Kapellenstraße entlang zu kommen, da sie dann in Begleitung ihres Mädchens vom Besuche bei einer Freundin zurückkehren und Gelegenheit suchen werde, ein Wort, das er ihr etwa zu sagen hätte, anzuhören.

„Unsinn!“ murmelte Hylas und steckte das Briefchen sorgfältig ein: Es war auch gar so zierlich, so duftig, und so nett geschrieben! „Wenn ich allen Damen, die sich in mein vermaledeites Gesicht vergafft haben, wollte zu Diensten sein —“

Das war sein Gedanke, als er die grünen Schaltern des Blumenhofes erblickte. Noch einmal drängte sich Margarethens Bild an sein klopfendes Herz; aber die Beflissenheit der schwarzweißen Kellner und die verschwenderische Pracht des Gasthofes brachte ihn schnell auf andre Gedanken und machte sein Gemüth für den Empfang bei seiner Gönnerin frei.

Er fand die schöne Frau mit ihrem Knaben in einem Gemach, das von einer Ampel matt erhellt und mit auserwählten Topfgewächsen angefüllt, einem mondbeglänzten Gärtchen mehr als einem Empfangszimmer glich. Knabe Götz war im Gesichte dick und roth vom Weinen, das Antlitz der Mutter etwas blaß und abgeärgert. Doch empfing sie Hylas mit aller Huld und bat ihn, Götz, der ihn bei seinem Eintritt sofort mit Umarmungen bestürmte, unbedenklich abzuschütteln. „Er wird oft sogar seiner Mutter lästig," sagte sie; „aber ich bin nicht selbstsüchtig genug, ihn einem Fräulein zu übergeben, das die volle Last und die halbe Freude an ihm haben würde. Ich sehne die Zeit herbei, ihn seinem Lehrer zu übergeben."

Götz verlangte laut weinend nochmals, daß der Lehrer bei ihm bleiben sollte; aber die Mutter befahl ihm in einem Tone, dem er zu gehorchen gewohnt war, das Zimmer zu verlassen, und man hörte sein Schluchzen noch eine Zeitlang in dem Raume nebenan.

„Ich habe mich schnell zur Abreise entschlossen," so begann nun Gerda, „und ich habe Sie noch zu sprechen gewünscht, einmal um mich zu versichern, daß unsre Verabredungen von gestern bestehen bleiben —?"

Sie sah ihn fragend an, bis er mit einer demüthigen Neigung seines Hauptes zugestimmt. „Nun so habe ich Ihnen nur noch mitzutheilen," fuhr sie fort, „daß ich in Verbindung mit unsrem Freunde, Professor Kürnberg, Anstalten getroffen habe, um Ihre Studien, die ja meinem Sohne zu Statten kommen sollen, sorgenfrei und angenehm zu machen. Ich hoffe, es wird nichts versäumt werden, und Sie werden in Zukunft die Hand einer Freundin gewahren, die es aufrichtig gut mit Ihnen meint. Ich denke, Sie haben meine Meinung verstanden. Ich verlange das Menschenbild, das Künstleraugen entzückt, auch geistig veredelt und vollendet zu sehen, und, soweit ich dazu thun kann, in einen würdigen Rahmen zu fassen. Ich weiß, Sie werden sich dieser Absicht mit voller Seele hingeben und mir einst die Freude machen, Sie so wiederzusehen, wie ich Sie mir vorstelle. Wollen Sie das?"

Hylas war von der edlen Anmuth der Frau, welche in diesem Augenblicke noch durch außergewöhnliche Seelengüte verstärkt war, ganz hingenommen. Er vermochte nur zu stammeln, daß er das Bild seiner gnädigsten Gönnerin als Vorbild nehmen und aus seiner Seele Alles sondern werde, was demselben nicht entspräche.

„Geben Sie mir Ihre Hand darauf," sagte sie mit zitternder Stimme. „Es ist an mir nichts, was mich unwerth machte, ein solches Vorbild zu sein, und je höher Sie in Ihrer Veredlung steigen, desto lauterer werden Ihnen die Beziehungen zu Ihrer Freundin erscheinen."

Er hielt ihre Hand in weihevollen Empfindungen lange an seinen Lippen, und sie vermochte ihm nicht zu wehren. Wohl mochten in ihr die süßen Gewalten stürmen, mit denen die Natur ihre Priesterin, das Weib, erfüllt hat; wohl mochte die Hand zucken, um einem seligen Gedanken Wirklichkeit zu geben; aber er blieb Gedanken, und nur die verhaltene Bewegung der Brust hätte verrathen mögen, unter welchen Kämpfen ihm seine liebliche Verwirklichung versagt wurde.

„Was ich Ihnen sonst noch mitzutheilen habe," nahm endlich Gerda das Wort, „das könnte Ihnen unser Freund der Professor eben so gut nachholen. Unsre Beziehungen stehen unter seiner Obhut, und ich hoffe, daß Sie Ihre Wünsche vertrauensvoll an ihn bringen werden. Ich will, daß Sie sich in voller Freiheit entfalten. Ob Sie auf dieser Universität bleiben, ob Sie sich früher oder später für eine andre entscheiden wollen, steht in Ihrer Wahl. Auch die Reiselust wird bei Ihnen nicht ausbleiben. Möge dieselbe um ein Ziel nicht verlegen sein!"

„Ich werde nur dahin verlangen," erwiderte Hylas nicht ohne Begeisterung, „nur dahin, wo ich meinen Schutzengel finde."

„So gehen Sie mit Gott und meinem Wohlwollen," schloß Gerda. —

* * *

Hylas wäre ein stumpfsinniger, grobfühliger Mensch gewesen, hätte er die vortreffliche Frau ohne ächte Erbauung verlassen. Er war von den Gesinnungen, die sie ihm offenbart, zu einer Verehrung für Gerda gestimmt, die ihn selbst veredelte, und die Vorsätze, mit denen er in einen neuen Abschnitt seines Lebens eintrat, mögen die ehrbarsten gewesen sein. Es mag daher wohl angenommen werden, daß er, vor Augen und im Herzen ein leuchtendes Bild, jenes leichtfertige Stelldichein, zu dem man ihn berufen, nicht bloß vergaß, sondern vorsätzlich vermied. Thatsache aber ist, daß er schon am folgenden Tage ein zweites Briefchen erhielt, das die Besorgniß aussprach, er hätte das erste nicht erhalten, und ihm abermals Gelegenheit bot, sich einem erwartungsvollen Fräulein zu erklären. Er warf dieses Blatt zwar mit humoristischer Ungeduld in das Feuer des Ofens, allein die Spannung, wer von den vielen jungen Mädchen seiner Bekanntschaft sich zu einem so vertraulichen Schritte entschlossen hätte, ließ ihn nicht ruhen. Er befand sich zur angegebenen Stunde, gleichsam zufällig, in der bezeichneten Straße und folgte einer schlanken Gestalt, die auch in der winterlichen Vermummung zierlich vor ihm herschritt. Die begleitende Magd sah sich, anscheinend nur im Auftrage ihrer jungen Herrin, wiederholt nach ihm um, und zuletzt hatte Hylas den Triumph das Fräulein in ein Haus eintreten zu sehen, worin, wie ihm bekannt war, Fräulein Cäcilie Flohr wohnte, des Herrn Provinzial-Schulrathes Christian Fürchtegott Flohr einziges Töchterchen, die frömmste und besterzogene von allen jungen Mädchen, denen er vorgestellt war.

Hylas versagte sich, das Abenteuer zu verfolgen, doch vermehrte es die Selbstgefälligkeit, welche bereits begonnen hatte ihn zu entstellen. Verhängnißvoll wurde ihm auch die Unthätigkeit, der er sich bis zum Beginn eines neuen akademischen Halbjahres hingab. Langeweile trieb ihn mehr als je zuvor in die Gesellschaft, und da blieben denn neue Triumphe nicht aus. Die Mittel, die ihm seine Gönnerin zuwies, machten aus dem Handelslehrlinge unversehens eine Art von Cavalier, und als er gar im schwarzen Sammetrock und mit akademischen Abzeichen auftrat, da war großer Jubel in der hübschen jungen Welt. Manches verliebte oder leichtfertige Kind, das den schönsten aller jungen Kaufmannsdiener bisher nur mit bedauerndem Nasenrümpfen verehrt, hatte nun für den schönsten aller Studenten, der durch sein angenehmes Aeußere gewiß noch Carrière machen mußte, wärmeren Antheil; und unter den vielen Nebenbuhlerinnen gab es kaum eine, die nicht alles Ernstes auf eine künftige Heirath Bedacht nahm.

So geschah es, daß mehr und mehr Nixen sich um den sinkenden Hylas sammelten.

Die rothen, grünen und weißen Liebeszettel mehrten sich so sehr, daß seine Tasche davon schwoll; Blumensträuße von unbekannten Händen schmückten beständig seine Fenster und kleine unbrauchbare Stickereien, auch sonst Angebinde, denen man das karge Taschengeld anmerkte, bedeckten mit der Zeit einen großen Tisch, den er, eigens um seine Trophäen vor den Commilitonen auszustellen, ankaufte.

Auf die Studien warf er sich, sobald er eingeschrieben war, mit großem Eifer. Er war nur mäßig beanlagt; aber er brachte aus dem Vaterhause und seiner Lehrzeit eine gewisse Pflichttreue und Arbeitskraft mit und behielt das Ziel, das seine Gönnerin ihm gezeigt, ein Zeit lang eifrig und dankbar im Auge. Er ergriff das Studium der Geschichte, der Kunst, der neuen Sprachen und Literaturen, ohne die Schulwissenschaften, die er einst als Erzieher in Anwendung bringen sollte, zu vernachlässigen und steuerte anfangs mit festem Blick auf einen akademischen Grad und eine Staatsprüfung zu.

Aber das lustige Leben der Genossen lockte ihn bald aus den Hörsälen und von der einsamen Lampe fort. Seine ausreichenden Mittel führten ihn überall hin, wo Genuß winkte und bald war er von buntbeflaggten Gesellen umgeben, die ihn, ein Jeder für seine schuldbelastete Verbindung, zu gewinnen suchten. Nach einer durchschwärmten Nacht fand er anstatt seines Hutes das Band und die Kappe der Sachsen vor seinem Bette und obwohl ihm die Folgen ziemlich klar waren, vermochte er sich dennoch den Schmeicheleien und Verheißungen seiner neuen Freunde nicht zu entziehen. Sie führten ihn von einer Trinkstube in die andre, trieben ihn aus einem Rausch in den zweiten und vergönnten ihm kaum, diesen auszuschlafen, bevor sie ihn aufs Neue betäubten. Sie brachten den Widerstrebenden, dessen Ehre und Gewissen oft aus der Versumpfung emportauchen wollte, unter Hohnreden in unzüchtige Gesellschaft und nachdem sie seine Selbstachtung untergraben, rissen sie ihn von Stufe zu Stufe zu jener Rohheit und Zerfahrenheit herab, welche die Schattenseite des akademischen Lebens bildet. Die Studien wurden unterbrochen, ruhten zuletzt gänzlich, und Versuche, sie wieder aufzunehmen, scheiterten kläglich an der Gier nach Genuß, in deren Gefolge sich Unlust an geistiger Thätigkeit und entnervende Trägheit einfand.

Wohl achtete Professor Kürnberg auf die Wandelung, die mit seinem Lieblinge vorging und ließ es an scherzenden und ernsthaften Vorstellungen nicht fehlen. Aber es war schwer, einen akademischen Bürger von Selbstschätzung, der Unmaß und Völlerei für jugendliche Kraftäußerung ausgab und sich überdies der Großjährigkeit näherte, Sitte zu predigen und des Professors Eifer erlahmte überdies an dem Hinblick auf seine eigenen Jugendjahre, die keineswegs ohne peinliche Erinnerung geblieben waren. Bald überwog bei ihm die Hoffnung, daß auch an seinem Hylas die wilden Jahre vorbeirauschen und eine Zeit voll mannhafter Wirksamkeit folgen werde.

Gerda, die durch den Professor von Zeit zu Zeit Mittheilungen erhielt, war derselben Ansicht, vielleicht weil die Ausschreitungen ihres schönen Günstlings ihr nicht im vollen Umfange und in ihrer ganzen Häßlichkeit bekannt wurden, vielleicht auch, weil sie durch die Gewohnheiten ihrer leichtlebigen Gesellschaft zu einem milden Urtheil über jugendliche Verirrungen gestimmt war. Sie vermied jeden Schein, als wollte sie die Erzieherin spielen oder als hätte sie mit ihrer Hochherzigkeit das Recht erkauft, ihm Vorschriften zu machen. Nur über Hylas' Verhältniß zu der kleinen Schauspielerin wäre sie gerne unterrichtet gewesen; aber da sie nicht nachforschen mochte und der Professor diesen

Punkt nie berührte, so gewöhnte sie sich an den Gedanken, daß diese junge Liebesblüthe, wie die meisten der Art, schnell abwelken müsse.

Sie hatte, in ihrem Sinne, darin nicht Unrecht; doch war es ein andres Abwelken, als sie ahnte. Die Liebschaft zwischen Hylas und Margarethe dauerte zwar fort, weil jedes Zusammentreffen die beiden Herzen aufs Neue für einander entzündete; aber der Apfel hatte einen Flecken bekommen, der immer weiter fraß und mit der ersten Unlauterkeit, die Hylas hinzugebracht, war seine junge Liebe schneller Verderbniß anheimgefallen. Er vermochte nicht mehr in Ehren zu halten, was er selbst entehrt, und da ein liebevolles Weib den erwählten Mann nur zu leicht und gern auch auf abschüssiger Bahn begleitet, so begnügte sich Margarethe zuletzt, ihren Geliebten durch jedes Mittel an sich zu fesseln und es wurde aus dem anfangs lauteren Seelenbunde eine leichtfertige Studentenliebschaft. Je mehr das zügellose Schlaraffenleben die Leidenschaft des Musensohnes wachrief, je vollständiger das Beispiel und der Aberwitz wüster Gesellen ihn Sitte und Satzung geringschätzen lehrte, desto zwangloser verfuhr er auch gegen seine verlobte Braut. Anfangs schämte er sich noch seiner Ausschweifungen und suchte sie vor Margarethen zu verbergen; aber da diese Rücksicht ihn oft Tage lang von ihr fernhielt und sie zu klagen begann, daß er sie vernachlässige, sagte er: „Gut, Du kannst mich auch anders haben," und besuchte sie von da an mitunter nur, um seinen Rausch unter ihren weinenden Augen auszuschlafen. Ja er führte gelegentlich seine Genossen ein, und da Margarethe in ihrer Verlegenheit sie nicht nachdrücklich abwies, so mißbrauchten die rohen Jungen bald ihre Nachgiebigkeit, nisteten sich ganz unbefangen bei ihr ein, hielten auf ihrem schmucken Stübchen wüste Gelage und erweckten dadurch schlimme Nachrede.

Margarethe litt heftig unter diesen Maßlosigkeiten. Sie sah ihre junge Liebe, welche die Triebkraft ihres Daseins werden sollte, zum Gewöhnlichen hinabgezogen, und der wackere Mädchenstolz, der sie vordem in allen Kümmernissen aufrecht erhalten hatte, verlor seine Macht. In Verzweiflung klammerte sie sich an den Jüngling, in dessen Liebe und zunehmender Manneswürde sie eine Stütze zu finden gehofft, und fand ein Rohr, das sich immer mehr aushöhlte. Ihrem unverdorbenen Herzen gelang es zwar, die Beziehungen ihres Hylas zu seiner Gönnerin so günstig zu deuten, wie sie es verdienten; indessen erkannte sie doch bald, daß ihr damit nichts gewonnen war; denn der Leichtsinn, mit dem Hylas sich der wachsenden Zahl seiner Verehrerinnen zu immer neuen Liebschaften hingab, war zum Stadtgespräch geworden. Aber sie liebte ihn, und so klar sie bald erkennen lernte, daß ihr Verhältniß zu Hylas keine tröstliche Zukunft habe, und daß sie das Opfer einer Luftspiegelung werden müsse, hing sie doch mit leidenschaftlicher Beharrlichkeit an dem schönen Bilde und wollte sich lieber mit dem Brosamen seiner Liebe begnügen, als ihn ganz verlieren. Sie nahm zuletzt, wie Hylas und und seine Gesellen, ihre Liebschaft wie einen spaßhaften Zeitvertreib und lachte mit ihnen während ihr das Herz wehe that. Sie sah das Götterbild ihres Geliebten nach und nach im Schlamme versinken und mußte es geschehen lassen wie eine schale Comödie.

* * *

Als das Sommerhalbjahr zu Ende ging, eröffnete Professor Kürnberg dem Studenten, daß Frau von Lichthofen, in letzter Zeit ein wenig leidend, sich für den Spätsommer nach Godesberg zurückziehen werde, und daß ihr Schützling, wenn er sich zu einer Rhein- und Schweizerreise entschließen wollte, ihr willkommen sein würde.

Hylas hatte sich in die angenehme Lage, die ihm durch die Freigiebigkeit der schönen Frau bereitet wurde, völlig eingewöhnt. Die für seine Studien bestimmten Summen gingen so glatt und pünktlich ein; es war ein so süßes, taumliges Lotterleben, daß es ihm vorkam wie die ewige Seligkeit. Den Genuß derselben erhöhte er sich durch die Vorstellung, daß er ja die Leistung nicht ohne eine künftige Gegenleistung annehme, und je häufiger er die Vorlesungen schwänzte, je verächtlicher er seinen Büchern den Rücken kehrte, desto beharrlicher überredete er sich, daß er Gerda's Gutthaten einst an ihrem Sohne abverdienen werde. In mancher Stunde, wenn ihm der schöne Kopf so recht von Triumphen betäubt war, zuckte wohl auch der Gedanke durch sein Gehirn, daß seine Schönheit eine Art von Verdienst und die Opfer, die man ihm brachte, nur schuldiger Tribut wären.

Nun denn, er hatte keine Veranlassung, das Anerbieten einer hübschen Reise auszuschlagen. Der Credit, der ihm bei seiner Bank zu diesem Zwecke eröffnet wurde, war wiederum so reichlich, daß er aus Bescheidenheit nur dessen Hälfte in Anspruch nahm, und so eilte er denn in gewähltem Reiseanzuge, mit rothen Büchern, einem Fernrohr und allem sonstigen Touristengeräth ausgestattet, zu der nächsten Bahnstation, welche Anschluß an den Berlin-Kölner Jagdzug hatte. Unterwegs bezauberte er die junge Frau eines ältlichen Moskauer Nähnadelfabrikanten, die ihm heimlich ihre Photographie zusteckte und zuflüsterte, daß sie nach Baden-Baden ginge.

Es war eine sehr angenehme Fahrt, die vorläufig mit einem entsprechenden Frühstück im Hôtel Disch abschloß. Während er dabei saß, stürmte Götz herein, sodaß ihm der Diener mit langen Sätzen kaum folgte. Unbekümmert um die Ladies, die mit rücklings über die Stuhllehnen gestreckten Hälsen nach dem Phänomen der Jünglingsschönheit ausspähten, brach der Knabe in seinen gewöhnlichen Jubel aus; aber er hielt plötzlich inne, und das war auffallend. Unter leisem Widerstreben seiner Arme überließ er ihm die Stirn zum Kusse und prüfte ihn dann mit großen ernsten Augen.

„Was fehlt dem Kinde?“ so dachte Hylas, und ein unheimliches Gefühl beschlich ihn. Er warf unwillkürlich einen Blick in den Spiegel und wußte nun, was den Knaben entfremdete. Er hatte sich verändert: Er war voller und fetter geworden, sein Auge weniger hell, sein Gesicht vom Uebermaße des Gerstensaftes etwas gedunsen, und das leichtfertige Leben hatte demselben schon jetzt einen cynischen Ausdruck aufgeprägt. Seine Schönheit war entstellt, entweiht, so sehr, daß es selbst den ahnungsvollen Blicken eines Kindes bemerkbar wurde.

Es war keine behagliche Stimmung, in welcher er, Götz an der Hand, den Dom und den Gürzenich besuchte und dann die Fahrt nach Godesberg, vor die Augen seiner Schützerin, antrat. Wird auch sie eine Veränderung bemerken? Und wie wird sie eine solche aufnehmen?

Innerlich zitternd näherte er sich dem Landhause, das Gerda bewohnte. Sie befand sich im Garten, und Götz, der sie zuerst bemerkte, sprang auf sie zu und rief ihr entgegen: „Da ist er, aber er ist nicht mehr so schön.“

Schamglühend trat Hylas vor sie hin und schlug vor ihrem musternden Blick die Augen nieder. Sie sah leidend aus, ihre Stimme klang traurig, als sie sagte: „Sein Sie willkommen! Aber Sie haben sich verändert.“

Eine blasse gelbhaarige Miß, die kürzlich angenommene Gesellschafterin, weiß wie ein Schlehdorn und von oben bis unten aufs Peinlichste gebügelt, trat mit einem Buche

aus der Laube und brachte die angemessene Kühle zu dem Auftritt des Wiedersehens; es erschien bei demselben kaum eine Erinnerung an jene Vertraulichkeit, die einst den Abschied erwärmt; Gerda war nur die gnädige Gönnerin, nicht die entzückte Freundin und ihre Unterredung mit Hylas war fast so förmlich wie mit einem Fremden. Auch schien sie ihn, kaum gesehen, wieder entfernen zu wollen, denn nachdem die Fragen über seine Studien und seine Herreise erschöpft waren, mahnte sie ihn, die Schweizerfahrt doch nur nicht aufzugeben. Er wäre eben auf dem Wege und könnte über München zurückkehren; die Eindrücke einer solchen Reise würden ihn für die Studien des Winterhalbjahres erfrischen und was solcher theilnehmenden Worte mehr waren. Auch während seines Aufenthaltes in Godesberg wurde der Verkehr nicht vertraulicher. Frau von Lichthofen war viel unpäßlich, und Hylas brachte auf seinem Zimmer im Gasthofe, in Erwartung, daß man ihn rufen werde, manche langweilige Stunde zu, um endlich zu erfahren, daß die gnädige Frau mit einer kleinen Gesellschaft nach Bonn gefahren war oder einen Nachen genommen hatte.

Hylas fühlte sich zurückgesetzt. Gerda's Theilnahme wäre ihm jetzt als eine bloße Laune erschienen, hätte sie ihn nicht von Zeit zu Zeit, besonders in Abwesenheit des weißen Fräuleins, durch einen seelenvollen Blick oder ein freundliches Wort immer wieder von der Beständigkeit ihrer Empfindungen überzeugt. Und doch — welch' ein Unterschied zwischen der Gerda, deren Hand er einmal mit Küssen bestürmen durfte und dieser, die eine vertrauliche Zwiesprache ängstlich zu vermeiden schien. War die Veränderung, die mit Hylas vorgegangen, wirklich so bedeutend, daß sie eine Frau von edleren Gesinnungen ihm entfremden mußte? Es marterte ihn, daß sie nicht zusammen mit den kleinen Damen seiner Heimath im Gefolge seiner Triumphe sein wollte, und er warf ihr im Stillen Hochmuth vor. In seinem Unmuth erblickte er die sonnigen Ufer des Stromes nur wie durch einen Flor und Bitterkeiten vergällten ihm jeden Trank, der dem Auge goldig erschienen war. Seine Beziehungen zu der mildthätigen Frau begannen ihn zu belästigen; er sehnte sich fort, er sehnte sich nach den bequemen Liebschaften seiner akademischen Stadt, und nachdem er hinlänglich auf seine bevorstehende Abreise angespielt, ließ er sich eines Abends melden, um Abschied zu nehmen.

Diesmal traf er Gerda allein. Sie kam ihm mit der vollen Huld wie früher, nur mit einiger Hast entgegen, als ob sie schnell zu Ende kommen wollte. „Sie wollen abreisen!" rief sie. „Ich überrede Sie nicht, länger zu bleiben, denn es warten auf Sie schönere Tage, als sie Ihnen hier bei der Verstimmten und Halbgesunden beschieden sind. Reisen Sie glücklich; meine Wünsche und Hoffnungen sind die früheren. Versäumen Sie auf Ihrem Wege nichts, wovon sich ein bedeutender Eindruck erwarten läßt und lernen Sie das Leben und die Menschen in jeder Richtung kennen. Ich weiß, es ist dabei manche Gefahr, die ich von Ihnen abwenden möchte, aber ich weiß auch, daß Sie Bedacht nehmen werden, sich so zu bewahren, wie ich Sie kennen lernte und im Andenken behalte."

Hylas murmelte mit niedergeschlagenen Augen etwas wie eine Versicherung, daß die Worte der gnädigsten Frau ihm unvergeßlich sein würden.

„Sie werden ja meinen Götz noch sprechen," unterbrach ihn Gerda. „Er hat Sie noch lieb, und ich rechne auf Sie."

Er verbeugte sich unmuthig und ging. Er schwankte zwischen dem Vorsatze, den Erwartungen seiner Gönnerin nachzustreben, oder sich jeder Verpflichtung zu entziehen.

Beides aber war gleich schwer. Selbst wenn er hätte bleiben dürfen, immer unter ihren Augen, von ihrer melodischen Rede durchklungen, von ihrer fürstlichen Gestalt wie von einem Flammenzeichen geleitet, wäre er dann noch geworden, wie sie ihn im Gedächtniß bewahrte? Nimmermehr! Er war im Innern entstellt; und durch diese Entstellung ward auch seine Erscheinung umgeprägt. Denn Schönheit ist empfindlich vor den Verunstaltungen der Seele.

Tiefe Reue begleitete den Jüngling auf einem Gange nach dem Strome, der im Scheine des Mondes rauschte und glänzte. Ein frischer Nachtwind wehte belebend um seine Schläfe und belebte auch sein Herz zu tröstlichen Entschlüssen. Er wollte zu ihr gehn, morgen früh, ihr seinen Abfall, seine Reue bekennen, und sie bitten, ihn in ihrer Nähe zu dulden. Alle Leidenschaft, alle Eitelkeit wollte er abstreifen, und sein Lebelang die Gesetze seines Handelns von ihrem Antlitz ablesen. —

Er gelangte dahin, wo die Nachen liegen. In einem stand ein bärtiger Ferge, aufs Ruder gestützt, und spähte auf den Weg hinaus.

„Noch so spät am Werke, Fährmann? Nun, so fahrt mich eine Stunde lang.“

„Geht nicht, Herr; bin bestellt. Dort kommen sie schon: Gewiß verliebte Leute, die den Mondschein benutzen.“

Hylas warf einen Blick auf das Paar, das den Weg herabkam und im Mondlicht lange Schatten zur Seite warf. Sie hell von Gewande, das im Mondlicht wie Silber schimmerte, der Mann dunkel wie sein Schatten. Sie kamen langsam, in leisem Gespräche. Sie schritt einher, wie Hylas nur Eine schreiten gesehen, und als der Mann ihr in den Nachen half, da waren es ihre Bewegungen, mit denen sie Platz nahm. Der Mann, die dunkle schlanke Gestalt, setzte sich ihr gegenüber, und der Fährmann stemmte sich gegen das Ruder.

Langsam durchschritt der Nachen die mondgoldene Flut, bis er vor den Augen des Spähers in die Schatten des jenseitigen Ufers tauchte.

Hylas bebte vor leidenschaftlichem Unmuth. Er irrte die halbe Nacht hindurch über unwegsame Strecken und fand sich erst kurz vor Abgang des Bahnzuges im Gasthof ein. Sein Gepäck war bereit. Er fuhr nach Baden-Baden, mit dem Vorsatze, nach drei Tagen in die Schweiz zu gehen. Madame Polderatzki, seine hübsche Reisebekanntschaft, wollte er nicht aufsuchen; er hatte die Frauen satt. Aber der leidige Zufall führte die Beiden zusammen. Die junge Frau war so liebenswürdig! Er setzte sich mit ihr an den grünen Tisch und verspielte seine Baarschaft. Erst als die junge Frau verschwand, kehrte er, ohne die Schweiz gesehen zu haben, nach Hause zurück.

* * *

Margarethe hatte ihren Verlobten nicht so bald erwartet; sie wurde geisterblaß, als er spät Abends überraschend eintrat, und ihn mit starren Augen messend, vermochte sie kein Wort des Willkommens zu finden. „Wie sollte ich mich über Deine Rückkehr freuen,“ antwortete sie auf Hylas' unwillige Frage, „da ich doch um Deinetwillen wünschen muß, Du wärest nie wiedergekommen. Nun sehe ich Dein Gesicht wieder, von dem mir früher das höchste Glück geworden, und muß mir sagen, daß es eine unheilvolle Schönheit ist, die Gott Dir gab.“

„Was heißt das?“ herrschte Hylas sie an. „Was ist geschehen?“

„Hylas — was hast Du mit Cäcilie Flohr gehabt? Die Stadt gährt vor Entrüstung.

Schon früher hörte ich von diesem Verhältniß; aber ich erklärte es vor den Leuten für eines der vielen unschuldigen und gleichgiltigen, denen ein hübscher Junge nun einmal nicht entgehen kann. Aber mir scheint, hier bist Du zu weit gegangen. Hast Du noch nicht gehört, was das Ende gewesen ist?"

„Ich komme eben von der Bahn; mein erster Gang war zu Dir."

„Sag' mir, Hylas, sag' mir aufrichtig, was ist zwischen Euch vorgefallen? Kein Vorwurf soll über meine Lippen kommen, aber sag es mir, damit ich ein richtiges Urtheil habe."

„Es ist nichts Ungeheures, das ich wüßte."!

„Die Folgen wenigstens sind ungeheuer, und ich weiß nicht, wie ich es aussprechen und doch zugleich schonen soll."

„Schonen? das klingt gefährlich. Sie hat mir kurz vor meiner Abreise eine Zusammenkunft vorgeschlagen in der Wohnung ihrer Eltern, während diese abwesend waren. Aber ich mußte abreisen, ich vergaß es."

„Du hast es vergessen. Du hast ihr zugesagt und hast es vergessen. Sie ist krank geworden, gemüthskrank."

Hylas sah sie erschrocken an. „Ihr Vater," so fuhr Margarethe fort, „hat sie bei einer befreundeten Familie auf dem Lande unterbringen müssen, um sie herzustellen, Hylas, ich verstehe die Geschichte besser, als die Leute in der Stadt. Euer Verhältniß ist ein sehr inniges gewesen, und sie hat darüber den Verstand verloren. Ach Dein unseliges Gesicht, Hylas!"

Er war blaß geworden, und seine Züge waren vom Schreck verzerrt. Er schlug die Hände vor die Stirn und drückte sie gegen den Rahmen des Fensters. Wie von einem Krampfe wurden seine Glieder geschüttelt, und er ächzte ein Mal über das andere: „Ach mein unseliges Gesicht!" —

„Was kann ich dazu thun?" fuhr er dann auf. „Hab' ich mir dies Gesicht gegeben, an dem die Weiber närrisch werden? Was soll ich thun? Soll ich mir die Nase eindrücken und eine Hasenscharte schneiden? Soll ich in den Ohren und der Unterlippe einen Pflock tragen oder mich roth und blau schminken wie ein Pavian? Was soll ich thun? Ich bin mein' Lebtag' Keiner nachgelaufen, sondern sie mir. Frage ich nichts nach ihnen, so thun sie, als müßten sie sterben, und lasse ich mich mit ihnen ein, so verlieren sie den Verstand. Sag' mir, was soll ich thun? Ich wollt', ein Dachziegel fiele mir ins Gesicht."

Er rannte fort, ohne auf Margarethens Vorstellungen zu hören und trat in eine Trinkstube, wo er seine Genossen vermuthete. Diese waren heute nicht da; doch sonst zahlreiche Gesellschaft, Studenten und Bürgersleute. Sobald er eintrat, wandten sich alle Köpfe nach ihm, und ein unwilliges Murmeln ging durch die Gruppen der Zecher. Hylas wußte den Grund und war bestürzt über die Verbreitung, die sein Fall in der Oeffentlichkeit erlangt, und über die düstere Mißbilligung, mit der man ihn betrachtete. Aber was gingen ihn die Philister an? Er war ein guter Kunde in dieser Kneipe und thronte mit Band und Bierkappe ausgeflaggt, mitten unter den Gästen. Das Hälserecken und Murmeln hörte nicht auf, und selbst der Wirth, so eilfertig er ihm den Trank brachte, wandte sich verlegen von ihm, als fürchtete er seine übrigen werthen Gäste zu verletzen.

Hylas trank sein Glas, als wäre er allein gewesen; doch hörte er mit scharfem Ohr

Alles was man zischelte. An einem entfernten Tische saß ein halbes Dutzend Biergenossen, schon mit etwas gerötheten Gesichtern, unter ihnen ein vierschrötiger Philologe, ein häßlicher Mensch mit zerhacktem Gesichte, das ihm im Lehrfach hinderlich war, obschon er eine ausreichende Prüfung bestanden hatte. Er lungerte bereits im zwölften Halbjahr auf der Universität und half sich durch Unterricht mühsam vorwärts. Die Studenten sahen ihn bei ihren Gelagen gern, weil er alle Pauker im deutschen Reiche kannte und selbst für einen gefährlichen Schläger galt.

Diesen Candidaten kannte Hylas nur oberflächlich; doch erinnerte er sich, daß er ihn mitunter auf dem Tanzboden um Cäcilie Flohr bemüht gesehen, die ihm kaum bis an die Brust reichte, und die auch einmal scherzhaft über die bärenmäßige Huldigung des großen Philologen gesprochen. Er konnte also ermessen, wie dieser gegen ihn gestimmt war.

Die Zecher nahmen auf ihre Umgebung nicht viel Rücksicht und sprachen ziemlich laut. Einer von ihnen legte es offenbar darauf an, von Hylas gehört zu werden: „Nun sag', Hemsterhuis," — das war der Kneipname des Philologen — „möchtest Du Dein ehrliches zerhauenes Gesicht gegen ein solches Lärvchen vertauschen, wenn man Dir ein Faß Nürnberger zugäbe?"

„Ich danke ergebenst!" rief der sogenannte Hemsterhuis in schallendem Baß. „Hätt' ich von meinem Herrn Vater ein solches Lärvchen erhalten, ich würd' es mir zurichten wie dies. Solch eine hübsche Larve ist eine Kupplerin, die euch alle Mädchen des Erdballs zu Hetären machen kann. Ich wollte das Gewissen nicht haben, das zu solcher Larve gehört. Pfui, sag' ich."

Die ganze Gesellschaft hörte diese Worte. Die Köpfe fuhren wieder nach Hylas herum, der anscheinend theilnahmlos in sein Seidel sah.

„Trink, Hemsterhuis!" lallte ein kleiner Bierjurist: „Ich sage Dir, es liegt an den Weibern, sag' ich Dir. Hinter Allem steckt ein Weib, sagt jener Criminalist — wie heißt er doch? Solch' ein Leichtfuß mit einem Puppengesicht — ja da werden sie verrückt; aber einem soliden Philologen mit einem Gesicht ehrwürdig wie ein Schlächterklotz, dem spielen sie die Stolzen und Tugendhaften vor, und er kann zufrieden sein, wenn er einen Schatz unter denen findet, die Jupiter ihm übrig läßt."

Der Philologe fluchte keineswegs griechisch. „Es ist eine Teufelei," sagte er, „daß es solche Gesichter gibt, und sie zu verhauen, wäre eine Mission für einen Erzengel. Ich würd' es auch übernehmen, mit Wollust, sag' ich euch. So mit einem blanken Säbel in das hübsche Gesicht hineinzuhacken, das denk' ich mir zum Entzücken. Es würde was helfen, sag' ich euch. Die Weibsleute würden ein gut Stück zuverlässiger werden, und unter den Mannsleuten gäb' es ein gut Theil weniger Verführer und —"

Er sagte noch ein rohes Wort, das die Anwesenden in große Aufregung versetzte. Man schien von Hylas eine Erwiderung zu erwarten, und dieser, für einen Augenblick vor Zorn außer Fassung, gab dieser Erwartung nach. Er erhob sich und rief grimmig lachend: „Herr, wenn Sie Lust haben, mir ein andres Gesicht zu machen, so haben Sie mir blos nachzuweisen, ob es ehrenvoll ist, sich mit Ihnen zu schlagen. In diesem Falle will ich versuchen, Ihnen eine Todtenmaske ins Gesicht zu setzen."

„Halloh!" scholl es von dem Tische her: „Ein Tusch! Eine Forderung!" Die Gäste drängten sich um den merkwürdigen Auftritt.

„Sie werden von mir hören!" rief der Philologe zu Hylas hinüber, der unter

großem Lärm der Gäste die Thür suchte. Er fand seine Farbe in einem andren Bierhause und trug, noch ganz heiß vor Zorn, den unerhörten Fall vor.

„Losgehen! Abführen!“ schrie Einer dem Andern nach. „Natürlich losgehen!“ sagte der erste, und dessen Echo, der zweite Chargirte: „Natürlich mußt losgehen! Bierehrlicher Bursch gewesen, der Hemsterhuis, Pommer gewesen, sechsunddreißig Pauken gehabt, famoser Schläger. Kannst Dich in Acht nehmen, Hylas, führst ja Deinen Spieß auch ganz patent.“ —

Am folgenden Morgen kam denn auch wirklich ein dicker bemooster Pommer zu Hylas und überbrachte sehr höflich eine Forderung auf Säbel, die schon nach wenigen Tagen ausgefochten wurde. Hylas hatte im ersten Gange das Glück, seinen vierschrötigen Gegner in die Nähe des Ohres zu treffen; aber schon im zweiten empfing er von ihm einen wuchtigen Hieb, der ihm das Gesicht von den Stirnhaaren bis hinab zum Unterkiefer spaltete. Die Hälften klafften auseinander, und der verführerische Kopf war wie in Blut getaucht. Man brachte den Ohnmächtigen auf sein Zimmer, und in der Stadt, welche an dieser Sache ungewöhnlichen Antheil nahm, erklärte man ihn für todt.

Diese Kunde erreichte Margarethen auf der Bühne. Fräulein Stakemann, eine spindeldürre Schuhmacherstochter, die sich bereits die besten Rollen ihrer Nebenbuhlerin erschlichen, war tückisch genug, ihr die böse Post zuzuflüstern, als sie eben hinaustrat, um im „Struensee“ den Detlef zu spielen. Ohnehin aufgeregt, wurde sie von Krämpfen ergriffen; der Vorhang mußte fallen, und Fräulein Stakemann sich einen Detlef anpolstern, um das Publikum zu befriedigen. Commissionsrath Wettiner war entrüstet über die Störung und rief der Erwachenden ins Gesicht, daß sie auf seiner Bühne keine Lorbeern mehr sammeln werde.

Margarethe hörte das kaum. Sobald sie sich erholt, stürzte sie fort und erschien als Detlef vor dem Bette ihres Geliebten, der eben die ersten Lebenszeichen abgab. Entsetzt wich sie vor der Zerstörung zurück, welche eine rohe stahlbewehrte Faust angerichtet; doch bald beruhigt, weil das böse Gerücht sich wenigstens nicht voll bestätigt hatte, wich sie nicht mehr von dem Lager des Todwunden und ließ sich durch nichts an sonstige Verpflichtungen erinnern. Nicht angedrohte Ordnungsstrafen, nicht die plötzliche Entlassung von der Bühne vermochte ihre Gedanken von der einzigen Pflicht, die sie für jetzt anerkannte, abzulenken, und es war vielleicht nur ihre aufopfernde Sorgfalt, die endlich Hylas der Gefahr entzog. Mit stillem Grauen saß sie neben seinem Lager und belauschte die Herz- und Pulsschläge des Fieberglühenden. Zitternd entfernte sie von Zeit zu Zeit das eisgefüllte Tuch von dem zerklüfteten Antlitz, schauderte vor der breiten, rothen Wunde, die nur langsam heilte und suchte das Bild, das sie einst entzückt, unter blutigen Trümmern vergebens. Sie verhinderte den Kranken zu sprechen und flüsterte selber ihm Trost zu. Sie wollte ihn nicht verlassen, sagte sie, und wenn er sterben müßte, mit ihm sterben.

* * *

Viele Tage vergingen, bis Hylas nur sein Lager verlassen durfte, und Margarethe willigte endlich ein, ihm einen Spiegel zu reichen. Sie wandte sich ab, aber nach einer Pause hörte sie Hylas in beinahe scherzendem Tone sagen: „So gefall' ich mir besser. Cäcilie Flohr wird wieder zur Vernunft kommen, wenn sie das sieht. Fortan wird dieses männliche Antlitz keinen Schaden mehr stiften.“

Margarethe warf ihr Haupt an seine Brust. „Recht so, mein Hylas! Nein, nicht mehr Hylas! Mein armer guter Lorenz! Ich werde Dich auch in Deiner Entstellung lieb behalten, und so oft ich Dich anschaue denken, wie Du warst. Es ist nichts verloren, denn Du wirst genesen, und vielleicht mußte Deine Schönheit zu Grunde gehen, damit Deine Thatkraft, Deine Männlichkeit zur Geltung komme. Du wirst sie brauchen, wenn die trügerischen Stützen sinken, welche bisher Dich hielten."

„Ich will keine andre Stütze mehr, als die Liebe meiner Margarethe."

„Ach wie armselig ist die!" klagte sie nun und berichtete, wie durch seinen Unfall auch sie wieder ins Leben hinausgestoßen wäre, ohne eine andre Hülfsquelle als ihr armes Talent, das mit ihrer Jugend schwände, und um das kein Geschäftsmann sich bemühen würde.

Hylas erschrak. Margarethe um seinetwillen hilflos! Alles ihm, dem Ungetreuen, geopfert! Seinem Wohl, seiner Rettung Alles hingegeben! Das vermochte in unwandelbarer Liebe ein schwaches Mädchen! Und er, in seinem Wankelmuth, auf der Schwelle des Mannesalters — was vermochte er? —

So angegriffen er war, er erhob sich in seinem Lehnsessel, als wollte er sofort einen neuen Aufbau beginnen. Aber Margarethe drängte ihn sanft zurück. „Jetzt," sagte sie, „ist noch keine Zeit sich zu entschließen; Du mußt erst zu Kräften kommen und Dich besinnen. Bist Du gesund, so wird erst noch Vieles zu überwinden sein, bevor wir uns fragen können, was zu thun ist."

„Ich will Dich niemals verlassen," sagte Hylas, und große Thränen flossen in der rothen Narbe nieder. —

Die Beiträge der Frau von Lichthofen flossen übrigens herbei wie gewöhnlich. Die Goldstücke brannten in Hylas Händen wie höllisches Feuer, und er bestand einen schweren Kampf zwischen der Abneigung, sich eine Wohlthat gefallen zu lassen, die er nach dem Vorgefallenen nicht einmal mit einem liebevollen Herzen zu erwidern vermochte, und der Nothwendigkeit, mehr noch für Margarethen als für sich selber zu sorgen. Dieser gab er volle Aufklärung über sein Verhältniß zu Gerda, wie es sich neuerdings gestaltet hatte, und Margarethe war glücklich, daß er sich wenigstens hier nicht mehr gefesselt fühlte. Sie rieth in der ersten Aufwallung, nunmehr der Gnade der schönen Frau in irgend einer versöhnenden Form zu entsagen und war bereit, um vorläufig Unterhalt zu gewinnen, neben den Habseligkeiten ihres Verlobten ihre eigenen zu versilbern. Zuletzt stand sie auf Hylas besonnene Vorstellungen von ihrem Vorhaben ab und überließ Alles der Vermittelung des Professor Kürnberg, die ihr Verlobter nunmehr anrief.

Derselbe hatte während der Krankheit seines Lieblings oft an dessen Thür geklopft, um die Fortschritte seiner Genesung zu erfahren, und eilte auch jetzt herbei. Wortlos rang er die Hände, als er das schöne Jünglingsbild so grausam zerschlagen sah, und zuletzt entrang sich ihm der Seufzer: „Wie wird unsre Freundin bekümmert sein!"

„Ich hoffe, mein Unfall wird das Wohlbefinden der gnädigen Frau nicht stören," erwiderte Hylas. „In einem verhängnißvollen Augenblick hat sie mein Schicksal in ihre Hand genommen und glaubt sich nun verpflichtet, es auch fernerhin zu behüten. Möglich, daß ich durch ihre Gnade sehr glücklich geworden wäre, und ich will ihr im Herzen so dankbar sein, als hätte sie mein Leben wirklich nach ihren hochherzigen Plänen gestaltet. Aber die Sache liegt jetzt anders. Die Eigenschaft, der ich ihr Wohlwollen verdanke, ist mir abhanden gekommen, und ich habe nichts mehr, ihr zu erwiedern. Der Hylas,

an dem sie Antheil genommen, ist durch diese entstellende Schmarre vernichtet; seine Erscheinung paßt nicht mehr in die Welt meiner gütigen Fee, und ich empfinde die Pflicht, auf ihre Opfer, die sie freilich nicht Opfer nennen will, zu verzichten."

„Sie haben nicht Unrecht, armer Hylas," bedauerte der Professor, „und ich werde unserer Freundin diesen Entschluß mittheilen. Aber glauben Sie nicht, daß sie sich so leicht entschließen wird, ihre Hand von Ihnen abzuziehen. Sie hat Sie Ihren früherem Berufe entzogen und wird es nunmehr als Gewissenssache ansehen, Sie auf der neuen Bahn zu erhalten, die Sie auf ihren Antrieb und zu ihrem Nutzen eingeschlagen haben."

„Sie wird sich beruhigen," lächelte Hylas, „wenn sie erkennt, daß ich Kraft und Muth gewonnen habe, mir, nöthigenfalls durch harte Arbeit meiner Hände, fortzuhelfen. Bleibt mir die Gnade meiner Gönnerin nur bis ich wieder gesund bin und die Freiheitstrafe, die auf mich wartet, abgebüßt habe, so werden damit alle meine Wünsche erfüllt sein."

Der Professor nahm Abschied. „Ich hoffe, Sie werden noch andren Sinnes werden. Ich will der Frau von Lichthofen Ihren Entschluß mittheilen und weiß, daß ich mir schlechten Dank verdienen werde, wenn es mir nicht gelingt, Sie eines Besseren zu überreden. Personen wie Gerda von Lichthofen geben ihre guten Absichten nicht leicht auf." —

Professor Kürnberg hatte Recht. Gerda, über Hylas' Unfall, mehr noch über dessen Veranlassung bestürzt, enthob zwar ihren jungen Freund der übernommenen Pflicht, ließ ihm aber zum Ersatz eine bedeutende Summe antragen, die wenigstens seine Zukunft sichern sollte. Hylas schlug sie im Einverständniß mit Margarethen aus, und Gerda, nicht wenig verletzt, verlor über die Sache kein Wort weiter. Sie war wohl auch durch ernstere Angelegenheiten als jene ästhetische Anwandelung für den bildschönen Jüngling in Anspruch genommen, denn bald nachher erfuhr man durch die Blätter, daß sie im Begriffe war, sich mit einem wenig begüterten Herrn vom höchsten Adel, einem Wittwer, zu vermählen. —

Sobald Hylas völlig genesen war, hatte er mit den Behörden abzurechnen. Sein Fall hatte die allgemeine Aufmerksamkeit zu sehr erregt, als daß man denselben, wie hundert andere, hätte vertuschen können, und so wurden die Zweikämpfer zu einer Festungshaft von mehreren Monaten verurtheilt. Er übergab Margarethen seine Habseligkeiten, ließ ihr, um sie jeder Verlegenheit zu überheben, den größten Theil seiner Baarschaft und schied von ihr mit dem Troste, daß er schon von der Festung aus sich um eine Brotstelle bemühen und dann für immer der Ihrige sein wollte. Zu diesem Zwecke besuchte er auch einige einflußreiche Personen, setzte sie von seinen bescheidenen Wünschen in Kenntniß und bat um ihre Verwendung, da er abermals gezwungen wäre, seine Studien aufzugeben.

„Und hast Du nur Brot und Salz," so vermaß sich Margarethe beim Abschiede, „ich will dennoch bei Dir bleiben und versuchen, was meine Hände vermögen." Dann trocknete sie die Augen mit dem Tuche, mit dem sie dem Abfahrenden zugewinkt und begann einen Rundgang durch die Waarenlager der achtbaren Herren, die ihre nahrhafte Arbeit vermittels der zerstochenen Finger armer Mädchen verrichten. Die hübsche unglückliche Schauspielerin, mit welcher Principal und Commis zu äugeln sich berechtigt glaubten, hatte das Glück Arbeit zu erhalten, Arbeit vollauf, blutsaugende, augenröthende Arbeit für wenige Groschen das Tagewerk. Das kleine Edelfräulein stichelte, stichelte die

ganzen Tage und die halben Nächte hindurch und dachte an ihren schönen Schatz mit den feurigen Augen und den braunen Wangen, und freute sich an dem Bilde, das in ihre Seele, der Klinge des Kopffechters unerreichbar, geprägt war. So saß sie und stichelte und sog das Blut von den zerstochenen Fingern, um ein Stück Brot zu haben; aber unberührt in ihrer Truhe ruhte das Gold, das der Bräutigam ihr gegeben, und das er von Zeit zu Zeit durch Sendungen vermehrte. Es war nicht sein Geld, nicht sein Verdienst, leider nicht; darum sollte es ihr nicht zum Genusse dienen, wie redlicher Arbeit Lohn, sondern zu einem besseren Zwecke, den sie unter seligen Empfindungen bedachte. Sie schrieb dem Geliebten häufig, ohne von ihrem mühseligen Tagewerk etwas zu verrathen, und die umfangreichen, liebevollen Briefe, die sie von dem Gebesserten empfing, und die wenig Erlebniß, desto mehr Zärtliches enthielten, waren ihre einzige Freude.

Hylas unterdessen verbrachte die Tage seiner Haft in müßiger Verdrossenheit. In seiner Einsamkeit, die durch Umgang mit einem Paar mürrischer Schicksalsgefährten nur selten unterbrochen wurde, ahnte auch er den Werth eines Herzens, das in allen Fährnissen treu zu uns hält, und der Briefwechsel mit Margarethen erhellte ihm manche düstere Stunde. Im Uebrigen versäumte er nicht, mit seinen Gönnern in Verbindung zu bleiben, und Professor Kürnberg, der sich für seinen Liebling am eifrigsten bemühte, vermochte ihm denn auch bald eine bescheidene Aussicht zu eröffnen. Es war freilich nur eine Art von Handlangerstelle bei der Stadtbibliothek, die zwar kärglich von Ertrag war, doch einige Sicherheit gegen schnelles Verhungern bot, und Hylas haschte nach dem mageren Vogel, um sich jeder Verbindlichkeit möglichst bald zu entziehen.

Margarethe war glückselig — nicht über das karge Loos, das ihr fiel, als über die hoffnungsvolle Freudigkeit, mit der Hylas es ihr anbot, und da er ihr mittheilte, daß er nach erlangter Freiheit seine Thätigkeit sofort beginnen werde, so rührte sie zum ersten Mal an das Gold in ihrer Truhe und rüstete Kranz und Schleier, Schuhe und Brautgewand für eine junge Edeldame, wie's recht war, nicht für eine arme Nätherin. —

Hylas kam an, häßlich mit seiner abscheulichen Narbe, aber mit gutem Muth und ehrlichem Herzen. Sein erster Gruß war: „Nun trennen wir uns nie mehr!“ Und an demselben Tage, da Hylas sein Amt übernahm, gingen Braut und Bräutigam zum Küster.

Und nun begannen sie ihr Nest einzurichten, das alte traute Nest unter dem Dach, und als Hylas seine Junggesellenhabe dahin gebracht, da war das Nest recht voll und behaglich gepolstert.

Nur Eins bekümmerte den Bräutigam, daß Margarethe keinen Brautschmuck haben könnte, der ihrer würdig. „Was da!“ lachte Margarethe: „Ich ziehe eben das Beste an was ich besitze.“ Und als der Bräutigam, um sie zur Kirche zu holen, im wohlerhaltenen Frack zu ihr eintrat, da stand sie da, das liebe Haupt mit der Myrthe umwunden, die aschblonden Locken unter dem Schleier hervorquellend, im Antlitz unverlierbaren Adel, in den Augen die erste, alte, vielgeprüfte Liebe.

Sie wurden ein Paar und Tags darauf begann die Arbeit, begann der unruhige Flug der Schwalben von und zu Neste. Hylas war im kleinen Kreise pflichtgetreu und ein guter Gatte. Um seine Einnahmen zu vergrößern, fertigte er außerhalb seiner Dienststunden, früh Morgens und spät in der Nacht, Abschriften von unschätzbaren Werken der Professoren, oder besorgte die Bücher der Kaufleute, bis der Kopf ihm auf

die Feder sank. Er arbeitete unaufhörlich und darbte mitunter, aber die Liebe flog darum nicht zum Fenster hinaus.

Auch Margarethe that was sie verheißen, und ihre weißen Hände schmerzten, bis sie hart wurden. Ohne Magd, ohne jede Hülfe beherrschte die zarte Frau ihren kleinen Haushalt, scheuerte, kochte und wusch, trug Holz und Wasser vier Stiegen hoch, und spät in der Nacht, von der Arbeit ermattet, bei der Lampe des übermüdeten Mannes, sank sie zusammen, sagte: „Es ist nichts," und griff schlaftrunken nach andrer Arbeit.

So gings ein Jahr und ins zweite. Ihre Blüthen welkten, sie trug ein Kind unter dem Herzen. „Wie selig wollen wir sein!" sagte sie mit ihren blassen Lippen und trug Holz und Wasser und lachte vor Seligkeit; und als ihr Kind lebte, da starb sie.

Hylas kam von Sinnen. In seinen Armen hielt er das Neugeborene und tänzelte wie wahnsinnig umher. Er legte das junge Leben an die erkaltete Brust und lachte über das liebliche Bild, bis die Wehemutter schaudernd ihm das Kind entriß.

In den harten winterlichen Boden gehauen wurde das Grab, in das Hylas die Leiche seines braven Weibes versenkte, und als sie darin lag, warf der Schneesturm eine dichte weiche Flitterdecke über den Hügel.

Zu Hause aber im Körbchen lag das Kind verlassen und schrie, und dann kamen Schreiner und Todtengräber und wollten Geld, das nicht da war. Noch einmal raffte Hylas sich auf; denn noch war ein Wesen da, das seiner bedurfte und aus dessen rundem, rothem Gesichtchen wie aus einer Knospe ihm das Antlitz der Mutter frisch aufzublühen schien. Er fand zu seiner Pflege ein hungeriges Weibsbild, das seinem Pflegling die Milch forttrank und den Vater mit kreischender Stimme über das Heiligthum der ehrlichen Arbeit belehrte.

Das ging nicht länger so fort. Er trug das Kind zu einer Pflegemutter, zu einer freundlichen, vortrefflichen, obrigkeitlich überwachten Pflegemutter. Die nahm ihn mit einem Hexenlächeln in ihre dürren Arme und machte in acht Tagen einen Engel daraus.

Nun war Hylas allein, ein zerstörter Mensch, ohne Zweck, ohne Kraft, ohne Hoffnung. Tagelang saß er einsam in dem verwaisten Neste und hatte keinen andren Gedanken, als den vorangeflogenen Seelen seiner Lieben nachzufliegen. Wohl prüfte er die Spitze eines Messers, aber sein Wille war gebrochen, und stumpfsinnig brütete er über dem Plane, sich selbst zu vernichten, ohne zum Entschluß zu gelangen. Professor Kürnberg kam zu ihm, versuchte ihn aufzurichten, stellte ihm vor, daß er Freunde habe, bereit, ihm über eine Zeit der Entmuthigung fortzuhelfen, bis er in neuer Thätigkeit gesunden werde. Aber solche Vorstellungen rüttelten den Unglücklichen immer nur auf Augenblicke aus seiner Erstarrung, und schon bei dem Versuche, sich aufzuraffen, sank er verzweifelnd wieder zusammen. Die Stadt, die ihn einst in seiner Jugendschönheit und Lebensfülle bewundert, sah ihn jetzt verunstaltet, gebrochen, bleich vor Entbehrung durch die Straßen taumeln. Seine Genossen schämten sich seiner und vermieden ihn, und als Professor Kürnberg zu künstlerischen Zwecken eine jahrelange Reise antrat, da war er gänzlich verlassen und vergessen.

Nur ein Gefährte fand sich noch zu ihm, ein Elender zum Elenden, Hemsterhuis der Philologe. Er fand ihn in einer schlechten Schenke, nannte ihn altes Haus und gewann ihn für den großen Tröster Alkohol. Die Beiden wurden Brüder, und man sah sie häufig Arm in Arm, von der Gassenjugend verfolgt und verspottet, aus einem Wirthshaus ins andere schwanken.

An Versuchen, den Unglücklichen aus dem Abgrund emporzuziehen, fehlte es nicht. Gerda sowohl wie der Professor erneuerten ihre Bemühungen; aber seine Thatkraft, ja sein Ehrgefühl waren bis auf den letzten Funken erloschen, und die Mittel, die man ihm zukommen ließ, und die er stumpfsinnig und ohne Dank hinnahm, beschleunigten nur seinen Untergang.

Dennoch drang selbst in dieses umnachtete Dasein von Zeit zu Zeit ein matter, milder Lichtstrahl. Er kam von einem Kleinod, das sich ihm als ächt erwiesen, der Liebe seines Weibes, deren Gedächtniß er nie ganz verlor. Der Todtengräber erzählte, daß der Unglückliche mitunter eine arme Blume auf Margarethens und seines Kindes Grab gepflanzt habe, und zu verschiedenen Malen fand er ihn über den Hügel eingeschlafen. —

Vielleicht entschlummert er dort bald für immer. Es ist schwer, ihm ein besseres Loos zu wünschen.

Zwei dramatische Fragmente von Friedrich Halm.

Mitgetheilt von **Faust Pachler.**

Vorbemerkungen.

In der Vorrede zu den von Emil Kuh und mir aus dem literarischen Nachlasse Friedrich Halm's herausgegebenen Werken sind zehn Fragmente angeführt worden; zwei davon theilten wir mit, nämlich den ersten Act des Trauerspieles „John Brown", aus dem Jahre 1864, und den zweiten Act des nach Lope de Vega bearbeiteten Trauerspieles „König Wamba", wovon etwa achtzig Verse aus dem Jahre 1859 stammen, der Rest aber im Jahre 1869 begonnen und vollendet wurde.

Gern hätten wir von den übrigen Fragmenten noch mitgetheilt Anfang und Scenarium eines Trauerspieles „Drei Urtheile in Einem" aus dem Jahre 1844, und das Scenarium des Trauerspieles „Der Richter von Zalamea", aus dem Jahre 1867; beide nach Calderon. Zur Bearbeitung des ersteren war er durch mich, zu der des zweiten durch den k. k. Hofschauspieler Lewinski angeregt worden. Beide jedoch bieten dem Bearbeiter, der auf das heutige Publikum Rücksicht nehmen muß, fast unüberwindliche Schwierigkeiten; keines der beiden prachtvollen Stücke verträgt eine Abschwächung; dort der entscheidenden Scene zwischen dem Vater und dessen vermeintlichen Sohne, der, öffentlich in seiner Ehre gekränkt, dem Alten vor aller Welt einen Schlag ins Gesicht gibt, während weder jener noch dieser noch das Publikum weiß, daß der brutale Jüngling der Sohn der Greises nicht sei; hier der Handlung überhaupt, da die Hinrichtung eines Officiers auf Befehl eines Bauernrichters schwerlich von der jetzigen militärischen Zeit günstiger aufgenommen werden würde, als das Flehen des Prinzen von Homburg um sein Leben in Kleist's wunderbarem Drama. Diese Erwägungen waren für Halm, der niemals vergebliche Arbeit machen wollte, die Veranlassung, von seinem Vorhaben abzustehen; für den aber, der diese beiden Dramen Calderon's kennt, würden diese Fragmente, so klein sie sind, und auch die beiliegenden Scenarien, obschon sie kaum mehr als die Namen der auftretenden Personen enthalten, immerhin von Interesse gewesen sein. Das große Publikum indeß kennt die beiden Stücke Calderon's höchstens dem Titel nach und würde sich schwerlich die Mühe genommen haben, sie wegen den höchst dürftigen Anfängen einer Bearbeitung nachzulesen.

Auf den Wunsch des Verlegers, der nicht Fragment an Fragment gereiht sehen wollte, ließen wir aber auch die hier folgenden zwei ausfallen, und beschlossen, sie dem

Biographen zur Verfügung zu stellen, obschon eigentlich nur das spätere innere Beziehungen auf das Leben Halm's hat; freilich nur literarische, aber doch immerhin auf das tiefste Wesen des Dichters deutende Beziehungen. Auch war ja die Hoffnung nicht ausgeschlossen, diese wichtigen Fragmente bei Gelegenheit einzeln veröffentlichen zu können, und ich ergreife die mir in den „Monatsheften" gebotene um so lieber, als meine für das „Oesterreichische Jahrbuch" bestimmte biographische Skizze wegen Raummangels schon mit dem Erscheinen der Griseldis abbrechen mußte.

Ueber das Fragment aus „Tiberius Gracchus" fand sich nicht die geringste Notiz vor, außer daß es am 11. December 1850 begonnen worden. Ueber das andere „Theater in der Unterwelt" fand ich nur die, daß er damit im März 1854 begonnen, und daß er mir gegen Ende des Februars 1855 die Mittheilung machte, er habe ein neues Stück „fertig", aber nur ein literarisches, das nicht für die Aufführung sei. Da er mir nichts weiter davon sagte, so wähnte ich bis zur Uebernahme des Nachlasses, es handle sich um ein Drama, das wegen politischer oder socialer Bedenken stofflich nicht zur Darstellung auf der Hofbühne sich eigne. Ich war daher nicht wenig überrascht, als ich diesen Anfang einer Nachahmung von Platen's romantischem Oedipus vorfand. Der Ausdruck „fertig" bezog sich auch diesmal nur darauf, daß er das Stück fertig im Kopfe habe; denn es war seine Art, Alles im Kopfe auszuarbeiten und gleichsam aus dem Gedächtnisse niederzuschreiben. So z. B. sagte er mir noch in den letzten Jahren, er nehme zwei Stücke, die ganz fertig seien, mit ins Grab; es lohne nicht, sie dem Papier anzuvertrauen, da ihm die Schauspieler dafür fehlten. Vermutlich hatte er aber doch damit begonnen. Wenigstens wurden mir nachträglich zwei Bruchstücke eingehändigt, deren eines mit dem Datum 11. März 1870 nur 28 Verse aus dem ersten Acte eines unbetitelten Stückes (Kaiser Arnulph?) und das andere mit dem Datum 15. April 1870 einige Verse mehr als 170 aus dem ersten Act einer Stefania enthält, die ihn schon anno 1840 stark beschäftigt hatte. Darnach ist die Angabe, daß seine letzte dramatische Beschäftigung die mit dem König Wamba gewesen, zu berichtigen. Seine mündliche Mittheilung, er sei mit dem Stücke „fertig", wird wahrscheinlich für Hopfen, mit dem Halm in den sechsziger Jahren viel verkehrte, die Veranlassung gewesen sein, an das thatsächliche Vorhandensein des ganzen „Theater in der Unterwelt" zu glauben.

Es ist unschwer zu erkennen, daß, wie Platen in seinem Nimmermann nicht bloß Immermann sondern eine ganze Reihe von Poeten zeichnen wollte, auch Halm den Gedanken hatte, einen bestimmten Theaterdirector, nämlich Laube, zum Sündenbock für alle anderen Directoren zu machen, die er erlebt hatte. Mehr, als ich von dieser projectirten dramatischen Satyre mittheile, kam mir nie zu Gesicht, und dürfte auch schwerlich je vorhanden gewesen sein. Der Anfang stammt aus jener Zeit, wo er voller Ungeduld wegen Laube's Entscheidung über den im Jänner zuvor anonym eingereichten „Fechter von Ravenna" war; die Mittheilung an mich aus der, wo dieses Trauerspiel bereits seinen Triumphzug über die meisten größeren Hofbühnen angetreten hatte und er sich eben in der ersten, noch unverkümmerten Autorfreude darüber befand.

Die Verstimmung gegen Laube war aber nicht die Folge bloß des ästhetischen Gegensatzes, in dem Halm gegen diesen stand; sie hatte auch persönlichen Grund. Laube brachte zwar neues, regsames Leben auf die altehrwürdige Bühne des „Hoftheaters nächst der Burg", aber er wollte zu rasch und zu gewaltsam mit allen, dem Personale wie dem Publikum liebgewordenen Traditionen brechen; das konnte natürlich nicht ge-

schehen, ohne vielfach wehe zu thun. Er suchte vor Allem die älteren Kräfte durch jüngere zu ersetzen, jene in andere Fächer zu drängen oder ganz zu beseitigen, namentlich aber die bisher übliche declamatorische Vortragsweise, den poetischen, großen, auf Goethe zurückzuführenden Styl der Darstellung abzuschaffen.

Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, wie weit er dabei Recht hatte und Unrecht that. Gewiß ist aber, daß mir Halm Ende Jänners 1850 sagte, er stehe „gut mit Laube", und Anfangs August desselben Jahres bereits Feuer und Flamme gegen ihn war. Laube nämlich hatte den Liebling der Wiener, den Künstler, welchem Halm nächst Frau Rettich seine größten und nachhaltigsten Erfolge zu danken hatte, den genialen Darsteller des Percival und des Sohns der Wildniß, Ludwig Löwe, dem er selbst für die günstige Aufnahme des Monaldeschi und des Struensee so vielen Dank schuldete — diesen stolzen, reizbaren, verdienstvollen Schauspieler hatte Laube von der Regie entheben wollen. Ich sehe und höre noch jetzt in meiner Erinnerung, wie aufgebracht Halm darüber war; sogar an Drohungen fehlte es nicht, wie sie wohl Einer im ersten Zorne ausstößt. Hatte mich Halm vorher selbst an Laube gewiesen, der auch stets freundlich gegen mich blieb, so warnte er mich jetzt vor ihm, was aber auf mich, der ich die rasch wechselnden Launen des Dichters auch diesmal für vorübergehend nahm, nicht eben viel Eindruck machte. Schweigend oder nur mit schüchternem Widerspruch hörte ich dem Einen zu, wenn er sagte: Moderne Stücke will er nur? Wer's ehrlich mit der Kunst meint, macht keine modernen Stücke!" und dem Andern, wenn er äußerte: „Halm's Erfolge! das sind keine rechten Erfolge!" Es versteht sich von selbst, daß ich mir dergleichen Worte zwar merkte, aber niemals hinterbrachte. Von anderen sogenannten guten Freunden mag das aber geschehen sein, wie auch später, als Laube nach Halm's Uebernahme der Intendanz seine Entlassung nahm. Es gab Hetzer und Schürer genug auf beiden Seiten, und beide Herren ließen es nicht an unvorsichtigen Aeußerungen über einander fehlen.

Halm wurde immer unzufriedener mit der Führung des Theaters; wie ein junger Mensch war er durch die Zurücksetzung gekränkt, die seine Stücke durch den neuen Director erfuhren; und auch den Aerger über die entgehende Tantième spielte dabei seine Rolle, denn Laube führte die eigenen Stücke nicht nur oft, sondern auch an den besten Theatertagen auf, und Halm machte sich das grausame Vergnügen, sich ein vergleichendes Verzeichniß der Aufführung Laube'scher und Halm'scher Dramen anzulegen, wobei freilich er im Nachtheile stand.

Seine Unruhe über das, was er Verwilderung und Geschmacklosigkeit nannte, nahm täglich zu. Da Laube mehr als ersprießlich die melodramatische Begleitung der Dramen begünstigte, namentlich bei der Aufführung von Uechtritz's „Alexander und Darius" Mißbrauch damit getrieben, so wollte Halm, ich solle einen feinen „satyrischen Artikel gegen das Recitativ im Burgtheater" schreiben. Dessen weigerte ich mich, obschon ich seine Meinung theilte.

Nach einiger Zeit rückte er an Herrn von Hermannsthal und mich mit dem Plane heran, uns zu einem anonymen Büchlein voll scharfer, gegen Laube's Theaterleitung gerichteter Epigramme zu vereinigen, das im Auslande erscheinen sollte. Hermannsthal, der damals schon ungerechterweise bereits in Vergessenheit gerathene Dichter, dessen Nekrolog ich im vorigen Jahre in dem Jahrbuche „Die Dioskuren" und in der Janke'schen Roman-Zeitung mitgetheilt habe, wäre bereit gewesen gleich mir zu diesem

neuen Xenienkampfe; doch wollte er eben so wenig als ich sich den möglichen unangenehmen Folgen entschlagen, „wenn die Sache auskäme;" es gab Umstände, unter denen wir es für unsere Pflicht gehalten hätten, die Maske abzuwerfen. Das wollte aber Halm durchaus nicht und so scheiterte sein Plan, dessen Ausführungsarten noch mehrfach besprochen wurden, an unserer entschiedenen Weigerung, auf seine Forderungen einzugehen.

Halm ward nunmehr von verzehrender Unruhe erfaßt. Sein Gestaltungstrieb drängte ihn bald zu diesem, bald zu jenem Stoffe, seine Besorgniß, Laube werde ein unter dem Namen Halm eingereichtes Stück zurückweisen, hielt ihn wieder ab; wollte er doch sogar gehört haben, Laube habe ein Stück Grillparzer's abgelehnt. Frau Rettich suchte den verstimmten Dichter seinem Unmuthe zu entreißen, und mit Hinblick auf das eben aufblühende „illustrirte Familienbuch des österreichischen Lloyd", das ich redigiren half und für das ich die literarische Correspondenz führte, schlug sie ihm vor, Novellen zu schreiben. Er wehrte sich dagegen, erst wie gegen eine Beleidigung, dann wie gegen die größtmögliche Langweiligkeit. Und es war damals, daß ich ihm die beiden Stoffe erzählte, die er anfänglich zurückwies und später in so ausgezeichneter Weise bearbeitete: „Die Marcipanliese" und „Das Haus an der Veronabrücke." Die erste Erzählung hat er am 21. März 1855 vollendet, die zweite erst am 6. März 1862 begonnen; den Entschluß zu jener hat er jedenfalls zwischen dem 18. November und 1. December 1852 gefaßt, als er bereits beschäftigt war den am 6. März 1852 begonnenen, im April unterbrochenen und am 2. November desselben Jahres wieder aufgenommenen „Fechter von Ravenna" weiter zu führen.

Bevor er jedoch diese berühmte Tragödie vollendete, von der Grillparzer vor Lüftung der Anonymität gesagt hat: „Diese können in Deutschland nur zwei Menschen machen; ich oder Halm; ich bin der Autor nicht, folglich ist's Halm," fiel die Aufmerksamkeit Halm's auf den Stoff einer Tragödie, deren ich mich in meiner grünen Jugend schuldig gemacht und dessen neuerliche Bearbeitung er mir untersagte, weil er selbst daran gehen wollte. Trotz der hierüber gemachten Notiz vergaß ich dieses Verbot und machte aus meinem Stücke eine Novelle, die unter dem Titel: „Die Frau von Bouisseur" in Seidl's Taschenbuch „Aurora" erschien und ihrerseits dann Weilen zu seiner „Dolores" angeregt hat. Da ich in meiner tragischen Novelle einen wirklichen Vorfall aus der florentinischen Geschichte erwähnt habe, den der Ginevra Agolanti, welcher auch, so viel ich weiß, den Stoff von Halevy's Oper „Guido und Ginevra" ist, so ließ sich Halm Notizen dazu aus Leigh Hunt's Legend of Florence, wenn ich nicht irre, herausschreiben; sicher ist, daß ich diese Notizen nach Halm's Tode fand und nicht weiß, ob er die Ginevra oder die Frau von Bouisseur dramatisiren wollte, welch letztere bereits als Genevion von Toulouse durch Leopold Schefer novellisirt worden war.

Das besagte Verbot erhielt ich im April 1853. Im Juni darauf wollte er mich bereden, eine „Belagerung von Murány" zu einem Schauspiel zu benutzen, der Stoff dazu war mir aus Hormayr's und Medniánßky's Taschenbuche längst bekannt, Halm aber neuerdings durch die im Jahre 1851 erschienene Kertbny'sche Uebersetzung des epischen Gedichtes von Joh. Arany zugeführt worden. Ich behauptete jedoch, das sei höchstens ein Opernstoff und kam auch in der That nicht über den Anfang einer Arie viel hinaus. Halm, der nichts davon erfuhr, war jedoch durch meinen Widerspruch gereizt und ging am 16. April 1854, also wenige Wochen nach Beginn des „Theater in

der Unterwelt" an die Bearbeitung des Schauspieles „Murány", von dem jedoch nur wenige Verse und ein „Zigeunerlied" niedergeschrieben wurden, das ich im 9. Bande der „Werke", dem ersten des Nachlasses, veröffentlicht habe.

Es scheint demnach, daß ihn seine Unruhe und Aufregung, nachdem der Fechter begonnen, und noch mehr, nachdem derselbe eingereicht war, in nichts über die Anfänge hinauskommen ließ, es wäre denn bei der „Marcipanliese," die einer ganz entgegengesetzten Dichtungsart angehörig ihn eben um der Ungewohntheit willen reizen und fesseln mochte.

Der Gedanke, ein unfruchtbares Drama zu schreiben, ist ihm sicher immer verhaßter geworden; innere und äußere Form, wie viel Geist, Witz und Kunst auch daran verschwendet worden wären, hätten das „Theater in der Unterwelt" doch stets nur als einen Abklatsch von Platens romantischem Oedipus erscheinen lassen, und so ließ er das ganze Thema fallen, als er endlich der Annahme des Fechters im Burgtheater sicher war und damit überall den enthusiastischesten Erfolg erreicht hatte.

Im October 1856 konnte er mir wieder sagen, daß er mit Laube neuerdings „gut" stehe.

I. Theater in der Unterwelt.

In der Unterwelt. Vor dem Palaste Pluto's.

Pluto, Chor der Schatten.

Pluto.

Längst hingewelkter Leiber bleiche Schatten ihr,
Heraus in eure Mitte tret ich, lustig Volk,
Ich, euer Fürst und König dieses dunkeln Reichs;
Denn Ungeduld ameisenartig prickelt mir
Im Leib, und händereibend trippl' ich auf und ab,
Ausschauend rings nach meines Boten Wiederkehr!
Von Unruh wirr umhergetrieben im Palast
Verließ zuletzt ich seine Hallen, hoffend hier
Vielleicht von euch zu hören, was mir Trost gewährt!

Chor.

Was könnt' ich dir versagen, Fürst der Schatten! Sprich!

Pluto.

Ob Kunde dir vom Seelenführer Hermes ward,
Den jüngst hinauf zur Oberwelt ich sandte; nur
Das Eine sag' mir!

Chor.

Keine Kunde ward mir, Herr,
Von seinem Gehen, seiner Rückkunft!

Pluto.

Brüllt der Schuft
Vielleicht in irgend einem Demokratenclub?

Erhört er kecker Diebe Stoßgebet um Schutz
Bei Raub und Einbruch, oder treibt er Börsenspiel,
Und schlägt mit Agiomäklern jüdelnd sich herum?
Denn immer solchen Künsten gab er gern sich hin —
Beim Zweizack, den ich führe, wart' nur, kehrst du heim,
Ich lass' dich Ordre parieren, Schlingel —

Chor.

Mäßigung
Gebiet' dem Sturm der Seele, Fürst des Schattenreichs,
Und nicht dem Anschein zürne, nur erwiesner Schuld!
Vielleicht, daß jenem schwieriger, zeitraubender
Dein Auftrag sich erwiesen, als dein Unmuth träumt;
Ja, daß du Kämpfe unbewußt ihm auferlegt,
Wie jene, die Herakles einst bestand.

Pluto.

Wie, was?
Du nennst herculische Mühen das, von dort, vom Licht
Des Tages einen Theaterdirekteur herbei
Zu schaffen? Schwierig wäre das, zeitraubend, jetzt
In dieser Telegraphendampfmaschinenzeit,
In Deutschland, wo's zu Dutzenden Theater gibt,
Denn dahin hieß ich seinen Flug ihn lenken —

Chor.

Fremd
Erklingt mir, König, jenes Wort aus deinem Mund,
Wie hieß es doch?

Pluto.

Theaterdirekteur!

Chor.

Ganz recht!
So wars und was bezeichnest du damit, ein Thier
Wie, oder Unbelebtes?

Pluto.

Nein, ein menschliches
Geschöpf, das nur zuweilen höchst bestialisch grob;
Es trägt verschiedne Namen, heißt bald Principal,
Bald Dramaturg, artistischer Direktor bald;
Sein Amt und Auftrag aber ist, das Regiment
Der Bude, die dort oben jetzt Theater heißt,
Zu führen, Stücke auszuwählen nach Bedarf,
Und Rollen zu vertheilen, in Gebiß und Zaum
Den Mimentroß zu halten, kurz, was nöthig ist,
Der Gier des Volkes täglich sein bestimmtes Maß
An scenischen Vergnügen vorzuwerfen —

Chor.

Wie,
So ist nicht mehr, wie damals, als noch Hellas Brauch
Der Zeit gebot, Melpomene's, Thaliens Spiel
Ein Weihgesang, Lyäus opfernd dargebracht,
Ein hochgeheiligt, selten nur im Jahreskreis
Erneutes Fest, und darum eben theurer nur
Dem Volk und schöner?

Pluto.

Alles dies — du solltest längst
Es wissen und behalten endlich — Alles dies
Ist abgethan. Theater ist nur Zeitvertreib
Nur eine Art Menagerie dem Volke mehr,
Den höhern Ständen aber ein bequemer Ort,
Verdauungsschläfchen abzumachen, Rendezvous
Zu geben —

Chor.

Wehe, ruf' ich, wehe!

Pluto.

Kindern gleich
Erfreut an bunten Flittern sich das stumpfe Volk,
Jauchzt Beifall seichten Späßen, oder stöhnt und heult
Alltäglicher Misere breitgetretenem Quark;
Vor Allem aber nach Pikantem, Schlüpfrigem
Hascht seine Gier; Doch tritt Humor und derber Witz
Ihm frisch entgegen, oder ringt vor ihrem Blick
Mit ehernen Geschicken selbstbewußt der Held,
Erliegend, aber siegreich freien Geistes, groß,
Dann rümpft der Troß die Nase, vornehm prüde schilt
Er roh gemein des Dichters Kraft, und thut verschämt
Und heuchelt schwache Nerven —

Chor.

Was vernehm' ich? Weh!

Weh' ruf ich! In Schutt, Trümmer auf Trümmer gehäuft
Liegt heiliger Kunst hochprangender Bau!
In der Zelle des Gotts haust Kröte und Molch
Und die Eidechse spielt
Auf den Stufen des Weihaltars.

Hell perlend dereinst, weh, zur Pfütze versumpft
Castalia's Quell nun! Barbarengewalt
Roh zwingend beherrscht die entgötterte Welt
Und vergeudet den Schatz,
Vieler Jahrhunderte Spargut!

Zu den Schatten hinab, weh, flüchtete scheu
Der Olympischen Schaar! Dort sitzen sie stumm,
Selbst Schatten nur mehr, und ein Geier umkreist,
Des Gewesenen Bild,
Nie ruhend die Gramgebeugten!

Pluto.

Genug! Zerreißt mit Klageliedern nicht mein Ohr!

Chor.

Weh! Alles versank, was ich ewig gewähnt!
Herbstnebel umqualmt die alternde Welt,
Und wie Blüthen im Frost welkt Anmuth hin,
Stirbt Würde hinweg,
Nie wiederbelebt vom Lenzhauch mehr!

Pluto.

Nun hab' ichs satt! Beim Schwefeldampf des Acheron
Genug des Jammers! Als ihr lebtet noch
Im hellen Strahl des goldnen Lichtes, schertet ihr
Den Teufel euch um Schönheit, Würde, heilge Kunst!
Dem Neuen, wars grundschlecht auch, lieft ihr gierig nach,
Die Götter ließt ihr Götter sein und Hellas Glanz
Und Herrlichkeit, wer anders untergrub sie denn
Für Geld und gute Worte als ihr selbst? Und jetzt,
Jetzt greint ihr, ringt die Hände wund, beklagt den Sturz
Der guten großen Götter, die ihr sonst verhöhnt,
Ihr heuchlerischen Schelme —

Chor.

Schone, fleh' ich Herr!
Verdienten Vorwurf häufst du leider mir aufs Haupt;
Das aber war der Sterblichen Erbfehler stets
Rückblickend erst zu schätzen hingeschwundnes Glück,
Niemals gerecht zu werden froher Gegenwart —

Pluto.

So ist es, ja! — Gewitzigt übt als Schatten denn
Was lebend ihr versäumtet; unbefangen frei
Laßt Schönes auf euch wirken, wo und wann ihr's trefft,
Und treffen sollt ihr's! — Kehrte Hermes nur zurück,
Und brächt' mir endlich Nachricht —

Chor.

Von dem Manne, Herr,
Den vorhin du Theaterprincipal genannt?

— — — — — — — — —

II. Tiberius Gracchus.

Erster Akt.

Landschaft um Rom. Rechts im Vordergrund ein schattiger Baum über einen Rasenabhang; auf derselben Seite, aber mehr gegen den Hintergrund zu das mit Gittern geschlossene, reich verzierte Eingangsthor zur Villa des Corn. Scipio Nasica, deren Hauptgebäude aber nicht sichtbar ist. Links Gebüsche; im Hintergrund Ausblick auf die Ebene und Rom.

Agrippa, Crispus und Clelia, die letztere mit zwei Kindern nähern sich der Villa, während Molossus, das Gitterthor öffnend, heraustritt.

Molossus (ins Haus zurückrufend). Macht euch fertig; die Sonne ist im Sinken; sie müssen gleich hier sein! (Agrippa, Crispus und Clelia gewahrend.) Was soll's mit euch? Ihr seid vom Pflanzgut des alten Sergius da drunten! Was sucht ihr hier?

Crispus. Wir wünschten Deinem Herrn, den edlen Scipio Nasica, ein Gesuch vorzutragen!

Molossus. Ist seit frühem Morgen in der Stadt! Kommt ein andermal!

Clelia. Als sie dort die Höhe heraufkamen, sahen wir den Consular eben aus der Sänfte steigen und mit einem Begleiter den Weg einschlagen, der durch das Wäldchen hierher führt, während die Sänfte dem Umweg der Straße folgt!

Molossus (ins Haus zurückrufend). Heda! Davus, laß den Koch sich bereit halten! Geta, Syrus und ihr andern, herbei! Der Herr kommt den Fußsteig durchs Wäldchen herüber (zu Crispus und Clelia, während mehrere Sclaven herübereilen, die beiden Flügel des Gitterthores öffnen und sich dienstbereit am Eingang aufstellen.) Nun was steht ihr hier im Wege, zudringliches Volk? Tretet mit euren Rangen dort bei Seite! (er drängt Clelia und die Kinder nach rechts zurück).

Crispus. Wie, Sclave, wagst Du —

Molossus. Sclave! Dünkt das Bettelvolk sich etwa besser als unser einer?

Agrippa. Vermessener, Du sprichst zu einem freien römischen Bürger!

Molossus. Römische Bürger! Hungerleider seid ihr mit mehr Flecken auf den Kleidern, als ihr Brotkrumen im Sacke habt! Frei seid ihr, ja frei vom Ueberfluß und vom Nothwendigen! Erhungert wo anders als eben hier! Hinweg, Gesindel!

Crispus (von Clelia zurückgehalten). Nichtswürdiger, wenn meine Hand Dich faßt —

Molossus. Still! Tretet bei Seite; da kommen die Consularen!

(P. Cornelius Scipio Nasica und Popilius Läna treten im Vordergrunde der Bühne links auf).

Nasica.

Du siehst zu schwarz!

Popilius.

Nein, sag' ich, nein! Es rauschen
Gewitterschwüle Seufzer um uns her,
Und dumpfe Gährung zittert in den Lüften!

Nasica.

Sprich deutlicher, wenn ich dich fassen soll!
Was fürchtest Du?

Popilius.

Des Endes Anfang fürcht' ich!
Du hast ja Augen, so blick' auf und sieh'
So herbe Noth, so tiefes Elend hier,
Und hart dabei so rasende Verschwendung,
Daß Steine selbst zur Mißgunst sie empörte;
Sieh fiebernd dort in überreizter Kraft
Der Jugend Drang nach Fortschritt und Bewegung;
Sieh Mißbehagen rings, auf jeder Stirne
Geheimen Unmuth, unbewußten Groll
In jedem Blick, und frag' nicht, was ich fürchte!

Nasica.

Und wohin will die ungeduld'ge Jugend,
Wohin fortschreiten denn? Als Kön'ge Rom
Beherrschten, mochten wir Patrizier,
Bedrückt uns fühlend, ihre Macht zerbrechen;
Es mochten die Plebejer späterhin
An uns ein Gleiches thun, und in den Rath,
Zum Consulat den Zutritt sich erzwingen;
Jetzt aber, da dies letzte Ziel erreicht,
Jetzt, da wir alle gleich sind, wie sie's nennen,
An Rechten gleich und gleich vor dem Gesetz,
Wohin will jetzt die tolle Welt noch weiter?
Noth sagst Du, Elend? — Haben sie nicht selbst
Sich unsrem väterlichen Regiment
Entzogen, selbst das Joch sich auferlegt,
Das jetzt sie wunddrückt? — Mög' es sie erdrücken;
Sie wollten Freiheit, wollten Gleichheit ja!

Popilius.

Und wenn sie nun wie du und ich begriffen,
Daß dies nur Namen sind, vergoldet zwar
Doch eitel taube Nüsse, wenn, Nasica,
Zuletzt zur Einsicht sie gekommen wären,
Die Wurzel aller Herrschaft sei Besitz,
Nur Haben heiß' Regieren —

Nasica.

Ja, das ists!
Das ist der Damm ins Meer hinausgebaut,
Das ist der Zaum, der freche Willkür bändigt;
Bedürfniß und Besitz, das sind die Klammern
Und Tonnenreife dieser morschen Welt!

Popilius.

Und wenn an diesen letzten Schranken nun
Verzweiflung rüttelte, wenn ihre Wuth

Auch gegen den Besitz sich endlich kehrte.
Auch hier gleich machen wollte —

Nasica.

Wenn sie's könnten,
Sie thäten's wohl, sie können's aber nicht!
Denn wagten sie auch nur es zu versuchen,
Der blut'ge Kampf, der dann die Welt entzweite,
Bis auf den Grund hinab in jedem Herzen
Die letzte Spur der Menschlichkeit vertilgte,
Der Kampf verschlänge zwar, was wir besitzen,
Doch auch die Früchte ihres Sieges mit,
Und zwänge sie von vorn an zu beginnen;
Wir können nur gleich arm sein, nicht gleich reich!
Doch nun genug von Dingen, die nicht sind;
Du sagst mir vorhin —

Distichen.

Von **Emanuel Geibel.**

Ins Unendliche strebt sich die Bildung der Zeit zu erweitern,
Aber dem breiteren Strom droht die Verflachung bereits.

Fülle die Jugend mit würdigem Stoff und in froher Begeistrung
Lehre sie glüh'n! Die Kritik kommt mit den Jahren von selbst.

Immer behalte getreu vor Augen das Höchste, doch heute
Strebe nach dem, was heut du zu erreichen vermagst.

Nicht wer Staatstheorien docirt, ein Politiker ist nur,
Wer im gegebenen Fall richtig das Mögliche schafft.

Stets zu Schwärmen gesellt sich das Volk der geschwätzigen Staare,
Einsam sucht sich der Aar über den Wolken die Bahn.

Bester, du hast ein Gewissen für das, was sittlich und wahr ist,
Warum fehlt es dir, ach, nur für das Schöne so ganz?

Nicht bloß wer im Gemüth abstreifte den Zügel der Sitte,
Wer sich des Häßlichen nicht schämt, er ist auch ein Barbar.

Eile mit Weile! Den Kahn erst lerne zu steuern im Hafen,
Eh' zur Entdeckungsfahrt mächtige Segel du spannst.

Stolz und schweigend enthüllt sein Werk uns der Meister; im eitlen
Selbstlob birgt das Gefühl heimlicher Schwäche sich nur.

Tiefer erscheint trübströmende Flut, durchsichtige flacher,
Aber das Senkblei lehrt oft, daß dich beides getäuscht.

Ist denn die Blume nur da zum Zergliedern? Weh dem Geschlechte,
Das anstatt sich zu freu'n jegliche Freude zerdenkt!

Thorheit bleibt's, im Gesang um den Preis der Geschichte zu ringen,
Doch der poetische Stoff kann ein historischer sein.

Freilich für ein Gedicht ist Schönheit immer das Höchste,
Nur nicht jeglicher Zeit Höchstes ein schönes Gedicht.

Wie dem parnassischen Fels zwei Häupter entragen, so gipfeln
Ueber dem Epos Homer's Lyrik und Drama sich auf.

In dem kastalischen Born, dem begeisternden, sprudelt ein Tropfen
Lethe; jeglichen Schmerz dämpft er, so lange du singst.

Mein Dante.

Nach **Bernardino Zendrini.**

Am Meisten lieb und werth
Von Allem, was mein Vater mir vererbt,
Ist mir ein kleines Dante-Exemplar,
Ein schlichtes Bändchen, ohne Commentar
Von Alten oder Neuen. Arg versehrt
Sind schon die Blätter, die die Zeit gefärbt,
Und es entlockten euch
Ein Lächeln wohl die drei Illustrationen
Zu Hölle, Fegefeur und Paradies,
So zum Verwechseln sehn sich darin gleich
Die Engel und Dämonen.
Und doch vergebens bötet ihr dagegen
Die reichsten Schätze mir:
Nie trennt' ich mich auf allen Lebenswegen
Von meines Herzens trauter Bibel hier.
Fast jede Seite ist am Rand beschrieben
Mit Noten, Glossen von des Vaters Hand,
Von Jugend auf hat er es so getrieben:
An seines Büchleins Rand
Des Tages bunte Chronik einzuschalten,
Wie flüchtige Gedanken festzuhalten.
So wird mir lesend auf demselben Blatt,
Dem Dante's Loos sich eingegraben hat,
Wie Statue und Schatten, unzertrennbar,
Des Vaters ganzer Lebenslauf erkennbar.
Und in dem seinen seh ich unsres Lebens
Urewge Dreiheit, wie sie Jedem wies
Die Ziele alles Strebens
In Hölle, Fegefeur' und Paradies! —

In frischer Jugend sah
Durch öde Schlucht, durch wild zerklüftet Feld,
Sein Valcamonica
Nach Jägerbeute oft den Vater schweifen.
Sein jubelnd Herz, geschwellt
Von Lust, das Leben liebend zu ergreifen,
Ward mit Gesang und schönem Wahn genährt,
Eh künftig Leid an seiner Kraft gezehrt!
Im frühen Morgengraun zog er von Haus;
Vom Mittagsstrahl ermattet
Ruht er im Schutz des Alpenhanges aus,
Auch wohl von einer Pinie karg beschattet;
So ruhte er und las
Im kleinen Büchlein, das er nie vergaß:
Und dieses Herz, das ihm im Busen schlug
In freier Wonne,
Der Alpenäther, der so leicht ihn trug,
Das Gold der Sonne,
Der Matten lachend Grün, der helle Klang
Der Herdenglocken,
Die mit dem Jodler, mit des Hirten Sang
Das Echo locken,
Der ferne Strom, des Baches klagend Lied,
Der Fälle Rauschen,
Der Gemse schriller Pfiff, wenn sie entflieht
Nach scharfem Lauschen;
Durch Lärchen sausend, durch die Arven leise
Des Windes Wehen,
Der würzge Kräuterduft auf Alpenhöhen —
— Das ist die Weise
Des großen Sängers, dies sein Commentar
Hier bot sein Geist sich ohne Schleier dar! —

Vom heilgen Feuer ward das Herz entzündet,
Nun erst verstand er, was das Lied verkündet!

Doch hielt ers, wie die Trägen, nicht mit Worten:
Von kühnem Muth entfacht
Stieg er herab zu volksbewohnten Orten,
Auf tapfre That bedacht.
Da klang's aus ferner Ebne durch die Luft,
Wie dumpfer Seufzerlaut aus Kerkergruft,
Wie Kettenrasseln und wie wildes Toben
Beim Kampfgetümmel. Die verpönte Stimme
Voll unterdrücktem Grimme,
Italiens Schreckensstimme ward erhoben
Vom Carbonaro. Auch dem Jüngling war
Der Ruf erschallt; in reiner Jugend Blüthe

Stieg er hernieder, mit der kühnen Schar
Vereinigt und — wo nicht — mit eigener Hand
Zu retten seines Dante Vaterland! —
Die Freiheit seiner theuren Berge glühte
In seiner Brust — dem Lande sie zu bringen
Stieg er hernieder! Schöner, eitler Traum!
Frei waren fürder Licht und Athem kaum!
— Im Käfig büßte mit gelähmten Schwingen
Des Berges Aar das schmähliche Mißlingen!

Im schmutzgen Kerker saß er nun gefangen,
Und zuckend vor Verlangen
Nach seinen Alpen, trug der Fuß die Ketten.
Doch ungefesselt blieb die Zuversicht,
Daß sein Italien noch von Schmach zu retten.
Denn war getreulich nicht
Sein tröstender Gefährte, früh und spät —
(Welch bessrer Freund wo dunkle Schatten wohnen!)
Der göttliche Poet?
Stets lag er ihm zur Hand und Visionen
Aus seinem Geist erwacht,
Erhellten manche schlummerkarge Nacht. —
Dann stiegen aus dem Buche ernste Schatten
Von edlen Bürgern, Schatten von Heroen,
Die miteinander viel zu reden hatten.
Im Zwielicht stand, erhobnen Hauptes da
Der stolze Farinata, von dem Lohen[1]
Der Flammengruft umfaßt,
Und Buonconte,[2] der zu Boden sah.
Der blonde Manfred[3] dort, dem so verhaßt
Die Päbste sind wie Marco,[4] und es wendet
Sich Oderisi[5] mit der argen Last
Zu dem Gefesselten, und Cato[6] spendet
Ein strenges Lächeln ihm; dort ist Virgil
Von dem lombardschen Troubadour[7] begleitet,
Der seine Arme ihm entgegenbreitet.
Ach dies Umarmen ist für sein Gefühl
Italiens ersehnter Bruderkuß,
Und aus dem Büchlein bricht ein Morgengruß,
Der helles Licht im dunkeln Raum verbreitet,
Zum Vaterland den engen Kerker weitet. —
Ein Farinata voller Zuversicht
Sah schon dein Herz, o Vater, ferne Tage,
Der nahen, trüben achtete es nicht.
Den Blick geblendet durch Italiens Morgen
Blieb dir dein früher Niedergang verborgen.

---

[1] Hölle X, 34, Göttliche Komödie.
[2] Fegefeuer V, 88.
[3] Ib. III, 103—145.
[4] Ib. XVI, 46.
[5] Ib. XI, 79—142.
[6] Ib. I.
[7] Ib. VI, 73—151. Sondello von Mantua.

Entlassen endlich aus der Kerkers Haft
Fand er nicht froher, anders nur die Scene.
Nun bargen sich im Kleid der Wissenschaft
Der Patriot und Dichter; die Camöne
Gab auch dem Arzte treulich das Geleit.
Im grauen Schleier mit gesenkten Schwingen
Ward sie zur Schwester der Barmherzigkeit.
Zum Trostesbalsam für der Brüder Leid
Wo Hilfe nicht zu bringen,
Ward manche Thräne, die das Herz vergoß,
Die oft verstohlen in die Wunde floß.
Und jenes Mitleid, das sein Herz empfunden,
Es galt den offnen, galt verborgnen Wunden.
Wohl suchte er den Körperschmerz zu lindern,
Der seine Kranken plagte,
Doch was geheim an ihren Herzen nagte,
War Siechthum, das durch keine Kunst zu mindern.
Und jeder Tag erneute die Erfahrung:
— Am zögernden Pulsiren
Des trägen, kranken Blutes wars zu spüren —
Wie wir geschmachtet nach des Lebens Nahrung.
Doch armer, edler Vater, selten fand
Dein Ohr, das horchend sich
Ans Herz des Kranken legte
In Andern wieder, was dich selbst bewegte;
Der edle Gram, der nicht mehr von dir wich,
Wann hat ihn je die harte Welt erkannt!
So nahmst du täglich deinen Freund zur Hand,
Den treuen Dante, ob des Tages Hast
Auch wenig oft zum stillen Denken paßt.
Die Liebe lehrte, der den Haß gelehrt;
Nun lieh er dir, wohl warst du seiner werth, —
Der eignen Tugend göttliches Gewand.
Er sänftigte den stolzen Sinn, und wie
Das Herz im Zorn und Klagen
In seinen Rythmen sich gewöhnt zu schlagen,
So ward ihm selbst der Schmerz zu Harmonie.
Mein armer Vater! Kurz vor seinem Scheiden
Bat er mich noch ihm jede Lieblingsstelle,
Die er bezeichnet hatte, vorzulesen.
Wie strahlte sein Gesicht
So abgezehrt von Leiden
In einem letzten Lächeln, mild und licht!
Gewiß, er schaute Paradieseshelle,
So wunderbar verklärte sich sein Wesen.
Die Verse, die dem Sterbenden getönt
Erfüllten ihm den Sinn, und Schmerz und Glück,
Sein ganzes Denken gab er Gott zurück
Von Alighieris hohem Sang verschönt! —

Und nun les' ich bei mattem Lampenschein
Im kleinen Buch allein,

Und Vieles hat das Bild mir noch zu sagen,
Das väterlich im Geiste mit mir spricht.
Betrüben soll mich's nicht,
Drum, wenn ich all' die Seiten überschlagen,
Die seine Hand beschrieb im Zornesmuth,
Eil' ich dahin, wo gern die Seele ruht,
Und ewge Liebe aus den Worten quillt.
Und siehe, schon erfüllt
Sich rings der Raum mit liebenden Gestalten:
Die sanfte Pia[1] naht mit leisem Schritt,
Franceska[2] klagt der Leidenschaft Gewalten
Und ihre Qualen mir. Auf blumgen Wegen
Kommt Lea,[3] kommt Piccarda mir entgegen,
Der Nonnen Freund mich wähnend; näher tritt
Forese,[4] und Beatrix naht aus lichten Sphären.
Und mit den Schatten redend, hör ich wieder
Die wohlbekannten Mähren,
Bald froh, bald ernst und trübe; —
Und ich erbleiche, Thränen rinnen nieder
Um sie, die erst auf Erden litt, die Liebe
Und nun, dem Tod zum Raube,
Die Unbeweinte liegt, verscharrt im Staube!
Wird sie einst auferstehn aus Erdenbanden?
Ach, oder that sie's schon?
Ist sie, ein neuer Christus auferstanden
Und himmelwärts geflohn?
Und stirbt sie nur in deinem Reiche nie,
O Poesie? —
So sinn' und les' ich bis am Seitenrand
Ein Wort, ein Zeichen von des Vaters Hand,
Kaum Andern sichtbar, aber treu verbunden
Dem Sinn, den er im Dichterwort gefunden
Mich wieder zu ihm führt, sein Lebenslauf
Aufs Neue vor mir steht. — Wie stürmisch regte,
Als Wunsch und Hoffnung noch das Herz bewegte
Wohl einst dies Buch die Brust des Jünglings auf!
Und nun der gleiche Sturm in meinem Sinn,
Wie er vielleicht in Andern wogen wird,
Wenn ich einst nicht mehr bin!

So traumhaft müde irrt
Die Fantasie, die Lampe flackert matt,
Gesenkten Auges starr ich auf das Blatt,
Doch les' ich nicht, und dem Entschlummern nah,
Hinbrütend, unbeweglich sitz' ich da.
Da seh' ich — oder glaub' ichs nur zu sehn? —
Beim matten Schimmer eine kleine Hand,
An meines Büchleins Rand
Seh' ich sie eilig auf und nieder gehn!
Wie, täusch' ich mich? Nun fängt sie an zu schreiben,
— O Himmel wie mirs durch die Adern rinnt! —
Ob wir auch fast im tiefen Dunkel sind —
Des theuren Vaters Hand erkenn' ich wieder!
Willst du noch dort mein treuer Mentor bleiben
O theurer Schatten, Seele des Verklärten?
Steigst du aus deinem Himmel zu mir nieder,
Und kehrst von Alighieri, dem Verehrten,
Hierher zurück, um deinen alten Noten
Hinzuzufügen mit der Hand des Todten,
Was Dante's stolze Seele dir gesagt,
Als du dort oben zitternd sie befragt?
Und nun willst du den Spruch mir anvertrauen,
Auf daß mir klar zu schauen
Beschieden sei, in unverhülltem Licht
Des edlen Sängers göttliches Gedicht?
Ach fassen möcht ich sie, doch an dem Rand
Verweilt sie nicht, sie strebt mir zu entfliehn
Die liebe Hand, vergebens
Müh' ich mich ab, sie an mein Herz zu ziehn!
Des theuren Vaters, des Beschützers Hand,
Der Freund mir war und Bruder mir zugleich,
Die er dem Einsamen im Strom des Lebens
Mitleidig bietet aus der Schatten Reich. —

B. J.

---

[1] Fegefeuer V, 133.
[2] Hölle V, 91—138.
[3] Fegefeuer XXVII, 100; Piccarda, Paradies III, 43—127.
[4] Forse Donati, Dante's Schwager, Fegefeuer XXIII, 49—233. Anm. d. Ueb.

Literaturbriefe.

Von

Johannes Scherr.

Neujahr 1877.

Sie sind aber mitunter auch gar zu kritlich, Verehrteste! So kritlich, daß mir der Verdacht aufsteigt, sie müßten mit der bösen alten Jungfer, von welcher ich Ihnen neulich schrieb, in intimer Beziehung stehen. Auch muß ich Sie bitten, fürohin vorsichtiger zu reden, als Sie in Ihrer letzten Epistel geredet haben: Sie wissen doch, wie es unter Umständen mit dem Briefgeheimniß im lieben deutschen Reiche gehalten wird. Endlich sollten Sie, die Sie ja eine Wissende sind, die Sachen nicht so tragisch nehmen, wie Sie thun. Wem es gegeben ist, in der Montgolfière des Humors sich wiegen zu dürfen, der braucht über all das Gerappel, Getrappel und Gezappel da unten nicht mehr zu weinen, sondern nur noch zu lachen. Wir wissen ja, daß nach einer Weile — und sei die Weile noch so langweilig — der ganze Erdenrummel als das „leere Schaugepränge", was er ist, „verblassen und spurlos verschwinden wird." Wozu also der Jammer „um Hekuba"?

Aber ihr Frauenzimmer nehmt alles so leidenschaftlich und so zu sagen persönlichst. Kein Astraktionsvermögen, keine Objektivität in euch, wohl aber ein nicht zu billigender Eigensinn, die Dinge zu sehen, wie sie sind; nicht, wie sie vom Auge des alleweil beschränkten königlich preußischen Unterthanenverstandes von rechtswegen gesehen werden sollen, dürfen und müssen. Und doch leben Sie in Berlin, von wo das Evangelium der „objektiven" Historik in die Welt ausgegangen, in Berlin, wo die von aller Principhaftigkeit reindestillirten Realpolitiker zu Dutzenden herumlaufen und staatsmännischvornehme Kühle aus jedem Weißbierglase zu schöpfen ist. Profitiren Sie doch, ich bitte Sie, mehr von der Atmosphäre und Temperatur, in welcher Sie athmen.

Die Rücksicht auf die bekannte „Objektivität" gewisser Staatsanwaltschaften und auf die über jeden Zweifel erhabene „Unabhängigkeit" gewisser Gerichtshöfe verbietet mir, selbst nur andeutungsweise zu wiederholen, was Sie mir über den Ausgang des diesjährigen Reichstags, über die „Justizgesetzeschacherei" und über die bei dieser Gelegenheit wieder so glänzend ob dem Reiche aufgegangene Staatsmännischkeit der „Herren vom Nationalkautschuk" geschrieben haben. Liebste, Beste, wie können Sie mich mit solchen Ausdrücken betrüben und kompromittiren? Haben Sie denn gar keine Ahnung davon, daß das „Kleinod der Rechtseinheit" selbst mit dem Opfer des Rechtes keineswegs zu theuer erkauft sein würde? Ihr Damen, die ihr alljährlich wenigstens

einmal radikal mit den Moden zu wechseln pflegt, heute in Trikots und morgen vielleicht wieder in Ballons einhergeht, ihr habt leider auch keine Ahnung von „organischer Fortbildung“ und vermögt daher gesetzgeberische Meisterstücke wie z. B. die organische Fortbildung der altehrwürdigen Folter zum zeitgemäßen Zeugnißzwange nicht zu würdigen. Wir haben jetzt, Gottlob, die allerdings etwas löcherige und schlotterige papierene Rechtseinheit — in Mecklenburg gilt sie natürlich nicht — wie wir die goldene, silberne und papierene Münzeinheit haben. Die letztere, es ist wahr, bereitet uns im Auslande überall nur Verlegenheiten und Verluste. Aber was hat das zu sagen? Wir sind ein großes Volk, wir, und müssen als ein solches etwas Besonderes haben, wär' es auch nur eine besondere Dummheit.

Zu meinem nicht geringen Leidwesen zeigt mir auch Ihr letzter Brief wieder, daß Sie, verehrungs- und liebenswürdige Freundin, allen den Privatissimis zum Trotz, welche ich Ihnen schon darüber gelesen, von dem wahren und wirklichen Wesen unseres gesegneten neuen deutschen Reiches noch immer keine klare Vorstellung haben. Lassen Sie sich daher sagen: es ist ein rares Ding; wenn nicht ein Kunstwerk, so doch eine Künstlichkeit ersten Ranges. Man wird mal in Zukunftstagen diese unsere Reichsverfassung in Naturalienkabinetten in Spiritus gesetzt als eine staunenswerthe Kuriosität aufzeigen, so zu sagen als ein Geschichtsspiel, wenn Sie mir erlauben, dieses Wort nach der Analogie von Naturspiel zu bilden. Uebrigens ist das Phänomen, genau angesehen, nur der liebe alte wohlbekannte absolutistisch-bureaukratische Zopf, in ein konstitutionell-parlamentarisches Futteral gesteckt. Aber wie kunstvoll ist das letztere bemalt und lackirt! So, daß es da und dort sogar ins Demokratische schimmert: — allgemeines Wahlrecht und direkte Wahlart, horrend, ganz horrend! Gut, daß sothaner revolutionärer Sündflut ein starker Damm gesetzt ist dadurch, daß am Ende aller Enden der Insasse des Futterals doch immer wieder das bekannte unbestrittene und unbestreitbare: „Sic volo, sic jubeo! Redet, was ihr wollt, und beschließt, was ihr müßt!“ zu vernehmen gibt.

So ist's recht. Der weiland hochehrwürdige Doktor Luther hat in der Inbrunst seiner christlichen Liebe gesagt: „Der gemeine Mann muß mit Bürden beladen sein; sonst wird er zu muthwillig.“ Der unbeschränkte Regierungsverstand seinerseits sagt: Man muß dem National-Kautschuk von Zeit zu Zeit bemerkbar machen, das sein Wesen in der Dehnbarkeit besteht und daß er sich recken und strecken oder auch zusammenziehen muß, wie es einem höheren Willen beliebt; sonst wird er zu üppig und hält seine Phrasen alles Ernstes für Thaten, was, mutatis mutandis, ungefähr so viel wäre, wie wenn das Lumpenpapier, auf welchem Geschichte geschrieben wird, sich einbildete, es machte Geschichte.

Als der Hof- und Weltmann, der er ist, hält aber der besagte Unbeschränkte viel vom Dekorum und zur Wahrung desselben werden neben den zahllosen militärischen Paraden alljährlich auch etliche parlamentarische abgehalten, damit der wohlkonditionirte Reichsbürger doch auch was vom Reiche habe. Hierbei nun, und namentlich wann so eine Parade zu jener Evolution gelangt, welche man „Zweite Lesung“ benamset, zeigt sich der richtige reisige Reichsritter vom Kautschuk in seiner ganzen Größe und Pracht. Hei, wie er in der Stahlrüstung seiner Beweisgründe, förmlich klingelnd von Freisinn, Mannesmuth und sittlichem Pathos, in den Sattel seines Rederosses springt und die Lanze der Dialektik schwingt! Was für ein Kurbettiren, Galoppiren, Einschwenken,

Einhauen! Er wirft alles vor sich nieder. Und nicht nur das. Er weiß seinen Rosinante so überzeugend zu tummeln, daß das liberale Gewieher desselben sogar die Herzen von „Reichsfeinden" sympathisch stimmt und sie in dasselbe miteinstimmen. Da plötzlich, horch, vom hohen Olymp herab ein Donnerschlag: „Unannehmbar!" Unheiliger Ovid, wie schade, daß du nicht mehr lebst, um die jetzo sich bewerkstelligende Metamorphose zu schildern. Im Handumdrehen nämlich wird mein triumphirender Held vom Kautschuk zum Ritter von der traurigsten Gestalt und sein stolzer Rosinante zur lendenlahmen Schindmähre. Einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick ist der traurige Ritter ganz dumm und perplex. Schon aber ist die rettende Krisis da. Der Kompromißschweiß bricht ihm aus allen Poren und „zur größeren Ehre des Reiches" nimmt er das Kreuz „patriotischer Resignation" auf sich und schleppt es „realpolitisch", bis eine beliebige anderweitige „Zweite Lesung" ihm abermalen Veranlassung gibt, wiederum im Vollglanze der Kautschukigkeit zu paradiren und heute mannesmuthig gegen das zu stimmen, wofür er gestern mannesmuthig gerednert hatte. Und warum sollte er nicht? Was Ueberzeugungstreue, Charakterstärke und Konsequenz! Das sind in der Politik nicht nur überflüssige, sondern auch geradezu schädliche Dinge, von welchen überhaupt nur noch zwischen zwei so altmodischen Menschen, wie wir Beide sind, die Rede sein kann. Im Wörterbuche des Nationalkautschuks sind diese und alle ähnlichen Idealitäten längst gestrichen und durch das eine, alles in sich begreifende Wort „Opportunität" ersetzt. Außerdem müssen wir uns immer gegenwärtig halten, daß jedes Volk nicht nur die Regierung hat, welche es verdient, sondern auch die Vertretung, welche seiner Einsicht, seiner Bildung und seiner Willenskraft entspricht.

Alte Geschichten! werden Sie achselzuckend sagen, liebe Freundin. Aber was ist denn überhaupt neu unter der Sonne? Was wäre in dieser oder jener Form nicht schon einmal dagewesen? Die Darwin'sche Hypothese ist auch nur ein altes Buch in neuem Einband. Der ganze Feuerbach steckte schon in dem Satze Schillers: „In seinen Göttern malt sich der Mensch" — und dieser schiller'sche Satz wiederum war nur die vornehme Umschreibung des altvulgären „Wie der Mensch, so sein Gott"*). Die wechselnde Mode der Jahrhunderte setzt dem Menschen verschieden geschnittene und gefärbte Narrenkappen auf, allein der Narr unter der Kappe ist und bleibt im Grunde stets derselbe. Ein Glück noch, wenn er wenigstens kein bösartiger ist. So man jedoch die Summe der großen Narrenhauschronik, genannt Weltgeschichte, zieht, wird, fürcht' ich, das Facit sein, daß die Zahl der bösartigen Narren die der harmlosen weit übersteigt. Schon im alten Aegypten war es so, wie uns der antiquarische Roman „Uarda" von Georg Ebers sehr lehrreich und unterhaltlich zeigt. Der Verfasser ist ganz daheim in der Pharaonenstadt Theben, wie sie zur Zeit des zweiten Ramses, also im 14. Jahrhundert vor Christus

---

*) Ad nomen Feuerbach. Ich sende Ihnen mit diesem Briefe den kürzlich erschienenen „Briefwechsel zwischen Ludwig Feuerbach und Christian Kapp", herausgegeben von August Kapp. Das Buch wird Sie anregen. Man gewinnt daraus den Weisen von Bruckberg persönlich lieb. Ebenso seinen geisteshellen Freund Kapp, welcher vor Zeiten den alten Charlatan Schelling aus seiner Mystagogenmaske herausgeprügelt hat. Höchst ergötzlich zu lesen ist der im Anhang mitgetheilte Beitrag „Zur Geschichte des Zunftwesens auf deutschen Hochschulen", allwo erzählt wird, warum und wasmaßen i. J. 1841 der Versuch von Moriz Carriere, sich in Heidelberg zu habilitiren, mißlang. Die Rolle, welche hierbei die Professoren Ullmann, Umbreit und vollends der „Symboliker" Kreuzer spielten, war — urprofessorlich.

war. Sie wissen, ich bin sonst den antiquarischen Romanen nicht eben grün, aber die „Uarda“ hab' ich vom ersten Kapitel des ersten Bandes bis zum letzten des dritten mit nicht ermattendem Interesse gelesen. Der Aegyptolog und der Poet halten darin einander glücklich das Gleichgewicht. Die Ergebnisse archäologischer Forschung sind in dem Buche nicht sammelsurisch aufgereiht, sondern dichterisch verwerthet. Die Fabel ist geschickt angelegt, die Handlung wird mit einlässlicher Motivirung, aber energisch weiter geleitet und hinterläßt einen bleibenden Eindruck. Wir gewinnen eine steigende Theilnahme für die Menschen, welche uns der Dichter vorführt, sogar für die Hexe Hekt — vielleicht für diese darum, weil sie trotz ihrer ägyptischen Toilette auf und eben einer guten alten Bekannten gleichsieht, der Meg Merrilies in Scotts Astrologen, von welcher ja bekanntlich schon eine ganze Schar von hexlichen Frauenzimmern herkommt und zwar in direkter Abstammung. Der Verfasser gibt in der Vorrede die bestimmte Versicherung, daß Zeichnung und Kolorit seines Werkes echt altägyptisch seien, fügt aber hinzu: „Von den Aeußerungen des Gemüthslebens läßt sich das Gleiche nicht behaupten und hier wird mancher Anachronismus mit unterlaufen, wird vieles modern erscheinen und die Färbung unserer christlichen Empfindungsweise zeigen.“ Dieses Zugeständniß ist ganz ehrenwerth, scheint mir aber überflüssig. Denn daß das Christenthum das „Gemüthsleben“ des Menschen von Grund aus verändert habe, ist ja nur eine Fabel. Die sogenannten Christen sind Menschen oder Unmenschen, gerade wie es die sogenannten Heiden waren. Menschen oder Unmenschen sind aber, von dem Wechsel der Zeitformen und Zeitfarben abgesehen, noch heute genau dieselben, welche sie waren, sobald sie einmal in den Kreis der Civilisation eingetreten. Die Aegypter zur Ramessidenzeit waren notorisch ein hochcivilisirtes Volk. Warum sie also viel anders gefühlt, gedacht, geliebt und gehaßt haben sollten als wir, ist nicht abzusehen. Die christliche Theologie und Philosophie ist ja im Wesentlichen noch heute nicht über die altägyptische hinausgekommen und die christlich-katholische Kirche und Klerisei muß, wenn sie ehrlich sein will, in der altägyptischen ihr Muster und Vorbild anerkennen. Auch der katholische Kultus ist altägyptischen Ursprungs. Wenn uns daher Ebers in das Setihaus, ein altägyptisches Kloster, führt, so gemahnt uns da alles an eine katholische mit einem Seminar verbundene Prälatur. Ob freilich ein ägyptischer Priester-Arzt schon vor zweiunddreißig Jahrhunderten Vivisektion getrieben habe, wie Ebers seinen Nebsecht thun läßt, das schient mir sehr fragwürdig und kommt mir viel anachronistischer vor, als wenn der Verfasser seine alten Aegypter und Aegypterinnen arbeiten und müssiggehen, darben und schwelgen, raffen und vergeuden, spekuliren, politisiren, tyrannisiren und intrikiren, sündigen und büßen, sich lieben, sich hassen, sich quälen und morden läßt, so daß wir schließlich sagen: „Tout comme chez nous“. Nun hör' ich Sie kichern: „Wirklich alles? Sollte es denn zur Pharaonenzeit auch schon ein Ding wie National-Kautschuk gegeben haben?“ Allerdings, Verehrteste. Der treffliche Verfasser von „Uarda“ führt uns einen Professor am Seti-Kollegium vor, welcher Pentaur geheißen und auch Poet ist. Da haben Sie den altägyptischen Nationalliberalen auf und eben, einen Professor, der so schönrednert, daß er sich im deutschen Reichtagssale hören lassen könnte, wann ein Akt der Kulturkampfskomödie in Scene geht. Der Oberprophet des Seti-Klosters, Ameni, bringt als der altägyptische Jesuitengeneral, der er ist, auch ein recht hübsches Stück „Kulturkampf“ zuwege. Denn wie sagt Wolfgang der Einzige?

„Die Priester vor so vielen Jahren
Waren, wie sie immer waren.“

Schade übrigens, daß zur Zeit des großen Ramses der Altkatholicismus noch nicht erfunden war. Pentaur hätte einen vortrefflichen altkatholischen Bischof abgegeben. In unserem Roman liberalisirt er sich zum Gemahl der schönen und tugendsamen Prinzessin Bent-Anat hinauf. Soweit hat es meines Wissens bei uns noch kein nationalliberaler Literat oder Professor gebracht, kautschuklichster Dehnbarkeit und Anschmiegerlichkeit ungeachtet. Uebrigens hat Ebers Vorsorge getragen, hochadeligen Leserinnen allen Aerger über die Mißheirat der Prinzessin Bent-Anat zu ersparen, indem er schließlich seinen Pentaur auch zu einem geborenen Prinzen macht.

Mit einem jener Sprünge, welche Sie, Verehrteste, bei unseren harmlosen literarischen Belustigungen zu machen mir gestattet haben, versetz' ich mich aus dem zweiten vorchristlichen Jahrtausend in das 17. nachchristliche Jahrhundert und aus dem hundertthorigen Theben am Nil in das graubündnerische Bergland am Inn, am Rhein und an der Landquart. Selbiges Graubünden zur angegebenen Zeit wird uns recht sichtbarlich geschildert in der „alten Bündnergeschichte“, welche Konrad Ferdinand Meyer nach ihrem Helden „Georg Jenatsch“ betitelt hat. Dieser Bündner, welcher im Januar von 1639 in Chur am Zechtisch erschlagen wurde, hat gezeigt, was schon damals in der Schweiz aus einem reformirten Pfarrer alles werden konnte, wie ja noch heutzutage die pastörlichen Verwandelungen in diesem Lande mitunter ganz erstaunliche sind. Jenatsch hat in den Wirren seines Landes und seiner Zeit eine vortretende Rolle gespielt. Sie war mitunter heldisch, häufiger verbrecherisch und, streng geschichtlich angesehen, muß der Mann als ein Katilinarier des 17. Jahrhunderts bezeichnet werden. Sein ganzer Lebenslauf thut deutlich dar, daß es mit der „religiösen Vertiefung“, welche durch die Reformation in die Gemüther gekommen sein soll, häufig genug sehr windig bestellt war. Der Verfasser der vorliegenden historischen Novelle, welcher sich schon früher als einen rechten Poeten ausgewiesen hat durch seine Dichtung „Huttens letzte Tage“, eine historische Elegie im großen Stil, er mußte sich gestehen, daß mit der Person seines Helden verschiedene dichterische Operationen vorgenommen werden müßten, bevor derselbe der Theilnahme von Lesern unserer Zeit nahegebracht werden könnte. Diese Operationen nun sind sehr geschickt und erfolgreich gemacht; noch dazu so, daß der Geschichte nur ein sanfter Zwang angethan wird. Die psychologische Entwickelung von dem Charakter des heißblütigen Abenteurers, wie Meyer sie gibt, überzeugt uns von der Nothwendigkeit seines Thuns und auch das sorgsam behandelte historische Kostüm widerspricht dieser Ueberzeugung nicht. Wir glauben es dem Dichter unbedingt, daß das seinen Helden vom Anfang bis zum Ende bestimmende Grundmotiv eine glühende Heimatliebe gewesen sei, jener specifisch bündnerische, bei aller Beschränktheit höchst achtungswerthe Patriotismus, wie er in den Thälern von „alt-fry Rhätien“ noch heute daheim ist. Gelungene männliche Figuren sind auch der Duc de Rohan, der Locotenente Wertmüller, der streitbare Prädikant Alexander und der um-, vor- und rücksichtige züricher Streber Heinrich Waser. Die Gestalt der Heldin, Lukretia Planta, ist großgedacht und liebevoll ausgeführt. Auf einen tragischen Ausgang mußte die Erzählung von vornherein angelegt sein. Daß in der wohlvorbereiteten und energisch gemalten Schlußscene Lukretia zur Bluträcherin ihres von dem geliebten Jenatsch erschlagenen Vaters wird und auf das Haupt des theuren Mannes eigenhändig den Todesstreich führt, das war ein kühner Wurf, der aber dem Dichter vollständig gelang.

Es wäre zu wünschen, daß Meyer in der ihm eigenen Weise einen Stoff von allgemeinerem Interesse aus der Schweizergeschichte behandelte, z. B. die Zeit und die Laufbahn von Hanns Waldmann. Da hätte ja der Dichter Gelegenheit, auf großartigem Hintergrund ein höchst eigenartiges Menschengeschick zu zeichnen.

Es ist freilich wahr, ein echter Poet bedarf am Ende eines solchen Hintergrundes gar nicht. Denn selbst ein podolisches Kothstädtchen genügt ihm als Schauplatz der ewig wechselnden und doch ewig stabilen Tragikomödie des Menschendaseins. In so ein Nest läßt uns Karl Emil Franzos in seinem Novellencyklus „Die Juden von Barnow" hineinsehen, und zwar mit jener veranschaulichenden Kraft, welche den Poeten vom bloßen Schreiber unterscheidet. Wie eng ist diese Judenwelt und wie so voll doch von Leidenschaft und Leid! Wie so ganz eigenartig in den Formen und doch wiederum im Wesen so allgemein, um nicht zu sagen so fürchterlich menschlich! Die Bestie im Menschen schaut uns hier aus der Umgitterung durch die starr-jüdische Satzung zuerst ganz fremdartig an, aber bei nährerem Zusehen zeigt sie uns Züge, die wir an uns selber kennen oder wenigstens, so wir ehrlich gegen uns selber wären, kennen sollten. Und auch das Beste, was im Menschen, weiß der Verfasser schlichtwahr und unaufdringlich an seinen jüdischen Männern und Frauen nachzuweisen, jetzt in anmuthender Kleinmalerei, dann wieder mit erschütternd großen Strichen. Die mächtigsten Eindrücke hab' ich von der ersten Novelle des Buches („Der Shylock von Barnow") und von der letzten („Ohne Inschrift") empfangen. Da ist mit den allereinfachsten Mitteln eine tieftragische Wirkung erreicht. Der eisenköpfige Moses Freudenthal und die arme goldhaarige Lea Bergheimer das sind so Figuren, wie „des Dichters Kiel sie gestaltet". Die haften einem im Gedächtniß. Sie sollten das Buch lesen, obzwar Sie, wie ich wohl weiß, ein Aber, ein nur allzu sehr begründetes starkes persönliches Aber gegen die Juden und alles Jüdische haben, sogar gegen gedichtetes. Nicht aus religiösen Motiven, versteht sich. Ich meinestheils habe dagegen, wie Sie mir ja oft schon neckend vorwarfen, ein entschiedenes Faible für die Juden, weil ich lieber mit gescheiden als mit dummen Menschen verkehre. Und die Juden sind die gescheidesten. Biegsam und schmiegsam wie ihr Erzvater Abraham, der Urgründer, haben sie dienend herrschen gelernt. Erinnern Sie sich, daß ein Freund, der mir in Wien lebt, uns vor zwei Jahren am Mittagstisch im Quellenhof zu Ragaz weissagte: „Binnen hundert Jahren ist der Stephansdom eine Synagoge"? Ich glaube, es wird dazu keiner hundert Jahre mehr brauchen. Die Juden sind von jeher Realpolitiker im Superlativ gewesen, die besten Finanzer und dabei von einer Rührigkeit, Nüchternheit und Zähigkeit ohne Gleichen. Und wie selbstlos und uneigennützig! Wahrhaftig, ganz wie die Christen! Alles nur zur Mehrung des Nationalreichthums! Der Nationalliberalismus, dieser Liberalismus für Geschäftsleute, dieser Patriotismus nicht nur ohne Risiko, sondern auch mit Ermöglichung und Verbürgung von Gründerspesen und Schindertantièmen, welche einen deutschen Michel — namentlich so er ein nationalkautschuklicher Hannoveraner ist — im Handumdrehen aus einem armen Schlucker in einen Millionär verwandeln, — ja dieser Patriotismus und Liberalismus ist wie für die Juden und Judengenossen gemacht. Sie würden ihn erfinden, wenn er nicht schon erfunden wäre. Er gehört zum Juden vom guten Ton wie die brillantene Hemdnadel und der Nasenzwicker. Ein unträgliches Merkmal ihrer Ueberlegenheit scheint mir zu sein, daß sie wissen, was Humor ist, daß sie Spaß verstehen und auch vor der Selbstpersiflage keineswegs zurückschrecken. Kurz, es sind praktische Leute, wie unsere Zeit, deren Stifts-

hütte die Börse, deren Bundeslade der diebs- und feuerfeste Geldschrank, deren Thora und Evangelium der Kurszettel ist, sie will und braucht. Ein unbefangener Beobachter wie unsereiner muß daher an den Vorschritten des Judenthums in deutschen Landen seine wahre Freude haben. In der That, die Kinder Israel haben es so herrlich weit gebracht im Reichsgeschäft, daß man mitunter nicht mehr so recht weiß, ob die Firma, welche den Reichsmarkt beherrscht, Bismarck und Kompagnie heiße oder aber Sem und Söhne. Ich sehe und sage die Zeit voraus, allwo ein deutscher Reichskanzler vom Stamme Issaschar oder Manasse, Levi oder Naphtali die Herren vom Reichstag statt mit westphälischen Schinken und bairischem Bier mit Sabbathskuchen und Schalet bewirthen und sie mittels Argumenten aus dem Talmud und mittels Sprüchen aus der Hagada in ihrem löblichen Kompromißeifer bestärken wird.

Zur deutschen Verskunst.

Von **Wilhelm Jordan.**

Im ersten Hefte dritten Bandes dieser Monatsschrift hat Herr Karl Woermann eine fast durchweg beifällige Besprechung meiner Uebersetzung der Odyssee veröffentlicht. Nur in einem Punkt macht er seine Zustimmung abhängig vom Ausfall meiner Antwort auf eine von ihm gestellte Frage. Diese betrifft eine der Neuerungen in meiner Theorie des deutschen Hexameters. So wird es ihm und den Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen sein, hier meine Entgegnung zu finden.

Der wesentliche Inhalt seiner Frage ist: ob ich den Gebrauch von Silbengruppen wie

Aussehn zur ...., Ja, dieser ...., Unglück er ..., Fledermaus ..., Andrang die ..., Aufgänge ...

als dactylischer Versfüße ausgeben wollte für mustergültig und überhaupt gestattet, oder nur für Nothbehelfe gegen schwere Opfer an Treue und Natürlichkeit des Ausdrucks?

Eigentlich steht meine Antwort schon in den ersten Zeilen meiner „Theorie der poetischen Störungen", in ihrem Bekenntniß, daß in keiner Dichtung das Ringen mit ihrer Form immer siegreich, sondern oft nur ein Davonkommen, eine nothdürftig vertuschte Niederlage sei; daß der Vers die Schönheitslinie nur hin und zurück schneiden, niemals genau und dauernd in ihr fortschreiten könne.

Ueberdies verzichtet meine Einleitung ausdrücklich auf den Anspruch, die Dichtung Homer's „im Versmaß der Urschrift" nachgeformt zu haben. Die Bildungsgesetze des homerischen Hexameters sind für uns ein mindestens zur Hälfte hoffnungslos verdunkeltes Geheimniß, weil wir so gut wie nichts mehr wissen von der Geberin dieser Gesetze, von der Musik mit der das Epos vorgetragen wurde. Mein Vers, obwohl ich der Kürze wegen fortfahre ihn zu benennen nach seinem griechischen Großvater und lateinischen Vater, gibt sich lediglich aus für den der deutschen Sprache, wie sie heute gesprochen wird, nächst ähnlich erreichbaren und paßlichsten Stellvertreter. Ja, er bekennt es offen, nicht direct eine Nachbildung des griechischen Hexameters zu sein, sondern eine, den Eigenthümlichkeiten unseres Deutschen angepaßte Aenderbildung desjenigen Sprechverses, dessen Gesetz als theoretische Forderung einmal herkömmlich geworden ist, obwohl es Uns unerfüllbar und aus dem homerischen abgeleitet worden ist auf Grund der gänzlich falschen Vorstellung, daß auch er jemals die Bestimmung gehabt, gesprochen zu werden.

Aber selbst mit diesem, von unsern Theoretikern geforderten Sprechverse die nächst mögliche Aehnlichkeit erreicht zu haben behauptet mein Vers nicht unbedingt.

Man hat es zustande gebracht, seiten-, ja bogenlang ziemlich fließendes Deutsch zu schreiben bei gänzlicher Verbannung des Buchstabens R. Ich will sogar zugeben, daß man damit, bei weicher Stimmung des Inhalts, kurze Strecken weit eine ästhetisch gerechtfertigte musikalische Wirkung erzielen könnte. Wenigstens verwandte Virtuosenkünste der Sprachmusik wird man, wie bei so manchem Dichter, auch in meinen Nibe-

lungen angewendet finden, wie z. B. die sechs=, ja neunmalige ununterbrochene Wiederkehr desselben Stabreims. Aber nur ein Narr wird es unternehmen, das seitenlang fortzusetzen, oder gar eine größere Erzählung unter Ausschluß eines Hauptlautes zu schreiben und sich durch diese Schrulle die Erwähnung einer Menge von Dingen und Vorkommnissen abzuschneiden, die in jedem Lebenslauf mitspielen.

Das erlaubte Maaß der Ansprüche der poetischen Form an die Sprache steht in umgekehrtem Verhältnisse zu den Dimensionen des Gedichts.

Die künstliche Häufung und Verschlingung des Reims kann erfreulich gelingen für ein kleines Gedicht. Das Sonett z. B. ist für den Meister eine treffliche Form, wann es gilt, einen artigen und als Solitair faßbaren Gedanken in scharf zugespitztem Spruch zu verbildlichen und zu begleiten mit der gleich eindringlichen Musik vielfach harmonirenden Reimechos. Solcher fugirten Sprüche möge immerhin auch einige Dutzende aufeinander folgen lassen, wer in seiner Schatzkammer genug Diamanten im Vorrath hat. Aber unkluger Mißbrauch ist es, ein zusammenhängendes größeres Werk in lauter Sonetten zu schreiben und was über ein großes Thema zu sagen wäre einzuschränken auf den geringen Bruchtheil der davon sagbar bleibt, wenn man eine reimarme Sprache verurtheilt, meilenweit zu tanzen im engen Schnürstiefel mit dem Schellenbesatz von je zwei Vierlings und zwei Drillingsreimen. Ja, jede Bindung an eine Strophe wird zum organischen Fehler für eine Dichtung von weitem Gesichtskreis und entsprechender Länge. Durchaus widernatürlich und verwerflich ist sie für das wahre Epos, wie ich das schon in meiner Schrift über den epischen Vers der Germanen (S. 53 und 54) nachgewiesen habe.

Jenes Gesetz gilt aber auch für den einzelnen, in keine strophische Regel gebundenen Vers. Schon bei mäßiger Gewandtheit wird man in einem Gedicht von geringem Umfange den immerhin ungewöhnlichen Rhythmus

Benedeit sei der Mann der den Weinstock pflanzt,

also das Schema ◡◡–́ ◡◡–́ ◡◡–́ –̀ –́ befriedigend durchzuführen im Stande sein, oder auch unsere Sprache einige Runden Polka tanzen zu lassen, wie ich das, die Noten der Gelegenheitscomposition eines Freundes unterwortend, versucht habe mit einigen Versen, die man in meinen „Strophen und Stäben" findet. Thorheit aber wäre es, ein größeres Werk in einem Verse zu unternehmen, zu dem sich vielleicht noch kein Tausendstel unseres Wortschatzes und seiner üblichen Wendungen zwanglos hergäbe.

So läßt sich in frei geschaffenem kurzem Gedicht auch das herkömmliche Hexametergesetz nahezu rein erfüllen. Ich gebe zwar *nicht* zu, daß damit auch der höchstmögliche Wohllaut erreicht sein würde. Denn dies herkömmliche Gesetz ist eben vermöge seines Ursprunges aus der gänzlich falschen Annahme, daß der griechische Hexameter ein Sprechvers gewesen sei, behaftet mit einigen Schrullen, deren Befolgung zwar den Beifall der Schulmetriker gewinnen, aber nicht das musikalisch gebildete Ohr von unverschultem Sprachgefühl befriedigen kann. Aber ich gestehe bereitwillig, daß ich für kleinere und eigene Stücke mehrere seiner Forderungen strenger einhalten würde, als ich es *könnte* in einer auch selbständigen aber langathmigen Dichtung, und namentlich als ich es *gethan* in meiner Homerübersetzung.

Ich wiederhole eine Frage die ich schon einmal gestellt in Westermann's illustrirten Monatsheften, in einer eben diesem Thema gewidmeten „Epistel über deutschen Versbau."

Gesetzt, ich hätte die Belagerung Magdeburgs in Hexametern episch zu behandeln. Könnte und dürfte ich den Namen „Magdeburg" und die Bezeichnung der Stadt als „Handelsstadt" vermeiden? Ersteren gewiß nicht, letztere mindestens nicht ohne unnatürlichen Verzicht bei der Charakterisirung. Wie aber sollen diese beiden Worte ein Unterkommen finden im schulgerechten Hexameter? Soll ich dem Namen Gewalt anthun und schreiben „Maidburg" oder „Mâgdburg"? Oder soll ich, nach Beginn mit einem fadendünn auslaufenden Trochäus, „burg" mit der Tonfülle der dactylischen Hebung sprechen lassen und schreiben

Magdebúrg zu erobern ....?

Das wäre nicht minder eine Gewaltthat gegen die übliche Aussprache des Namens und gegen unser freisinniges Accentgesetz, welches, im Verhältniß des vorwiegenden Begriffs, auch die für sich vollste Stammsilbe in der Zusammensetzung tonlos oder doch sehr schwachtönig macht, daher z. B. das Wort „Fledermaus“ in der mir angefochtenen Weise ♩ 𝅘𝅥𝅯 𝅘𝅥𝅮. zu scandiren gebietet, seine Betonung ´– ⏑ ´– in der Voßischen Anwendung

Schmiegte mich dran und hing wie die Fledermaus, und ich fand nicht . . .

verbietet, und nur im Fall einer Entgegensetzung wie: das ist nicht ein Feder*wisch*, sondern eine Feder*maus* erlaubt und fordert.

Dasselbe gilt aber für eine Wortmenge, die sicherlich nach Tausenden zählt, wie Huldigung, (Be)lagerung, (Ver)theidigung und ähnliche. Alle diese Worte in größerer Composition umgehen zu wollen, wäre eine kaum geringere Narrheit als ein Buch ohne R.

Es ist unfraglich, Eines muß weichen, entweder das Schulgesetz oder unser Tongesetz.

Welcher Vernünftige kann in der Wahl zweifelhaft sein? Das Schulgesetz ist, Miniaturkunststücke ausgenommen, für unsere Sprache unerfüllbar! für sie mithin, als gegen ihre Natur verstoßend, unsinnig und verwerflich.

Es ist aber mit dieser Forderung überhaupt falsch, für jede Sprache, auch für die griechische. Die gesammte Schulmetrik ist auf einen Grundirrthum aufgebaut. Denn auch nicht ein Tüttelchen kann ich zurücknehmen von meiner Behauptung, daß es ein kolossaler Unverstand sei, wenn die Metriker, von ihren beliebten Nothhelfern, den ancipites oder schwankenden abgesehn, für die poetische Form nur zwei Elemente, Längen und Kürzen, zugeben wollen. Diese Annahme ist unverständig, weil mit Keckheit zuerst aufgestellt von Stubengelehrten, die nur nach dem geschriebenen Text allein urtheilten und von den Formgesetzen der griechischen Poesie zu ihrer Lebenszeit nichts verstehen konnten, weil sie keine Ahnung mehr hatten, weder vom Rhapsodengesang mit Instrumentalbegleitung, noch von der oratorienartigen Ausführung der Tragödie und Komödie, also von der Bestimmung und musikalischen Verwendung der poetischen Kunstwerke, für welche sich diese Gesetze gebildet hatten; kolossal unverständig aber ist sie, weil man sie jahrhundertelang eigensinnig festgehalten hat, obwohl geradezu Blindheit dazu gehört, um ihre auf jeder Textseite griechischer Poesie oft und handgreiflich dastehende Widerlegung nicht wahrzunehmen.

Im tragischen und namentlich im komischen Trimeter des griechischen Dramas vertritt den Jambus unzählbar oft ein Anapäst z. B. Sophokl. K. Oedip. V. 10 u. 18.

προ τωνδε φωνεῖν τινι τροπῳ . . .
ἱερης ἐγω μεν . . . .

Diese Thatsache schneidet durchaus jeden Einspruch ab gegen meinen Satz, daß die *Tactdauer* des Jambus und des Anapäst die gleiche sei, beweist also schlechterdings unwiderleglich, daß der letztere *nicht* besteht aus „zwei Kürzen und einer Länge“, sondern aus zwei *halben* Kürzen vor einer solchen; richtiger gesagt: aus einer einmal zerlegten Senkung vor einer Hebung; musikalisch ausgedrückt: aus zwei Sechzehntelnoten, welche das eine unbetonte Achtel des Jambus vor dem betonten Viertel vertreten. In den Chorgesängen geht die Auflösung der Senkung bis ins Fünffache, so daß hier in der Sprache der Metriker von Fünftelskürzen die Rede sein müßte. Ganz eben so ist der Dactylus nur ein Trochäus mit aufgelöster Senkung und besteht nicht aus „einer Länge und zwei Kürzen“, sondern aus einer Länge vor zwei halben Kürzen.

Nun betrachte man im ersten der beiden sophokleischen Beispiele die Silbengruppe φωνειν τι . . . Obwohl im jambischen Verse stehend, hat sie doch, herausgelöst, einen Dactylus vorzustellen. Aber die zweite Silbe ist nicht nur eine circumflectirte Länge allerentschiedenster Art, sondern zum Ueberfluß auch noch durch zwei nachfolgende Consonanten verstärkt. Man wird zugeben, daß in der mir angefochtenen Gruppe „Aussehn zur . . .“ die halbtonige Silbe „sehn“ dem Schuldactylus noch bedeutend weniger Hohn spricht.

Diese Silbengruppe ist aber eine von denen, die ich an allen anderen Stellen des Hexameters als Dactylus zu gebrauchen, vermeiden oder doch zu vermeiden trachten würde. Aber man beachte, wo sie steht in dem Verse

Bettler geworden von Aussehn ‖ zur Stadt geleiten der Sauhirt

Erstens ist das der Silbe „zur" folgende Wort „Stadt" das den Inhalt des Verses beherrschende und deshalb tonstärkste Wort desselben. „Zur" ist verschmolzen aus „zu" und dem aus „der" verschliffenen Declinationspräfix 'r. Daß „zu" mit hineingezogen ist in den Dienst der Declination des im Singular undeclinirbaren folgenden Hauptworts, wird von unserm Sprachgebrauch dadurch ausgedrückt, daß es die Hälfte seines Tongewichts proklitisch abgibt. Man spricht nicht zûr Stadt, sondern Zúrstádt, ja fast nur $z_u$rstádt. Zweitens aber, und das ist die Hauptsache, ist „zur" der Anhub zur zweiten Hälfte des Verses nach der sogenannten Cäsur, d. i. der im Vortrag des Hexameters durchaus unentbehrlichen Athempause, deren sorgfältige und sinngemäße Gewährung die unerläßlichste Forderung und das oberste Schönheitsmittel dieses Verses ist. In dieser Mittelanhubstelle lassen sich aber noch viel gewichtigere Silben nicht nur ohne Anstoß sondern zu voller Befriedigung des Ohres verwenden, wenn ihnen nur ein Hauptstichwort mit noch wuchtigerer Anfangssilbe folgt. Gegen solche Thatsachen der Sprachmusik, die man allerdings nur durch feine Selbstbeobachtung in der Praxis des Vortrags entdecken und bewährt finden kann, verschlägt es nicht das mindeste, daß sich die Silbengruppe, herausgelöst, wirklich nicht ausgeben darf für einen Dactylus.

Schlagen Sie eine beliebige Seite Homer's auf, und Sie werden bald auf Dactylen stoßen in denen die trochäische Senkung in dactylische Hälften von sehr ungleicher Notendauer aufgelöst ist. So

εἴη ἐπ' — ὅς σ' ἔπει — 'αλλ' ἐμοι — ἡμὲν οἱ —,

Beispiele, die in einem Raum von nur 28 Versen (Odyss. XIV. 376—404) beisammenstehen. Es ist wahr, allen diesen von Natur langen Vocalen und Diphthongen, die dennoch in der Senkung stehn, folgen andere Vocale und Diphthongen. So haben denn die Metriker alsbald die Antwort bei der Hand: auch Längen werden kurz vor Vocalen. Ehrlicher aber wäre es, zu bekennen, daß wir nicht wissen, mit welchem Recht so gestellte Längen statt der Kürzen gebraucht werden, und daß wir eben nur vermuthen können, daß in diesen Fällen, beim stets gesungenen Vortrag des Hexameters, eine Regel der griechischen Musik, die sonst das Singen zweier Silben auf eine Note durchaus nicht gekannt zu haben scheint, die Verschleifung der beiden Vocale in einen forderte, in ähnlicher Weise etwa, wie im lateinischen Verse magnum est entweder magnumst oder magnest gesprochen wurde.

Nun hat aber die Schulmetrik bei Aufstellung des Gesetzes auch für den deutschen Hexameter nicht die von ihr ignorirte Gesangregel des homerischen Verses zum Muster genommen, sondern die Recitationsregel, mit der wir ohne Melodie dennoch von seiner einstigen Musik eben den Rhythmus nachmachen, welcher nur durch die Melodie seine Gewaltthätigkeit gegen die logischen Satztöne und den Wortaccent vergütete, nur durch die Melodie zu dieser Gewaltthat berechtigt wurde, während er, von ihr entblößt im bloßen Sprechen beibehalten, genau denselben Eindruck der Unvernunft machen muß, als wenn wir reden wollten, wie Mozart im Don Juan und mehr denn ein Componist im bekannten Heine'schen Lied singen läßt:

lebénn — traurig bin

Nachdem jedoch dieser fundamentale Irrthum einmal dahin geführt hat, uns das als Sprachvers widernatürliche und unvernünftige Rhythmengebilde des homerischen Hexameters mit einem natürlichen und vernunftgemäßen Sprachverse nachahmen zu lehren, muß die Schulmetrik auch consequent sein und die homerischen Silbengruppen so wie sie in griechischer Prosa zu sprechen sind, als Muster gelten lassen das man nachahmen dürfe.

In diesem Sinn also sind die angeführten homerischen Wortgruppen berechtigende Vorbilder für die Variationen des Dactylus, die ich in meiner Einleitung zur Odyssee als

unentbehrlich bezeichnet habe, für den ungleichen Zeitwerth seiner zwei Senkungstheile, sowohl für die Formel ♩ ♪. ♬ als für die umgekehrte ♩ ♬ ♪.

Wie man, abgesehen von der Einwirkung der Melodie, jene Gruppen vermuthlich nahezu so aussprach

eiäp — hosspei — allmoi — ämnoi

so muß der deutsche Recitator sich nicht von der Schreibweise, sondern von der gegenwärtig üblichen Redeweise leiten lassen und den im Gebrauch schon zum schwächsten Grade von Hörbarkeit verdünnten Vocal tonloser End- oder Verbindungssilbchen nur etwa wie ein griechisches jota subscriptum, ein Hebräisches Schwa, oder wie die Slaven ihre ungeschriebenen Vocale zwischen gehäuften Consonanten (z. B. drbal, wrbna) leise vernehmen lassen, also Worte wie

Hand$_e$lsstadt, Magd$_e$burg, Huld$_i$gung, Fled$_e$rmaus, Andräng$_e$n, Aufgäng$_e$, Aussprach$_e$

als Surrogate deutscher Spondäen behandeln. Da sie in größerer Dichtung nicht vermieden werden können, so müßte das geschehn, auch wenn es nur Nothbehelf wäre. Aber es ist keiner. Die rhythmischen Regeln der Musik, die gerade so gut auch für die Poesie, als die Sprachmusik, gültig sind, erlauben, die alten Vorbilder berechtigen, die Natur der Sprache und ihr Tongesetz gebietet es; jede Schulregel aber ist falsch, welche dem Sprachgeist eine Gewohnheit verbieten will.

Was geht es mich als Versbauer an, daß man „meine", „deine", „ihre", wo die Worte etwa im Lexicon vereinzelt stehen, als Trochäen mit starkem Accent auf der ersten Silbe zu lesen hat? Unser Sprachgebrauch fordert es nur wenn ein Gedankengrund dafür vorliegt, eine Gegensetzung (nicht méine sondern déine) oder etwa die vocativische Steigerung bei ehrerbietiger Anrede (Meine geliebteste Mutter); verpönt es aber ebenso entschieden ohne solches Motiv. Wer in der Verbindung „drauf sagte seine Mutter" die letzten beiden Worte anders taktirt und tont als ganz proklitisch: ◡ ◡ ◡́ ◡, der schreibt oder spricht grundfalsch.

Gesetzt aber, unser Wort für νυκτερις lautete, statt „Fledermaus", ganz hexameterunmöglich, wie so manches, z. B. „gefräßigere", — welches Auskunftsmittel bliebe da dem Uebersetzer des Verses Odyss. XII. 433? Gar keins. Das Wort müßte hinein, ob auch der Vers aus den Fugen ginge. Die Hexametervorschrift der höchstens doppelten Senkung müßte weichen. Auch würde ich, im Fall der Unentbehrlichkeit und Unwandelbarkeit eines derartigen Wortes, keinen Augenblick Anstand nehmen, dem Hexameter die fernere Variation einer Triole in der Senkung zuzumuthen.

Daß ich, als Nachbildner doppelt gebunden, in meiner Odyssee wirklich zuweilen auf Hindernisse gestoßen bin, über die ich nur hinweg zu stolpern vermocht, das bekennt schon meine Einleitung sehr unumwunden. Seltsamerweise jedoch hat von den ziemlich zahlreichen Anfechtungen meiner Hexameter seitens der Kritik bisher auch nicht eine diejenigen Strauchelstellen getroffen, die ich selbst nur zu entschuldigen, aber nicht zu vertheidigen wüßte.

Zur „Ahnen"-Probe Gustav Freytag's.

Von S. Heller.

Alle Götter und Göttinnen des Olymps standen an der Wiege der deutschen Dichtkunst und legten segnend ihr Angebinde darein; aber die irdischen Gottheiten, die geheimnißvollen Waldfeien, geschreckt von dem fremden, außergewöhnlichen Glanze, wichen schüchtern zurück, und so sind wir überreich an hohen und höchsten Schöpfungen, aber kahl und dürftig ist die Poesie des deutschen Lebens geblieben. Epos, Lyrik und Drama standen und stehen zum Theil in Flor, wir haben darin Meister aufzuweisen und sind Muster auch für andere Nationen geworden. Nur im Roman, in welchem sich die lebendige Gegenwart einer Nation spiegelt, tasten und stümpern wir noch immer als rechte Anfänger herum. Ihn zum Kunstwerk zu adeln verstand einzig und allein Goethe. Seitdem ist unendlich viel versucht worden; bedeutend angelegte Menschen haben ihre beste Kraft am Roman versplittert, aber der deutsche Roman wie das deutsche Lustspiel sollen noch geschaffen werden wie die deutsche Gesellschaft, die trotz Metz und Sedan noch immer nicht erstanden ist. Gustav Freytag, der nach Lessing das beste deutsche Lustspiel schrieb, ist auch verhältnißmäßig unser bester Romancier. Da er sein Volk in der Gesellschaft nicht finden konnte, so suchte er es bei der Arbeit auf und that damit seinen glücklichsten Griff. In „Soll und Haben" hat er Dickens manches abgelauscht. Farbenfrisch und anschaulich stehen Dinge und Menschen vor uns, und eine oder die andere Schrulle abgerechnet, bewegt sich alles natürlich und nach einem aus der Tiefe des nationalen Gemüthes geschöpften sittlichen Ideal. Viel blasser und skizzenhafter ist schon „Die verlorene Handschrift". Das ist nicht mehr die Arbeit unseres Volkes, sondern unsrer wackern Herren Professoren mit ihrem grillenfängerischen Stubenwissen und ihrer todten Bücherweisheit. Eine Stelle darin fiel mir seinerzeit besonders auf. Es ist die, wo von dem eigenthümlichen Geist die Rede ist, der um jede Landschaft unvermerkt webt und daselbst in ewigem Wechsel doch immer dieselben Gestalten hervorbringt.

So deutlich ich damals zu erkennen glaubte, daß Freytag in diesem Ausspruch das Ergebniß jahrelanger Forschungen niederlegte, so wenig ahnte ich doch, daß dieser Gedanke des Dichters ganzes weiteres Leben füllen, seine gesammte Thätigkeit in Anspruch nehmen sollte. Mit einer Liebe und Innigkeit sonder Gleichen vertiefte er sich in die Culturgeschichte seines Vaterlandes und legte in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit ein beredtes Zeugniß ab von seiner Thätigkeit, die Schatten längst entschwundener Tage wieder heraufzubeschwören. Ob es gut war, diesen Schattenbildern auch eine dichterische Einkleidung im Roman zu geben, ist eine andere Frage. Es war ein Zurückgreifen von Dickens auf Walter Scott, vom zeitgenössischen, d. i. vom eigentlichen auf den historischen Roman. Dieser jedoch, an sich eine Treibhauspflanze, ein übel gepfropfter Ableger aus dem altehrwürdigen Riesenbaum des Epos, hat sich längst überlebt. Aber freilich leben wir in einer vorwiegend historischen und historisirenden Zeit. Wir begreifen das Ursprüngliche nicht mehr, wir lösen alles in seine geschichtlichen Elemente auf. Wenig erbaut von unserm eigenen Wirken und Treiben, suchen wir die Urzeiten auf, blasen aus der Asche von ägyptischen Königsgräbern etliche Funken zu einem Scheinleben, zu einem kalten Mosaik zusammen und bilden uns ein, damit unsern

eigenen engen Gesichtskreis erweitert zu haben. Freytag wollte ein Größeres leisten. Der historische und selbst der culturhistorische Roman schien ihm für sein Vorhaben nicht weit und umfassend genug. Der Roman, den er sich ausdachte, sollte eine ganz neue Gattung begründen und wenn es erlaubt wäre, einen Namen dafür zu erfinden, so möchte ich den Roman, den er vorhat, den vaterländisch-geschichtsphilosophischen nennen. „Die Ahnen“ nannte er selbst dieses weitausstehende Werk, dessen erster Band vor fünf oder sechs Jahren ausgegeben wurde, und dessen vierter Band nunmehr vor uns liegt, ein Werk, über dessen Plan der Dichter keine Auskunft geben mochte, dessen Umrisse indessen immer deutlicher hervortreten.

Wie im einzelnen Menschen das Princip der Vererbung waltet und wir unbewußt in Miene, Gang und Haltung, in Angewöhnungen, Eigenheiten und Bewegungen nur das wiederholen, was irgend ein Großvater, dem es hinwiederum vererbt worden, längst vor uns gethan, so ist es mit den Geschicken ganzer Geschlechter und Völker. Jede Zeit glaubt aus innerstem, nur ihrem Wesen entstammten Drange zu handeln, und doch ist es nur eine genau bestimmte Summe von Vorstellungen und Begriffen, die sie überkommen und mit denen sie operirt, die sie fast nie vermehren und im besten Fall nur vertiefen und vermannigfaltigen kann. Denn der Himmel, der sich über uns wölbt, der Blumenteppich zu unsern Füßen, der tägliche Gesichtskreis, der uns umspannt, wie wir ihn umspannen, wirken mit unabänderlicher Gesetzmäßigkeit auf uns ein und sind wie ein Zauberbann, aus dem wir nimmer hinaus können. Je länger eine Familie, ein Volk auf derselben Scholle haftet, je zahlreicher die Erinnerungen den einmal angenommenen geistigen Typus befestigen, desto gleichförmiger wird der Charakter bei aller Verschiedenheit der äußeren Erlebnisse. Es ist die unumstößliche Wahrheit:

> „Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
> Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
> Bist alsobald und fort und fort gediehen,
> Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
> So mußt Du sein, die kannst du nicht entfliehen,
> So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
> Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
> Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.“

Der Ahnengeist in uns läßt uns Vergangenes und Künftiges ahnen, den Ahnen ähneln wir in unsern Gesichtszügen und in den großen Zügen unseres Erdenlaufes. Ein deutsches Geschlecht wollte Freytag zum Gegenstande dieser tiefsinnigen Darstellung machen, in einem Cyclus von Romanen, deren jeder zwei bis drei Jahrhunderte vom nächstvorhergehenden entfernt sein sollte, jeweilige Glieder desselben Geschlechts vorführen, die, ohne Kunde ihrer Vorgeschichte, unter den entgegengesetztesten Lebensverhältnissen doch das gleiche Leben zeigen, denselben Kampf gegen das Unvermeidliche, dieselbe Art des Unterganges und das gleiche Emporblühen aus den rauchenden Ruinen. Nur dunkle sagenhafte Ueberlieferungen sollten sich wie leise, aber magische und unentrinnbare Fäden geisterhaft von Periode zu Periode ziehen und die Zusammengehörigkeit des Ganzen bekunden. Ganz neu ist der Gedanke nicht; unser altes Gudrunlied verschlingt in dieser Weise drei Generationen zu einem epischen Gesammtbilde und ich fürchte mit demselben Mißerfolge wie bisher bei Freytag. Doch ist dieses Urtheil bei einer noch unvollendeten Arbeit vielleicht zu vorschnell. Bisher aber weht um diese Ahnen freilich ein Schauer der Absonderlichkeit, drückt auf den Leser ein gewisses peinliches Gefühl des doctrinär Gemachten, eigens Ausgetiftelten und mühselig Erfundenen. Die ersten zwei Stücke „Ingo und Ingraban“ haben manche fein erdachte und groß empfundene Situation, allein die Kenntniß der germanischen Heidenzeit und des geselligen Zusammenlebens während der ersten Verkündigung des Christenthums reichen nicht aus, um ein anmuthendes, warme Wirklichkeit athmendes Bild der damaligen Zustände uns in die Seele zu drücken. Freytag muß allerlei Redewendungen erkünsteln, seine sonst so wohlklingende Prosa zu dem seltsamsten Klingklang entstellen, um sich gewaltsam in Stimmungen zu versetzen, die ihm doch nicht aus dem Herzen kommen. Etwas bewegter wird die Scene in der dritten Geschichte „Das Nest der Zaunkönige“. Aber auch da herrscht noch viel Zwang, obwohl das Grundgerüste der Traditionen des in Thüringen ansässig gewordenen selbst-

herrlichen Geschlechts mit der Stammsage vom Drachen, der in den Flammen unversehrt bleibt, von der Stammburg, von der Anhänglichkeit einer benachbarten Bauernfamilie an das Stammgeschlecht hier bereits vollständig aufgerichtet erscheint. Verhältnißmäßig am gelungensten dürfte noch die darauf folgende Erzählung „Die Brüder vom deutschen Hause“ sein. Wir befinden uns hier mitten im lebendigsten Leben des Mittelalters, in der bewegten Zeit des Hohenstaufen-Kaisers Friedrich II. Das Turnier- und Minnespiel, das Pilgerwesen und das abenteuernde Treiben der Kreuzfahrer, das Gewühl in den italienischen Hafenstädten, das bunte Durcheinander der Nationen im gelobten Lande, die christlichen Ordensbrüderschaften, all die scharfen und ausdrucksvollen Züge dieser wunderlichen Epoche sind mit außerordentlicher Treue und nicht ohne poetischen Anhauch wiedergegeben. Auch die handelnden Personen sind durchaus interessant, mitunter feine psychologische Probleme, kernhafte Gestalten oder zartere seelisch angehauchte Naturen. Der Ausgang ist überraschend genug und fast spannend auf das Folgende. Ivo, der Stammherr der Burg, vermählt sich dem Bauernmädchen aus der Nachbarschaft, abermals verzehrt Feuer die Burg, aber diesmal ist es ein Feuer, welches dem vermeintlichen Ketzer Ivo über dem Kopfe angezündet wird, er begibt sich in den geistlichen Schutz der Brüder vom deutschen Hause, verläßt das Land der Väter und zieht zum Kreuzzug, aber nicht nach Palästina, wo er bereits die traurigsten Enttäuschungen erlitten, sondern gegen die heidnischen Preußen an die Weichsel, wo er und seine Getreuen in Thorn sich ansiedeln und dauernden Wohnsitz nehmen.

Wir sind also auf demselben Grund und Boden, wo Freytag sich schon in seinem „Soll und Haben“ so heimisch gezeigt, wo Germanen und Sarmaten in seltsamem Gemisch ein eigenthümliches Culturleben entfalten; wir befinden uns überdies in „Marcus König“, der jüngsten Fortsetzung der Ahnen, im Zeitalter der Reformation, deren Umrisse uns durch die eingehendsten Forschungen auf das schärfste und genaueste bekannt sind, bei deren Betrachtung jedem Deutschen und vor Allem unserm Autor das Herz aufjubelt — und doch! der Eindruck dieses Buches bleibt ein matter; man hat das Buch mit großen Erwartungen in die Hand genommen und findet sich zuletzt unbefriedigt, ja es will fast erscheinen, als ob eine gewisse unangenehme Absichtlichkeit und greisenhafte Kälte sich in der ganzen Arbeit nicht verbergen lasse.

Luther sitzt auf der Wartburg in der schützenden Gefangenschaft seines weisen Kurfürsten. Von dort gehen seine geistvollen Brandschriften, durch den Druck rasch vervielfältigt, durch alle deutschen Lande. Sie kommen auch bis an das äußerste Ostland, bis nach Thorn, wo der Buchführer Hannus die fliegenden Blättchen und Büchelchen den geheimen Anhängern des theuern Mannes zu vermitteln weiß. Dort hat sich das Land längst von den ausgearteten deutschen Ordensbrüdern losgerissen und unter den Schutz des Königs von Polen begeben, dessen Neffe Albrecht, Großmeister des deutschen Ordens, mit dem Oheim in unaufhörlichem Streite liegt. Auf seiner Seite steht der Titelheld des Buches. Marcus König leitet seine Abkunft von den ersten deutschen Insassen des Ordenslandes her; sein alterthümliches Haus ist das älteste der Stadt und zeigt überall die Spuren, daß es als ein Theil des Lagers aufgebaut worden ist, das sich vor 300 Jahren gegen die Heiden erhob. Er selbst ist jedoch Kaufherr, weit und breit angesehen, mit den ausgedehntesten Handelsverbindungen nach dem Süden und Norden. Mancher seiner Vorfahren mußte auf dem Schaffote bluten, weil sie jederzeit gegen die polnische Herrschaft und für die Selbständigkeit der deutschen eingestanden. Dieses und der frühzeitige Tod seiner geliebten Frau hat einen dunkeln Schatten über sein ganzes Dasein geworfen. Sein einziger Sohn Georg sieht ihn nie anders als grämlich und verdüstert. In der ganzen Stadt mit scheuer Ehrfurcht angeblickt, hat er sich doch nie in den Rath wählen lassen. Aber in stiller Geschäftigkeit treibt er sein Wesen, hält Verbindungen mit der Thorner Neustadt, wo die meisten mit dem polnischen Regiment unzufriedenen Bürger sitzen und unterhandelt zuletzt mit Albrecht, den er mit Geld und Gut zum Kampfe gegen die Polen unterstützt. Ein ebenso kluges als zärtliches Auge überwacht indessen eben so still alle seine Wege, es ist sein Schwager, der Bürgermeister Hutfeld, der von Zeit zu Zeit bei ihm einspricht, ihn durch bedeutsame verstohlene Winke warnt, ohne je die Sache selbst mit Worten auszusprechen. Marcus König's Helfershelfer ist sein alter kaufmännischer Gehilfe Bernd Gusek und sein Knecht Dobise, noch

von den Preußen herstammend, der halb im Wahnwitz dahinträumt und lüstern die Zeit herbeiwünscht, wo er die Krone zu tragen hofft. Marcus ist glühender Katholik; es gibt keinen Heiligen, der sich seiner Spenden nicht rühmen konnte, besonders aber ehrt er die vier Schutzpatrone von Thorn. Er führt Buch über alle die Summen, die er zur Verschönerung ihrer Kirchen und Heiligthümer verausgabt und rechnet mit Sicherheit auf die endliche Erfüllung seines heiligsten Lebenswunsches.

Das Gegenbild dieses starren, verschlossenen, trübseligen Mannes ist Georg, sein Sohn. Der Vater läßt ihn uneingeweiht in die tiefen Pläne seiner Politik, weil er ihm die goldene Heiterkeit der Jugend bewahren möchte, und offen und sorglos blickt Georg in die Welt. Die Ritterlichkeit der Ahnen lebt in seiner freien, unbefangenen Weise, in seiner ebenso kühnen wie ungestümen Tapferkeit fort. Er sitzt im Contor seines Vaters, aber von seinen muntern Streichen ist die Stadt voll, gern schlägt er die Laute und guckt keck in die schönsten Frauengesichter. Heute wegen eines losen Maskenscherzes vom gestrengen Rathe gestraft, begeht er morgen eine noch größere Thorheit; er handelt harmlos nach den ersten Eingebungen des Gefühls, kühle Ueberlegung und umblickende Besonnenheit sind ihm fremd. Da soll auch für ihn die Zeit des bittern Ernstes und der harten Prüfung kommen. Ein unscheinbares Mägdlein, eine Meißnerin, hat es ihm angethan. Anna, die Tochter des Magisters Fabricius, mit seinem ignoblen deutschen Namen Schmiedel heißend, eines Humanisten vom besten Schlag, der nach Thorn gekommen ist, um dort lateinische Schule zu halten. Der Buchführer Hannus hat an ihm einen dankbaren Abnehmer und der große Pamphletist von der Wartburg einen eifrigen Verehrer. Anna ist in dem neuen Glauben so fest wie in des Vaters Latein und hat gleich bei ihrem ersten Erscheinen in Thorn Georg's heiße Blicke auf sich gezogen. Sie versteht es, den wilden Knaben in den gebührenden Schranken zu halten. Er lernt Latein beim Magister und ist täglich in ihrer unmittelbaren Nähe, sie muß dem Herzensjungen gut sein, scheu und zurückhaltend nimmt sie seine Huldigungen entgegen, aber sie duldet keine Liebkosungen; hundertmal von ihr zurückgewiesen und immer entschlossen, sie nicht weiter zu beachten, kehrt er immer und immer wieder zu ihr zurück und lernt die jungfräuliche Züchtigkeit achten und schonen. Ein Ketzergericht der Thorner Mönche über einen ausfindig gemachten Bücherballen des Hannus führt endlich das Paar dauernd, aber in der verhängnißvollsten Weise zusammen. Auch Luther's Schriften, ja sogar das Bildniß Luther's, soll auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden. Der tapfere Magister thut Einsprache dagegen, ihm wird übel begegnet, Georg schützt seinen Meister, verwundet dabei einen polnischen Edelmann auf den Tod und verfällt dadurch selbst mit Leib und Leben dem Stadtgerichte. Der kluge Bürgermeister Hutfeld, der alle staatlichen Heimlichkeiten seines Schwagers Marcus so beharrlich durchkreuzt, sieht diesmal in schöner Menschlichkeit durch die Finger und läßt dem Vater gewähren, daß er des Sohnes Rettung aus dem Kerker betreibt. Sie gelingt, Georg entflieht bei Nacht und Nebel aus Thorn; auf einem Schiffe sieht er den ausgewiesenen Magister und Anna und in diesem schmerzlichen Augenblicke gestehen sie sich ihre gegenseitige Liebe. Ihr Leiden soll jetzt erst beginnen. An einer Landungsstelle ihres Schiffes werden sie von freien Landsknechten und zugleich von polnischem Kriegsvolke überfallen; jene bemächtigen sich Georg's und Anna's trotz der heftigen Gegenwehr des ersten, diese schleppen den trefflichen Magister fort — ein erschütterndes Bild der deutschen Zustände im Jahrhundert der Wiedergeburt des Glaubens!

Georg hat seinen Hals bei den Landsknechten verwirkt, weil er einen von ihnen auf den Tod verwundet hat, nur eines kann ihn retten: wenn er in die neue Kumpanei tritt, die an dem prächtigen Jünglinge ihren Wohlgefallen hat und, da der alte Fähndrich eben gestorben ist, ihn gern an dessen Stelle sehen möchte. Nicht minder gefährdet unter diesen wüsten Gesellen ist Anna's Tugend und Schönheit, ja ihr wird von einer Seite nachgestellt, wo an kein Entrinnen zu denken ist, denn der Ordenspfleger, dem, als Vertreter des Hochmeisters, in dessen Solde die Bande sich befindet, diese in Allem und Jedem zu gehorchen hat, ist dem holden Geschöpf geneigt und macht Miene, sie für sich zu begehren. Auch da ist nur ein Auskunftsmittel: sie muß nach den Gesetzen der Landsknechte Georg's Gattin werden, worauf sie für jeden andern unantastbar wird. Schwer entschließt sich Georg, Landsknecht zu werden, noch schwerer das keusche und zarte Mädchen, in den Ring der wilden

Krieger und unter die Fahne zu treten und Georg da ihr Jawort zu geben. Auch versagt sie sich ihm geraume Zeit, und erst nachdem ihr Vater wieder aufgefunden ist, Georg mit dem seinen Verbindungen angeknüpft hat und mit Gelde versehen ist, um den guten Magister loszukaufen, erst da er sich mit blutendem Herzen das Opfer auferlegt, die an seiner Seite wie eine verschmachtende Blume dahinsterbende Anna mit ihm zu vereinigen, da erwacht ihre ganze Zärtlichkeit zu dem lang Gekränkten und sie wird sein wirkliches Weib. Mitten in den Seligkeiten der Ehe und nach der Geburt eines Söhnleins wird Georg von einem furchtbaren Geschicke ereilt. Sein Haufe geräth mit einem andern in ein heftiges Scharmützel, auf offener Wahlstatt wird ihm die rechte Hand abgehauen, die kleine Schaar, deren Fähnrich er gewesen ist, zersprengt, er selbst elend geworden. Denn lange vorher den Untergang seiner Getreuen ahnend, hatte er Anna mit dem Magister in die Ferne geschickt, um sie in Sicherheit zu bringen. Fern von ihr und dem Vaterhause, ein Geächteter und Ausgestoßener, geräth er in die tiefste Verzweiflung.

Wir sind nahe an den Schluß der Erzählung gekommen, und der Leser wird mit Erstaunen bemerkt haben, daß wir, von Marcus König ausgegangen, ihn mit eins aus dem Gesichte verloren haben, um uns nur mit dem Lebenslaufe von dessen Sohne zu beschäftigen. Es ist wahr, Freytag streut von Zeit zu Zeit eine Erwähnung des Vaters ein, damit er uns nicht ganz abhanden komme; aber gerade dieser Umstand ist ein indirectes Eingeständniß, daß es dem Verfasser weder gelungen, für den Titelhelden eine wirkliche Theilnahme zu erregen, noch ihn in den Mittelpunkt der Handlung zu schieben. Und doch hätten wir dies erwartet, und doch hätte des Dichters Kunst sich gerade darin bestätigen sollen, uns diesen Patricier in der Betreibung seines dunkeln Werks zu zeigen, seine und unsere Erwartungen aufs höchste zu spannen, seine und unsere vaterländischen Hoffnungen zu nähren, uns in die eigentliche Action einzuführen, deren Fortschreiten und wechselnde Erfolge und Mißerfolge erleben zu lassen und durch das Scheitern der ganzen Unternehmung uns zuletzt im Innersten zu bewegen. Georg's und Anna's Liebesleben durfte nur als Episode behandelt werden. Statt dessen ist die Episode allmälig zu solcher Bedeutung angewachsen, daß sie die Haupthandlung fast ganz verdrängt hat und wir nur durch karge Worte den Verlauf derselben erfahren. Die Zusammenkünfte zwischen Marcus König und Hutfeld mit ihrer kühlen Förmlichkeit und breiten Umständlichkeit hätten nur dann Sinn und Interesse, wenn wir sehen könnten, wie diese schlauen Gegner sich, ohne daß jemals des Gegenstandes ihres Streites erwähnt wird, gegenseitig durchschauen, einander auflauern, ihren jeweiligen Vortheil erspähen, sich zu überlisten suchen und doch vom herzlichsten persönlichen Wohlwollen gegen einander durchdrungen sind. So aber erfahren wir nur kurz, daß Marcus König vergebens seine reiche Habe dem großen patriotischen Zwecke geopfert, er hat Summe auf Summe dem Hochmeister zugesandt, und dieser ist zuletzt aus dem Orten getreten, der Orden hat sich aufgelöst und Albrecht hat schließlich von seinem Oheim das ehemalige Ordensland als Herzog zu Lehen genommen. So von allen Hoffnungen herabgestürzt und arm geworden, beschließt er endlich, Thorn zu verlassen und mit Ingrimm wird er inne, daß alle Heiligenverehrung, alle guten Werke ihm nichts gefruchtet haben, er ist am Ende auch an seinem Glauben bankerott.

Wieder ist das Geschlecht heimathlos, und wieder weht mit allgewaltiger Kraft der geheimnißvolle Ahnengeist und führt den Flüchtigen in die alten Gauen von Thüringen. Ketzerei hatte jenen Ivo daraus vertrieben und nach dem Osten gewandt, dieselbe Ketzerei, aber in der Person des kühnen Augustinermönches, zieht Marcus König wieder nach der Urstätte seiner Vorfahren. Der Gedanke ist gewiß genial und erhebend, leider aber läßt die Durchführung desselben viel zu wünschen übrig. Marcus König hat in dünkelhafter Ueberhebung die Ehe Georg's und Anna's niemals anerkennen mögen, auch auf des Magisters flehentliche Fürbitte nur mit kalter und stolzer Zurückweisung geantwortet. Georg, nachdem er die Hand verloren, in des Großmeisters Dienste getreten, erfährt plötzlich von Anna's Aufenthaltsorte, der ihm bis jetzt unbekannt geblieben war und eilt spornstreichs zu ihr; allein der Magister erklärt ihm rundweg, daß er eine solche Ehe nicht als zu Recht bestehend finden könne und weigert ihm das Zusammenleben mit Anna. Diese aber weiß ihrer Herzensangst nur einen, der hier Rath geben könnte — Luther. Zu diesem

ladet denn der Magister den armen Georg feierlich. Auf dem Wege nach Thüringen trifft er den flüchtigen Vater, der seinerzeit, als der Sohn in Thorn hingerichtet werden sollte, das Gelübde that, wenn sein Kind beim Leben bliebe, eine Wallfahrt zum Grabe des h. Jacob von Compostella zu machen und der nunmehr so recht in der Lage ist, Wort zu halten. Marcus König begleitet Georg zuerst zu Luther's Behausung. Ich gestehe, daß das hochnothpeinliche Examen, welches Georg und Anna beim Reformator zu bestehen haben, der nach langem Hin- und Hererwägen endlich die Ehe für giltig erklärt vor Gott, aber zu deren Bestande vor den Menschen noch des Vaters Zustimmung begehrt, die diesem wetterfesten Charakter endlich vom lieben Enkelkinde abgeschmeichelt wird — ich gestehe, daß dieses ganze Brimborium kirchenrechtlicher Doctrinen und moderner Rührseligkeit mich wenig erbaut hat. Immer mußte ich an das ähnliche Eingreifen Luther's in die Handlung von Kleist's Kohlhaas denken, welches von so grandioser Einfachheit ist, während mir hier alles wie bei den Haaren herbeigezogen erscheint, so sehr uns Freytag glauben machen möchte, daß Alles von langer Hand in der Erzählung vorbereitet ist. Marcus König wallfahrtet richtig nach Spanien, kommt aber innerlich gebrochen zurück. Der Heilige verlieh ihm keinen Frieden, denn er kann den Haß gegen Albrecht, welcher ihn betrogen, nicht aus der Seele bringen. Abermals erscheint er vor Luther, der denn bei dem sterbenden Manne (er stirbt aus keinem andern Grunde, als weil es in der That das beste ist, was er thun kann) wieder alle möglichen Vorstellungen anwendet und ihm zuletzt die Hölle so heiß macht, daß er mit dem letzten Athemzuge endlich nachgibt. Auch dieser Schluß ist etwas Gemachtes, indeß der Zweck ist erreicht: „er schloß die Augen auf der alten Heimathsstätte seines Geschlechts. Aber nicht er und keiner seines Stammes kannte die Heimath.“

Dieses sind, so viel ich mich erinnern kann, die einzigen Worte, in welchen Freytag von seinem Plane bei der ganzen Composition etwas unmittelbar andeutet. Es können höchstens nur noch zwei Geschichten bis zum Abschluß dieses jedenfalls hochinteressanten neuen Roman-Experimentes folgen. Wie immer dieses auch ausfallen möge, so viel steht schon jetzt fest: solche tiefsinnige Probleme gehören nur vor das Forum der Philosophie oder der reinen epischen Dichtkunst. In diesem hohen Sinne hat Firdusi sein erhabenes Schah-Nameh abgefaßt und den Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman in den langen Königsreihen des Perserreiches geschildert; in diesem hohen Sinne könnte Deutschland eine Kaiserchronik brauchen, welche dann einen ganz andern Werth haben würde, als jenes mittelalterliche Gedicht. Bloße genealogische Verknüpfung aber wie in der Gudrun führt zu nichts und auch Freytag ist nur auf halbem Wege stehen geblieben. Er hat dasjenige, was ganz und gar dem Bereiche der Poesie angehört, zu einem halb und halb schon verunglückten Conglomerate von Romanen gemacht. Glücklicherweise steht Gustav Freytag's Name so leuchtend da, daß es bei ihm nicht erst einer „Ahnen“-Probe bedarf.

Aphorismen.

Von **Marie v. Ebner-Eschenbach.**

Auch die Tugend ist eine Kunst, und auch ihre Anhänger theilen sich in ausübende und in bloße Liebhaber.

* * *

Das Alter verklärt oder versteinert.

* * *

Die Güte, die nicht grenzenlos ist, verdient den Namen nicht.

* * *

An das Gute glauben nur die Wenigen die es üben.

* * *

Es ist ein Unglück, daß ein braves Talent und ein braver Mann gar so selten zusammen kommen!

* * *

In einem guten Buche stehen mehr Wahrheiten als sein Verfasser hinein zu schreiben meinte.

* * *

Wir entschuldigen nichts so leicht als Thorheiten, die uns zuliebe begangen wurden.

* * *

Das Recht des Stärksten ist noch immer das stärkste Recht.

* * *

Unbegründeter Tadel ist manchmal eine feine Form der Schmeichelei.

* * *

Sei deines Willens Herr und deines Gewissens Knecht.

* * *

Natur ist Wahrheit, Kunst ist höchste Wahrheit.

* * *

Zu späte Erfüllung einer Sehnsucht labt nicht mehr. Die lechzende Seele zehrt sie auf wie glühendes Eisen einen Wassertropfen.

* * *

Die Thoren wissen gewöhnlich das am besten, was jemals in Erfahrung zu bringen der Weise verzweifelt.

* * *

Wenn die Neugier sich auf ernsthafte Dinge richtet, dann nennt man sie Wissensdrang.

* * *

Etwas sollen wir unseren sogenannten guten Freunden immer abzulernen suchen — ihre Scharfsichtigkeit für unsere Fehler.

* * *

Die Liebe hat nicht nur Rechte, sie hat auch immer recht.

Eine dramatische Idylle.

Von **Gottlieb Ritter.**

Der Statistiker de Lavergne hat vor wenigen Monaten mit seinem Nachweis, daß die Entvölkerung Frankreichs immer mehr überhand nehme, nicht geringes Aufsehen erregt. Es war als ob er mit einem Male eine tödtliche, unheilbare Wunde entdeckt hätte. Die öffentliche Meinung beschäftigte sich sofort mit dieser wichtigen Frage; die Tagesliteratur forschte nach den Ursachen dieser für jeden patriotischen Franzosen betrübenden Thatsache; in der Academie und in sämmtlichen Fachorganen wurden die Mittel erörtert, womit das Uebel zu bekämpfen wäre. Der eine klagte den Krieg an und erinnerte daran, daß die Feldzüge der Revolution und des ersten Kaiserreiches zwei Millionen Männer verschlungen und daß die Feldzüge in Afrika, in der Krim, in Italien, in Mexiko und besonders der letzte Krieg um die Rheingrenze diese Verluste nur noch vergrößert haben. Ein Anderer beschuldigte die gegenwärtige ökonomische Krise, die das Leben immer mehr vertheuere. Endlich hoben Mediciner unter Anderem namentlich die große Sterblichkeit der Neugebornen hervor, während die liberalen Blätter nicht ermangelten, auf das Priestercölibat hinzuweisen, das hundertsechzigtausend Personen beeinflusse. Auch zwei collaborirende Schriftsteller aus dem Elsaß fühlten sich veranlaßt, ihren französischen Patriotismus dadurch zu erhärten, daß sie in ihrer Weise das aufgeworfene Thema zu behandeln und eine Remedur für das drohende Uebel aufzuweisen suchten. Erckmann-Chatrian schufen aber zu diesem Behufe kein neues Werk, sondern ließen es sich genügen, aus einem ihrer schon vor Jahrzehnten erschienenen Romane ein Theaterstück zu schneidern, dieses etwas modern aufzufrischen und mit der zeitgemäßen Tendenz zu versehen. „Freund Fritz“ heißt die Erzählung, wie das Schauspiel. Erstere ist zur Zeit ihres Erscheinens fast unbemerkt geblieben; letzteres gehört aber für alle Zeiten zu den Causes célèbres der Theaterwelt, freilich nicht in Folge seiner inneren Vorzüge, sondern einzig und allein wegen der Art und Weise, wie es das Licht der Lampen erblickte. Es ist ein Stück Theater-Kulturgeschichte, das erzählt zu werden verdient.

Sobald einige radicale Journale verrathen hatten, daß die Schriftsteller-Firma Erckmann-Chatrian im Begriffe stehe, die brennende Tagesfrage in der Dramatisirung eines Romans auf die Bühne zu bringen, so begann in den ultramontanen und reactionären Blättern eine lebhafte Agitation gegen das Verfasserpaar. Dabei zeichnete sich namentlich die gelesenste, unterhaltendste, aber auch charakterloseste Zeitung von Paris Le Figaro durch die Heftigkeit, Schärfe und Länge ihrer Angriffe aus. Der bekannte ehemalige Unteroffizier Bucheron genannt Saint Genest, einer der frechsten reactionären Federkämpen, war ihr erster Klopffechter. In einer Serie von ebenso langen als langweilgen Leitartikeln proclamirte er den Unpatriotismus der „elsässer Siamesen“ und belegte seine Thesen durch Citate aus den Romans nationaux, worin der französische Soldat zur Auflehnung gegen seine Obern aufgereizt, die Religion und ihre Priester lächerlich gemacht und die vaterländischen Gefühle mit Spott überhäuft sein sollen. Er erinnerte ferner an eine Interview des Correspondenten der „Times“, wobei Erckmann während der Pariser Belagerung geäußert habe, die Elsässer seien Allemands de race, was natür-

lich eine infame Lüge sei, Frankreich, das den Elsaß immer erniedrigt und verachtet habe, büße mit seinem Verlust blos „seine Eitelkeit und seinen Leichtsinn". Diese Angriffe richteten sich aber auch gegen die Comédie-Française, die das Werk zweier so schlechter Franzosen aufführen wolle. Ganz abgesehen davon, daß die erste Bühne dramatisirte Romane nur ausnahmsweise und bei Schöpfungen ersten Rangs berücksichtigen dürfe, stemple die Inscenirung des Ami Fritz das Haus Molière's zu einer Lästerschule und die beste Schauspielertruppe Frankreichs zu einer Bande von Vaterlandsverräthern. Am Schluß dieser Philippika wurde aber nicht versäumt, an alle Säbel der See- und Landarmee und an alle Pfeifen und Schlüssel jedes guten Franzosen zu appelliren.

Der Kriegszug des „Figaro" und seiner Gesinnungsgenossen gegen ein kaum vollendetes Theaterstück erregte namenloses Aufsehen. Selbst verständige Leute stutzten bei den Citaten des journalistischen Unterofficiers und vergaßen die schweren Opfer, womit sich Erckmann-Chatrian jedenfalls den Namen guter Franzosen erkauft hatten. Vorläufig blieben zwar die herausgeforderten Säbel noch in der Scheide, aber auf die Pfeifen schienen die Pariser doch nicht verzichtet zu haben. Wenigstens befürchtete es der Director des Théâtre français und beeilte sich auf doppelte Weise einem Theaterscandal vorzubeugen. In einem offenen Brief an den „Figaro" vertheidigte er die Kunst an sich, die nichts mit patriotischer oder gar chauvinistischer Tendenz gemein habe und versicherte, das neue Stück sei eine rein literarische Hervorbringung, wo jeder Anlaß zu irgendwelchen Demonstrationen sorgfältigst vermieden sei. Daß er dabei die Taktlosigkeit beging, seine Novität a priori für ein Meisterwerk zu erklären, reizte weniger die Empfindlichkeit, als die Neugierde des Publikums, und so steigerte sich die Spannung auf die Première immer mehr und mehr und theilte ganz Paris in die Lager der Feinde und der Freunde von Freund Fritz.

Aber auch den Skandalsüchtigen wollte der Direktor die Freude vorweg nehmen. In der Regel geht jeder ersten Vorstellung in Paris eine Generalprobe voraus, wozu die Kritik und Freunde des Hauses geladen werden. Die Probe des „Ami Fritz" wurde zu einer regelrechten Privat-Première erweitert. Die gesammte Schriftsteller- und Journalistenwelt, die Akademie, die Abonnenten fanden Einlaß. Es handelte sich um den Beweis, daß das Stück keine Gelegenheit zu einer tumultuarischen ersten Vorstellung biete. Dieser wurde geleistet, und schon die Abendblätter wiegelten ab. Dazu kam noch, daß das Publikum der ersten Vorstellung fast ganz nach Willkür ausgewählt wurde, indem an den Kassen keine Karten zum Verkauf gelangten, und daß die Claque von einer niegesehenen Stärke und völlig in der Lage war, jede Opposition niederzudonnern. Nur wenige, von Agioteuren zu hohen Preisen verkaufte Billets konnten ungünstig gesinnte Elemente in die harmonisch gestimmte Versammlung bringen.

Immerhin war die Physiognomie des Zuschauerraums der ersten Vorstellung nicht ganz uninteressant: In den Logen und im Parquet die gewohnten Habitués in festlichem Habit, unter dem Kronleuchter das heilige Bataillon des Beifalls in lärmvoller Haltung, auf den Galerien ein sehr gemischtes Publikum im Frack und Kittel. Dort oben herrschte eine mühsam verborgene Aufregung, und man sah voraus, daß das Zeichen zur Unordnung, wenn es ertönen sollte, von dort her kommen mußte. Auch viele Elsässer saßen oben; man erkennt sie, abgesehen von ihrem Französisch, das kaum ein Sachse so zu mißhandeln versteht, in Paris sofort an der leisen Art, wie sie, wenn sie allein sind, unter sich ihr „Dütsch" reden und an der ostentativlauten Weise ihrer französischen Sprechanwandlungen, sobald sie sich beobachtet glauben. Namentlich von dieser Seite her erdröhnte mit Fug eine brausende und anhaltende Beifallssalve, als der Vorhang aufging und eine bis ins Kleinste nachgeahmte elsässische oder süddeutsche Bauernstube zeigte: links die Kuckuksuhr aus dem Schwarzwald, rechts ein Fenster mit in Blei gefaßten Scheibchen und ringsherum Getäfel, Bänke, Stühle und ein schwerer Tisch aus Eichenholz. Nur ein Kamin störte die Illusion, denn der Elsässer läßt sich so wenig wie der Schweizer oder Algäuer den großen, blau und weißen Kachelofen nehmen, auf dessen Bank eine ganze große Familie Platz hat.

L'Ami Fritz, die Erzählung, spielt in einem gewissen Dorf Hüneburg in der bayrischen Pfalz, für die französische Bühne war ein Versetzen der Handlung nach Frankreich nothwendig. Wir sind in Clairfontaine in den Vogesen, sonst ist Alles, zum Entsetzen jedes guten Franzosen, beim Alten geblieben, sogar der deutsche Name Fritz. Und da sind sie auch schon die malerischen Elsässer Trachten! Zwei Frauen in Fältelrock und goldgesticktem Brustlatz decken den Tisch und plaudern mit einander über die Seelengüte ihres Herrn, den das ganze Dorf nur den Freund Fritz nenne, obgleich er der Reichste und Vornehmste von Allen sei. Namentlich die Eine der beiden wackeren Elsässer Frauen, die brave Lisbeth, — die andere ist seine Haushälterin Katharine — erzählt mit Thränen in den Augen, wie Freund Fritz sie mit ihren vier Kindern unterstützt und vor dem Elend bewahrt habe. Dafür geht es aber auch dem trefflichen Mann so gut. Man sehe ihn nur an, wie er eben mit stattlichem Schmerbäuchlein, vollen, rothen Wangen, die Hände in der Tasche, ein Bild des Wohlseins und der Zufriedenheit in die Stube tritt. Er versteht zu leben und hat seine Freude daran. Wie er im Vorgeschmack künftiger Tafelfreuden seelenvergnügt das Besteck mustert, seinen Feldzugsplan, Menu genannt, entwirft, nach dem Stand der Küchenbatterie frägt, die Plätze seiner Gäste bestimmt! Denn heut ist ja sein Geburtstag, und dazu hat er seine Freunde eingeladen: den dicken Einnehmer mit dem unmöglichen Namen Hannezô, den mageren, aber gleichwohl mit stattlichem Appetit begabten Feldmesser Frédéric Schulz, den Rabbi David Sichel, der lieber Wasser trinkt, Frau und Kinder hat und seine Zeit damit verbringt, indem er die jungen Leute verheirathet. Dieser ist der Erste, der eintrifft. Aber er kommt nicht zum Essen, sondern um Freund Fritz um ein Darlehen zu bitten, das die Aussteuer für eine junge Jüdin bilden soll, die er im Begriffe steht an den Mann zu bringen. Der wackere Fritz gibt ihm die verlangten fünfzehnhundert Francs und zerreißt den Schein, den ihm der pünktliche Rabbi ausgestellt hat. Zum Danke dafür verspricht ihm dieser, zum Nachtisch einzutreffen. Unterdessen treffen der Einnehmer und der Feldmesser ein und rüsten sich mit umgebundener Serviette „zum Werke, das sie ernst vollbringen." Katel trägt die dampfende Suppenschüssel herein, worin die rothen Krebse schwimmen. Man setzt sich. Tiefe Stille tritt ein. Taktmäßig senken sich die drei Löffel in Teller und Mund, ein seliges Lächeln verklärt die Augen der Schlemmer. Da dringen zugleich mit Licht und Duft des Frühlings süße Geigenklänge durch das offene Fenster. Unwillig horchen Schulz und Hannezô auf; sie lassen sich nicht gern bei der Arbeit stören. Fritz hält im Essen ein. Es sind die Lieder des böhmischen Zigeuners Joseph, den Fritz eines Winterabends halb erstarrt im Schneesturm gefunden hat. Seit jener Zeit kommt der Musikant jedes Frühjahr mit den Schwalben nach Clairfontaine, um seinem Lebensretter zum Geburtsfest zu gratuliren. „Das ist Joseph's Bogenstrich!" sagt Fritz und richtig! ein schwarzlockiges braunes Gesicht guckt zum Fenster herein. Bald sitzt der musikalische Tscheche am Tisch neben seinen elsässer Freunden und läßt sich die Herrlichkeiten von Katel's Kochkunst zum mindesten ebenso gut schmecken, als die Autochthonen des Gänseleber-Paradieses. Im Roman preist Freund Fritz diese Mahlzeit mit folgenden schwungvollen Worten: „Gibt es etwas Angenehmeres hier unten auf der Welt, als mit dreien oder vieren seiner alten Kameraden im alten Eßzimmer seiner Väter um ein wohlbesetztes Tischchen zu sitzen; sich dort gravitätisch die Serviette am Kinn zu befestigen, den Löffel in einer guten, wohlriechenden Suppe von Krebsscheeren zu versenken und die Teller zu füllen mit den Worten: „Kostet mir das einmal, meine Freunde, und sagt mir Eure Meinung!" Ach, wie glücklich ist man, einen solchen Essen beizuwohnen, wenn die geöffneten Fenster den blauen Himmel hereinsehen lassen. Kein besseres Motto zu diesem Genrebild!

Zum Nachtisch trifft auch der letzte Eingeladene ein: der Rabbi mit seinem langen Rock und der schwarzen Nachtmütze unter dem riesengroßen Nebelspalter. Sobald er am Tisch Platz genommen, beginnt die Discussion, denn der Rabbi paßt nicht recht in diese Gesellschaft von Lebemännern. Er ist nicht der Meinung, daß man das Dasein mit dem Leeren von Schoppen und Tellern hinbringen müsse. Ja, er wird bei dem spöttischem Gelächter der Freunde so eifrig, daß er vom Stuhl aufspringt und ihnen

eine ernsthafte Predigt hält, den Schlemmern Verdauungsbeschwerden und Gicht in sichere Aussicht stellt, wenn sie sich nicht zur Mäßigkeit bekehren. Aber umsonst will er ihnen die Herrlichkeiten des Hausstandes lebhaft schildern, denn einer von den Gästen, der schwarze Böhme, sucht ihn ad absurdum zu führen. „Rabbi, Du schilderst die Tugenden und Annehmlichkeiten einer Frau, wohlan! meine Frau hat mich verlassen! Sie liebte die Geige nicht. Sie brannte durch mit der Trompete."

Da öffnet sich die Thüre und herein guckt ein reizender blonder Mädchenkopf. Es ist die blonde Süsel, die Tochter Christel's, eines der großen Pächter von Freund Fritz. Zugleich mit frischer Milch und Butter bringt sie von Hause einen schönen Veilchenstrauß, das Geburtstagsbouquet für den Herrn. Man nöthigt die Schüchterne Platz zu nehmen. Fritz hat hundert Fragen nach Haus und Hof, Feld und Hopfengarten. Und sie antwortet lächelnd und erröthend zugleich. Fritz scheint entzückt — so sehr es eben ein Weiberfeind sein kann — und von jetzt an ist es ausgemacht, daß der große Heirathsvermittler David Sichel in diesem hübschen Jüngferchen das kräftigste Argument seiner Predigt gefunden hat und daß er von nun die stärkste Waffe besitzt, um jeden Widerstand von Fritz zu besiegen. Sobald das Mädchen fort ist, nimmt der Rabbi sein Lieblingsthema wieder auf und erhebt sich in der Hitze des Eifers zur wahren Beredtsamkeit. „Ihr seid Egoisten und Feiglinge," sagt er ihnen, „denn Ihr lebt nur für Euch, Ihr fürchtet Euch vor den Lasten des Ehestandes und entzieht Euch den Pflichten jedes guten Bürgers. Nun wißt aber, daß die erste und heiligste Pflicht des Bürgers ist eine Familie zu gründen, eine Frau und Kinder zu haben, brave Menschen zu erziehen!" Ja, der Rabbi versteigt sich sogar zu einer Wette, die Freund Fritz ohne weiteres annimmt. Wenn dieser im Laufe des Jahres nicht noch in den Stand der heiligen Ehe tritt, so will der Rabbi seine Propaganda für die Heirath aufgeben, andernfalls aber verliert Fritz an den Rabbi einen Weinberg, wo sein bester Rother wächst. Lachend ergreifen die drei Gesellen ihre Pfeifen und gehen Arm in Arm in die Bierbrauerei. —

Im Roman ist es nun sehr hübsch erzählt, wie und warum Fritz auf einige Zeit sein Daheim verläßt, um geradenwegs in den Zauberbann der ländlichen Sirene zu stürzen. Das Drama ist summarischer und zeigt uns mit einem Mal den Junggesellen in der Pachtershütte, wo ihr Athem weht. Warum? Wir erfahren es nicht, und sogar Fritz dürfte sich schwerlich darüber Rechenschaft geben können. Es ist der sympathetische Zug des Herzens, das Unbewußte, die Liebe. Aber jeder Mensch liebt auf seine Weise und so auch Fritz. Man wird nicht klug daraus, ob er bei dem Pächter bleibt, weil seine Küche gut oder weil seine Tochter schön ist. Der Hunger und die Liebe, die nach Schiller's bekantem Ausspruch das Weltgetriebe bewegen, haben sich in Fritzens Herz und Magen getheilt und bekämpfen sich nun ohne Unterlaß. Es ist sehr schwer zu sagen, welches von den schwer zu vereinigenden Gefühlen stärker ist. Fritz spricht mit vollem Mund von seiner Herzensneigung — wenigstens wenn er allein ist — und liebt Süsel wahrscheinlich besonders wegen ihrer Kochkunst, wie die Wilden Voltaire's den Missionär blos deshalb liebten, um ihn zu fressen. Kurz, Fritz Kobus ist sogar in seinen Idealen ganz von der Materie beherrscht und wenn er einmal dem Flug der Lerchen nachschaut, so kann man darauf wetten, daß er sie lieber gebraten auf seinem Teller hätte. Daher machen denn auch seine sentimentalen Anwandlungen den Eindruck jener Blumen, die man gewissen kulinarischen Schöpfungen in den Mund steckt.

Die kluge Süsel scheint das zu wissen. Sie sorgt für das leibliche Wohl ihres Gastes mit rührender Feinfühligkeit, wie gleich die erste Scene beweist. Die ins Feld ziehenden Arbeiter des Pachthofes drohen mit einem höchst unpassend melancholischen und schwierigen Chorgesang, als Süsel ihnen zu schweigen befiehlt, denn Herr Fritz schlafe noch. Sie täuscht sich aber, denn just erscheint seine behäbige Gestalt hemdärmelig am Fenster. Er hat herrlich geschlafen, seine Augen sind frisch, seine Wangen roth, wie seine Weste. Und in seiner guten Laune wünscht er den Gesang anzuhören, den Süsel anstimmt. Hierauf kommt er selbst hinunter in den Hof und sieht dem flinken Maidle zu, wie es jenseit der Mauer Kirschen pflückt. Sie wirft ihm auch einige zu, denn sie kennt den Nascher, und er fängt sie lachend auf und läßt sie sich vorzüglich schmecken.

Man wird an die Scene in den Confessions erinnert, wo Rousseau wünscht, die Kirschen, die er in das Mieder der schönen Challet wirft, wären seine kußlüsternen Lippen oder an den Liebenden der Contemplations der

Laissait la cerise et prenait le baiser

Ob freilich der biedere Elsässer, wenn er die Wahl hätte, nicht die Kirsche Süsel's Kuß vorziehen würde, ist nach den Proben, die er von seiner Gourmandise nur zu häufig ablegt, mehr als wahrscheinlich. Es ist daher höchste Zeit, daß seine Freunde auf ihrem Char-à-bancs angefahren kommen, denn der Wärwolf wäre im Stande, den ganzen Kirschbaum zu plündern, namentlich wenn Süsel ihm die Hand dazu böte.

Der Rabbi, der Einnehmer und der Feldmesser stoßen bei Freund Fritz auf eine ungläubige Miene, als sie ihm versichern, er sei schon seit drei Wochen bei Christel, denn der Aufenthalt schien Fritz keine drei Tage gedauert zu haben. Der schlaue David Sichel triumphirt schon heimlich, weil er ahnt, nur Süsel habe seinem Freunde die Zeit so gut vertrieben, daß er sogar seine unzertrennlichen Kameraden vernachlässigen konnte. Fritz protestirt.

Fritz. Nein, glaube mir ja nicht, David, daß dieses gute Stillleben auf dem Lande mich meine lieben Freunde vergessen ließ. Das bin ich nicht im Stande, im Gegentheil: ich habe oft an Dich gedacht. Ich sagte mir: Alles wäre schön und gut, wenn ich jeden Abend ein Stündchen mit dem Rabbi zubringen und ruhig mein Pfeifchen rauchen könnte, während er mir die Schönheiten und Tugenden der Dreißigsten schildert, denn — ich weiß es gewiß — er muß noch eine dreißigste Frau für mich in Reserve haben. Nicht wahr, David, Du hast es eilig meinen Weinberg zu gewinnen? (Hannezô und Frédéric Schulz lachen laut. David bleibt, die Hände auf dem Rücken unbeweglich und schaut gleichgültig in die Höh.)

David (nach einer Pause, ernst). Kobus, Deine Scherze über das Heirathen erinnern mich an eine alte Geschichte.

Fritz (lustig). Welche Geschichte, David? Gewiß eine aus den Zeiten des Josua.

Hannezô. Ja, erzähl' uns Deine Geschichte, Rabbi, und laß Dich nicht bitten.

Schulz. Sie wird lustig sein.

David. Ach, nicht so lustig, als Du denkst, aber jeder kann etwas daraus lernen. (Kommt langsam nach vorn, verfolgt von Fritz, Hannezô und Schulz, die sich Zeichen geben.) Es war einmal, sagt die Geschichte, vor hundert und aber hundert Jahren ein gutes und wackeres, aber leichtes, allzu vergnügungssüchtiges und gerne spottendes Volk. Es bewohnte ein gesegnetes Land mit schönem Himmel, fruchtbarem Boden, fischreichen Flüssen, von Wild erfüllten Wäldern, schönen Gestaden an zwei großen Meeren für Handel und Gewerbe, kurz ein irdisches Paradies. (Stille.) Da nun dies Volk reich geworden, wollte es sich seines Reichthums freuen und gab nach und nach die Arbeit auf, um sich dem Vergnügen hinzugeben. Es wollte Feste, Schaugepränge, reiche Kleider, prachtvolle Wohnungen, Courtisanen, den Luxus in allen Formen haben. Die Vergnügen haben aber die Eigenschaft, daß sie viel kosten und nichts einbringen; ist umgekehrt wie bei der Arbeit. Andererseits vergißt man, wenn man sich amüsirt, schnell die Pflichten und vor Allem die Pflichten der Familie, die schwer sind und lange dauern. So kam es denn auch, daß das schändliche Uebel der Ehelosigkeit sich bald in dem schönen Land verbreitete, und — es ist traurig zu sagen — die erwünscht unfruchtbaren Ehen vermehrten sich. Niemand wollte mehr Kinder haben; höchstens eines oder zwei, das zweite als Ersatz, wenn eines sterben sollte. Diejenigen, welche drei hatten, klagten den lieben Gott an. Das vorerst von den reichen Leuten gegebene Beispiel fand bald seine Nachahmer in den armen Klassen; was von oben kommt, sinkt rasch. Das Volk fand es auch sehr bequem, sich den Pflichten der Familie zu entledigen, um sein Wohlsein zu vermehren. Kurz, die Ansteckung verbreitete sich überall. (Ruhe.) Einige Männer von Herz versuchten, als sie diese Dinge sahen, dagegen anzukämpfen und an die Vernunft, an das Gefühl, an den Patriotismus zu appelliren. Sie machten ihren Mitbürgern klar, daß einem Volke, das keine Männer mehr erzieht, bald die Arme fehlen, um den Boden zu bebauen, das Eisen zu schmieden und das Vaterland zu vertheidigen. Man hörte nicht auf sie. Wozu kamen diese Unglückspropheten, wenn das Dasein rings so fröhlich ist? Man belustigte sich, man freute sich der Gegenwart, was lag an der Zukunft? Und da dies Volk viel Geist besaß, so machte es sogar diese braven Männer lächerlich; es nannte sie Hungerleider und es war wie eine neue Unterhaltung, die man zu all den andern fügte. (Tiefe Stille. Er beobachtet Fritz, Hannezô und Schulz, indem er eine Prise nimmt.)

Fritz. Wo Teufels will er hinaus?

David. Alles ging also sehr gut . . .

Schulz. Das glaub' ich!

David. Findest Du?

Schulz. Das ist klar . . . man amüsirte sich ja! . . .

David. Ja . . . man amüsirte sich! . . . Das Unglück wollte aber, daß neben diesem Volk, und von ihm nur durch einen großen Fluß getrennt, auf einem undankbaren, mit ewigen Nebeln bedeckten Boden eine rothe Menschenrasse mit breiten Kinnbacken und einem fürchterlichen Appetit

wohnte. Ein Wort genügt, sie zu zeichnen: bei ihnen galt der jenseits der Grenze mit bewaffneter Hand begangene Raub **für** eine Heldenthat. Es waren also Barbaren, die von Jagd und Raub lebten, — wahre Barbaren. Aber um gerecht zu sein, muß man auch sagen, daß diese rothen Männer eine große Tugend besaßen: sie ehrten die Familie, verachteten die Ehelosigkeit und machten sich eine Ehre daraus, viele Kinder zu erziehen. Natürlich schauten sie mit lüsternem Auge nach der Seite ihrer reichen Nachbarn, der volle Stall zieht immer die Wölfe an. Am Ende zählten sie sich und sagten: Wir sind zahlreicher als die Andern ... wenn wir über den großen Fluß gingen ... welche Beute würden wir dort drüben machen! Gesagt, gethan. Aber die Barbaren gingen wie eine Herde in den Kampf, und die Andern hatten an ihrer Spitze alte Taktiker, die in der Kriegskunst erfahren waren: sie wurden also in Stücke gehauen. Das hinderte sie aber nicht wieder zu kommen. Von Neuem geschlagen, erschienen sie abermals und wurden wieder zurückgeworfen. Das ging so eine lange Zeit fort. Aber da die rothen Leute, weil sie viele Männer erzogen, nach jeder Niederlage immer zahlreicher wieder kamen, und da die Andern, die unfruchtbar waren, ihre Verluste nicht ersetzen konnten und nach jedem Sieg ihre Vertheidiger vermindert sahen, geschah es, daß das Volk, das sich so gut unterhielt und so viel Geist hatte, am Ende von der Uebermacht vernichtet wurde. Die Barbaren brachten es in Knechtschaft und theilten sich in ihr Land, das sogar seinen Namen verlor: statt Gallien hieß es Frankreich, das Land der Franken! (Sich gegen Fritz wendend.) Ich glaube solche Geschichten verdienen angehört und überdacht zu werden, umsomehr als die rothen Männer von heute im Grunde die nämlichen sind, wie die vor vierzehn Jahrhunderten. Sie haben noch den gleichen guten Appetit, — Ihr habt sie ja bei der Arbeit gesehen. Sie verachten immer die Ehelosigkeit, sie machen sich eine Ehre daraus, viele Kinder zu erziehen ... Bereits haben sie den großen Fluß überschritten ... und wir ...

Fritz (ihn unterbrechend). Schweig still! ... Bei Deinen Geschichten wäre ich im Stande sogleich zu heirathen.

David. Nun, so heirathe doch. Du thust dann blos Deine Pflicht als guter Franzose.

Schulz (zu Hannezô). Der Alte macht durch alle meine Pläne einen Strich. Man sollte ihm das Reden verbieten.*)

Nachdem der Rabbi in dieser Weise sein Lieblingsthema: Seid fruchtbar und mehret euch! bis zum Ueberdruß variirt, kommt er zur Erkenntniß, daß nicht seine Reden, sondern die blonde Süsel den widerhaarigen Hagestolz eines Besseren zu belehren habe. Liebt Fritz das Mädchen vielleicht? Und Süsel? Fritz ist schon ein Fünfunddreißiger und durchaus kein Adonis. Der Rabbi will also sondiren und da Süsel just von ihrer Krapfenbäckerei kommt, um in einem Kruge Wasser zu holen, so findet die Probe gleich statt: der alte Sichel wird zum Eleasar und Süsel zur Rebekka der Bibel. Sie füllt ihren Krug und der Rabbi bittet um einen Schluck daraus, indem er sie an jenes Idyll der heiligen Schrift erinnert. Süsel kennt es wohl, denn allabendlich muß sie — die Protestantin — dem Vater aus der Bibel vorlesen, ja, sie kann die Brunnenscene Vers für Vers auswendig und beweist es dem Juden. Der Rabbi sagt, nachdem sie geendet: „Wenn ich nun aber wie Eleaser zu Dir, Süsel, käme und um Deine Hand anhielte und Du in diesem Augenblick Denjenigen sehen würdest, der jetzt auf jenem Wege naht und zu mir sagtest: „Wer ist er, der über das Feld uns entgegen kommt?" und wenn ich aber zu Dir sagte: „Er ist mein Herr!" was würdest Du denken?" — Die Stimme Fritzens läßt sich vernehmen. Süsel hört seine Schritte, verwirrt sich, erröthet und entflieht schnell ins Haus mit dem Ruf: „Und meine Krapfen!" Der Rabbi weiß genug.

Unterdessen kommt Freund Fritz. Auch er verräth sich wider Willen dem schlauen David, der seine Eifersucht dadurch zu erregen weiß, indem er ihm von Süsel's baldiger Heirath spricht, da er einen Mann für sie gefunden habe. Fritz erkennt an der Bewegung, die er kaum bemeistern kann, seine Liebe und die Gefahr, worin er schwebt. Er schließt sich den nach Hause fahrenden Freunden an und flieht aus der Nähe der Geliebten. Als Süsel auf den Peitschenknall und das Schellengeläut hereinstürzt, sieht sie noch von Ferne den Flüchtling und sinkt, eine verlassene Ariadne vom Dorf, weinend in die Arme des ehrwürdigen David Sichel, indessen die heimkehrenden Mäher den traurigen Refrain ihres Liedes wiederholen: Il ne reviendra plus! ...

Im dritten Act langweilt sich Fritz furchtbar in seiner Behausung. Er ist traurig, jähzornig, unpaß; ja, er hat nicht einmal mehr seinen Appetit. Er kennt den Grund wohl. Wie Werther in die butterbrotschneidende Lotte, so hat er sich in die Krapfenbäckerin Süsel unwiderruflich verliebt. Was gehen ihn seine Freunde, die Freuden des

*) Aus dem ungedruckten Original eigens für die neuen Monatshefte übersetzt.

Mahls mehr an? Er hat nur noch einen Gedanken: Süsel. Im richtigen Augenblick tritt der Rabbi wieder auf und erkennt sofort, wie das Leiden seines Freundes heißt. Aber als unerbittlicher Chirurg beginnt er seine Operation. Er kündigt Fritz an, daß Süsel's Vater im Augenblick eintreffen werde, um sein Jawort zur Heirath seiner Tochter zu holen. Der arme Bursche leidet Höllenqualen. Während aber die alte Katel ausgegangen ist, kommt Süsel und steht mit einem Mal Herrn Fritz gegenüber. Dieser erkundigt sich gewohnheitsmäßig nach Allem. Da aber Süsel über das Kapitel ihrer Heirath schweigt, berührt er diesen empfindlichen Punkt zuerst. Süsel bricht in Thränen aus: sie liebt den ihr Bestimmten nicht und heirathet ihn nur, um ihrem Vater zu gehorchen. Sie bittet sogar Fritz, da der Zufall sie just mit ihm zusammenführt, sie in Schutz zu nehmen und Vater Christel zum Aufgeben dieses Heirathsprojectes zu bestimmen. Das läßt sich Fritz nicht zweimal sagen. Die Hoffnung belebt ihn wieder, er fühlt sich von Süsel geliebt und will nicht länger gegen sein eigenes Herz ankämpfen. Als Süsel gegangen, kommt die alte Katel zurück, die ganz erstaunt ist, ihren Herrn in so rosiger Laune zu treffen. Sie entschuldigt ihr langes Ausbleiben: sie hat eine Gevatterin besucht, sich über ihren Kindersegen gefreut und ergeht sich des Längern über die Fröhlichkeit dieser kleinen Welt und über die Freude, die sie um sich verbreiten.

Fritz. Du liebst also die Kinder, meine alte Katel?

Katel. Ich bete sie an und möchte, Sie hätten Ihr ganzes Haus voll so junges Volk.

Fritz. Aber wenn es Kinder hier hätte, so wäre auch eine Frau da; und wenn es hier eine Frau gäbe, so wärst Du nicht mehr Meisterin im Haus; und wenn Du nicht mehr Meisterin wärst, so würdest Du unglücklich sein und mich verlassen, — Du, meine alte treue Magd, die mich auf den Knien getragen hat und — das wäre für mich ein großer Schmerz und fast ein Gewissensbiß, ein Vorwurf.

Katel. Ich, Herr? Ach, es soll nur eine schöne und gute Hausfrau kommen, und ich werde ihr mit Freuden die Schlüssel des Hauses übergeben. Ich werde alt und all diese Last wird bald zu schwer für mich. Fürchten Sie nichts, Herr Fritz: ich werde Sie nie verlassen. Ach, wenn man mich nur die Kinder liebkosen läßt.

Fritz. Wirklich? .... Aber wo ist die Frau?

Katel (verschmitzt mit einem Auge zwinkend.) Ich kenne eine, — und Sie auch!

Da tritt der Pächter Christel mit dem Rabbi herein und verlangt von Fritz die Erlaubniß, seine Süsel einem Burschen aus dem Dorf zur Frau geben zu können. Fritz verweigert sein Ja, erklärt seine Liebe und bittet um Süsel's Hand. „Das ist eine große Ehre für mich," antwortet der wackere Mann und entwickelt seine Bedenken. Fritz unterbricht ihn und frägt die eintretende Süsel, ob sie ihn liebe. „Ja, Herr Kobus!" ruft das Mädchen und sinkt in die Arme von Freund Fritz, indessen der Einnehmer und der Feldmesser mit bedenklicher Miene zusehen. David Sichel triumphirt, vermacht den gewonnenen Weinberg Süsel zur Aussteuer und erklärt den beiden verstockten Junggesellen, daß er sich nun mit ihrer Verheirathung beschäftigen werde.

Dergestalt ist diese Bauernkomödie, die Paris in Aufregung versetzt hat. Sie enthält wenig von Politik und Chauvinismus, aber viel von Langeweile. Was Wunder, daß das Publikum der ersten Vorstellung enttäuscht war, das dies Stück so wenig Anlaß zu irgendwelchen Demonstrationen bot, die alle Welt in sichere Aussicht stellte. Der Unteroffizier vom „Figaro" hatte versprochen, er werde in den Zwischenakten landesverrätherische Stellen aus Erckmann-Chatrian's Romanen vorlesen: durch die Generalprobe eines Besseren belehrt, war er zu Hause geblieben. Nur einmal schien die Ruhe gestört zu werden. Ein Lärm erhob sich während des ersten Aufzuges im Parterre. Was war es? Ein Herr, den ich im Verdacht habe, daß er mit Freund Fritz und seinen Freunden ein Bischen gekneipt, verspätet sich um eine Stunde und wollte sich durch die dicht besetzten Reihen des Parterre Bahn brechen. Sein Platz war bereits occupirt. Es kam zu lärmenden Auseinandersetzungen, so daß das Haus die Geduld verlor. Der unheimliche Ruf: A la porte! ließ sich hören. Stimmen aus den Logen schrien: Hinaus mit ihm, er ist von den Ruhestörern bezahlt! Ein kräftiger junger Mann führte diesen Befehl aus. Er sprang über eine Bank und hob unter dem Gelächter der ganzen Versammlung den Spätling auf, der, ein ganz kleines Individuum, gar keinen Widerstand leistete und deshalb von einem höflichen Herrn auf der letzten Bank noch durchgeprügelt

wurde, bevor er hinausflog. Das Ganze dauerte keine fünf Minuten, und das Spiel nahm seinen ruhigen Fortgang.

Erst als der Vorhang zum letzten Mal gefallen war, begannen einige Pfeifer, sich an Saint-Genest's Appell zu erinnern und von ihren Schlüsseln Gebrauch zu machen. Den Anlaß dazu bot der Darsteller des Rabbi, Monsieur Got. Der Tradition gemäß trat er an die Rampen, um den Namen der Verfasser zu proklamiren. Schon hatte er gesagt: „Meine Herren und Damen, wir haben“ . . . als ein leichter Tumult auf den dritten Galerien entstand. Man hatte das Gerücht verbreitet, daß die Opposition während der Aufführung ruhig bleiben, aber sich dadurch rächen wolle, indem sie den Namen des Verfassers auspfeifen werde. Got wußte das, und sobald es ihm möglich war, sich verständlich zu machen, begann er mit seiner vibrirenden und einschneidenden Stimme von neuem: „Meine Herren und Damen, das Stück, das wir . . . die Ehre . . . hatten“ . . . Das mit offenkundiger Absicht durch Stimme und Geste hervorgehobene Wort erregte die Galle der Opponenten, denn es war klar, daß der Doyen der Bühne denjenigen Lebensart lehren und trotzen wollte, die seine Begeisterung für die elsässer Firma nicht theilen wollten. Pfiffe und Bravos des gesammten, von seinen Stühlen aufgestandenen Publikums endigte den Abend. Der Erfolg des Stückes war entschieden und wurde in den folgenden Vorstellungen bestätigt.

War er auch verdient? Ich glaube diese Frage eher verneinen, als bejahen zu können. „Freund Fritz“ hatte das Glück im richtigen Augenblick auf den Brettern zu erscheinen; sein innerer Werth erklärt weder den Enthusiasmus seiner Gönner, noch die Schimpfworte seiner Gegner. Von einem Drama hat es nichts als den Namen. Der dialogisirte Roman macht sich überall geltend, namentlich gegen das Ende hin, wo die einzelnen Scenen blos dramatisirte Schlußkapitel sind. Das Ganze ist eintönig, schleppend und schwerfällig; nimmt man die Kirschen- und die Brunnenscene aus, so bietet sich auch keine Situation, die unser Interesse wirklich zu fesseln vermöchte. Und dann diese fortwährende Schlemmerei in Wort und That! In den ersten zwei Acten wird so viel gegessen und getrunken, daß man mit Unruhe daran denkt, wie und wo sich der letzte abspielen werde. Die oppositionellen Blätter nannten das Stück nicht ganz mit Unrecht ein Menü in drei Gängen, eine Odyssee des Bauches . . .

Was entschied den Erfolg? Es wäre ungerecht, diesem dramatischen Küchen-Idyll nicht auch gewisse Vorzüge zuzusprechen, die auf das Pariser Publikum günstig gewirkt haben. „Freund Fritz“ ist ein weißer Rabe im gegenwärtigen Repertoire: es ist kein Ehebruchsstück. Eine reine, wenn auch grobmaterielle Liebesgeschichte liegt da zu Grund: Fritz Kobus, „der dicke Epikuräer, der Vielfraß, der unfruchtbare Feigenbaum,“ der ganz in den Freuden der guten Speise und des guten Tranks versunken ist, findet ein siebzehnjähriges Mädchen, das er liebt und heirathet. Das ist die ganze Handlung. Keine Intriguen, keine Combinationen: es ist einfach, rührend, naiv, moralisch. Das Leben ist etwas Anderes, als die Sorge um unser Ich. Es gilt Kinder zu erziehen und das Vaterland zu vertheidigen. Auch der Ort der Handlung war dem Stück günstig. Vor 1870 wäre das Stück ausgepfiffen worden, denn damals war der Elsässer noch eine komische Figur, und der von Liebe und Gutessen schwärmende Fritz hätte damals kein Interesse gefunden. Damals erschienen die Elsässer vor dem lachenden Parterre als Besenhändler und sangen zu Offenbach'scher Musik:

Che suis Alçasienne,
Che suis Alçasien!

Heute kommt er den Franzosen in einem günstigeren Licht, in seiner wahren Gestalt vor: brav, ehrlich, treu, arbeitsam und patriotisch. Es dämmert wohl auch den Parisern auf, daß Erckmann-Chatrian nicht Unrecht hatten, als sie ihn der deutschen Rasse zuerkannten. Er ist von deutschem Wesen im Guten und Bösen; und da ist denn auch den Verfassern wider Willen ein übler Streich begegnet. Sie, deren Lieblingsthema in sämmtlichen Romanen und besonders seit dem letzten Kriege die Gefräßigkeit der Deutschen ist, anerkannten dadurch, indem sie die Erzählung für das Theater von pfälzischen auf elsässer Boden verlegten, ohne den ganz deutschen Charakter von Land

und Leuten zu ändern, daß alle Herzen längs des Rheines eines Schlages sind. Der Vielfraß Fritz und seine Collegen haben auf der Bühne deshalb nichts von ihrem Wesen eingebüßt, weil sie schon im Roman a priori als Elsäßer und Deutsche gedacht waren. So ist denn auch das Stück von Anfang bis zu Ende urgermanisch, woraus sich erklären läßt, daß es den Franzosen fremdartig vorkommen muß. Obgleich das Wort nirgends im „Freund Fritz“ vorkommt, so fand man doch, es rieche nach Sauerkraut, was dem Pariser für die Quintessenz deutscher Art gilt, wennschon in keiner überrheinischen Stadt so viel Choucroute verzehrt wird als an der Seine, wo es vor jedem Restaurant angeschrieben steht.

Die Inscenirung trug das Meiste am Erfolg bei. Die Schauspieler waren unvergleichlich und das Ensemble so harmonisch, wie man es heute nur noch im Théâtre français findet. Die Decorationen excellirten durch ihre Treue und Schönheit. Alles war echt und wirklich, von der Krebssuppe und dem Johannisberger im ersten Act bis zu den Kirschen und dem aus dem Brunnen fließenden Wasser des zweiten. Am wenigsten wollte mir die Musik gefallen, die ein Elsässer zu dem Lied Süsel's und dem Solo Joseph's geschrieben hat. Namentlich ist ersteres, das doch ein altes Volkslied sein sollte, gar nicht gelungen. Freilich begreift es sich, warum die Verfasser da nichts Echtes geben wollten: sie hätten ja zum Guten Kameraden oder „Z' Lauterbach hab' i mei Strumpf verloren“ greifen müssen, und deutsche Volkslieder im Théâtre français? . . . Fi donc!

Endlich führte noch ein Drittes das Stück zum Sieg: die Feinde desselben. Die Herren Erckmann und Chatrian hätten sich keinen besseren Reklametrommler wünschen können, als Monsieur Bucheron genannt Saint-Genest, Redacteur des Figaro und Korporal a. D.

Kritische Rundblicke.

Ferdinand Hiller in seinen Briefen.

Briefe an eine Ungenannte. Von Ferdinand Hiller. (Köln 1877, Du Mont-Schauberg.)

In seinen Briefen aus Paris hat Heine ein Wort warmen Lobs für den Componisten Ferdinand Hiller, den er zwar einen mehr denkenden als fühlenden Musiker nennt, dessen Compositionen er aber als anmuthig und reizend bezeichnet. Das war beiläufig vor vierzig Jahren. Der junge Hiller ist seitdem alt geworden. Aber was er in seinen höheren Jahren componirt hat, ist immer noch anmuthig, und eben so erlaubt er sich auch noch manchmal zu denken, eine Thätigkeit, die man im Allgemeinen, wie es scheint, bei Componisten nicht besonders liebt.

Neuerdings hat er ein Büchlein veröffentlicht, „Briefe an eine Ungenannte", die des Anziehenden viel enthalten. Es sind Plaudereien eines Mannes, der über manches schwere Problem nachgedacht hat, der seine Anschauungen über Musik und Kunst, über Lebensweisheit und allerlei sonstige Wahrheiten mittheilen will, und der daneben von seinen Erinnerungen gibt, was ihm gerade in den Sinn kommt. Da er in seinem langen Leben mit einer Reihe bedeutender Männer der Kunst und der Literatur im Verkehr war, so hat er viel Interessantes zu erzählen, und zwar berichtet er auf höchst angenehme und gefällige Weise.

Hiller ist ein Frankfurter Kind, wie schon Heine zu berichten weiß, der auf seiner Durchreise durch die alte Kaiserstadt das Geburtshaus Hiller's „zum grünen Frosch" sah. Heine vergißt nicht hinzuzufügen, daß zwar das Abbild des Frosches über der Hausthür prange, daß aber Hiller's Compositionen nie an solch unmusikalische Bestie, sondern nur an Nachtigallen, Lerchen und sonstiges Frühlingsgevögel erinnere.

Als Frankfurter kommt Hiller natürlich auf seinen Landsmann Goethe zu reden, an dessen Geburtstag er seinen ersten Brief an die Ungenannte schreibt, um sich somit gewissermaßen unter den Schutz des heiligen Wolfgang zu stellen. Recht launig erzählt er von seiner ersten Begegnung mit Goethe. Hiller war 1825 nach Weimar geschickt worden, um unter Hummel's Leitung seine musikalische Ausbildung zu erlangen. Nebenbei sollte er mit Eckermann deutsche Literatur studiren. Der ganze Unterricht des letzteren bestand darin, daß er sich von dem Knaben „Wilhelm Meister's Lehrjahre" vorlesen ließ. Hiller zählte damals vierzehn Jahre und sein ästhetisches Behagen an dem Roman beruhte hauptsächlich auf der Bemerkung, daß der Held von allen Damen so freundlich behandelt wird. Es ist zu hoffen, daß Hiller später die Güte des schönen Geschlechts in ähnlicher Weise an sich selbst erfahren hat, da er ja auch jetzt noch eine Freundin besitzt, der er sein volles Herz ausschütten darf.

Einem Liebenden gleich, der klopfenden Herzens an der Wohnung seiner Angebeteten vorüber wandelt, ging der junge Hiller nie ohne innere Bewegung an dem Hause des Dichters vorüber, und seine Freude war groß, als ihm Eckermann eines Tages eine Einladung zu Goethe überbrachte. Aber noch größer war die Aufregung. Erst als Goethe mit freundlichem Wort ihm entgegentrat, schwand ihm alle Herzensangst, und der Knabe spielte und phantasirte auf dem Piano zur großen Zufriedenheit des alten Herrn, und kam nach einem heiter verlebten Abend wonnetrunken nach Hause, trug auch später in seinem Album folgende Zeilen von Goethe's Hand heim:

> Ein Talent, das jedem frommt,
> Hast Du in Besitz genommen;
> Wer mit holden Tönen kommt,
> Er ist überall willkommen.

Von Weimar ging Hiller nach Wien und seine Fahrten führten ihn später durch mancher Herren Länder. Den Aufenthalt in Paris machte er sich durch seine Feder möglich. Venedey hatte ihm den Rath gegeben, zu schreiben um reisen zu können, da er nun einmal nicht reisen könne um zu schreiben. So griff Hiller zur Feder, und derselbe feine und anmuthige Geist, der seine Compositionen belebt, offenbart sich auch in seinen Schriften. Hiller ist Stylist; was er schreibt, hat einen gewissen Charakter. Er meint zwar in einem seiner Briefe, er habe nicht das geringste Talent, Gesehenes zu beschreiben, denn er sehe wie die meisten Musiker schlecht, obschon er vortreffliche Augen habe. Allein wir dürfen das nicht so wörtlich nehmen. Hiller will nur seinen Standpunkt als Musiker wahren; er will sich nicht in den Ruf bringen, als strebe er vor Allem nach literarischem Ruhm, so daß schließlich die Musiker ihn als guten Schriftsteller, die Schriftsteller ihn als guten Musiker preisen.

Lebhaft und anschaulich berichtet er seiner Freundin über die bedeutenden Männer seiner Zeit, die er kennen gelernt hat. Er führt uns zu Schubert in dessen hochgelegnes dürftig ausgestattetes Zimmer, wo er an seinem Stehpult jeden Vormittag ein paar Stunden componirte und wenn er ein Stück fertig hatte, ein andres anfing. Denn diese echte Künstlernatur war so reich, daß sie sich nie ausgab. „Jeden Morgen componirte er etwas Schönes," erzählte Schwind, „und jeden Abend fand er die enthusiastischsten Bewunderer. Wir vereinigten uns auf seinem Zimmer, er spielte und sang uns vor, wir waren begeistert und dann ging es in die Kneipe. Geld hatten wir keins, aber wir waren selig."

„Schubert's Leben," setzt Hiller hinzu, „rauschte hin, ein schäumender Melodienstrom. Er durchlebte zu gleicher Zeit einen Frühling voller Blüthen, einen Herbst voller Früchte. Er kannte den sengenden Sommer nicht, der vielleicht manche der letzteren zu vollständiger Reife gebracht haben würde. Und der Winter wurde ihm ganz und gar erspart."

Noch wärmer klingt Hiller's Ton, wenn er von Moritz Hartmann spricht, mit dem er in jahrelanger Freundschaft verbunden war, und den er nicht allein als Dichter, sondern als einen in sich harmonisch vollendeten Menschen liebte. Er nennt ihn einen der liebenswerthesten, anziehendsten, begabtesten Menschen, den man finden könne. „Aufs Verschwenderischste hat die Natur diesen Liebling der Menschen und Götter ausgestattet. Sie gab ihm Schönheit der Züge, einen bestrickenden Klang der Stimme, feine schnelle Sinne, Einbildungskraft und Gedächtniß, die Gabe der Rede, das Talent des Dichtens, mannhaften Muth und eines Mannes Herz."

Hiller war dem Dichter für manche freundliche Hülfe verpflichtet. Er verdankte ihm den Text zu dem Oratorium „Saul", zu der Oper „Die Katakomben" und als ihm Hiller einst brieflich allerlei Ueberschwenglichkeiten andeutete, in welchen er sich musikalisch zu ergehen wünschte, sandte ihm Hartmann fast umgehend den Text zur Hymne „die Nacht" zu.

So sind die Briefe reich an wohlgezeichneten und interessanten Porträts, die feingeschnittenen Cameen vergleichbar sind. Er spricht u. A. über Schumann, und die charakteristische Anekdote, die er von ihm erzählt, mag man im 20. Briefe selbst lesen. Er erwähnt Félicien David, spricht über Berthold Auerbach, über Rossini und dessen Talent, inmitten des größten Lärmens von Besuchern zu componiren. Er erzählt ohne Rücksicht auf die Zeitfolge, wie es ihm gerade der Moment, eine zufällige Erinnerung eingibt.

Aber Hiller ist ja ein denkender Musiker, wie man sagt, und so legt er in seinen Briefen manchen hübschen Gedanken über seine Kunst nieder, streift dann im Vorübergehen auch andre Fragen und duldet dabei keine Dissonanzen. Er docirt nicht, sondern plaudert nur, und wenn sein Geplauder auch manchmal oberflächlich klingen mag, so regt er doch auch oft zum weiteren Nachdenken an.

Als begeisterter Musiker setzt Hiller natürlich die Tonkunst über alle Schwesterkünste. Die Freundin hat ihm geschrieben, daß die großen Tondichter ihr für ihr inneres Leben wichtiger geworden seien, als die andern, und Hiller findet, daß dieser Ausspruch sie außerordentlich hoch stelle. „Denn die Musik," sagt er, „gewährt edlen Naturen, die nicht im höchsten Sinne selbst productiv sind das Glück eines Schaffens, welches jenem der Production nahe kommt, ja es im augenblicklichen Genuß vielleicht noch überbietet, das Glück des Wiedergebens, des selbständigen selbstbewußten Wiedergebens der Schöpfung des Genius."

Wir wollen diesen Satz, den wir allen Schülerinnen der Conservatorien zur Hebung ihres Selbstgefühls empfehlen, nicht weiter bekritteln. Wir könnten sonst daran erinnern, daß die Kunst des Schauspielers, ja in gewissem Sinne selbst des bildenden Künstlers Aehnliches von sich behaupten kann, daß der Geist, der an der Hand der Philosophie in das Reich der

Wahrheit zu dringen versucht, oder von dem Naturforscher geleitet, mit heiligem Schauer in die Geheimnisse der Natur eindringt, ein ganz ähnliches wenn nicht höheres Glück des Wiederschaffens, des lebendigen Nachempfindens kostet. Aber wir wollen ja nur hören, was Hiller in seiner Begeisterung zu sagen hat, wie er nur dem Einsamen die höchste Gunst der Musik verspricht und das tiefste Empfinden nur in dem Menschen sucht, der allein ist. Er versteigt sich sogar zu dem geflügelten Wort, daß man nie stärker liebe, als wenn man von dem Gegenstand seiner Liebe entfernt sei. Den vortrefflichen Ausspruch mögen sich die Unglücklichen merken, welche wegen böswilliger Verlassung ihrer Ehefrau verfolgt werden, und die künftig behaupten können, sie hätten diesen schweren Schritt nur gethan, um ihre Liebe wieder auf den richtigen Hitzegrad zu bringen. Der Briefsteller selbst, der gewiß nicht immer aus der Ferne geliebt hat, weiß auch recht gut, daß er einen launigen Seitensprung gemacht hat und lenkt schnell wieder ein. „Ich komme ja aus aller Logik heraus!" Und gewiß, auch der Musiker hat Logik nöthig.

Die ungenannte verehrte Freundin versteht sich aufs Schmeicheln. Sie meint einmal, es gäbe kein größeres Glück auf Erden, als das Glück des Componisten, der seine Werke hört. Hiller ist nicht ganz dieser Meinung. Vom lieben Gott heißt es freilich in der Bibel, daß er am siebenten Tag sah, daß Alles gut war. Aber das war eben der liebe Gott und die irdischen Componisten sind selten im gleichen Fall. Hiller zählt eine ganze Reihe von Dämonen auf, die einem unglücklichen Componisten das Leben sauer machen können und die sich besonders bei einer ersten Aufführung in teuflisch-boshafter Weise zu stören bemühen. Doch ist das kein Privileg der Musiker und Tondichter. Ein jeder, der mit einem Werk seines Geistes vor die Oeffentlichkeit tritt, hat ähnliche Leiden zu kosten.

Doch da vom Componiren die Rede ist, fragt die Freundin auch, wie Hiller es anfange, um zu componiren. Offen gestanden, diese Frage ist etwas naseweis. Wir können wohl wissen, wie ein Schneider ein Paar Hosen kunst- und stylgerecht nach der Mode componirt, aber schon wenn ihm plötzlich ein subtiler Gedanke an eine neue Gestaltung seines Kunstwerks durch das von Schönheitsideen erregte Gehirn fährt, stehen wir vor einem Räthsel. Und nun gar ein Tonstück, eine Dichtung! Die Antwort Hiller's ist denn auch, obwohl eingehend, doch recht allgemein gehalten, und lieber lesen wir was er über einzelne bestimmte Thatsachen und Erscheinungen in der Geschichte der Musik sagt, wie er von den wunderbaren Wanderungen mancher Melodien durch die Jahrhunderte hindurch und von Nationen zu Nationen redet. „An ein einfaches Lied knüpft sich oft ein Stück Weltgeschichte. Die Israeliten entlehnten gar manche Melodie den alten Egyptern, sangen sie in der Wüste, im gelobten Land und im Tempel Salomonis. Die jüdische Christengemeinde pflanzte sie fort in die Kirche — der Gregorianische Gesang, der protestantische Choral entstanden — unter wieviel Himmelsstrichen, in wieviel Mundarten, von wieviel Lippen sind sie erklungen!"

Daß Hiller auch, freilich nicht bei Gelegenheit einer Melodie, auf Richard Wagner zu reden kommt, ist natürlich. Man mag über den Maestro denken wie man will, ignoriren kann man ihn nicht. Das thut auch Hiller nicht, aber er verabscheut ihn von ganzem Herzen. „Meine tiefinnerste Abneigung gegen eine derartige Dichtung ist so unüberwindlich, daß ich, wenn der liebe Gott in eigner Person zu mir käme, um mich eines Besseren zu belehren, zu ihm sagen würde: Allen Respekt, lieber Papa, — aber diesmal bist Du im Irrthum."

Hiller ist hier zum Kritiker geworden und doch schlägt er einige Seiten weiter über die böse Kritik los. „In den meisten Fällen ist der Zusammenklang aller der Stimmen, aus welchen sie sich zusammensetzt, sehr chaotisch und bringt öfter eine verwirrende Kakophonie als ein harmonisches Ensemble zu Stande. Derjenige, der sich aus ihrem Getön eine Meinung bilden wollte, würde einige Aehnlichkeit mit jenem Türken verrathen, der das Einstimmen der Orchester-Instrumente für Musik hielt."

Da wäre es dann freilich für Jeden, der mit der öffentlichen Stimme zu thun hat, am besten, die Worte zu beherzigen, welche Hiller als Inbegriff der Lebensweisheit anpreist — die erhabenen Worte: „Was liegt daran?" Horaz hat dasselbe gesagt: „Si fractus illabatur orbis" — es klingt nur etwas hübscher. Und wer weiß, vielleicht spricht Richard Wagner dasselbe Wort, wenn er Hiller's Ansicht über seine Zukunftsmusik liest und Hiller wiederum sagt, wenn er die vorstehende freundliche Besprechung zu Gesicht bekommt, ebenfalls gelassen: Was liegt daran?

Ferdinand Lotheißen.

Auerbach und Lenau.

Nicolaus Lenau. Betrachtung und Erinnerung von Berthold Auerbach.*)

Es war an einem lachenden Frühlingsmorgen des Jahres 1844. In einer stillen Stube der unteren Friedrichsstraße in Stuttgart saß sinnend ein Mann, auf dessen gefurchter Stirne die verschiedensten „kosmischen Facultäten“ Platz genommen hatten, und dessen Auge, um mit Auerbach zu sprechen, „den teleskopischen Fernblick und den Nahblick für das Concrete“ hatte. Mächtige Gedanken bewegten seine glühende Seele, die alles Menschenleid schmerzergriffen umfaßte .... Dieser Mann war Nicolaus Lenau ... Es war des Schaffens beglückende Stunde wieder für ihn gekommen. Er dichtete, er wollte allein sein ... Da schlich auf leisen Socken sein Diener in das stille lauschige Poetenstübchen, und überreichte seinem Herrn eine Visitenkarte. Dem Diener sah man es an, daß er nur ungern und nur gezwungen seinen Herrn störte, und daß er ihn nur störte, weil der Draußenstehende sich durchaus nicht und in keiner Form abweisen lassen wollte. Lenau warf einen unmuthsvollen Blick auf die ihm überreichte Karte, und las: „Berthold Auerbach, Vertreter des Hauses Baruch Spinoza in Amsterdam. Filiale im Schwarzwald. Reist in Pantheismus und Dorfgeschichten.“ Noch hatte Lenau durch nichts seinen Willen bekundet, den Vertreter des Hauses Spinoza zu empfangen, als dieser selbst schon, wenn auch nicht unangemeldet, so doch ungerufen ins Zimmer trat, und zwar mit einer Raschheit, die nur zu sehr verrieth, daß der Repräsentant der altbewährten Amsterdamer Firma gewohnt sei, berühmten Männern in den Weg zu treten und auch nicht gewillt sei, sich von großen Männern abweisen zu lassen. Der Neueingetretene war eine kurze, gedrungene Gestalt von entschieden bäuerlichem Ansehen, und doch merkte man es ihm an, daß er einem Volke angehöre, welches wohl Verständniß hat für das Rauschen der Cedern auf dem Libanon und der Eichen im Thale Josaphat und für das Flüstern im Terebinthen-Haine, nicht aber für die mühselige schweißerfüllte Arbeit, wie solche hinter dem Pfluge gethan werden muß.

Mit der bekannten Behändigkeit aller Geschäftsreisenden hatte Auerbach seine Musterkarte vor den staunenden Augen Lenau's ausgebreitet. Da waren gar herrliche und mannigfaltige Waaren zu sehen, da lagen Gegenstände, welche nicht verleugnen konnten, daß ihr Ursprung im Schwarzwald zu suchen sei, neben anderen, welche auf die berühmten Edelstein- und Brillenschleifereien Hollands hindeuteten, und jeder dieser zahllosen Gegenstände war mit einem Sprüchlein versehen aus dem Bereiche der in der Literatur so aufdringlich gewordenen Bauernweisheit, oder aus den Werken des großen Baruch Spinoza, den seine eigenen Glaubensgenossen verketzerten, weil er, um den Weg zur Wahrheit zu finden, nicht den Berg Sinai bestieg und weil er in stolzer Unabhängigkeit von der ihm im alten Testamente zugefallenen Erbschaft keinen Gebrauch machen wollte, dessen Ruhm aber so fest gewurzelt ist, daß er selbst nicht durch Romane erschüttert werden konnte, die nur geschrieben wurden, um holdselig lächelnde Backfische, verschämte Jungfrauen und Damen, welche die Literatur als einen Theil der häuslichen Arbeit betrachten, mit sicherer Hand an den geheimnißvollen Abgründen aller Philosophie — vorbei zu führen.

Lenau's Auge war gefesselt durch den Ausspruch Spinoza's: „Der freie Mensch denkt über nichts weniger als über den Tod; denn unser Wissen ist Wissen vom Leben, und nicht vom Tode.“ Und damit hatte Auerbach auch gewonnenes Spiel. Er überfluthete den Dichter der so gerne allein und einsam geblieben wäre, mit einem Sprühregen von Kritik, Beobachtung und Bauernweisheit; in blitzschneller Aufeinanderfolge besprach Auerbach die höchsten Dinge, fällte er die einschneidendsten Urtheile, belehrte er Lenau darüber, daß im Frühling die Vögel im Walde singen und rief ihm pathetisch zu:

„Ist's im Feber kalt,
Friert's den Kukuk im Wald.“

In kürzester Zeit waren so ungefähr fünfhundert Gedanken von den nicht sehr bekannt gewordenen „Tausend Gedanken des Collaborator“ verbraucht und verschwendet.

Lenau fühlte sich beengt; er sah sich wehr- und waffenlos dem Andringen und Einstürmen seines Besuches preisgegeben. Um sich aber von der gedrückten Stimmung, die sich seines Geistes bemächtigt hatte, zu befreien, sagte Auerbach — „Du“ zu ihm. Er dutzte Lenau, wie er Kerner und Uhland gedutzt, wenn auch dieses Factum, so weit es Uhland betrifft, von Vielen mit triftigen Gründen bestritten worden ist. Er gebrauchte Lenau gegenüber jenes „Du“, mit welchem er auch Schiller und Goethe beehrt hätte, wenn diese Beiden nicht vor jener Zeit

*) Wien, Verlag von Carl Gerold's Sohn.

gestorben wären, in welcher Auerbach zur Ueberzeugung gelangte, daß nur sein „Du" der deutschen Literatur auf die Beine helfen und ihr die ihr abhanden gekommene Würde wieder verschaffen könne.

Vom liebenswürdig zutraulichen „Du" bis zu den „Albigensern" war für Auerbach nur ein Schritt. Und so mußte Lenau erfahren, daß Auerbach, der gründliche Kenner aller im Schwarzwalde hausenden Völkerschaften, durchaus nicht einverstanden sei mit dem so berühmten Schlusse der „Albigenser", wo Lenau, der seiner Dichtung keinen versöhnlichen Abschluß geben konnte, wenigstens in kühner Perspective ein Bild künftiger Tage entrollte, die Sühne bringen sollten für alle Verbrechen und Greuelthaten des glaubenstollen Fanatismus und der nach Blut lechzenden Inquisition. Der unverkennbar praktische Sinn Auerbach's verlangt aber vom Dichter, daß er eine aufgenommene Frage mit einem „Wahrspruch" entscheide, er besteht darauf, daß, wenn der Dichter sein letztes Wort gesprochen, die Rechnung stimme wie eine kaufmännische Bilanz; Versprechungen auf eine ferne Zukunft haben keinen Kurs, nur kurzlaufende Wechsel, Wechsel auf Sicht, erfreuen sich börsenmäßiger Beliebtheit. Nach dem Sinne Auerbach's mußten die „Albigenser" ungefähr folgendermaßen schließen:

„Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunkeln Kutten.
Den Albigensern folgen die Hussiten,
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Bis dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Bis Stürmer der Bastille und so weiter,
Bis Auerbach mit seinen Dorfgeschichten
Das Weltenelend wird vernichten,
Bis Waldfried Deutschland hat geeinet
Und Lorle's Reinhard wieder uns erscheinet,
Bis Tolpatsch heimgekehrt und auch das Hairle,
Bedorfgeschichtet von Auerbach, dem Bäuerle."

(Wir müssen hier in aller Bescheidenheit bekennen, daß wir trotz der so eigenthümlichen Wortbildung: „Bedorfgeschichtet" keinen Anspruch auf Originalität erheben können, indem wir nur den Spuren Auerbach's folgen, dem wir es zu danken haben, daß heute Ausdrücke wie „bediademt" und „bediaduselt" ein Gemeingut des deutschen Volkes geworden sind wie Parapluie, Pleite u. a. m.)

Wer weiß übrigens, ob Lenau, wenn sein Geist nicht umnachtet worden wäre, nicht auch in späterer Zeit, das Beispiel Auerbach's nachahmend, eine Fortsetzung seiner „Albigenser" unter dem Titel: „Nach dreißig Jahren" geschrieben hätte? Wer will behaupten, daß er nicht daran dachte, eine späte Albigenser-Enkelin mit einem späten Enkel des Wadeleswirthes zu verheirathen? . . .

Natürlich wußte Auerbach auch das Gespräch auf Lenau's Aufenthalt in Amerika zu lenken. Amerika ist ein Lieblings-Thema von Auerbach. Dort, in der neuen Welt, leben und wirken viele Sprößlinge seiner Muse, Sprößlinge, die, wenn auch durch den Ocean von uns getrennt, doch mit allen Banden an der national-liberalen Partei hängen. Mit unwiderstehlicher Koketterie und mit collaboratorenhafter Gedankenüberfülle nennt Auerbach Amerika „das Jenseits der Geschichte", ein Bild, das alle schöngeistigen Damen, deren Salons mit literarischen Berühmtheiten gefüllt sind, in die höchste Extase versetzt. Ein wirklich kühnes Bild, um so kühner, weil man unwillkürlich an die Schwimmhose des Geschichtsforschers denken muß, der den Ocean durchschneidet, um „das Jenseits der Geschichte" zu erforschen . . .

In den Briefen an seinen Freund Karl Mayer schreibt Lenau einmal: „In Amerika werden der Liebe leise die Adern geöffnet und sie verblutet ungesehen." Und so wissen wir auch, wie er ungefähr über Amerika dachte. Aus der Erzählung Auerbach's über seine Begegnung mit Lenau erfahren wir aber nichts darüber, denn entweder fühlte Lenau sich nicht angeregt dazu, Erklärungen abzugeben über jene Zeit seines Lebens, welche er in der neuen Welt verbrachte, oder er fürchtete, was wahrscheinlicher ist, seine Mittheilungen für einen Roman verwerthet zu sehen, den Auerbach ihm in Aussicht stellte und dessen Held eben Lenau sein sollte, der den Auswandrern auf einem Schiffe, welches den Ocean durchfurcht, auf der Geige vorspielt und endlich in den Urwäldern eine in Dämmerschein gehüllte mythische Figur wird. Wie schade, daß Auerbach nicht dazu gelangte, diesen Roman, der gewiß „Lenau das Geigerle" geheißen hätte, zur Ausführung zu bringen! Welch' ein Genuß wäre es gewesen, Lenau in den Urwäldern begrüßt zu sehen von den zahllosen Kindern, die durch die allzugroße Fruchtbarkeit ihres geistigen Nährvaters Auerbach aus der Heimath verdrängt wurden, um „jenseits der Geschichte" ihr tägliches Brot zu finden! Und Lenau selbst, der doch nur Geige und nichts als Geige spielt, und der seiner Fidel Weisen entlockt, die bald an: „Muß i denn, muß i denn zum Städle 'naus," bald aber an den Empörung athmenden

Rakoczy-Marsch gemahnen! Und endlich Auerbach, der schließlich den entscheidenden Wahrspruch fällt und so die Dissonanzen, die zwischen den Auswanderern und der nur kärgliche Nahrung, aber noch kärglichere Freiheit bietenden Heimath entstanden, durch eine viele Auflagen erlebende und von der Birch-Pfeifer dramatisirte Lösung beseitigt ...

Nachdem Auerbach, ohne Lenau zu Worte kommen zu lassen, den Lenau'schen Gesprächsstoff Amerika genügend erschöpft hatte, erlahmte allmählich das Zwiegespräch, welches Auerbach allein führte. Wohl hören wir noch Aussprüche, wie sie jetzt täglich und stündlich in dem 27-Kreuzer-Bazar unserer modernen Populär-Philosophie feilgeboten werden: materielle Natur, ethische Grundlage der ideellen Natur, Keimzelle, Moleküle-Bewegung, Pessimismus, Weltproblem u. s. w. Es wird noch die Frage erörtert, ob Lenau, wenn er Mitglied des österreichischen Herrenhauses gewesen wäre, an der Seite Anastasius Grün's das Banner der Freiheit hoch emporgehalten hätte. Wer kennt nicht diese ewigen Fragen, die in aller Ewigkeit keine Antwort finden? Was wäre geschehen, wenn der Papst evangelisch geworden wäre und sich verheirathet hätte? Wo wären wir heute, wenn Napoleon I. in der zweiten Hälfte seiner Wirksamkeit Frieden gehalten hätte? Welche Gestalt würde die Welt angenommen haben, wenn das Lorle nicht „Frau Professorin" geworden wäre? ... Zur „Erinnerung und Betrachtung" folgt dann nach „Einkehr und Umkehr" ein „Rückblick und Aufblick" und Auerbach verläßt mit der Westbahn Wien einige Stunden bevor bekannt geworden war, was Minister Wessenberg unterm 9. Juli 1870 seinem Freunde Isfordink-Kostnitz schrieb: „Auerbach ist zu rathen, bei seinen Dorfgeschichten zu bleiben."

L. M. Herzel.

Miscellen.

Richard Wagner hat kürzlich seine Anhänger aufgefordert, vom Reichstag eine Subvention von hunderttausend Mark für die Bayreuther Festspiele zu erbitten. Dies hat den Herausgeber d. Bl. veranlaßt, aus der Seele eines Wagnerianers heraus die folgenden Verse stoßzuseufzen:

Was hör' ich? Ist von Blindheit denn befallen
Die große weite Welt?
Erbauen will man theure Ruhmeshallen —
Und Wagner braucht noch Geld!

Camphausen kündet in zufried'ner Haltung,
Daß ihm den Busen schwellt
Der Staats-Finanzen günstige Gestaltung —
Und Wagner braucht noch Geld!

Die Frommen sieht man fleh'nde Blicke lenken
Hinauf zum Himmelszelt,
Gott soll dem Peterspfennig Zuwachs schenken —
Und Wagner braucht noch Geld!

Man will die Opfer-Freudigkeit entzünden
Der kunstgesinnten Welt,
Um neu ein „Shakespeare-Memorial" zu gründen —
Und Wagner braucht noch Geld!

Man will mit segensschweren vollen Händen
Vom Isar bis zum Belt
Den Nogat-Ueberschwemmten Hülfe spenden —
Und Wagner braucht noch Geld!

Für Luxus, Luxus, fließen so die Gaben,
Wohin das Auge fällt,
Obwohl am Nöthigsten wir Mangel haben —
Denn Wagner braucht noch Geld!

Drum woll' den Irrpfad endlich nun verlassen,
Bethörte, blinde Welt!
Hin nach Bayreuth entleere Deine Kassen —
Denn Wagner braucht noch Geld.

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.**, 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in Leipzig erschien:

Neues Frauen-Brevier.

Von

Amely Bölte.

Elegante Ausstattung. Fein gebunden in Goldschnitt, Preis $4\frac{1}{2}$ Mark.

Inhalt:

Frauenbildung. — Wie erzieht man Mädchen? — Die Gefährtin des Mannes. — Der eigene Herd. — Die junge Frau. — Das Wirthschaftsgeld der Hausfrau. — Frauen-Industrie. — Die Kunst der Sparsamkeit. — Die Feinde des häuslichen Glückes. — Die Frau als Mutter. — Die geschiedene Frau. — Das Elternhaus. — Die Stütze der Hausfrau. — Die Pension. — Die höhere Töchterschule. — Die Tanten. — Die Erzieherin. — Die Lehrerin. — Die Vermählten. — Die Gesellschafterin. — Die Krankenpflegerin. — Die Wittwe. — Die Schönheit. — Schlußbetrachtung.

Mit diesem Werke kommt die berühmte Verfasserin einem Zeitbedürfnisse entgegen, das sich seit lange fühlbar macht. Sie schildert in Beispielen die Mängel unserer jetzigen Mädchenerziehung, und deckt verständnißvoll die Wunden auf, die durch mangelhafte Erziehung der Frauen unserm Volksleben geschlagen werden.

Die verschiedenartigen Berufszweige des Frauenlebens sind eingehend beleuchtet; Die Hausfrau, die Mutter, die Gefährtin des Mannes wie die Alleinstehende, die geschiedene Frau, wie die Wittwe — sie alle gleiten an unserm Auge vorüber und wecken unsere Theilnahme durch ein glückliches oder verfehltes Leben. Die Verfasserin spricht aus reicher Erfahrung, das fühlt man ihren Worten an, die, aus dem Herzen kommend, an die Herzen gehen und zu neuer Thatkraft ermuntern.

Ein solches Werk kann nicht genugsam empfohlen werden; es sollte in jeder Familie sich einbürgern, von jedem Hausvater neben die Familienbibel gelegt werden.



Im Verlage von Ernst Julius Günther in Leipzig erschien:

Allerhand

Ungezogenheiten.

Von

Oscar Blumenthal.

Vierte Auflage.

16 Bogen in elegantem Buntdruckumschlag.
Preis 3 Mark, elegant geb. 4 Mark 50 Pfennige.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** erschien:



Von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Neunte Auflage.

Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden in Goldschnitt. Preis 6 Mark.

Neue Romane

aus dem Verlage

von

Ernst Julius Günther in Leipzig.

Erschienen 1875.

Zu haben in jeder Buchhandlung und Leihbibliothek.

Braddon, M. E., Verbrechen und Liebe. Aus dem Englischen von A. v. Winterfeld. 3 Bände. 10 Mark.

Bulwer, Edward, Kenelm Chillingly. Aus dem Englischen von E. Lehmann. Billige Ausgabe. 3 Bände. 6 Mark.

Byr, Robert, Quatuor. Novellen. 4 Bände. 12 Mark.

Collins, Wilkie, Die Frau in Weiß. Dritte billige Auflage. Preis 3 Mark.

Collins, Wilkie, Ein tiefes Geheimniß. Zweite Auflage. 6 Mark.

Emilie Flygare-Carlén, Schattenbilder. Novellen. 4 Bände. 12 Mark.

Frenzel, Karl, Silvia. Roman in 4 Büchern. 12 Mark.

Heigel, Karl, Neue Novellen. 2 Bände. 5 Mark.

Leben, ein edles, Von der Verfasserin von John Halifax. Zweite Auflage. 1 Band. 4. Mark.

Mels, A., Unsichtbare Mächte. Historischer Roman aus der Gegenwart. Zwei Abtheilungen. 9 Bände. Preis 22 Mark.

Oliva. Von der Verfasserin von John Halifax. 3 Bände. 9 Mark.

Raabe, Wilhelm, Christoph Pechlin. Eine internationale Liebesgeschichte. Zweite billige Ausgabe. 2 Bände. 4 Mark.

Raabe, Wilhelm, Meister Autor, oder die Geschichten vom versunkenen Garten. Zweite billige Ausgabe. 1 Band. 2 Mark.

Schlägel, Max von, Graf Ketlan der Rebell. Roman aus dem ungarischen Tieflande. 2 Bände. 6 Mark.

Scherr, Johannes, Die Pilger der Wildniß. Histor. Novelle. 2 Bände. 9 Mark.

Scherr, Johannes, Blätter im Winde. 1 Band. 5 Mark.

Schwartz, Sophie, Novellen. Aus dem Schwedischen von E. Jonas. 3 Bände. Preis 9 Mark.

Schwartz, Sophie, Das Mädchen von Korsika. Aus dem Schwedischen von E. Jonas. 1 Band. 4 Mark.

Vacano, E. M., Am Wege aufgelesen. Novelle. 3 Mark.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Stumme Liebe.

Aus den Papieren eines Verstorbenen.

Mitgetheilt von **August Becker.**

Wer längere Zeit in Heidelberg war, jedenfalls aber wer da studierte, hat sich wenigstens einmal während seines Aufenthaltes in die berühmte Faulpelzgasse verirrt. Dort, „dem faulen Pelze" schräg gegenüber, steht das einsame Wirthshaus zum Bremer Eck von Heinrich Bartholomä in dem Garten, welchen einst Kurfürst Friedrich seiner geliebten Clara Detten zum Geschenke gemacht, und den man von dem Stückgarten des Schlosses ganz überschauen kann.

In der großen halbdunkeln Stube dieses Hauses hatten wir einst den Friedrichstag, den fünften März, gefeiert, und aus dem Friedrichstage war unvermerkt eine wahre Bartholomäusnacht geworden. Der Boden lag voll von Verwundeten und Todten. Ich allein saß noch aufrecht auf dem Stuhle, denn neben meinen vielen Unarten besaß ich immer eine Tugend, den Abscheu gegen zu vieles Trinken. Wer aber den Comment, dieses oberste Gesetzbuch der Studenten, auch nur einigermaßen kennt, weiß, daß ein Quantum Bier, wie man es bei dergleichen Gelegenheiten zu trinken gezwungen wird, mehr als hinreichend ist, die Lebensgeister, wo nicht einzuschläfern, doch bedeutend aufzuregen.

Vor meiner aufgeregten Phantasie stiegen nach einander die Erinnerungen dessen auf, was noch kurz vorher so lebhaft verhandelt worden war. Vor Allem eine halb im Scherz halb im Ernst ausgesprochene Ansicht unseres Commilitonen Zachariä, daß die Menschen von Schutzgeistern, in Gestalt kleiner grauer Männchen, begleitet würden, weshalb er in der Dunkelheit jedesmal scharf aufschaue, ob sein Grauchen nicht in einem Winkel sichtbar werde und ihm einige blanke Goldstücke beibringe. Es war lange darüber gestritten worden, und den sonderbaren Eindruck, welchen die vorkommenden Erzählungen in der Gesellschaft hervorgebracht hatten, konnte nur der lauteste Zechjubel wieder verwischen. Jetzt, wo ich mich allein auf dem Schlachtfelde sah, kamen diese unheimlichen Gedanken wieder.

Zachariä's lange, hagere, zitternde Gestalt in den kurzen Beinkleidern, den Lotterstiefeln, den alten Hut auf dem Haupte, stieg allmälig vor meinen dämmernden Blicken empor, und mit ihr die kleine Spuckgestalt, die er seinen Schutzgeist nennt, und die er aller Welt aufbinden möchte. Wenn ich mir je Schutzgeister gedacht hatte, so waren es ganz andere, freundliche Gestalten, solche suchte ich mir wieder herauf zu citiren, aber mein Kopf schien ordentlich schwach geworden zu sein, ich vermocht's nicht — es blieb

bei dem Grauchen. So hatte ich mich allmälig in den Mittelzustand zwischen Schlaf und Wachen hineinphantasirt, und saß nun mit gesenktem Haupte vor dem düster brennenden Lichte. Plötzlich streicht mir etwas Eiskaltes über die heiße Stirne, als sei's eine kleine Hand, und wie ich die Augen aufschlage, seh' ich gerade noch ein kleines, steinaltes, eisgraues Männchen jenseits des Tisches, wie einen Schatten an der Wand verschwinden.

Mir graute — und ich ging.

Draußen erst, wo die kühle Nachtluft mir über die von Tabaksdampf umnebelte Stirne strich, dachte ich der Sache nach. Hatte ich geträumt, oder hatte Zachariä Recht, und mein Grauchen wollte mir nur meine Ungläubigkeit verweisen? Ich wußt' es nicht, neigte mich jedoch überwiegend zur ersteren Ansicht.

Da, wo die enge Gasse in eine andere mündet, welche abwärts nach der Kettengasse, aufwärts nach dem alterthümlichen Thore der Bergstadt und dem Leonhardischen Hause führt, fiel, wie vom Himmel herab, ein Gegenstand so dicht vor meinen Füßen zur Erde, daß ich bei rascherem Gange unfehlbar darüber gefallen wäre.

Verblüfft bleibe ich stehen.

Der Knäuel regt sich, rafft sich auf, und da gerade der Mond aus den Wolken tritt, seh' ich einem kleinen, verwachsenen Männchen in das alte verwitterte Gesicht, in welches graue Haare lang und verworren hereinhängen.

„Bist Du's?" sagte das Männchen hastig, aber leise, und griff nach meiner Hand. Dabei sah es mich von unten herauf so schlau und durchdringend an, daß mir seine Augen im Mondlichte wie grünliches Feuer zu leuchten schienen.

Ich wollte meine Hand aus seinen kalten, fleischlosen Fingern ziehen, aber er drückte die knöcherne Faust fester zusammen, hob den dürren Zeigefinger der andern gegen mich auf, und stieß schnell die Worte hervor:

„Still! fort! sie kommen! hörst Du?"

Mir schwindelte. Ich wußte nicht mehr recht wer — und wo ich sei. Zachariä hatte Recht, das lag mir nun außer allem Zweifel, und ich ließ mich willenlos fortzerren, um so mehr, da ich nicht fern verworrene Stimmen hörte, und die Pedellen mir auf der Ferse glaubte, um mich als Nachtschwärmer aufzugreifen.

Im Grunde weiß ich heute noch nicht recht, warum ich mit dem Alten so schnell davon lief. Ich glaubte wohl, mich gegen meinen Schutzgeist nicht sträuben zu dürfen, und stürzte mit ihm durch das alte Klingenthor hinaus auf den pariser Weg, der damals aber noch nicht in die jetzige Anlage umgeschaffen war.

Vor der halb zerfallenen, kaum kniehohen Mauer, über die man in den katholischen Kirchhof hinunter sieht, hielt der Graue an, lauschte nochmals gespannt nach der Gegend, woher wir gekommen, und da sich abermals eilende Schritte und eifrig verkehrende Stimmen vernehmen ließen, schob er mich rasch gegen die Mauer, und nach dem kurzen Ausrufe: „Da hinab!" war er wie weggestoben.

Einige Augenblicke war ich unschlüssig; da aber die Idee, der Alte sei mein Schutzgeist, wieder lebendig in mir ward, so stieg ich schnell über die Mauer auf den Giebel der großen Mauerblende, welche fast bis zu meinen Füßen heraufreichte, rutschte behende auf der einen Seite des Daches hinab, und war mit einem leichten Sprunge am Boden, mitten unter Nesseln und Fliedersträuchen und den Resten zerbrochener Kreuze. Eben so schnell schlüpfte ich unter die erwähnte Mauerwölbung, setzte mich auf eine der Bahren,

welche dort ihr Obdach haben, und wartete mit angehaltenem Odem der Dinge, die da kommen sollten.

Nicht lange, so hörte ich Tritte gerade über mir, und unterschied deutlich einen Wortwechsel zwischen zwei Männerstimmen.

„Da muß er verschwunden sein,“ rief die eine, „und gewiß ist er in den Kirchhof hinabgestürzt.“

„Sei kein Narr!“ erwiderte die andere. „Du meinst, er müsse nun lauter hohe Sprünge machen. Hättest Du mir gefolgt, so hätten wir ihn jetzt. Ich gebe meinen Hals zum Pfande, was Du für einen Schatten an der Mauer gehalten, war niemand anders als er.“

„Thu' was Du willst,“ sprach die erste Stimme, „ich steige nun da hinab, da unten muß er sein.“

Schon hörte ich den ersten Fußtritt auf dem Dache über mir, und machte mich rüstig auf Red' und Antwort, wohl gar auf einen Strauß gefaßt, als von der Gegend des nahen Riesensteines her ein gellendes Gelächter erscholl, welches das Echo vom Steinbruche und dem alten Schlosse herüber schwächer wiederholte.

„Siehst Du, daß ich Recht hatte!“ rief die andere Stimme. „Du bist schuld, wenn wir ihn nun nicht mehr erwischen, oder es gar ein Unglück absetzt.“

Ich lachte in die Faust, da ich hörte, wie sich beide schleunigst entfernten.

„Dem könnt ihr lange nachlaufen!“ dacht' ich, und sagte in der Stille meinem Schutzgeiste Dank, der mir zum erstenmal so deutlich einen guten Dienst erzeugt, indem er durch sein neckisches Gelächter meine Verfolger auf eine falsche Spur geleitet hatte.

Aus meinem Versteck wagte ich mich noch nicht hervor, aus Besorgniß, durch irgend ein Geräusch die Suchenden wieder anzulocken und von ihnen im Mondlichte, das zuweilen aus den Wolken brach, bemerkt zu werden. Ja selbst nach einiger Zeit, als ich sicher vermuthen konnte, sie würden nicht mehr zurückkehren, wollte ich doch nicht denselben Rückweg nehmen, der mich hergeführt hatte. Ich hätte nur eine Bahre wie eine Leiter aufrecht an die Mauer stellen dürfen, um wieder auf das Dach des Gewölbes zu kommen. Ich zog vor, mich neben der Thüre über die Mauer zu schwingen und von dort über die Brunnenkammer, welche draußen an der Mauer angebaut war, auf die Straße zu gelangen. Ich wünschte, zu Hause zu sein, denn wenn auch die Nacht nicht gerade stürmisch und unfreundlich war, so stand ich doch erst auf der Grenzscheide des fünften und sechsten Märzes, und empfand auf dem Rasen des Kirchhofes größere Frische, als zur Kühlung meines erhitzten Blutes nöthig war.

Ueber die Gräber weg eilte ich zur Thüre, und lauschte auch dort, ob kein Fußtritt in der Straße hörbar werde, schaute nach den Fenstern der nahen Häuser, ob kein Licht mehr flimmere und kein Auge von dort herab mich belauschen könne. Alles todtenstill, — Alles dunkel. Ich mache Anstalten, die Mauer zu erklimmen.

Da schallen Tritte durch die Gasse.

Ich bleibe zurück, um abzuwarten, bis sie vorüber wären. Aber, o Himmel! sie gingen nicht vorüber, und das leise Einstecken eines Schlüssels setzte außer Zweifel, daß ich oder die Todten einen Besuch zu erwarten hatten. Wie ein gescheuchtes Reh flog ich in die Mitte des Gottesackers zurück, schwang mich auf das Piedestal des großen Crucifixes, um welches sich, wie gewöhnlich, Maria, Johannes und Magdalena gruppiren, um in der Dunkelheit auch für eine Statue gehalten zu werden, oder bei hervorbrechendem Mondlichte mich hinter eine derselben verbergen zu können.

Noch stand ich nicht recht sicher hinter der Mutter Jesu, als schon die Thüre knarrte, und drei Gestalten auf den Friedhof traten, von denen — so viel vermochte ich im Mondlichte zu unterscheiden — zwei in weite Mäntel gehüllt waren und dem andern Geschlechte angehörten. Die dritte trug eine kleine Laterne, und war wohl niemand anders, als ein Todtengräber. Er schloß die Thüre hinter sich ab, kam mit seinen Begleiterinnen etwas näher, stellte die Laterne auf ein Grab, und sagte dumpf:

„Dies ist's!"

Dann trat er an die Thüre zurück, um die Frauen allein zu lassen.

Sogleich sank die Eine nieder, und drückte das Gesicht in den feuchten Rasen des Grabhügels. Kein Wort kam über ihre Lippen, ich hörte sie nur leise, schmerzlich weinen. Die Andere stand unbeweglich daneben, und obgleich ich keinen Zug ihres Gesichtes zu unterscheiden vermochte: so ergrimmte ich doch im Innern über sie — ich hielt sie für hart. Ich hatte mich nicht getäuscht.

„Mignon," hörte ich eine tiefe, kalte Frauenstimme sagen, aus der kein Gefühl für den Schmerz sprach, welcher die Andere auf das Grab niedergebeugt hatte: „Mignon, es ist genug, stehe auf!"

Sie bückte sich mechanisch, zog die Weinende in die Höhe, und diese lehnte sich an die kalte Brust, aus der die kalte Stimme gekommen war, wohl nur weil sie keine andere hatte, an der sie sich völlig hätte ausweinen können. Noch hatte ich weder Gestalt noch Gesicht von ihr gesehen; aber ich hätte ihr mein warmes Herz bieten mögen, um ihr Weh und ihre Thränen hineinzusenken, und bei Gott! ich hätte sie als heilige Saat bewahrt. Es waren Kindesthränen. Es war der Schmerz einer Waise, das hörte ich aus den Worten der eiskalten Frau.

„Mignon," sagte sie wieder: „ich habe Dir Deinen Willen gethan, noch ehe wir weggehen. Ich that es in dieser Stunde. Du siehst, daß ich Dich liebe, wie eine Mutter. Aber am Grabe Deiner Mutter mahne ich Dich nochmals an ihren letzten Wunsch, an ihr letztes Wort. Du magst wählen, ihn oder — —

Sie redete nicht aus, denn das Mädchen — so viel vermochte ich beim Scheine der Laterne zu unterscheiden — drückte sich noch fester an sie, und weinte noch schmerzlicher. Und doch lag in der Heftigkeit dieses Schmerzes nichts Unzartes. Desto tiefere Wunden riß das Mitleid mir in das Herz.

Das Weib stand unbeweglich. Hierauf schob sie die Weinende leise von sich, nahm die Laterne von dem Grabe auf, ließ einen Strahl auf die steinerne Kreuzesgruppe fallen und sagte:

„Dort bete, die heilige Mutter und ihr Sohn mögen Dich stärken!"

Während sie mit der Leuchte gegen die Thüre schritt und mit dem Todtengräber verkehrte, wankte das Mädchen näher, und sank vor dem Kreuze auf die Kniee. Der Mond trat aus den Wolken, warf sein volles Licht auf den Leichenacker herab, und ich sah in ein blasses, engelschönes Angesicht, in zwei große von Thränen heiß überquellende Augen.

Ich werde diesen Blick ewig nicht vergessen, der mit einer Innigkeit an dem Bilde des Erlösers hing, wie ich es noch nie gesehen. Er hat sich mir so tief in das Herz gegraben, daß keine Zeit ihn verlöschen wird, und selbst wenn mein eigner Blick längst trübe geworden, ja mein Auge schon halb gebrochen sein wird, werde ich die glänzenden Thränen im Mondlichte und das große dunkle Auge dahinter noch sehen. Ich hätte in

diesem Augenblicke mein Leben hingeworfen, wenn ich diese Thränen zu trocknen, diesen großen, heiligen Schmerz in selige Freude zu verwandeln vermocht hätte. — Der Nachtwind trieb wieder eine große schwarze Wolke vor das Nachtgestirn, und die Gestalt war nur noch in dunkeln Umrissen erkennbar. So nothwendig mir in meinem Verstecke die Dunkelheit war, so ungeduldig harrte ich doch auf die Enthüllung des Mondes. Aber die Wolke war zu groß, es blieb lange finstere Nacht.

Die Betende erhob sich, lehnte sich auf das Piedestal der Kreuzesgruppe, und ich hörte nur leise, himmlisch süße Laute über diese Lippen gleiten, Laute, wie ich sie nur in meinen schönsten Jugendträumen gehört, vielmehr geträumt, Laute, die noch jetzt in meinen seligsten Augenblicken wach werden, wenn die Nachtluft über Saiten streift, oder leise durch die Wälder meiner Heimath zieht. So mögen die Engel beten in unaussprechlichen Worten. — —

Lächelt nicht, daß ich schwärme, wenn ich jener Stunde gedenke; sie hat den Jüngling bezaubert und in der Erinnerung des Mannes noch nichts von ihrem Zauber verloren. Die heilige Welt eines weiblichen schmerzerfüllten Busens hat mir die Achtung vor dem Geschlechte bewahrt, die ohne jenen Augenblick vielleicht in den Erfahrungen des Lebens untergegangen wäre. Ich halte jene Stunde für eine Gnade von Gott, obgleich ich seine Wege nicht in allen Stücken begreife.

Das Mädchen hatte lange still und tiefsinnig gebetet, aber ihre aufgeregte Stimmung schien sich eher gesteigert, als gelegt zu haben, denn nach einer kurzen Pause lispelte sie, nicht ohne einige Heftigkeit:

„Ihn nimmermehr! Ist es recht oder nicht, Du süße schmerzenreiche Mutter?"

Ich hätte im Namen der Muttergottes, an welche diese Worte gerichtet waren, mit „Ja!" antworten mögen. Es kochte wild in mir auf, wenn ich mir dieses Herz zwischen zwei Molochsarme gepreßt und von ihnen zerdrückt dachte. Immer mehr schien die Schwärmerei sich ihrer zu bemeistern. Flehend wendete sie sich nochmals gegen das Steinbild, hinter welchem ich stand, mit leisgehauchten, aber doch von schwärmerischer Andacht glühenden Worten:

„Gib mir ein Zeichen, heilige Muttergottes! gib mir ein Zeichen, ob mein Entschluß Dir gefällt!" —

Durch meine Seele zuckte blitzschnell der Gedanke: Wenn Du diesem zerrissenen Gemüthe etwas von seinem Frieden wiedergeben könntest!

Es war Nacht, eben tiefe Nacht; meine Hand, die sich an dem Steine gehalten, so kalt wie dieser Stein, das Mädchen aus dem gewöhnlichen Ideengeleise herausgetreten — kurz, ich neigte mich etwas vor, und berührte mit meiner kalten Hand flüchtig die heiße Stirne der Betenden, die ich leicht unterscheiden konnte, weil sie selbst durch die schwärzeste Nacht weiß, wie Elfenbein, geleuchtet haben würde.

Mit einem Schrei sank sie zusammen. Ihre Begleiterin eilte herzu. Ich litt Höllenqual in meinem Verstecke, weniger weil die Leuchte sich näherte und ich entdeckt werden konnte, als weil ich glaubte, der Schreck habe das Mädchen niedergeworfen und sei ihr gefährlich, wohl gar tödtlich geworden.

Trotz meiner eigenen Gefahr lebte ich wieder auf, als das Licht sie beschien, und ich sah, daß sie nur, mit gefalteten Händen in die Kniee gesunken, am Boden saß.

Jetzt erst, im Scheine des Lichts, ging mir die ganze Herrlichkeit ihrer Schönheit auf. Alle Umstände, Ort, Zeit, die Mitleid heischende Lage dieses lieblichen Wesens,

meine eigene aufgeregte Stimmung und selbst meine Jugend mögen vielleicht beigetragen haben, den Eindruck, welchen diese Erscheinung auf mich machte, zu verstärken; aber obgleich ich unterdessen manche Straße der Erde gezogen bin, so muß ich doch immer wieder sagen: Ich habe ihres Gleichen nicht wieder gesehen. Es war ein liebliches, durchsichtig zartes Gesicht mit einem großen dunkeln Auge und mit braunem Haar. Ihr Mantel war von den Schultern geglitten; die schöne Gestalt umschloß ein einfaches Kleid von schwarzer Seide; ihr Kopfschmuck war ein schwarzer Schleier, und um den blendend weißen Hals lief ein goldenes Kettchen, an welchem ein goldenes Kreuz auf die Brust herabhing. Es lag etwas Nonnenartiges in der ganzen Erscheinung, was mich ganz besonders anziehen mochte, da mein Hang zum Ungewöhnlichen von jeher überwiegend war. Im Anschauen versunken vergaß ich beinahe, daß ich alle Ursache hatte, mich wohl zu verbergen. Die Anrede der stolzen Frau, die jetzt mit der Leuchte vor dem Mädchen stand, mahnte mich erst wieder zur Behutsamkeit.

„Mignon," sagte sie, „was ist Dir?"

Diese hob erst jetzt den Blick zu ihr auf, raffte sich in die Höhe, fiel ihr um den Hals, und rief im Tone des höchsten Entsetzens:

„Die heilige Jungfrau hat mich hoher Gnade gewürdigt, ich bin entschlossen."

„Mignon, Du schwärmst wieder."

„Sage nichts, Tante, ehe Du weißt, was mir begegnet ist. Doch komm, der Boden ist zu heilig für uns, komm. Draußen sollst Du es hören."

Sie zog ihre Begleiterin fort. Doch an jenem Grabe warf sie sich noch einmal nieder, küßte den Rasen, und schluchzte laut:

„Mutter! Mutter, segne mich, wie sie mich segnete!

„Weil noch keine Blumen blühen," sagte jene Aeltere kalt und ruhig, „so will ich wenigstens ein Blatt von diesem Immergrün des Grabhügels in mein Portefeuille legen."

Sie that's, hob dann das Mädchen auf und führte sie fort.

Der Todtengräber hatte schon die Thüre geöffnet — sie fiel ins Schloß, und ich stand wieder allein.

Ich durfte ja nicht folgen.

Lange blieb ich unbeweglich stehen. Tausend Gedanken wogten in mir auf und nieder. Zu den Fragen: Wer mochte es gewesen sein? welche Verhältnisse mögen hier obwalten? gesellte sich jetzt die andere: Was hast Du gethan? — Hatte ich mich nicht unbefugt in das Schicksal dieser unbekannten Menschen gemischt? Hatte mein Mitleid mich nicht zu einem Schritte verleitet, dessen Folgen nicht in meiner Hand und ganz außer meiner Berechnung lagen? Daß jene Berührung von Mignon's Stirne ein Wendepunkt in ihrem Leben geworden, da sie dieselbe nothwendig für wunderbar halten mußte, lag mir außer Zweifel, — ob aber zu ihrem Glücke oder nicht, wer konnte das beantworten?

Mitten in meine quälenden Fragen und Vorwürfe trat plötzlich wieder die Gestalt des grauen Männchens. War ich nicht selbst durch ein Wunder zu diesem Abenteuer geführt worden? Gott hatte nur meine Hand als Werkzeug gebraucht, ich war für die Folgen nicht verantwortlich. Die dumpfe Glocke auf dem Universitätsthurm schlug Eins. Sie erinnerte mich an Ort und Stunde; schnell eilte ich auf dem Wege, den ich mir früher schon ausersehen, nach Hause, und warf mich noch lange auf dem Lager hin und her, ehe meine aufgeregte Phantasie mich in Schlaf versinken ließ.

* * *

Die Sonne stand längst am Himmel als ich aus verworrenen Träumen erwachte, in denen Mignon's flüchtige Erscheinung die Hauptrolle gespielt hatte. Ich besann mich über das Abenteuer der vergangenen Nacht, und es war mir immer zweifelhafter, ob ich es wirklich erlebt, oder nur geträumt habe. Ich war wohl mit schwerem Haupte, oder doch ungewöhnlich aufgeregt, aus dem Bartholomä nach Hause gekommen, und meine Phantasie hatte mir im Traume etwas vorgespiegelt, was wie Wahrheit aussah. Bald stand meine Ueberzeugung fest, daß es nicht anders sein könne.

Das Eintreten meines Stiefelwichsers unterbrach meine Gedankenreihe. Da ich früh Morgens kein Collegium hörte, so hatte ich ihm befohlen, von allen seinen Kunden zuletzt zu mir zu kommen, weil er dann die meisten Neuigkeiten der Stadt schon gehört hatte, und mir die Quintessenz alles während der vorigen Tage und der Nacht Vorgefallenen erzählen konnte.

Heute schien er etwas Besonderes in petto zu haben, denn sogleich bei seinem Eintritte begann er sein Referat mit der spannenden Vorbemerkung:

„Diese Nacht ist aber auch etwas Schönes passirt."

„Nun?" fragte ich gedehnt.

„Ein alter Mann ist aus dem Irrenhause entsprungen und diesen Morgen erst unter den Felsen des Riesensteins todt wieder gefunden worden."

„Nicht möglich!" fuhr ich heraus, und saß aufrecht im Bette.

„Ganz bestimmt!" erwiderte das Faktotum. „Sie werdens hören, wenn Sie ausgehen."

Mein Abenteuer war also doch kein Traum! Und wie schämte ich mich vor mir selbst um meines Aberglaubens willen, der mich einen Irren für meinen Schutzgeist halten ließ. Jetzt begriff ich nicht, wie mir der Graue nicht gleich als das erscheinen mußte, was er wirklich war; wie ich den Umstand so ganz übersehen konnte, daß er gerade in der Gasse hinter dem Irrenhause zu meinen Füßen niedergefallen war.

Doch was kümmerte es mich am Ende, ob die Weisheit selbst, oder der Wahnsinn mich auf den Friedhof geführt hatte; der Erfolg bleibt immer derselbe. Hatte ja doch die eine Mitternachtstunde an Schmerz und Seligkeit alle meine vergangenen Tage aufgewogen. Ich hätte sie nicht um eine Welt zurückgegeben.

Mein dienstbarer Geist kam wieder herein, trat vor das Bett, und reichte mir ein Papier, zusammengefaltet wie ein Brief, aber ohne Adresse, ohne Siegel und bedeutend beschmutzt.

„Sie müssen auf feuchtem Lehmboden gegangen sein," sagte er, „dies ist an der Sohle Ihres Stiefels hängen geblieben.

Neugierig enfaltete ich es. Es war französisch geschrieben, und ich las Folgendes:

Heidelberg, den 5. März 18 . .

„Mein lieber ***

Morgen reisen wir von Heidelberg weg. Ich bemerke Dir dies noch vorher, damit Du Deine folgenden Briefe nicht mehr hierher sendest. Mignon ist durch den hiesigen Aufenthalt etwas stiller und träumerischer, ich möchte sagen schwärmerischer, geworden. Für Deinen Freund scheint die Hoffnung immer schwächer zu werden. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht ein neuer Umstand seiner Bewerbung nachtheilig würde. Hier meine Vermuthung. Uns gegenüber wohnt ein Student, ein ausgezeichneter Klavierspieler, dessen Spiel Mignon bisweilen Stunden lang zuhört. Sie scheint entzückt von

ihm. Seit einigen Tagen glaube ich sogar beobachtet zu haben, daß sie sich die Stunden, in denen er aus- und eingeht, gemerkt hat. Sie sitzt dann gewöhnlich am Fenster hinter den Vorhängen, die kaum einen Blick auf die Straße freilassen, das Fenster öffnet sie nie, es müßte denn in der tiefen Dämmerung sein, um den Tönen des Spieles Eingang zu verschaffen. Gewiß ist es ihr selbst nicht klar, daß er sie interessirt, ich aber muß es noch aus einem andern Grunde schließen. Ich ließ mir nämlich jüngst den Adreßkatalog bringen, um etwas darin nachzusehen. Mignon nahm ihn zufällig auch zur Hand. Später sah ich einen Namen darin durch mehrere Striche mit dem Nagel angestrichen, was sie ohne Zweifel in Gedanken gethan. Ich sah nach der Wohnung, es war richtig unser vis à vis. Er heißt — —"

— Wer malt mein Erstaunen? Auf dem Papier stand mein Name! Ich muß blaß und roth nacheinander geworden sein, denn es wirbelte mir im Kopfe, daß mir das Sehen verging.

Ich fuhr mit der Hand über die Augen, starrte wieder auf das Papier, ob ich mich nicht getäuscht habe. Aber der Name war zu deutlich geschrieben, als daß er ein anderer sein konnte.

Ein unbeschreibliches Gefühl von Freude und Beschämung bemächtigte sich meiner. Ich kam mir vor wie ein Liebender, der soeben das Geständniß der Gegenliebe über die Lippen seiner Angebeteten gleiten hört; ja wie ein Mädchen, das in diesem Augenblicke zum erstenmale süß betäubt und freudig verschämt an der Brust des Geliebten lehnt. Die Jugend ist kühn, ja übermüthig in ihren Wünschen, Hoffnungen und Ansprüchen und nur zu sehr geneigt, sich zu überschätzen, aber was vor mir auf dem Blatte stand, hätte ich selbst nicht zu träumen gewagt. Und doch war Alles erst eine hingeworfene, unverbürgte Vermuthung, — doch hatte ich vor dieser Nacht weder Mignon, noch ihre Tante je gesehen.

Um nichts hatte ich mich weniger gekümmert, als um meine Nachbarschaft, in der ich freilich einen solchen Edelstein nicht vermuthet hatte. Ich wußte nur, daß eine einzelne alte Matrone die Besitzerin des gegenüberstehenden Hauses sei, und so oft ich an meinem Fenster gestanden, hatte ich an jenem Hause nie etwas anderes bemerkt, als dichte, zugezogene Vorhänge. Der Anblick des Hauses hatte immer das Gefühl der Oede in mir erzeugt. Clavier hatte ich zuweilen gespielt, mitunter auch phantasirt, wie es eben gehen mochte, besonders in den Stunden der Abenddämmerung, wo ich von jeher etwas melancholisch gestimmt war, so fröhlich, ja ausgelassen ich zu anderer Zeit und unter meinen Freunden sein konnte. Aber daß mein Spiel eine solche Zuhörerin gehabt, daß sie es selbst des Zuhörens werth gefunden, wie hätte ich das ahnen können?

Ich wollte weiter lesen, das Billet war jedoch nicht vollendet, und enthielt nur noch die Worte:

„Wenn Du mich anfangs Mai auf meinem Gute besuchen willst, können wir Alles das näher besprechen. Ich habe noch einen Gang mit Mignon zum Grabe ihrer Mutter vor, und hoffe, dort soll sie sich entscheiden . . .

Jetzt fiel mir erst wieder ein, daß heute der Tag ihrer Abreise sei, und mitten in meiner neuaufgeblühten Freude faßte mich ein namenloser Schmerz.

Schnell warf ich mich in meine Kleider, riß das Fenster auf, und starrte nach dem grauen Hause da drüben. Es sah aus wie sonst, so öde, so verlassen, so verschlossen wie immer. Ich hatte nichts eiliger zu thun, als den Stiefelwichser wieder herein zu rufen,

und ihm den Auftrag zu geben, mir um jeden Preis und auf jedem möglichen Wege Nachricht zu verschaffen, wer bei der alten Frau in dem Hause da drüben gewohnt habe, und ob heute nicht schon ein Wagen von demselben weggefahren.

An meinem Fenster litt ich alle erdenklichen Qualen, bis der Mensch, der mir noch nie so langsam vorgekommen, mit seinen eingezogenen Erkundigungen zurückkam. Aber was er wußte, brachte mich keinen Schritt weiter. Er hatte sich vorerst an meine Hausfrau gewendet, die ihm sogleich bedeutete, sich keine weitere Mühe zu geben, indem ihre Nachbarin selbst nicht wisse, wer die beiden Damen seien, die einen Monat lang bei ihr gewohnt hätten. Sie selbst habe mit Tagesanbruch einen Wagen vor dem Hause abfahren hören. Ich war vernichtet; und als ich mich allein sah, löste sich plötzlich die Spannung meines ganzen Wesens, ich sank auf das Sopha, und drückte das Gesicht unter einem Strome von Thränen auf das Polster. Sage man, was man will, ich kann mich noch heute dieser Thränen nicht schämen ....

Es war das erste Aufblühen einer wunderbaren Liebe, die das Herz in einer Nacht weit aufgeschlossen hatte, wie eine Blume, die bei Nacht ihren Kelch öffnet und ihn mit dem ersten Morgenstrahle wieder schließt. So hatte mein Herz sich wieder krampfhaft geschlossen. Und seit jener Nacht, seit jenem Morgen wohnte diese erste Liebe darin, und füllte es ganz aus, so daß nichts andres mehr Platz darin greifen konnte. Jene Tage sind mir unvergeßlich, und werden es bleiben. Sie haben mich viel gekostet. — —

Nicht blos in den ersten Tagen zog ich durch die Straßen wie ein Träumender, ich konnte mich nicht mehr erheben aus der Tiefe des Traumes, in dem ich versunken, in dem alles untergegangen war, was bis dahin mein Herz besessen hatte. Je flüchtiger die Erscheinung, je wunderbarer die Verkettung der Umstände gewesen, die mich in dem Augenblick in ihre Nähe geführt, in welchem sie mir vielleicht für immer verschwinden sollte, desto tieferen Eindruck mußte dieselbe auf mich machen. Was ich in dieser Nacht erlebt hatte, glich einem wunderschönen Traume, den man nicht mehr vergessen kann; einer herrlichen Phantasie, die schnell geendet, aber mit ihren Tönen dem inneren Ohre nicht verklungen ist.

Für meine Bekannten war ich von nun an ein Räthsel. Ich war nur noch körperlich bei ihnen, und auch das nur selten. Von der Ursache meiner Veränderung hat keiner eine Silbe erfahren. — Das geschah wohl zuweilen, daß mich einer draußen an der niedern Kirchhofsmauer stehen sah, warum ich aber so unverwandt nach der Kreuzesgruppe schaue, konnte keiner wissen. Die Vorlesungen besuchte ich zwar noch, aber mehr aus Gewohnheit und Pflichtgefühl, als aus wirklichem Eifer. Ich hörte wenig. Die Wissenschaft war nicht mehr im Stande, mir Alles zu sein und Mignon's Bild aus meiner Seele zu verdrängen. Ich rechne jene Zeit für verloren, und doch möchte ich sie jetzt unter den Vermächtnissen meiner vergangenen Tage nicht vermissen, ich habe ihr Andenken lieb gewonnen, gerade weil sie mich so viel gekostet. Das Kind der Schmerzen wird uns doppelt theuer.

Es war Zeit, daß das Semester zu Ende ging. Es schloß alljährlich mit dem Josephstage, dem 19. März. Und so kehrte denn auch ich, ohne eine Spur von meiner Geliebten — anders konnte ich sie nicht mehr nennen — aufgefunden zu haben, in das elterliche Haus zurück. Bald war es mir auch dort zu eng, und die Fragen über die allzu merkliche Veränderung meines Wesens fingen mir an drückend zu werden, da ich keine Antwort für sie hatte. Noch ehe die Ferien zu Ende gingen, kam es zu einem kleinen

Unwohlsein. Meine Mutter sah nun die sichtliche Verstimmung als Vorläuferin desselben an, und duldete nicht, daß ich vor meiner unbezweifelten Genesung das elterliche Haus verließ.

Endlich trat ich meine Rückreise nach Heidelberg an, denn nach Göttingen zu gehen, wohin ich sollte, konnte ich mich nicht entschließen. Ich sehnte mich ordentlich, den Neckar wieder rauschen zu hören und nach den Fenstern des alten Hauses zu schauen, als müßte doch einmal der Vorhang weggezogen und wenigstens die weiße Hand sichtbar werden, die auf dem kalten Steine zu meinen Füßen sich zum Gebete gefaltet hatte. Es war alles Traum, aber er war mir nothwendig geworden, und die letzte Hoffnung, noch etwas von ihr zu erfahren, war nicht verschwunden.

Der Arzt rieth mir, meine Ankunft in Heidelberg nicht sehr zu beschleunigen, sondern selbst auf die Gefahr hin, daß die Vorlesungen ihren Anfang genommen, mir Zeit zu lassen, und zu thun, als ob ich blos zu meiner Erholung reise. Ich that so.

Etwa eine halbe Tagereise von Heidelberg hielt ich Mittags in einem kleinen Städtchen, und ging nach Tisch, um die Gegend zu besehen. Es war einer von den lieblichen, sonnigen Maitagen, die dem äußeren wie dem inneren Menschen so wohl thun. Darum ging ich weiter in das nahe anmuthige Thal hinein, ohne gerade auf die Schönheit der mich umgebenden Natur besonders Acht zu haben, sondern, wie bisher, mehr mit meinem Innern beschäftigt, das sich aber unvermerkt in dieser Umgebung mehr und mehr aufthat. Denn das hat das Herz mit der Erde gemein, daß im Frühlinge, wo Alles keimt und treibt und knospt und blüht, auch seine Wünsche, seine Hoffnungen, seine Liebe und selbst seine Schmerzen neue Knospen, Blüthen, Blätter und Zweige treiben, und daß im Herbste mit den Blättern so vieles davon falb und farblos niederfällt — außer von den Schmerzen.

Um mich her war mittägige Stille, nur in einiger Entfernung saß ein Knabe auf einem abgehauenem Baumstamme und blies auf seiner Weidenpfeife langgehaltene einförmige Töne. Diese eintönige Musik, deren der Knabe gar nicht müde zu werden schien, sog mir ordentlich die Brust wund, sie regte in mir das Gefühl einer ungeheuern Oede und Vereinsamung auf.

Auf einige Kühe und Ziegen, die am Abhange grasten, hatte der Kleine nicht besonders Acht, aber den Thalweg schaute er oft aufmerksam herab, und schien noch gespannter zu werden, als er meiner ansichtig wurde. Er hatte die Pfeife abgesetzt und kam auf mich zu. Neugierig betrachtete er mich, und sagte:

„Kommen Sie, kommen Sie! die gnädige Frau warten schon Stunden lang auf Sie.“

Schon wollte ich fragen: Welche gnädige Frau? und dem Knaben bedeuten, er habe sich an den Unrechten gewendet, als plötzlich der Student wieder in mir erwachte. Kleine Abenteuer gehören mit zum Glücke der Jugend. Und wie sollte ich dieses von der Hand weisen, da mir früher schon der Beweis geworden, wie seltsam dem Schicksal in dieser Beziehung mit mir zu spielen beliebte?

Schnell ging ich mit dem Knaben vorwärts, entschlossen, jede nöthige Rolle zu spielen. An Entschuldigungen konnte es mir nicht fehlen, und jedenfalls war ich in einigen Stunden wieder aus dem Bereich dieses Thales und seiner Bewohner. Einem Studenten geht ohnedies Alles hin.

In diesen Gedanken war ich mit dem Kleinen um eine Biegung des Thales gekommen, und ein niedliches Landhaus ward sichtbar, das sich, von herrlichen Wiesen umgeben, an den Fuß einer Anhöhe lehnte.

Es war recht lebhaft um das Haus, als ob eine große Dienerschaft sich in geschäftiger Nichtsthuerei um eine vornehme Herrschaft bewege, und schon fing mir dieses Erwarten eines jungen Mannes in solcher ländlichen Einsamkeit an verdächtig zu werden: als ein Weib im schlichten Bauernkleide aus der Thüre trat.

„Mutter," rief der Knabe, „da ist der Herr Student."

Er hatte seine Stimme gedämpft, als habe er ein Geheimniß ausgesprochen. Meine Bedenklichkeit wuchs. Ich hätte hier noch zurücktreten und dem Weibe den Irrthum des Kleinen bemerklich machen können. Dennoch siegte meine Neugier — mochte kommen, was da wolle.

Das Weib hieß mich eintreten. Auf der breiten Hausflur war es kühl und still.

„Gehen Sie sachte die Treppe hinan, gnädiger Herr," sprach das Weib, und schien vorauszusetzen, ich kenne alle Wege und Thüren des Hauses. „Ihre gnädige Frau Tante erwartet Sie längst mit Schmerzen," fügte sie bei, als ich zögerte, den Fuß auf die Treppe zu setzen.

„Tante?" wiederholte ich bei mir und ging weiter. Ich weiß nicht, wie es kam, daß dieses Wort mich so wunderbar ergriff. — Tante — ich hatte das Wort nicht mehr gehört seit der Nacht vom fünften auf den sechsten März.

Wie anders hatte es auf jenen Lippen geklungen! Und doch ergriff es mich. Der seltsame Brief fiel mir ein. Ich trug ihn im Portefeuille bei mir. Wer weiß, er konnte mir von Nutzen werden, wenn Entschuldigungen nöthig würden.

So stand ich denn vor der bezeichneten Thüre, und mein Herz pochte laut. Ein Mann trat heraus, elegant gekleidet, den Hut in der Hand.

„Gott sei Dank! Herr Baron, daß Sie noch zu rechter Zeit kommen," redete er mich in gedämpftem Tone an. „Zugleich bedauere ich, der Unglücksbote sein zu müssen, der Sie auf die Rettungslosigkeit der vortrefflichen Dame aufmerksam machen muß. Eilen Sie zu ihr, aber mit aller möglichen Schonung. Lassen Sie die Gardinen geschlossen, das bald brechende Auge verträgt das Licht nicht mehr."

Der Mann, offenbar ein Arzt, empfahl sich, mochte mich für überwältigt halten vor Schmerz, weil ich ihm kein Wort erwiderte, und mich nur mit stummen Verbeugungen verabschiedete. Er war wohl schon aus dem Hause, und noch stand ich unschlüssig vor jener Thüre.

Was soll ich thun? Am Ende gar noch mit einer Sterbenden ein frevelhaftes Spiel treiben? Und doch ließ es mich nicht von der Schwelle; ich glaubte zu blind an die seltsamen Launen meines Geschickes, um den Schritt zurück zu thun, zu welchem ich, ohne mein Zuthun, gezogen worden war. Jene Nacht hatte mir den Wunderglauben aufgezwungen.

So trat ich denn hinein.

Es war ein schönes, geräumiges, traulich dunkles Gemach. Durch die schweren grünseidenen Gardinen drang nur wenig von jenem herrlichen Sonnenlichte, welches das ganze Thal mit seinem lieblichen Zauber übergoß. Den Athem hielt ich an, und zauderte, den Fuß weiter zu setzen.

„Wer kommt?" sagte eine schwache, aber tiefe Stimme, die mich bis ins Innerste erschreckte.

Ich glaubte die kalte Stimme jenes Weibes zu hören, welches Mignon Tante genannt, an dessen Brust sie im Kampfe jener Nacht vergebens zarte Theilnahme gesucht hatte.

Entschlossen trat ich näher vor die alkovenartige Vertiefung in der Mauer, in welcher

nur ein Bett Raum hatte, und die ein grünseidener Vorhang von dem Zimmer trennte. Nur die eine Hälfte dieses Vorhangs war zurückgeschlagen und darum die Dämmerung über dem Lager noch tiefer, als in dem Gemache. Ich gebrauchte die Vorsicht, so hineinzutreten, daß auch mein Gesicht noch völlig dem Lichte abgewendet war, und über meine Lippen zwängte sich nur das leise Wort:

„Tante!"

„Bist Du da, mein Lieber? sagte die tiefe Frauenstimme, aber französisch, richtete sich mühsam im Bette auf und tastete mit der Hand nach mir.

Ich reichte die meinige hin. Durch eine Wendung meines Körpers ward ihr Gesicht etwas beleuchtet, und ich sah die Züge wieder, die ich in jener unvergeßlichen Nacht im Scheine des Mondes und der Leuchte beobachtet hatte, wie sie starr und kalt auf das Mädchen niedersahen, das am Grabe vor Schmerz und am Fuße des Kreuzes in Entzückung niedergesunken war. Der nahe Tod hatte diese Züge womöglich noch starrer gemacht, und das Auge schien seine Sehkraft ganz verloren zu haben.

„Ich sehe dich nicht mehr, mein Auge ist völlig dunkel," sagte sie; und mir ward leichter ums Herz.

Aber reden konnte ich nicht, ich drückte nur die erkaltende Hand. Ach! es war ja die Stelle, an der Mignon's weiße Hand so oft geruht! Ich stand neben einer Sterbenden; mußten nicht tausend verschiedene Gefühle meine Brust durchstürmen, besonders wenn ich an Mignon dachte? Konnte sie nicht jeden Augenblick die Thüre öffnen? und wie mußte sich dann die Scene gestalten? Doch ich dachte darüber nicht weiter nach, ich wäre wohl glücklich gewesen, wenn sie herzugetreten wäre, mochte es enden, wie es wollte.

Aber wie ich auch lauschte, die Thüre ging nicht auf.

„Und Mignon — —?" fragte ich endlich.

„Ist, wie Du weißt, nicht von ihrem Entschlusse abzubringen. Ueber ihre Lippen ist zwar kein Geständniß jener seltsamen Neigung gekommen, aber in ihrem Herzen wohnt sie gewiß. Ihr schwärmerisches Wesen, das seit dem Tode ihrer Mutter nur noch tiefer wurzelte, hat vollends den Bestimmungsgrund für die Wahl der zweiten Bedingung des Testaments abgegeben. Auf dem Friedhofe zu Heidelberg war sie in solcher Ueberspannung, daß sie glaubte, die Statue der heiligen Jungfrau habe ihre steinerne Hand erhoben und ihre Stirne berührt, als sie die Frage an dieselbe gerichtet, ob der Entschluß, der Welt zu entsagen, ihr wohlgefällig sei."

In meinem Kopfe fing es schrecklich an zu tagen. Mir schwindelte.

„Die Priorin," fuhr die Kranke fort, „hat mir neulich wieder geschrieben, und kann die Liebenswürdigkeit, den sanften, frommen Sinn des Mädchens nicht genug rühmen. Mignon in ihrer Schwärmerei scheint sich in dem Kloster zu gefallen, und will die Zeit des Noviziats abgekürzt wissen, um sich schon im kommenden Herbste einkleiden zu lassen. Ich habe mich für jetzt noch dagegen erklärt, denn besonders jetzt fange ich an zu bereuen, daß wir so hart auf der Vollziehung des Testaments bestanden. Es ist im Grunde doch schade, das Mädchen der Welt ganz zu entziehen. Sie hätte vielleicht glücklicher werden und glücklich machen können."

Die letzten Worte hatten all meinen Widerwillen gegen dieses Weib überwunden. Ich bückte mich unwillkürlich nieder, um die welke Hand mit den Lippen zu berühren. Ach! der Tod muß eine unendlich erweichende Gewalt haben, daß seine Nähe selbst eisenharte Herzen zerschmelzt!

„Tante," sagte ich rasch, „es ist noch nicht zu spät, es könnte noch Alles geändert werden."

„Ich habe schon daran gedacht," erwiderte sie. „Nimm aus meinem Sekretär das Kästchen, welches in dem untersten Schubfache zur Linken steht. Dir will ich die Vollziehung dieses Theiles meines Testamentes übertragen. Händige Du es ihr ein."

Ich zögerte. Dieser Aufforderung Folge zu leisten war ein Schritt, der außer den Grenzen meiner Rolle lag. Und doch hing alles Glück an dem Ausgange dieser Sache — es galt ja Mignon.

Die Kranke, die mein Zögern bemerkte, wiederholte ihre Aufforderung, und fügte hinzu:

„Ich fühle, daß meiner Augenblicke nur noch wenige sind, ich bin sehr schwach. Nimm das Kästchen. Das eigentliche Testament liegt bei dem Notar, hier eine Abschrift und dabei die nöthigen Erklärungen für Mignon."

Jetzt trat ich zum Secretär, holte das bezeichnete Kästchen, und reichte es ihr. Sie war tiefer in die Kissen zurückgesunken, betastete es nur noch mit matter Hand, und versuchte mit dem Haupte eine bejahende Bewegung zu machen.

Mir ward bange und noch banger, als mir einfiel, daß ich noch nicht einmal den Namen des Klosters wisse, in welchem Mignon lebte. Aber wie konnte ich, in der Rolle ihres nahen Verwandten, eine solche Frage thun? Und doch fragte ich in meiner Seelenangst:

„Tante, wo liegt das Kloster?"

Ihre Lippen bewegten sich, aber ich hörte keinen Laut mehr. — Sie war verschieden.

Ich klingelte heftig. Die früher erwähnte Frau trat herein, ich zeigte auf das Bett, verließ schnell Zimmer und Haus, und eilte auf dem Thalwege nach dem Städtchen zurück, weil ich doch fürchten mußte, mit dem erwarteten echten Neffen zusammen zu treffen.

Im Wagen erst sammelten sich meine Gedanken wieder. Ich zog das Kästchen hervor, betrachtete es lange, und wiegte mich in die süßesten Träume bei dem Gedanken, daß Mignon es aus meiner Hand empfangen, vielleicht an dieser Hand das Kloster wieder verlassen werde. Alle Hindernisse, alle Schwierigkeiten hatte ich über meinen süßen Hoffnungen vergessen, selbst die erste, daß ich nicht einmal ihren Aufenthaltsort kannte.

Der Wagen rollte mir zu langsam fort. Mir war, als müsse er mich eben jetzt ihr näher bringen. Ich fürchtete, die Nacht könnte hereinbrechen und ich kein menschliches Antlitz mehr erkennen, wenn ich mich Heidelberg näherte. Und doch, was kümmerten mich alle Gesichter Heidelbergs und der ganzen Welt außer dem einen, das weit von mir war?

Ich weiß nicht, wie mir war, aber das weiß ich, ich jauchzte, als ich die schäumenden Wellen des Neckars durch die Dämmerung leuchten sah, sein liebliches Rauschen wieder an mein Ohr schlagen hörte.

Ich lehnte mich aus dem Wagen, als er über das Pflaster rollte, zu sehen, ob nicht eine schlanke Gestalt wie die Mignon's, über die Straße gehe, ob nicht ein Angesicht wie das ihrige unter einem Schleier hervorleuchte. Es gab ja kein zweites — und sie? Meine Phantasie hatte alle Räume übersprungen.

Ich stürzte aus dem Wagen, und ließ mir kaum Zeit, meiner guten alten Hauswirthin für ihr freundliches Willkommen zu danken. Im Nu war ich oben, riß das

Fenster auf, und wollte mit einem Blicke das graue Haus da drüben zwingen, seine Fensterpforten aufzuthun und mich sein Inneres durchwühlen zu lassen, ob nicht das schöne Haupt mit dem lieblichen, blassen, nonnenartigen Gesichte irgendwo auf die weiße Hand gestützt seinen schwermüthigen Träumen nachhänge.

Ach! das Haus verstand mich nicht, und blieb so still, so verschlossen, so todt, als ob nie eine Mignon seine Schwelle betreten!

Ich riß den Flügel auf, ließ alle meine Wonne, all meinen Schmerz in Tönen laut werden, und eilte dann plötzlich ans Fenster, ob nicht da drüben eines sich öffne, wie es früher zuweilen geschehen, als mein Glück noch, mir unbewußt, in meiner Nähe weilte. Aber die Fenster blieben geschlossen, und ich mußte mich allmälig an die rauhe Wirklichkeit gewöhnen, die mir so kalt den Satz entgegenhielt: Sie ist nicht da; hast du es nicht selbst aus dem Munde der Sterbenden vernommen?

Ich sank ermattet auf einen Stuhl. O wie tödtlich lästig war mir jetzt schon wieder diese ganze Stadt!

Das Kästchen fiel mir ins Auge, hastig griff ich darnach, aber ich hatte nicht einmal den Schlüssel dazu. Es schien beschlossen, mich alle Bitterkeiten mit einem Mal empfinden zu lassen.

In tiefer Nacht verließ ich das Haus noch, wallfahrte hinaus zu der niederen Friedhofmauer, und schaute still hinab zu Mignon's Gethsemane, zu der Stätte, wo sie vor Gott im Gebet gerungen; zu ihrem Golgatha, wo sie mit ihrem Erlöser die Welt überwunden und ihr Erdenleben ihm als Opfer hingegeben hatte. Wie viel heiliger noch war mir diese Stätte geworden.

Es ward Mitternacht, und ich weinte heiße, bittere Thränen auf die Stelle, wo sie einst betend niedergesunken war.

Doch was soll ich Tage schildern, in denen die Stunden träge unter Furcht und Hoffnung schwanden? Was soll ich von Nächten erzählen, in denen ich nur bisweilen im Traume ganz glücklich war und am glücklichsten, wenn ein stundenlanger fester Schlummer mich mit lethargischer Macht gefangen hielt? -- Verstehen wird mich doch nur das Herz, in dem selbst Liebe und Leid, Zweifel und süße Hoffnung in reichem Maße gewechselt haben.

Tagtäglich, sobald ich erwachte, zog ich das Kästchen, jetzt mein größtes Heiligthum, aus seinem sichern Versteck hervor und ebenso des Abends, ehe ich mich niederlegte, betrachtete ich es lange mit der quälendsten Unschlüssigkeit.

Es blieb nur ein Mittel -- es mit Gewalt zu öffnen.

Dieses Mittel scheute ich, weil ich mich an diesem anvertrauten Gute nicht zu vergreifen wagte. Doch ward mir dies Kleinod von Tag zu Tag werther; so lange ich in seinem Besitze war, konnte die Hoffnung, Mignon noch zu finden, nicht untergehen.

Noch eine Möglichkeit fiel mir ein, über sie und ihre Mutter etwas zu erfahren. Was ich in dem grauen Hause erforschen konnte, war längst geschehen, ohne mir weiteren Aufschluß zu geben. Nach jenem Landgute zurück zu kehren, wo die Tante verstorben, konnte ich nicht wagen, wenigstens nur im alleräußersten Fall. Nein, auf das Grabgeläute von der katholischen Kirche horchte ich ängstlich, und schlich dem ersten Leichenzuge nach, um den Todtengräber auszufragen.

Es gelang mir. Er scharrte allein ein Grab zu, während nur noch einige Kinder Blumen auf den Gräbern pflückten. Mit gleichgültiger Miene trat ich zu ihm, fragte hin

und wieder über die Bewohner einiger Gräber und endlich auch nach dem Namen dessen, der unter dem wohlbekannten Hügel schlummere.

„Es ist eine adelige Dame, ich glaube aus der Schweiz oder aus Frankreich, die auf einer Reise begriffen war, sich einige Zeit hier aufhielt, erkrankte und starb."

Er wußte nicht einmal den Namen, und ich war so weit als vorher.

Um nichts unversucht zu lassen, wandte ich mich sogar an den Geistlichen. Das Sterberegister enthielt Namen, die ich vorher schon gewußt hatte, und einen Ort im Canton Waadt. Mir war damit nicht geholfen.

Meine Verlegenheit, ja ich darf fast sagen meine Verzweiflung wuchs von Tag zu Tag. Der Sommer ging auf die Neige, die Ferien nahten wieder, ich mußte einen Entschluß fassen.

Mit pochendem Herzen schloß ich eines Abends meine Thüre ab, um gewaltsam Hand an das Kästchen zu legen. Es blieb ja kein anderes Mittel. Und wollte nicht Mignon sich schon diesen Herbst einkleiden lassen? Sollte ich durch mein Zögern sie verlieren?

Dessen ungeachtet legte ich das Kästchen zehnmal weg, und nahm es zehnmal wieder. Ein starker Druck mit dem Messer und das Schlößchen war gesprengt. Mehrere werthvolle Gegenstände von Gold und kostbaren Steinen zogen meinen Blick nicht auf sich, aber mit Zittern und unsäglicher Freude las ich die Aufschrift eines versiegelten Päckchens:

„An Mignon *** Novize im Kloster der heiligen Klara bei ***".

Was nun beginnen? Schreiben und das Kästchen übersenden? Nimmermehr! Mußte ja doch jeder Brief durch die Hände der Priorin gehen.

„Ich muß selbst hin!" sagte ich laut, indem ich mit großen Schritten auf und nieder ging, vielleicht darf ich sie wenigstens sehen, wenn sie sich auch nicht entschließen sollte, an meiner Hand das Kloster zu verlassen."

Der letztere Gedanke zuckte mir mit all seiner Bitterkeit durch das Herz. Aber er konnte nicht aufkommen; die neu aufblühende Hoffnung, die Worte der sterbenden Tante und endlich — man verzeihe meiner Schwachheit — der schmeichelnde Gedanke, sie würde mich wieder erkennen, und wenn ich ihr das Räthsel jener Nacht gelös't hätte, mit mir in die Welt zurückkehren — Alles, Alles rief mir zu: Fort! fort zu ihr!

Schnell schrieb ich nach Hause und bat um die Erlaubniß, die längst projectirte Reise in die Schweiz in diesem Herbste machen zu dürfen. Mein Wunsch ward, wie ich nicht zweifeln durfte, gewährt. Sobald es thunlich war, lag Heidelberg mir im Rücken.

Mit Ungestüm flog ich durch das badische Land, und selbst die gepriesenen Gauen der Schweiz durcheilte ich ohne Rast, als hätte ich meinen regen Sinn für die Schönheiten der Natur sowie der Kunst gänzlich verloren. Ach! ich hatte nur noch einen träumerisch seligen Gedanken, neben dem kein anderer mehr aufkommen konnte.

Der Tag, welcher mich an das Ziel bringen sollte, fing schon an sich zu neigen, als von fern die alten Thürme des Klosters am See sich erhoben. Mein Herz pochte stürmisch gegen die Brust. Was sollte ich thun? In dem nahen Städtchen verweilen bis zum folgenden Morgen, hätte mir eine Ewigkeit gedäucht. Ich wollte heute noch zum Kloster.

Und so ritt ich denn von dem Städtchen aus rasch an dem Ufer des Sees entlang bis an die Mauer, die alles umschloß, was längst mein Herz als höchstes Glück zu betrachten gewohnt war.

Mit innerem Erzittern zog ich die Glocke, und bat mit bebender Stimme die Pförtnerin, der Priorin einen Fremden zu melden, welcher sie in einer wichtigen Angelegen-

heit zu sprechen wünsche. Sie kam zurück und bat um etwas Näheres über meinen Namen oder meine Angelegenheit. Ich nannte den Namen von Mignon's Tante, und ward bald darauf ins Sprechzimmer geführt.

Die Priorin, eine alte ehrwürdige Matrone, trat herein, erwiderte meine Begrüßung mit Würde, schien aber zu erwarten, daß ich zuerst das Wort nehme. Ich fragte, ob ich Mignon nicht selbst sprechen könne, indem ich der sterbenden Tante das Versprechen gegeben habe, ihr Testament selbst in die Hand der Nichte nieder zu legen.

Die Priorin senkte das Haupt, und mir war, als kämpfe sie eine aufsteigende Empfindung nieder.

„Folgen Sie mir!" sprach sie, „ich will Sie selbst zu ihr führen."

Sie schritt stumm vor mir hin durch den stillen Kreuzgang, und ließ mich in die Kirche treten. Mir ward ordentlich beklommen zu Muthe in dieser kühlen, halbdunkeln Halle, in welche die Abendsonne durch eine farbige Fensterrose ein gedämpftes Licht warf. Ich sah die Priorin fragend an, ich begriff nicht, warum ich Mignon gerade in der Kirche begegnen sollte. Doch sie winkte mir stumm, und trat gegen den Hochaltar hin.

Jetzt erst sah ich zwei Nonnen bei brennenden Kerzen an einem offenen Sarge knieen. Und in dem Sarge — Mignon.

Mignon! es sind Jahre hingeflossen, während welchen ich meinem Gott und dir die schweren Thränen des Mannes still und aller Welt verborgen geopfert habe. Ich habe einsam die vielen trägen Stunden gezählt, in welchen ich seit jener Stunde die Nacht und dann wieder das Licht werden sah, und ich habe die Heiligkeit meines Schmerzes durch Ausstellung vor der Welt noch nicht unmännlich entweiht — ich will's auch jetzt nicht thun, obgleich ich dich noch sehe in deinem Brautschmucke vor dem Altare, mit dem blassen Engelsangesichte, von dem der Tod das Morgenroth meines Erdenglückes weggewischt hat. Schlafe sanft, du liebliche Braut des Himmels, nein, meine und des Himmels! Denn noch schmiegte sich ja deine lange braune Locke unversehrt an deine zarte aber kalte alabasterne Wange, noch hatte der Himmel und dein Herz dich mir nicht ganz versagt.

Denn die Priorin hat unter Thränen neue Keime der Hoffnung in mein verödetes Herz gelegt. Sie hat nicht in dies Herz hinein gesehen, und erzählte mir, ohne mich zu kennen, den heißen Kampf, der dir das Herz gebrochen, dein Schwanken zwischen dem Erlöser und dem, der neben ihm sich nicht zu nennen wagt.

„Morgen," so sagte das fromme, weinende Weib, „morgen sollte sie das Gelübde ablegen. Sie verschob es bis auf diesen Tag, indem sie sagte: „Wenn er bis dahin nicht kommt, dann hat der Himmel ganz entschieden. Und noch heute rief sie mit der letzten Freude: Mutter, mir ist, als käm' er heute!"—

Ich bin gekommen, aber der neidische Tod noch vor mir. Doch der Himmel hat dich mir nicht ganz nehmen wollen, und mir war, als hätte dein bleicher Mund meinen ersten und letzten Kuß erwidert.

Solche Vertröstung ist auch ein Trost.

Mignon! ich habe deinen Rasenhügel gesehen an der alten Mauer des Klostergartens und werde ihn wiedersehen. Er ist ein heiliges Grab geworden für meine Wallfahrten. Ich höre die zwei Pappeln über Nacht in meinen stillen Träumen flüstern; o wär' es deine Stimme, die mir riefe!

Zwei Gedichte an Freiligrath.

Von **Emil Rittershaus.**

I. Beim Tode des Sohnes Otto am 1. März 1873.

Wir können nicht die Todtenkränze winden
Dem lieben Sohn, den Dir das Schicksal nahm,
Doch weißt Du, Freund, wie wir mit Dir empfinden
Des Lebens Freude und des Lebens Gram.
Ins offne Grab versank der Jugend Blüthe!
Kalt ist die Lippe, die so wonnig glühte!
O Gott, des Trostes Wort ist machtlos hier,
Doch Freundschaft fühlt im innersten Gemüthe
Die Qual mit Dir!

Er war bei uns, ein Bild der Kraft und Frische,
Ein Bursch' mit braunen Augen hell und klar.
Saß er, ein muntrer Gast an unsrem Tische,
Da fühlten wir's, wie wohl dem Jungen war,
Da haben wir ins Herz ihn eingeschlossen,
Da freuten wir uns, Freund, daß Dir entsprossen
Ein solcher Zweig, so blühend und gesund! —
Vorbei, vorbei! die Tage sind verflossen!
Das Herz ist wund.

Mit wunder Seele nahen Deine Treuen,
Die alten Freunde nahen im Verein;
Sie können nicht ins Herz Dir Balsam streuen —
Das kann nur Einer, kann nur Gott allein! —
Doch können sie an dieser Gruft Dir sagen:
O, glaube, daß in diesen schweren Tagen
Auch heimlich uns vom Aug' die Thräne rinnt!
Wir liebten ihn, den Du zu Grab getragen,
Wie unser Kind.

Vom Rosengarten seiner Jünglingsjahre
Rief ihn der Tod hinweg, eh' wir's geglaubt.
Er warf ihn nieder auf die dunkle Bahre,
Eh' ihm des Lebens voller Kranz entlaubt,
O, eh' noch alle jungen Knospen offen!
Nun deckt die Erde seiner Zukunft Hoffen. — —
Ein solcher Schlag, er dringt ins tiefste Mark,
Und doch, bei allem Leid, das Dich getroffen:
O Freund, sei stark!

Du mußt des Herzens Kräfte wieder sammeln,
Wie herbes, bittres Weh Dir auch geschah!
Schon fängt der Mund der Enkel an zu stammeln
Von Großpapa und von der Großmama.
Noch ist nicht alles, alles Dir verloren!
Noch lebt das Weib, das sich Dein Herz erkoren;
Noch winkt der Kinder Hand vom fernen Strand,
Und Dich verehrt das Land, das Dich geboren,
Dein Vaterland!

Wohlan, sei stark in dieser ernsten Stunde!
Bleib' Deines Weibes Stütze, Trost und Stab!
Die Freundschaft tritt mit Dir in festem Bunde
Im Geiste an des Frühverblichnen Grab.
Sie bittet leise Gott an dieser Bahre,
Daß Euch ein Engel Muth und Kraft bewahre,
Sie betet: „Sanfte Ruh' dem Todten hier
Und Gottergebung ihm, dem Elternpaare!" —
Gott sei mit Dir!

II. Ein Scheidegruß.

(Mai 1864.)

Ein Sonntag war's, in stiller Abendstunde;
Des Spätroths Flammen lagen auf den Bäumen
Und weißer Nebel schlich am Wiesengrunde.

Ich saß in Deines Hauses trauten Räumen
Und in die Seele kam hineingezogen
Ein friedevolles, heimatliches Träumen.

Wie sind die Stunden mir so rasch verflogen!
Mir klangen leis' im Herzen alle Saiten,
Und wonnig fühlt' ich's durch die Seele wogen.

Du sprachst zu mir von den vergang'nen Zeiten,
Da Deine ersten Strophen Du gedichtet,
Und wie Du mußtest mit dem Schicksal streiten.

Und in dem Herzen hat sich's mir gelichtet,
Drin Alltagssorgen trübe Wolken brauen;
An Deiner Kraft hab' ich mich aufgerichtet!

Dich führt' Fortuna nicht auf Blumenauen;
Ein harter Kampf um Brod war Dir beschieden
Und hart' noch muß ich Dich im Joche schauen.

Ward Dir, dem Hochgeweihten, nicht hienieden
Ein sorglos' Leben, einer Welt zum Segen,
Wie darf ich murren fürder unzufrieden?

Laß meine Hand mich in die Deine legen,
Und das Geschick aus tiefster Brust mich preisen,
Daß ich Dich fand auf meinen Lebeswegen! —

Ich ehr' in Dir den Meister hoher Weisen,
Doch für den Mann viel heiß're Gluthen brennen
Der nie gewichen aus der Ehre Gleisen!

Daß ich Dich darf den Freund und Bruder nennen,
Das gilt mir mehr als Lob von tausend Zungen,
Und würdig Deiner, soll die Zeit mich kennen.

Wie Du will ich in meiner Brust, der jungen,
Mein Heiligthum mir fleckenfrei erhalten
Und nur dem Edlen sei mein Lied gesungen.

Daß in den Tagen, wo des Alters Falten
Die Stirn umziehn, die Mitwelt von mir sage:
„Fern blieb sein Herz von der Gemeinheit Walten!"

Dir aber, Freund, das Leben Segen trage!
Dir und den Deinen sei der Himmel heiter
Und fern dem Herzen bleibe Gram und Klage.

Der Abschiedstag ist da — ich wand're weiter. —
O, daß ein jeder Tag Dir Blumen streue! —
Dich grüß ich, deutscher Sänger, Freiheitsstreiter,
In Bruderliebe und in Brudertreue.

Literaturbriefe.

Von

Johannes Scherr.

Lichtmeß 1877.

Sie sagen mir, liebe Freundin, die Kenntnißnahme von den drei Büchern „Der Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin“ von O. Glagau, „Dr. Stroußbergs Leben und Wirken“ und „Die politischen Gründer oder die Korruption in Deutschland“ von R. Meyer — hätte Sie recht traurig gestimmt. Wie sollte und könnte es auch anders sein? Ich, der ich Sie so lange kenne, daß Sie mir eine liebe, nein, die liebste alte Freundin sind — Sie wissen ja, jener alte Rey Alfonso von Kastilien hielt was auf alte Weine, alte Bücher und alte Freunde und ich halt' es mit ihm — ja, ich kann Sie verstehen, wenn Sie schmerzlich ausrufen: „Also das wäre des neuen deutschen Reiches Herrlichkeit?“

Der ekelhafte Byzantismus, welcher unsere Literatur und Publicistik dermalen verstänkert und vor Entzücken außer sich geräth, so ihm gegönnt ist, im umständlichsten Kurialstil zu beschreiben, wie einem Prinzen ein Orden umgehängt oder wie eine Prinzessin begraben wird, als handelte es sich um nationale Haupt- und Staatsaktionen, dieser Byzantismus ist freilich leicht fertig mit Enthüllungen, wie die in Rede stehenden Schriften sie geben oder zu geben beanspruchen. Er spricht ex cathedra von „Schandbüchern“ und hält damit die Sache für abgemacht. Aber sie ist es nicht. Auch nur rein symptomatisch genommen, müssen Schriften wie die drei genannten, jeden denkenden Deutschen höchlich interessiren und betrüben. Denn wo solche Miasmen aufsteigen, da muß schlechterdings viel Fäulniß vorhanden sein. Die Gründer und Schwindler und ihre Helfer und Hehler haben zwar aus Leibeskräften gearbeitet, die Fäulniß zuzuschaufeln, indem sie das Stichwort vom „Verleumdungsschwindel“ ausgaben, aber sie wurden alltäglich und allstündlich von allen den Thatsachen unseres volkswirthschaftlichen Elends so unsanft lügengestraft, daß die Verschmiererei und Schönfärberei allmälig aufgehört hat und nur der preußische Finanzminister sein triviales Beschönigungs- und Trostliedlein ex officio weiterorgelte.

Sie meinen, liebe Freundin, es dürfte dereinst eine Zeit kommen, wo an gewisse Leute die Frage erginge: „Was habt ihr aus Deutschland, aus dem Deutschland, welches einen unerhört kriegerischen und diplomatischen Erfolg und 5 Milliarden heimgebracht, was habt ihr aus ihm gemacht?“ Möglich, daß Sie rechthaben. Aber ach, meine Beste, derartige Fragen kommen gewöhnlich zu spät, um nicht zu sagen immer.

Wenn Sie mich weiterhin fragen, was wohl in den drei Büchern buchstäblich wahr,

8*

was entstellt oder übertrieben, was irrthümlich oder ganz falsch sei, so bin ich überfragt. Denn ich besitze ja schlechterdings nicht die Mittel, diese Bücher auf ihre Wahrhaftigkeit zu prüfen und weiß nur, daß, was namentlich die Schrift von Glagau betrifft, die Angaben derselben nirgends widerlegt worden sind. Wahrhaft verblüffend hat auf mich die Keckheit gewirkt, womit in dem Buche von R. Meyer gegen den Reichskanzler vorgegangen wird. Wie ist mir denn? War dieser Herr Meyer nicht der Vertraute des Geheimeraths Wagener und war dieser Herr nicht der geheime Rath Bismarcks? Und nun vertheidigt Herr Meyer seinen Patron Wagener, der ja nur ein „Gründer-Dilettant“ sei, und greift zugleich den Patron seines Patrons auf's heftigste an. Was soll man davon halten? Jedenfalls, daß man rußige Töpfe nicht berühren könne, ohne sich die Hände zu beschmutzen. In dem Meyer'schen „Schandbuch“ fand ich übrigens einen dunkeln Punkt wieder berührt, der mir früher und anderswo schon sehr mißfällig zu Gesichte gekommen war. Nämlich in Jules Favre's „Gouvernement de la défense nationale“ (III, 94—96) und in Albert Sorel's „Histoire diplom. de la guerre franco-allemande“ (II, 235—36). Da wird erzählt, wie im Februar von 1871 zwei „hommes de confiance“ Bismarcks, die Herren von Bleichröder und von Henkel-Donnersmarck, in Paris erschienen seien, um im Auftrage des Reichskanzlers der französischen Regierung ihren Beistand zur leichteren Bezahlung der bekannten 5 Milliarden anzubieten, und zwar in der Weise, daß „le gouvernement prussien aurait reçu le tribut par la main de ses fonctionnaires, il l'aurait levé par la main de ses banquiers; il aurait à la fois touché la contribution de guerre et spéculé sur l'emprunt destiné à la payer. Ces systèmes ingénieux aboutissaient à accroitre de moitié notre rançon.“ So sahen auch richtig Thiers und Favre die Sache an und die „sinnreichen“ Herren Bleichröder und Henkel mußten mit langen Nasen abziehen. Verhält es sich mit dieser unserem Lande jedenfalls nicht zur Ehre gereichenden Jobber- und Robbergeschichte wirklich so, wie Favre und Sorel aussagen? Man kann die bezüglichen Schriften dieser beiden Franzosen doch wohl nicht so schlankweg in die Kategorie der „Schandbücher“ werfen, welche keiner Beachtung werth wären. Wie kommt es denn, daß keiner der vielen officiellen und officiösen berliner Federsklaven den Auftrag erhalten hat, diese skandalöse Historie „richtigzustellen?“ Da die französische Presse neuerdings wieder offenkundig und mit aller Macht auf einen abermaligen Krieg Frankreichs mit Deutschland hinarbeitet, so wäre es, scheint mir, nicht ohne, ihr wenigstens einen so ernsten Vorwand zum Lärmschlagen und Haßpredigen, wie das berührte Vorkommniß einen liefert, ein für allemal aus der Hand zu schlagen . . .

Wenn ich überblicke, was in dem letzten Jahrzehnt auf dem Gebiete der wirthschaftlichen Gesetzgebung gefehlt und auf dem des „Enrichissez-vous“-Wahnsinns gesündigt worden ist, so bleibt nichts übrig, als anzunehmen, daß es mit dem Schwindel unserer Tage ganz dieselbe Bewandtniß habe wie mit den Volkskrankheiten des Mittelalters, mit der Kreuzzügemanie, mit der Geißlerfahrtenseuche, der Judenmordpest und der Tanzepidemie. Jede Zeit muß und will ja ihre besondere Art von Narrheit haben und austoben in dem großen Narrenhaus Erde. Echt narrenhausmäßig ist es auch, daß jeder Narr darin nur alle die andern Insassen für Narren, sich selber dagegen für hochvernünftig ansieht. Ich will Sie, liebe Freundin, an ein einschlägiges kleines Abenteuer erinnern, das wir vor 30 Monaten in einem schweizerischen Badort mitsammen erlebten. Errathen Sie, worauf ich anspiele? Wir standen eines Abends an dem Schwanenteich

im Garten und ergötzten uns an der unbehilflichen Zärtlichkeit, womit die Frau Schwänin ihr Töchterlein bemutterte, als eine Dame unserer Bekanntschaft uns antrat mit den Worten: „Er ist nun wirklich angekommen.“ — „Wer?“ — „Wer anders als der Baron von Kaminheimer!“ — „Der Millionendi—sponent?“ — „Ja, mit Familie und Gefolge, zehn Personen, ein ganzer Tisch voll.“ — „Wünsche Ihnen Glück zu der noblen Nachbarschaft.“ — „Danke. Es gab einen wahren Aufstand in unserem Hotel, als der Herr Baron mit tutti quanti zur Mittagstafel in den Speisesal trat. Mein Tischnachbar, der Herzog von Utopien, stand auf, klemmte den Zwicker auf die Nase, ging zu dem Tische, wo die Kaminheimerei in Pracht und Prunk saß, lief rings um den Tisch herum, kam dann zurück und sagte: „„So', jetzt hab' ich doch mal einen richtigen Gründer gesehen.““ — „Hm,“ bemerkten Sie trocken, „das hätte er leichter haben können. Er brauchte ja nur in den nächsten besten Spiegel zu sehen.“

Falls die Parteibornirtheit nicht heutzutage bornirter wäre als jemals, so könnte der alleinseligmachende Liberalismus und die unfehlbare Manchesterei vielleicht vom „reichsfeindlichen“ Centrum lernen, daß man nicht in Gründer- und Schwindlerkonsortien zu sitzen brauchte, um mit Anstand im Reichstage sitzen zu können. Es muß doch jedem nicht liberal vernagelten Deutschen zu denken geben, daß von den Centrumsleuten keiner der Gründerei und Schwindelei geziehen werden konnte, während Gesellen, welche herumgehen, als hätten sie alle Reichsfreundlichkeit, allen Liberalismus und Patriotismus gepachtet, als Bekenner des yankeesischen Evangeliums: „Make money, my son; make it honestly if you can; if not, make money, my son!“ sich herausgestellt haben. Möglich freilich, daß unsere durch „die ernste parlamentarische Arbeit“ des Jasagens bis zur flauesten Verwaschenheit gebrachten Landsleute geneigt sein mögen, über die berührte unangenehme Thatsache mit dem allfälligen schlechten Witz sich hinwegzuschwindeln, das eben beweise ja, wie weit das Centrum hinter der Zeit zurückgeblieben und wie sehr mit dieser der Liberalismus vorgeschritten sei. Aber zur Ehre unseres Landes lassen Sie uns hoffen, liebe Freundin, daß in demselben noch eine Minderheit, obzwar nur eine kleine, vorhanden sei, welche der Meinung und Ueberzeugung, daß, wenn der gepriesene Vorschritt auf Millionendieberei und sonstige höhere Gaunerei hinausliefe, alle anständigen Menschen für den Rückschritt sein müßten.

Der deutsche Philister und Reichsbürger nach der liberalen Schablone hat die Augen verwundert aufgerissen, als die letzten Reichstagswahlen verriethen, wie gewaltig im Reiche der Socialismus um sich gegriffen habe. Als ob es anders sein könnte! Wenn Herzoge, Fürsten, Grafen und Freiherren für gut fanden, unter die Gründer zu gehen, warum sollten Bürgersleute sich nicht veranlaßt sehen, unter die Socialisten zu gehen? Jeder will eben „seine Fortune poussiren“, wie es im Börsenjargon heißt. Der hochgelobte Industrialismus und die höhergelobte Großkapitalwirthschaft haben ja dafür gesorgt, daß der deutsche Bürgerstand schon halb und halb zur Mythe geworden ist. Seitdem jede Werkstatt zu einer „Fabrik“, jeder Stümper zu einem „Geschäftsmann“, jeder Pfuscher zu einem „Arbeiter“ geworden, hat das Handwerk nicht nur seinen goldenen, sondern überhaupt seinen Boden verloren und ist das Bürgerthum nebst einem nicht kleinen Theil der Bauerschaft in den Maëstrom des geschäftlichen Schwindels hineingerissen worden. Der Strom wird weiterrauschen, denn jeder Unsinn, jeder Wahnwitz, jede Pestilenz muß seinen oder ihren Verlauf haben. So will es die bekannte „sittliche Weltordnung“. Bald dürfte es der unfehlbaren Manchesterei, auf deren Leim

man in Deutschland schon darum nicht hätte gehen sollen, weil sie aus England importirt war, bald dürfte es ihr leicht, sehr leicht werden, die Häupter ihrer lieben „Bourgeois“ zu zählen. Denn wir sind ja auf dem besten, d. h. jähabfallenden Wege zu einer Zeit, wo es auch in Deutschland neben dem „oberen Zehntausend“, will sagen neben etlichen tausend Protzen nur noch Millionen von Proletariern geben wird. Genau zugesehen und alle Redensarten beiseite gethan, ist es ja schon jetzt eine brutale Thatsache, daß das alte Europa wie das neue Amerika, Monarchieen oder Republiken gleichviel, von den Millionendi—sponenten regiert werden.

Man hat der wilden Ausbeutungsgier Thor und Thüre geöffnet, hat namentlich den Eisenbahnenschwindel durch Ertheilung von Koncessionen und staatlichen Subventionen förmlich prämiirt, hat eine geile Ueberproduktion in jeder Weise begünstigt und mittels der dadurch ermöglichten Pfuscherei die deutsche Arbeit vor aller Welt prostituirt, — kurz, man hat den Kern der Nation, das arbeitsame, solide und patriotische Bürgerthum, worunter natürlich nichts von „Bourgeoisie“ verstanden sein kann, ausgehöhlt oder der Aushöhlung desselben wenigstens gleichgiltig zugesehen und jetzt wundert man sich, daß die Anhänger des Socialismus oder, sans phrase, des Kommunismus nach Hunderttausenden zählen. Sie werden — ihr mögt euch dagegen abzappeln, wie ihr wollt, pfiffig gesetzgeberisch oder brutal gewaltthätig — sie werden bald nach Millionen zählen und dann, ihr Herren Kompromißkünstler, wird alle eure publicistische oder parlamentarische Liebesmühe umsonst sein. So etwas wie eine europäische „Kommune“ wird kommen, noch bälder vielleicht, als ihr fürchtet. Denn ihr fürchtet sie, sagt, was ihr wollt. Durch die Maske eurer zur Schau getragenen Zuversicht auf die Festigkeit der Monarchie, die Disciplin des Heeres, die Vortrefflichkeit der parlamentarischen Gaukelei u. s. w. hindurch sehe ich die Blässe der Zukunftsfurcht auf euren Gesichtern. Ihr wißt ja gar wohl, es ist ein weltgeschichtliches Gesetz, daß von Zeit zu Zeit große Kataklysmen und Katastrophen eintreten müssen, um die verlumpte und verschlammte Menschheit im Fegfeuer ungeheurer Trübsal wieder reinzubrennen und wieder für eine Weile zu verjüngen.

Diese Aussicht paßt freilich nicht in den Kram der schönseligen und „reichsfreundlichen“ Flachmalerei, welche jetzo Tagesmode ist in unserer Literatur. So sehr, daß z. B. neulich Spielhagen auf Verlangen der Leser seinem Roman „Sturmflut“ noch ein ganz überflüssiges und schlechtes Zusatzkapitel anhängen mußte, nur um einer seiner Personen die an den Haaren herbeigezerrte Gelegenheit zu geben, nationalliberalen Wind auszulassen. Nun, auch diese Mode wird vorübergehen. Wie viel Dummes oder Unzulängliches, Verkehrtes und Ueberschätztes sah ich schon in die und wieder aus der Mode kommen! Da war der Fritz Hebbel, der Tragiker der Blähungen, und der Otto Ludwig, der Dichter der Konvulsionen. Wo sind sie jetzt? Es gehört mit zu den Zeichen unserer Zeit, daß derartige Zeitblasen, wie die beiden genannten, mit grotesker Selbsttäuschung und Selbstgefälligkeit auf den Riesen Schiller „herabsehen“ zu können und zu müssen wähnten. Und es gab ja Narren, welche alles Ernstes glaubten, so zwei Höcker der sächsischen Schweiz hätten wirklich Ursache, auf den Montblanc herabzusehen. Auch die Mode der Fritz-Reuterei ist schon im Ausgaloppiren begriffen und man braucht nicht mehr zu besorgen, auf allen Wegen und Stegen dem ewigen Onkel Bräsig zu begegnen. Für die dauernde Geltung und Wirkung auch wirklicher und wahrhafter Größen ist es kein Glück, sondern geradezu ein Unglück, wenn sie mit Trompeten und Pauken zu Be-

herrschern der literarischen Mode ausgerufen werden. Erinnern Sie sich nur an den armen und doch so reichen Jean Paul, liebe Freundin. Der seiner Zeit namentlich von euch Frauen vergötterte Modeliebling ist längst nichts mehr als eine literarhistorische Mumie. Wer lies't ihn noch? Längst hat er seinen Lohn und Ruhm dahin. Freilich, wie die Menschen nun einmal sind, kann der Poet die Mode wohl verachten, aber doch nicht ganz entbehren. Die Mode aber, als das ordinäre Frauenzimmer, welches sie ist, hat ihre Launen oder ist vielmehr aus lauter Launen zusammengesetzt. Von Vernunft und Verdienst kann daher bei ihren Gunsterweisungen keine Rede sein, sondern nur von Zufälligkeiten und von dem größeren oder geringeren Grade von Geschicklichkeit und Frechheit im literarischen „Geschäft."

Dieses scheint leider ein Autor nicht zu verstehen, welchen Begabung und Hervorbringungskraft in die Vorderreihe der deutschen Erzähler der Gegenwart stellen und dessen Talent und Leistungen doch bei weitem nicht die gebührende Anerkennung gefunden haben. Ich meine Robert Byr, unter dessen Schriften, wie ich glaube, den beiden Romanen „Die Sphinx" und „Der Kampf um's Dasein" die ersten Stellen gebühren. Beide Geschichten sind von großer psychologischer Tiefe und Wahrheit, beide ganz meisterlich erzählt. Das letzgenannte Buch hat neben dem spannenden Gang der Handlung auch einen so reichen und anregenden Gedankengehalt, daß von allen den für „klassisch" ausgeschrieenen Romanen der Modenovellisten des Tages kein einziger auch nur entfernt mit demselben sich messen kann. Sollten Sie es noch nicht kennen, so lesen Sie es unverweilt. Es wird Ihnen große Theilnahme abgewinnen. Nicht minder lebhaft empfehle ich Ihnen zwei neuere Erzählungen von Byr, die eine „Nomaden", die andere „Larven" betitelt. Jene zeichnet sich durch eine wahrhaft köstliche Frische der Darstellung aus, diese durch künstlerische Komposition. Geradezu wohlthuend wirkt auch in Byr's Büchern die Abwesenheit jenes teutonischen Chauvinismus, wie er in den berliner und leipziger Moderomanen so aufdringlich herumschnarrt. Einem Bekannten, dem ich eine von Byr's Erzählungen geliehen und der beim Zurückbringen die Frage that: „Aber wie kommt es, daß ein so vortrefflicher Autor in den Zeitungen und Zeitschriften so wenig genannt wird?" gab ich zur Antwort: „Das hat in Ermangelung besserer Gründe diese drei; 1) ist Byr „nur" ein Süddeutscher, ja sogar „nur" ein Oestreicher, 2) gehört er zu keinem der zwölf Stämme und 3) tutet er nicht in das nationalliberale Reichshorn." Bitte, lachen Sie nicht über Nr. 1, liebe Freundin. Hat es doch unlängst ein richtiger Berliner, um den Göthe nicht als Süddeutschen anerkennen zu müssen, glücklich fertiggebracht, daß der Göthe „ein Norddeutscher war, da bekanntlich nur Sachsenhausen, als südlich vom Maine gelegen, nicht aber Frankfurt zu Süddeutschland gehört." Sie wissen nicht, was Sie zu solcher Berlinerei sagen sollen? Ich auch nicht, wenn nicht etwa dieses, daß man sich in Berlin nicht wundern soll, so die Abneigung der Süddeutschen gegen das Preußenthum nicht ab-, sondern zunimmt. Als neulich das vorhin erwähnte Horngetute sogar der Lammsgeduld sächsischer Residenzphilister so zuwider geworden, daß sie in ihrem Ueberdruß lieber einen Kommunisten als einen Nationalliberalen in den Reichstag schickten, da tuteten die Herren Hornisten wüthend, das sei eine vom sächsischen Partikularismus verübte Extrabosheit. Den partikularistischen Splitter im Auge der Saxonia, Bavaria, Suevia, ja den sehen die Herren; den partikularistischen Balken dagegen im Auge der Borussia den wollen sie nicht sehen. Das specifische Preußenthum ist die eigentliche Heimat, ist die Lieblingsbrutstätte des Partikularismus. Wenn so ein königlich preußischer

Professor den Göthe — den wir Anderen, wir Deutschen schlichtweg, gerade so wie den Lessing, den Schiller, den Kant auch für einen Deutschen schlichtweg ansehen und nehmen — ohne weiteres für Norddeutschland annektirt, so könnte man mit mitleidigem Achselzucken an solcher Narrethei vorübergehen, falls sie nicht eben auch ein Ausdruck des borussischen Dünkels und Größenwahns wäre. Dieser ist es, welcher die auch von mir, wie Sie wissen, gehegte und wiederholt geäußerte Hoffnung, die reichsverfassungsmäßige Verpreußung Deutschlands könnte und müßte zur Verdeutschung Preußens führen, in eine nebelgraue Ferne rückt oder ganz vereitelt. Hier liegt die große Gefahr für die nationale Einheit. Denn das Borussenthum ist dem Reiche gefährlicher als sämmtliche „Reichsfeinde" zusammen- und Franzosen nnd Russen nicht ausgenommen.

Gute Nacht, gute und liebe Freundin. Ein andermal hoffe ich Ihnen mehr literarische Kurzweil bereiten zu können, als mir heute gegeben war. Gestatten Sie mir schließlich nur noch, Sie aufmerksam zu machen auf die „Bibliothek deutscher Kuriosa," welche ein strebsamer junger Verleger in Lindau druckt. Der zuletzt erschienene Band enthält die „Nachtwachen von Bonaventura", d. h. von Schelling. Wirklich ein Kuriosum, insofern es zeigt, wie der Genannte, welchen der verstorbene König Max von Baiern aus eigener Machtvollkommenheit zum „ersten Denker Deutschlands" kreirte, in seiner Jugend mit Jakobinismus, Atheismus und Pessimismus gerade so charlatanisirte und gaukelte, wie in seinem Alter mit christlicher Mythologie und Orthodoxie.

Gedichte.

Von **Max Heinzel.**

An Edgar.

Gedenkst Du noch der schönen Zeit,
Als wir in Jugendherrlichkeit
Des Reims Gewebe fleißig webten,
In Träumen und in Bildern lebten?
Wenn's heitrer, grüner Frühling war
Und Helios vom Himmel klar
Auf Thal und Berge niederblickte,
An tausend Wundern sich erquickte,
Die uns den tiefsten Sinn erregt;
Da haben wir es gern gepflegt,
In Wald und Wiesengrund zu liegen
Und bei der Wipfel sanftem Rauschen
Auf unser's Herzens Schlag zu lauschen.
Wie rings empor ins Luftmeer stiegen
Der Vöglein Lieder mannigfalt,
Durchklangs auch uns von Tönen bald,
Die wir mit emsiger Begier
Festbannten auf ein Stück Papier.
Und was wir schrieben, frisch und frank,
In des Empfindens Ueberschwang,
Das las man als verliebter Thor
Des Abends ach! dem Schätzchen vor.
Die Händchen in den Schooß gelegt,
In freud'ger Andacht, unbewegt,
So saß das Dichtergretchchen süß
Und schaut' uns an mit sel'gen Blicken
Mit inn'gem strahlendem Entzücken
Als wenn das ganze Paradies,
In solchem Wust verschwendet wär.
Gar mancher Kuß kam hinterher
Wenn's Niemand sah, als wir allein,
Und drang wie Ungarn's Feuerwein
Durch unser rasches junges Blut.
Ach, dieser Tage schöne Gluth,
Wie bald verging sie mit der Pracht
Der blumenbunten Zauberwelt
Die uns, von blauem Licht erhellt,
In unserm runden Hirn gelacht.
Was blieb uns noch in all dem Schwall
Des Erdentreibens, dumpf und bang?
Nichts mehr, als nur ein Wiederhall,
Ein melancholisch leiser Klang
Aus jener einzig holden Zeit
Liedreicher Jugendseligkeit.

Der Todtenkopf.

Hohläugig Haupt, ich schau' Dich an,
Als stünd' ich unter Geisterbann
In dieser dumpfigen Kapelle,
Indeß im hellsten Sonnenschein
Von draußen ruft der Fink herein,
Der heitre, lustige Geselle.

Wer trug Dich einst, Du bleiches Haupt,
Des Friedhofs heil'ger Ruh geraubt
Und in so düstrem Raum geborgen?
War's Einer, der wie ich, den Pfad
Der Qual, des Ungemaches trat,
Umschwirrt von tausend Sorgen?

War's Einer, der am Lebensmahl
Beglückt geschwungen den Pokal
Mit edlem Traubenblute
Und in der Liebe Zauberreich
Am Busen schöner Frauen weich
Und selig lächelnd ruhte?

War's Einer aus der großen Schaar,
Die stumpfen Sinns und geistesbaar,
Hinträumet ihre Erdentage?
War's Einer, der im Wissensschacht
Gedanken schlürft' in gold'ner Pracht
Und wog auf der Erkenntniß Wage?

War's Einer, der, ein reich Gemüth,
Zu schöner Menschlichkeit erblüht
In unablässig heißem Streben?
War's Einer, der dem kalten Ich
Mit allen seinen Fibern sich,
Wie einem Gott, dahin gegeben?

So summt um mich der Fragen Schwall ....
Du bleibst, ein harter Knochenball,
Schweigsam und still in Deiner Ecke ....
Vielleicht ist mir dies Alles kund,
Wenn ich im sand'gen Ackergrund,
Dir nah', zum letzten Schlaf mich strecke.

Der König der Zeit.

Da sitzt er auf dem Throne,
Ein frostiger Pedant,
Der Götze des Jahrhunderts,
Der klügelnde Verstand.
Und die Fanfaren schmettern
Und jede Kehle gellt:
Heil ihm, dem stolzen König,
Der wissensstolzen Welt.

Doch abseits von dem Throne
Da steht ein Mütterlein
Und blickt zur Erde nieder
In herber, tiefer Pein.
Und ach! gar manche Thräne
Aus seinem Auge glüht:
Das ist das rauh' verstoß'ne,
Das duldende Gemüth.

Du!

S'ist wunderbar und eigen
Wie mich das Wort entzückt,
Wie mir's das Herz berückt,
Ein Ton aus den Sphärenreigen.
Wie anders klingt mir, was Du sagst,
Du liebliches Menschengesicht;
So freut mich nicht das schönste Gedicht,
Das Du auf mich ersinnen magst.

Jetzt weiß ich's erst, jetzt bist Du mein.
Mit all Deinem blühenden Leben
Als herrlichster Schatz mir gegeben,
Als funkelnder Demantstein.
Ich küsse Dich frei, Nichts hält mich zurück —
Es schwinden mir selig die Sinne —
O köstliche, himmlische Minne,
Du lachendstes Erdenglück!

Pantheismus und Poesie.

Von S. Heller.

Ob es wahr ist, daß mit jedem Menschenauge sich ein Stück des Universums verdunkelt und mit der Menschheit das All ein Ende hätte, mag von unsern seelenlosen Naturforschern neuesten Schlages mit feinem Lächeln bezweifelt werden; dem tiefer Denkenden ist der letzte Theil des Satzes eine unumstößliche Gewißheit, und der traurige Anblick der urweltlichen und vormenschlichen Flora und Fauna mit ihren riesigen Farrenkräutern und zermalmend-gewaltigen Megatherien kann es nur bestätigen, daß die Dinge allerdings nicht für uns sind, daß sie aber nur für uns sind. Der Zauber des Menschenauges ist es allein, der die Sonne in die weiten Räume schleudert, der Baum und Busch sich mit Grün kleiden heißt, der die Ströme hingießt und auch sie zum allspiegelnden Auge macht. Aber nicht in jedem Menschenauge ist dieser Zauber verborgen. In dem Auge jener sogenannten Dichter gewiß nicht, welche ängstlich nach Stoffen für ihre Darstellung suchen, ohne zu ahnen, daß es nur das echte Dichterauge ist, welches die ewig alten Dinge ewig neu schafft, weil es sie anders sieht, als die Millionen und aber Millionen gewöhnlicher Augen, die nicht frei und königlich umherzublicken vermögen, sondern im Dienste der Noth, des hungernden Magens stehen und in der Welt etwas ganz anderes sehen als was sie ist: nicht eine Versorgungsanstalt für armselige Würmer, sondern einen unermeßlichen Göttertempel. Und noch ein Auge, nicht in süßem Wahnsinn rollend, sondern hell und scharf die Erscheinungen musternd und deren innerstes Wesen ergründend, ruht schöpferisch über dem chaotischem Durcheinander der kosmischen Mächte, es ist das Auge des Weltweisen, nicht des landläufigen Philosophen, sondern des seltenen Genius, wie er wohl nur in je einem halben Jahrtausend ersteht, um ein einziges Wort hineinzuwerfen in die wirren Massen der Alltagskinder; aber ein Wort von solcher Kraft, daß Generationen daran zu zehren haben; ein Wort, das in seiner unendlichen Wirkung und Erleuchtung ein Verfinstern des Universums verhindert, wenn der Genius müde das Auge schließt; ein Wort, daran wie an einem Lichte zahllose Kerzen sich entzünden, das wie jener biblische Logos der Heiland ist für die mühseligen und beladenen Armen im Geiste.

Ein solches Wort war das kostbare Vermächtniß des Mannes, der vor zweihundert Jahren arm und verlassen aus den Lebenden schied. Pantheismus ist das Wort und Spinoza heißt der Mann, obwohl er selbst das Wort Pantheismus niemals ausgesprochen, obwohl er sein unvergängliches Werk, die heilige Schrift des Pantheismus, beim Sterben noch gar nicht veröffentlicht und nur wenigen Freunden abgerissene Sätze daraus mitgetheilt hatte, ja diese Ethik selbst noch unvollendet geblieben ist. Man hat sich große Mühe gegeben nachzuweisen, daß Spinoza nicht ursprünglich gewesen. Man hat bald irgend ein hirnverbranntes kabbalistisches Buch aufgefunden, in welchem der Keim zur Lehre Spinoza's stecken soll, bald hat man ihn die zwei Substanzen seines Vorgängers Descartes in eine einzige mechanisch zusammenfügen lassen. Die Menschen machen es darin nicht anders und nicht besser als die Kinder, welche das schönste Spielzeug zerpochen

und an den zerbrochenen Gliedmaßen den Grund der Einheit zu haben glauben. Und doch sind die Kinder dabei noch die vernünftigern; denn ihre Puppe oder ihr Wägelchen ist wirklich aus disparaten Stücken zusammengeleimt, während in der Philosophie die Einheit immer den Grundgedanken bildet, aus welchem in reiner architektonischer Gliederung das System entsteht. Freilich aber ist der Pantheismus so alt wie unser Geschlecht und war in Religion und Poesie vorhanden, lange ehe der durchdringende Verstand eines nüchternen Grüblers ihn begrifflich zu bestimmen gesucht. Ich möchte in diesem Aufsatze zu zeigen versuchen, welche Formen der Pantheismus in der Poesie angenommen, bevor Spinoza gleichsam das Dogma desselben definirt, welches sein Schicksal in der neuern Zeit gewesen und wie es um Pantheismus und Poesie in diesen unsern Tagen steht. Vielleicht wird sich für die Geschichte der Poesie und deren Beeinflussung durch die Philosophie aus dieser einfachen Zusammenstellung mehr ergeben, als man auf den ersten Blick glauben möchte.

Poesie und Pantheismus scheinen zunächst in einem unlöslichen Contraste zu stehen, denn jener ist alles persönlich, diesem gilt die Persönlichkeit als Beschränkung und Herabsetzung des Göttlichen; allein im Vergöttlichen des Kosmos, in der Ahnung eines Lebendigen und Durchgeisteten auch beim scheinbar Leblosen und aus gleichförmiger Masse Aufeinandergehäuften kommen Poesie und Pantheismus hinwiederum überein. Von einer dichterischen Weltanschauung ist wohl jeder Pantheist ausgegangen. Unmittelbar vor Spinoza haben Giordano Bruno und Johannes Keppler die Welt für ein lebendes Wesen erklärt, ein solches ist auch der spinozistische Gott; aber der Einsiedler vom Haag wußte diesem seinem Gott alles vom Leibe zu halten, was an die menschliche Bornirtheit erinnert, und spricht ihm daher Intelligenz und Willen ab, den höchsten Stolz menschlicher Eitelkeit. Die letztere hat sechstausend Jahre alle Kreuz- und Quergänge der Cultur hindurch nicht davon lassen können, diese ihre unschätzbaren Vorzüge mit ziemlich aufdringlicher Liebenswürdigkeit auf den Ehrenscheitel ihrer jeweiligen Gottheit zu häufen. Aber die erleuchtetsten Sänger fast aller Zeiten haben immer diesem Frevel gesteuert. Unter den arischen Völkern ist der Pantheismus in der Poesie stets einheimisch gewesen; er durchdringt die Hymnen-Literatur der endlosen Weden mit ihren weitschichtigen Nachdichtungen und Commentaren. In dem Urwalde des Mahâbhârata-Epos klammern sich wie baumhohe Lianen um himmelragende Stämme an all die breiten Episoden von Schlachten, Abenteuern, Mythosophemen und rührenden Liebesgeschichten die zartesten und farbenprächtigsten Blüthen des erhabensten pantheistischen Weltgedankens und insbesondere die unter dem Namen Bhaghavad-Gita auch bei uns schon durch W. v. Humboldt bekannt gewordene großartige Episode von dem Verhältniß zwischen Gott und Welt enthält das lauterste Gold des Pantheismus, da heißt es ganz klar und unzweideutig:

„Ich bin des ganzen Weltalls Ursprung, sowie die Vernichtung auch.
Außer mir gibt es kein anderes Höheres nirgends mehr, o Freund!
An mir hängt dieses All vereint, wie an der Schnur der Perlen Zahl.
Ich bin der Saft im Flüssigen, bin der Sonne und des Mondes Licht,
In heil'gen Schriften die Andacht, Schall in der Luft, in dem Mann der Geist,
Der reine Duft von der Erdkraft, bin der Glanz auch des Strahlenquells,
In allem Ird'schen das Leben, bin die Buße im Büßenden,
Alles Lebend'gen Same bin ich, wisse, von Ewigkeit,
Bin in den Weisen die Weisheit, ich der Glanz auch der Strahlenden;
Dann die Stärke der Starken auch, die von Begier und Stolz befreit,
In den Lebend'gen die Liebe bin ich, durch kein Gesetz beschränkt, o Freund!"

Die Cultur erzeugt seltsame Widerspiele. Kalidasa, Shakespeare und — Ferdinand Raimund sind durch Jahrhunderte von einander getrennt und wissen nichts von einander; dennoch ist in Sakuntala und Urwasi, in Sturm und Sommernachtstraum, im Verschwender und Bauer als Millionär der gemeinsame, selig in der Betrachtung der Natur versunkene und ihr wie willenlos sich hingebende Geist nicht zu verkennen. In gleicher Weise wird die Behauptung kaum widerlegt werden können, daß in den Adern des Juden Spinoza ein Tropfen indischen Blutes rollte. Wohl herrscht beim Orientalen im Allgemeinen die Contemplation vor, aber es ist gewiß nicht zufällig, daß der völlige Mangel an Thatkraft, ja an einer eigentlichen Geschichte bei den Indern so wunderbar mit dem beschaulichen

Quietismus der spinozistischen Ethik zusammenstimmt, während dem Volke Spinoza's noch bis zum heutigen Tage Rüstigkeit und Thatkraft als das Wichtigste gelten und der als verloren angesehen wird, welcher sich damit begnügt, den Weltlauf zu verstehen, ohne in denselben eingreifen zu wollen.

Die hellste Offenbarung des pantheistischen Geistes möchte wohl die griechische Poesie sein. Im Homer zwar könnte es scheinen, als ob die anthropomorphische Behandlung der Götter das Aeußerste geleistet habe; das thun indeß auch die indischen Poeten und wie diese läßt es auch die Ilias nicht an Andeutungen fehlen, daß der Gott hoch über das Maaß des Menschlichen hinausgehe, ja der Helm der Athene, der so groß ist, daß die Kämpfer von hundert Städten von ihm bedeckt werden könnten, gibt an Ungeheuerlichkeit kaum etwas der ausschweifendsten indischen Phantasie nach. Und freilich wird man sich nach einem Ausspruch wie dem oben aus dem Mahâbhârata angeführten im ganzen Hellenenthum vergeblich umsehen; allein hier trifft man eben auf den Grundunterschied der hellenischen und indischen Auffassung. Diese letztere ist in jedem Sinne des Wortes excentrisch, aus dem Kreis des Geschaffenen hinausstrebend oder vielmehr den Mittelpunkt aus der Welt hinaus in die Gottheit legend; der Grieche dagegen ist am liebsten bei sich selber, der Gegenstand all seines Sinnens und Trachtens, all seiner Kunst und Poesie ist der Mensch. Das ist, wenn man will, eine Einseitigkeit; aber man wird zugeben müssen, daß sie eine berechtigte ist. In der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes geht es oft genug dialektisch zu wie bei der geistigen Entwickelung des Individuums. Die arische Weise hat sich in der indischen und in der griechischen Poesie wie in zwei Polen auseinandergelegt. Spinoza's Ethik vereinigt die beiden Gegensätze; denn während ihre beiden ersten Bücher von Gott und dem Geiste handeln, haben die drei letzten den Menschen zu ihrem ausschließlichen Gegenstande. Wer sich aber so energisch in des Menschen Körpergestalt und Gemüthsregungen, in sein Wollen und Handeln vertiefte, wie der Grieche es gethan, dem mußte frühzeitig die Harmonie des Körperbaues und die innere Einheit des Wesens sich in dem Endergebnisse einer allgemein waltenden Nothwendigkeit zusammenschließen. Dieses Resultat tritt denn auch mit überraschender Klarheit schon bei Homer an den Tag, er hat den Griechen nicht nur ihre Götter geschaffen, sondern auch die unabänderlichen Umrisse ihrer Gedankenwelt gezogen. Die Nothwendigkeit ist es, welche Menschen und Götter gleichmäßig beherrscht. Keiner der Helden kann früher sterben, als es das Schicksal über ihn verhängt; und wenn Zeus vor dem Beginn einer Schlacht über den Ausgang entscheiden will, so nimmt er früher die Wage zur Hand und sieht, auf welcher der Schalen das Todesloos sich zu Boden neigt. In der Ilias erscheint diese Nothwendigkeit noch als etwas Unbegriffenes, daher die Klagen über die Vergänglichkeit der menschlichen Wesen, daher der Ausspruch, daß es nichts Jammervolleres gebe als der Mensch, oder daß der Mensch ein viel zu erbärmliches Ding sei, um den Göttern Theilnahme einzuflößen. In der Odyssee dagegen erscheint diese Nothwendigkeit bereits mit gediegen sittlichem Gehalte erfüllt, jeder leidet nicht mehr und nicht weniger als er verdient, die Nothwendigkeit ist geadelt durch maßvolle Gerechtigkeit.

Auch der spinozistische Gott hat diese eiserne Nothwendigkeit in seinem Gefolge, oder richtiger, er ist selbst nichts anderes als diese Nothwendigkeit und das höchste Ethos des Menschen ist es, diese Nothwendigkeit zu begreifen, sein eigenes Wesen zu ihr zusammenzustimmen und in dem Bewußtsein davon die unaussprechlichste Seligkeit zu genießen. Genau denselben Läuterungsproceß hat die nachhomerische griechische Poesie durchgemacht. Allgemach verstummen die lüsternen Märchen von den Göttern, die Mythen von deren Grausamkeit und alles von ihnen erzählte Unwürdige. Ein Pindar, ein Xenophanes weisen mit Entrüstung alle diese nur noch von den Komikern vorgebrachten Geschichtchen als Fabeln zurück. In zerschmetternder Großheit erscheint die Nothwendigkeit auf dem mächtigen Kothurn des titanischen Aeschylus. In seinem Agamemnon sind Hymnen auf den Zeus, deren sich kein christlicher Heiliger zu schämen brauchte; des Menschen Kraft schrumpft gegen diese Uebermacht bis zur Nichtigkeit zusammen, die Götter füllen zum großen Theil die Bühne, von den Menschen, um deren

Geschick es sich dabei handelt, gilt das Shakespeare'sche: We are flies in the hand of the Gods, they kill us for their sport. Und doch ist es überall die Weihe einer gerecht waltenden Nemesis, die uns mit ihren Schauern durchrieselt, eine stahlharte Männlichkeit und eine alles zerschmelzende religiöse Innigkeit spricht aus diesen in der Schmiede der gigantischen Cyclopen gehämmerten Versen. Der zweite Tragiker ist in den Spuren seines Vorgängers gewandelt, und wenn er auch den furchtbaren Ernst durch bestrickende Grazie mildert und den Menschen mehr in den Vordergrund der Handlung schiebt, so beweist doch Sophokles überall, daß er weder den Homer, noch den Äschylus vergessen, auf dessen Schultern er steht. Gespenstisch blickt uns das Medusenbild der Nothwendigkeit aus dem Oedipus entgegen, aber im Haine von Kolonos singen die Nachtigallen über dem Grabe eines vom Schmerz zum Halbgott Geadelten; erschüttert entläßt uns im Prologe des Aias die Göttin Athene, wenn sie dem Odysseus zeigt, daß die Menschen nur ein Schatten sind gegen die Kraft der Götter; aber der in sein Schwert sich stürzende Held verdient sich ein ehrenvolles Grab und versöhnt uns mit dem nach den Grundsätzen menschlichen Verstandes verfahrenden Geschicke, das bereits in das Bewußtsein des Griechen als von ihm selbst gewollt und gebilligt eingezogen ist. Der neueste Culturgeschichtschreiber Friedrich von Hellwald macht nicht übel Miene, die Griechen als ästhetische Faullenzer und Phrasendrechsler zu verschreien, weil sie keinen despotischen Großstaat wie die Römer gegründet haben. Man könnte eben so gut über Spinoza außer sich gerathen, daß er nicht in Amsterdam ein großes Handlungshaus errichtet, das seinen Namen verewigt. Das Vorwiegen der Intelligenz und das lebendige Gefühl des reinen Menschenthums ließen hier wie dort nur lautere Gebilde aufkommen. Wie Thucydides sein herbes, aber classisches Geschichtswerk als ein Besitzthum für die Ewigkeit (κτῆμα ἐς ἀεί) niederlegte, so stellten die Griechen ihre Statuen, ihre Epen und Dramen, ihre freien Staaten ruhig hin und überlassen uns mit unsern frostigen Monumenten, unsern Messiaden und dramaturgischen Miseren, unsern Staaten mit den stehenden Heeren und steuerzahlenden Philistern das Nachsehen und Seufzen und die Sehnsucht nach dem faullenzenden Hellas.

Dem arischen Geist den semitischen entgegenzusetzen, wie es durch Renan üblich geworden ist, halte ich nicht für rathsam. Nach den neuesten Forschungen von Lenormant und Schrader, nach den alt-assyrischen Funden und manchen andern Anzeichen sind die meisten semitischen Völker der arischen Vorstellungsweise nicht so fremd gewesen, wie man gemeiniglich anzunehmen pflegt. In der Poesie der Hebräer begegnen wir indessen der außerordentlichen Erscheinung, daß sie sich von der Natur, dem Urquell aller musischen Begeisterung, völlig losgesagt zu haben scheint, daß alles Körperliche und Gegenständliche in ihr zur todten Maschine herabgedrückt ist und daß nur Einer lebt und webt und mit dem All nach wildester Willkür schaltet. Hier hat die Poesie sich ihres heiligsten Rechtes begeben, die Formen und Erscheinungen für freies Spiel der menschlichen Phantasie zu erklären, sie ist in den Dienst eines andern getreten, sie betet einen Jehova an, der die Winde zu seinen Boten, flammende Blitze zu seinen Dienern macht, auf dessen Geheiß Leviathan und Behemoth die Meerestiefe und den Boden der Erde zerwühlen, dabei gibt sie diesem Gott menschliche Tugenden und Laster in kolossalischer Uebertreibung, er ist langmüthig und reich an Gnade und gedenkt es seinen Verehrern bis ins tausendste Glied, aber er ist auch eifervoll, Dampf steigt aus seinen Nüstern, wenn er ergrimmt, und als ein fressendes Feuer vernichtet er Alles, was ihm im Wege steht. Kein Mensch darf ihn fragen: was thust du? denn seine Wege und Gedanken sind weit von der Menschen Wegen und Gedanken wie der Himmel hoch ist über der Erde. Da gilt kein Räsonniren, dem klagenden Job antwortet er zwar aus dem Wetter, aber das ist gar keine räsonnable Antwort, Job soll sich damit bescheiden, daß er das Licht nicht gemacht, daß er die Sternenkränze nicht gewunden, daß er das wiehernde Roß nicht geschaffen. Hier ist nur eine Seite des Pantheismus: der alles bewältigende Gott, außer dem nichts ist, gegen den nichts aufkommt, „was einen Hauch in der Nase hat." Es ist der spinozistische Gott wie er leibt, aber freilich nicht, wie er lebt. Es war der welterleuchtende Gedanke Spinoza's, mit der Darlegung von der Idealität Gottes mit

dem Kosmos die jüdisch-christliche mit der alt-arischen Anschauung unlöslich verbunden zu haben, und wer da weiß, wie schwer es dem Menschen ist, aus und über sich selbst hinauszugelangen, der wird die beispiellose Großthat der Philosophie Spinoza's in der Aufstellung der einen und einzigen Substanz erst recht zu würdigen verstehen. Die hebräische Poesie hat es aber zu ihrem schweren Schaden inne werden müssen, zu keinem Verständnisse der Welt gekommen zu sein. Niemals ist sie in Folge dessen auch bis zu einer Gestaltung der Welt vorgeschritten, das Epos ist ihr bis auf die schlichte Erzählung, das Drama aber völlig fremd geblieben, von einer klaren und pragmatischen Geschichtschreibung ganz zu schweigen. Nichts macht in den Büchern des alten Bundes einen so erstaunlichen Eindruck wie das Buch Esther, wo eine Hofintrigue ohne alle Beimengung von überirdischen Zeichen und Wundern mit meisterhafter Bloslegung der wahren Motive und des innern Zusammenhanges schlicht und anspruchlos vorgetragen wird.

Das neue Testament ist in dieser Hebräisirung der Speculation womöglich noch weiter gegangen, ihm ist der Beherrscher dieser Welt (ὁ ἄρχων τοῦ κόσμου τούτου) geradezu der Teufel selbst, und volle tausend Jahre haben fromme Christen von Jahr zu Jahr den Weltuntergang, das Erscheinen des Sohnes in den Wolken zur Rechten des Vaters und das lodernde Weltgericht erwartet. Die mittelalterliche Nacht deckte ganz Europa und auch der Islam, der aus jüdischen und christlichen Quellen schöpfte, lag unter dem Schatten des Mittelalters, wenn diese auch lange nicht so dicht waren, wie die ägyptische Finsterniß, welche von Rom ausging. Auch die arabische Poesie, welche bis auf Mohamed nur aus Liedern der einzelnen Stämme bestand, ist seitdem innerhalb der Lyrik festgebannt geblieben. Nur daß arische Völker unter dem Scepter der Abbassiden durch außerordentliche Dichter-Genien des unerträglichen Druckes der knechtischen Koranvorschriften und des starren Monotheismus enthoben wurden. Noch heute halten die Perser den Hafis für einen Heiligen, der sich über die klösterliche Askese, Werkheiligkeit und Schriftgelehrtenthum weidlich lustig macht:

„Sieh an den Mönch, den fluchenden,
Und nimm dir ein Exempel dran,
Denn daß er nicht mit Haut und Haar
Des Teufels sei, das ist ein Wahn.

Mit aller Andacht früh und spat
Lies in der Schönheit Alkoran,
Denn daß ein ander heilig Buch
Authentisch sei, das ist ein Wahn."

Firdusi weckt den alt-arischen Gedanken vom Kampfe zwischen Licht und Dunkel, zwischen Iran und Turan, zwischen Ormuzd und Ahriman und dichtet sein weitläufiges, grandioses Epos, und der geniale Mystiker Dschelaleddin Rumi dichtet den herrlichen pantheistischen Hymnus:

„Ich bin der Morgenschimmer, ich bin der Abendhauch,
Ich bin des Haines Säuseln, des Meeres Wogenschwall.
Ich bin der Vogelsteller, der Vogel und das Netz.
Ich bin das Bild, der Spiegel, der Hall und Widerhall.
Ich bin der Rausch, die Rebe, die Kelter und der Most,
Der Zecher und der Schenke, der Becher von Krystall.
Die Kerz' und der die Kerze umkreist, der Schmetterling;
Die Ros' und, von der Rose berauscht, die Nachtigall.
Ich bin der Kalk, die Kelle, der Meister und der Riß;
Der Grundstein und der Giebel, der Bau und sein Verfall.
Ich bin der Wesen Kette, ich bin der Welten Ring,
Der Schöpfung Stufenleiter, das Steigen und der Fall.
Ich bin, was ist und nicht ist. Ich bin, o du, der's weißt,
Dschelaleddin, o sag' es, ich bin die Seel' im All."

Das Christenthum, um sechshundert Jahre älter als der Islam, hat im dreizehnten Jahrhundert, als Dschelaleddin Rumi dichtete, noch keinen Poeten aufzuweisen, durch dessen heiße Einbildungskraft die ehernen Mauern, welche diese Religion zwischen Gott und Welt aufgerichtet, glühend und durchsichtig geworden wären. Zwar in dem denk-

würdigen Sonnengesang des heiligen Franz von Assisi (zwölfhundert) ist wenigstens die Ahnung von der Verschwisterung aller Creaturen in den herzergreifenden Anrufen an Bruder Sol und Schwester Luna, ja selbst an den Bruder Tod (suor morte) ausgesprochen; aber sogar noch Dante bei aller Plastik des Ausdrucks, bei allem Eingehen auf die heidnische Mythologie quält sich und uns mit der ganzen Abstrusität und Spitzfindigkeit der Scholastik des heiligen Thomas, in dessen Fußstapfen er tritt, in dessen haarspalterischen Distinctionen seine Beatrice und selbst der vor Christus gestorbene Vergil mit ihm sprechen. Von dem mohamedanischen Spanien herüber bekommt die christliche Provence und von dieser aus die ganze Christenheit ihre Lyrik, und an den Grundstock der heidnischen Artus-Sage, der Edda-Mythen, kurz des vorchristlichen Kelten- und Germanenthums lehnen sich die Anfänge der christlichen Epik. Das christliche Drama aber ist, solange es in der Kirche eingeschlossen bleibt, bis zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nicht lebensfähig mit seinen Passionsgräueln, mit seinen Eselsfesten und burlesken Diablerien. Erst die Renaissance mit ihrem tiefen pantheistischen Grundzuge, der Humanismus mit seiner Wiedererweckung der Antike, erst die großen Erfindungen und Entdeckungen mit dem hellen Weltblick ihrer Erfinder und Entdecker brachten für Europa die Erlösung. Da war es, wo in einer der sogenannten Moralitäten, einem beißenden in Paris aufgeführten Pasquill „l'Ancien Monde“, die alte Welt als eingeschlafen dargestellt wurde und wie die christlichen Todsünden, sich diesen Schlaf zu nutze machend, es versuchen, Pfeiler an Pfeiler herbeizubringen, um eine neue Welt aufzubauen, wie aber diese neue Welt so erbärmlich ausfällt, daß von dem dabei erregten Heiden-Spektakel diese ganze kunterbunte Schöpfung über den Haufen stürzt, Ancien Monde darüber erwacht und die Zügel der Herrschaft wieder kräftig erfaßt — eine auch für unsere Tage nicht mißzuverstehende Allegorie! Jetzt regt es sich an allen Ecken und Enden; in Spanien muß das Drama noch schwere Tribute an die Kirche zahlen: die Lope, die Calderon treten alle in geistliche Orden und erkaufen sich durch Hunderte von Autos sacramentales das Recht ihrer weltlichen, oft ganz heidnischen Dramen, wenn diese auch noch tief gebeugt unter dem Joche des Dogmas daherwandeln; aber die altenglische Bühne, die kühnste Kunsterscheinung aller christlichen Säcula zusammen, athmet auch die Philosophie des Jahrhunderts — Shakespeare ist der Zeitgenosse Spinoza's.

Ein Zeitgenosse Spinoza's und Shakespeare's war auch jener deutsche Dschelaleddin, der hochbegnadete Johann Scheffler, aus dessen cherubinischem Wandersmann die ärgsten Ketzereien gegen das katholische wie protestantische Kirchensystem wie Feuerbrände in die frommen Seelen geschleudert wurden. Man glaubt, einen gereimten Spinoza vor sich zu haben, wenn man Verse liest wie die folgenden:

„Die Rose, welche hier dein äußres Auge sieht,
Die hat von Ewigkeit in Gott also geglüht.“

Oder die zwei wichtigen Propositionen der Ethik:

„Was ist Gott's Eigenschaft? Sich ins Geschöpf ergießen,
Allzeit derselbe sein, nichts haben, wollen, wissen.“

Ein Hegel dürfte mit den Zeilen zufrieden sein:

„Ich bin so groß als Gott, er ist als ich so klein,
Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein.“

Und ein Fichte mit dem großartigen Ausspruch:

„Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben:
Werd' ich zu nicht, er muß vor Noth den Geist aufgeben.“

Scheffler hat später Buße gethan, als er Katholik wurde. Hundert Jahre darauf that Winckelmann dasselbe, aber nur, um sich ganz ungestört in Rom seinen Kunstbetrachtungen hinzugeben und ein modernes Heidenthum in Deutschland zu gründen, das nicht mehr wie das antike unbewußt dem Pantheismus huldigte, sondern an Spinoza sich groß und stolz emporrichtete. Lessing hat erst gegen das Ende seines Lebens sich schüchtern zu Spinoza bekannt; aber Goethe ist von seiner ersten Jugend bis ins Greisenalter nicht

aus den Gleisen gewichen, die der Schöpfer des Pantheismus unverlöschlich in die Sonnenbahn der menschlichen Geistesentwickelung gedrückt und feierlich legte er sein hundertmal wiederholtes Credo ab:

„Was wär' das für ein Gott, der nur von außen stieße" u. s. w.

Jeder Schritt, den die Poesie abseits vom Pantheismus gethan hat, kann im Gesammtverlaufe der Weltliteratur als verfehlt, ja als eine Verirrung nachgewiesen werden.

Die Kant'sche Philosophie hat Schillern eine Reihe trefflicher ästhetischer Aufsätze, aber nur ein einziges Gedicht eingegeben, in der Geschichte der Poesie ist sie sonst spurlos dahingegangen. Kant's Nachfolger sind sammt und sonders wieder auf den Pantheismus zurückgekommen, bis Schopenhauer's Pessimismus eine neue Weltanschauung zu begründen versuchte. Bis jetzt ist diese auf dem Gebiete der Dichtkunst ziemlich unfruchtbar geblieben und es bleibt abzuwarten, ob eine Doctrin, welche eigentlich nur ein neues sich atheistisch geberdendes Christenthum ist, im Stande sein wird, die Poesie mit etwas anderm zu befruchten, als mit lyrischen Ergüssen über den Jammer des Daseins, was Homer, Sophokles, Shakespeare und Byron längst gethan. Spinoza aber, dessen Geist die Poesie seit deren Ursprung umschwebt hat, wird wohl auch im Verfolge nicht aufgegeben werden können, das hat dieser Aufsatz als Feier seiner Erinnerung in einer der Dichtkunst und deren Erkenntniß gewidmeten Zeitschrift kurz ausführen wollen.

Die Grazer Poeten-Colonie.

Plauderei

von P. K. Rosegger.

Im letzten, südöstlichen Winkel der deutschen Lande, den hier der magyarische, dort der slavische Stamm abgrenzt, lodert noch einmal in voller Kraft der deutsche Geist. Es ist das so natürlich, wie etwa das mächtige Anfluthen und Aufschäumen des Meeres an seinem Strande. Sie möchten uns wohl gerne zurückdrängen; der Ungar ist ein gar rüder Geselle; vom Slovenen sagt man auch, daß er von Jahr zu Jahr tiefer ins Deutsche hereinfrißt. Schier der größte Theil unserer Köchinnen, Kinderwärterinnen und Dienerinnen ist aus dem Wendenlande heraufgekommen; aber hier werden sie deutsch, sprechen deutsch, kochen deutsch, lieben und heirathen deutsch — nur in der Kirche bedienen sie sich ihres wendischen Gebetbüchleins, weil sie doch nicht ganz überzeugt sind, ob der liebe Herrgott auch deutsch versteht. Ferner finden sich an unseren Hochschulen viele Italiener, die nächtlicher Weile die Straßen der Stadt mit welschem Gejohle beleben, hingegen zur Tageszeit deutsche Wissenschaft und deutsches Bier einsaugen. Des Weiteren ist die Bevölkerung urdeutsch und zwar in jenem Mittelgrade geschäftlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse, der den idealen Interessen am günstigsten ist; und unsere Volksmänner, wie Kaiserfeld und Rechbauer tragen nicht das Wenigste dazu bei, den Sinn für Schönes und Edles im Herzen des Steiermärkers zu wecken und zu heben. Zudem gibt es im österreichischen Pensionopolis viele Leute, die Feierabend gemacht haben und sich vor dem Schlafengehen gerne noch ein wenig in der Kunst- und besonders in der Bücherwelt umsehen. Selbst der Exminister Hohenwart und Don Alfonso, der spanische Ritter, sollen ihrer heißen Tage im stillen Lesestübchen vergessen; und Benedek der Feldherr, dem ihr Preußen vor eilf Jahren so rücksichtslos das Leben vergällt habt, spazirt, ein kleines, bäuerlich aussehendes Männlein mit der Cigarrenpfeife in den Platanenalleen des Stadtparks und brütet über literarische Ideen. Er schreibt, wie es heißt, Memoiren, die erst nach seinem Tode veröffentlicht werden sollen.

Die zahlreichen Vereine für Geselligkeit und Bildung und die Presse tragen viel dazu bei, deutschen Geist und Sinn in unserem Alpenlande zu fördern.

Graz, die Stadt von vierundneunzigtausend Einwohnern hat zehn Buchhandlungen, an denen die Thürangeln nicht rosten, hat außer den zahlreichen Fachschriften neun Blätter politischen, belehrenden und unterhaltenden Inhaltes, wovon keines an der

Theilnahmslosigkeit des Publikums krankt. Vor Kurzem noch hatten wir ein fix und fertiges Literaturblatt, das sich mit allen Zweigen deutscher Geistesarbeit kritisch beschäftigte. Mit dem gings zu Ende, weil es als Beilage an ein politisches Tagesjournal gekettet war, und sich also seine speciellen Freunde nicht suchen konnte. Im vorigen Spätherbste gründete der Schriftsteller Mels gar eine „Grazer Wochenschrift", welche die süddeutsche „Gegenwart" hätte werden sollen; sie machte keinen schlechten Anfang, da war eines frostigen Dezembermorgens der Redakteur davon. In Berlin war sein „Neuer Frühling" durchgefallen, und seitdem vermissen wir die „Grazer Wochenschrift." Mels hat es verstanden, auch solche Leute für sich zu interessiren, die um Literatur sich sonst wenig zu kümmern pflegen, als Hausherren, Bäcker, Fleischer, Professionisten u. s. w., Leute, die in ihren „Frühlingshoffnungen" getäuscht den plötzlichen Verlust des ihnen so „theuer" gewordenen Poeten tief beklagen.

Graz hat bekanntlich der dramatischen und der bildenden Kunst manchen talentvollen Jünger gegeben; aber Graz wäre — wollte es großmüthig sein — auch im Stande, den ganzen deutschen Parnaß mit Dichtern und Dichterinnen zu bevölkern. Graz an der Mur, „la ville de Grâces sur la rivière de l'amour!" wie jener Franzose sagte, ist zu schön, um nicht poetisirende Einwohner zu haben; da dichten nicht blos die Studenten, sondern auch ihre Mütter suchen an ihren Jungen den Namen „Musensöhne" zu rechtfertigen. Da dichten die Schülerinnen des Mädchenlyceums und die Commis der Manufakturwaarenhandlungen, die Seifenfabrikanten und die alten Soldaten. Sie alle singen das eine, ewig Menschliche, das Lied von der Sehnsucht: — sich gedruckt zu sehen. —

Am wenigsten bei uns dichten — die Dichter. Anastasius Grün, der Patriarch der Grazer Poetengilde ist ganz verstummt, um so mehr wird über ihn gedichtet, geschrieben und gesprochen. Vorderhand haben sich zwei Anastasius-Grün-Vereine gebildet, die es sich zur Aufgabe machen, dem österreichischen Dichterpatrioten ein Marmordenkmal zu setzen und ihn in den grünen Park, der mitten in unserer Stadt liegt, aufzustellen, weil es die große Menge vorzieht, einen echten Dichter in Stein zu bewundern, als in seinen Werken.

Der siebenundsiebzigjährige Gottfried Leitner, der steirische Uhland, hat sich auch in seine stille Stube zurückgezogen, um — des Tages allgemeiner Anerkennung zu harren.

Welt- und sangesfreudiger ist Friedrich Marx, der Dichter der „Olympias", der vor wenigen Wochen die dritte reichvermehrte Auflage seiner Gedichte: „Gemüth und Welt"*) ins deutsche Volk gesäet hat.

Finsterer blickt Fritz Pichler drein, seitdem sein vor wenigen Jahren erschienenes episches Liederbuch: „Runen und Reime" trotz seines originellen, echtpoetischen Geistes abseits der breiten literarischen Straße liegen gelassen wird.

Hingegen wäre über Margarethe Halm, die in der Eckstein'schen „Dichterhalle" singt, viel zu sagen; nur von dieser elektro-magnetischen Dame konnte das „Wetterleuchten" ausgehen, das mitten im letztvergangenen Dezember den ganzen deutschen Literaturhimmel überrascht hat. Hiesige Schriftsteller scheuen sich, mit der so excentrischen Frau zu verkehren, weil die Atmosphäre um sie stets mehr oder minder gewitter-

*) Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

schwanger ist; besonders ist es den Journalisten gerathen, ihr nur unter dem Schutze eines Blitzableiters zu nahen, und selbst wenn dieser Blitzableiter auch nur eine Stahlfeder wäre, die wenigstens einmal die Genialität der Frau Margarethe Halm öffentlich eingestanden hätte.

Crassus, der bekannte Mitarbeiter der Münchner „Fliegenden Blätter" wird hier manchmal in Begleitung eines großen schwarzen Hundes durch die Gassen wandeln gesehen. Noch grimmiger wie sein Bullenbeißer sieht er selbst drein, soll aber, wie es heißt, in seiner Höhle um so heiterer werden, wenn er mit seiner scharfen Feder die Welt kitzelt.

Geselliger sind die Literaten Adolf Weiß, Anton Schloßar, Ludwig von Hörmann, der Verfasser der „Tiroler Typen", mitsammt seiner Frau, der Dichterin Angelika Hörmann, die durch ihr Volksepos „Die Saligen" sich einen schönen Namen gemacht hat. Um einen Blick über unsern Poetenkreis hinauszuwerfen, leben in Graz zahlreiche wissenschaftliche und Fachschriftsteller. Da sind die Geschichtsforscher Prof. Krones, Prof. Franz Weiß, Hans von Zwiedinnk-Südenhorst und Dr. Richard Peinlich. Da sind die Philosophen Dr. Riehl, Franz Haas, der Aesthetiker Dr. Adalbert Swoboda, der Nationalökonom Hermann Bischof und so fort noch ein Dutzend aufzählbar von tüchtigen Schriftstellern und solchen, die es sein wollen.

Graz ist ja wahrhaftig eine Stadt der Geister, der guten und der bösen; aber sie vertragen sich recht anständig miteinander, weil sie eben nicht — zusammenkommen.

Es gibt hier zwar einen Schriftstellerverein, aber der sorgt nicht für Geselligkeit, sondern für die Wittwen der Schriftsteller, diese mögen nun durch die Kritik todtgemacht, todtgeschwiegen oder eines natürlichen Todes gestorben sein. Bisweilen erfreut uns ein freundlicher Besuch aus Deutschland, der uns dann um den Gast zusammenschart, so daß wir uns allemal gegenseitig wiedersehen, so oft aus dem Norden oder aus dem Westen ein lieber Genosse in unsere Stadt kommt. Wiener Collegen geben uns öfters die Ehre und sie können sich gar nicht genug wundern, über die warme und aufrichtige Freundschaftlichkeit, die unter den Grazer Literaten herrscht. —

Einer, wenn auch nur von wenigen Personen verbürgten Sage nach, lebt hier auch der Dichter Robert Hamerling, von welchem die norddeutschen Kritiker behaupten, daß er in Oesterreich, und die österreichischen, daß er in Norddeutschland „überschätzt" wird. Wo Hamerling am meisten gelobt wird, weiß ich nicht; ich weiß nur, wo sie ihn am nachhaltigsten schelten — das geschieht in seinem eigenen Vaterlande. Denn während eine in Berlin redigirte Zeitschrift bloß zwei vernichtende Kritiken über Hamerling's „Aspasia" brachte, vernichtete ein Wiener Kritiker sechs mal dasselbe Werk in sechs verschiedenen österreichischen und außerösterreichischen Blättern. Größer als Hamerling's Talent ist jedenfalls Hamerling's Geduld und die Ausdauer, mit welcher er zu dichten und zu schreiben noch immer fortfährt, was bei seiner bis zum Krankhaften ausgebildeten Hochachtung und Scheu vor der journalistischen Kritik um so mehr zu verwundern ist. Kränklich, unverheirathet, nur von seinen greisen Eltern umgeben und in jeder Beziehung das, was man einen Pechvogel nennt, zieht er sich immer tiefer zurück von der Welt und sucht Trost für ein verfehltes Dasein in philosophischen, physiologischen, astronomischen, mineralogischen und numismatischen Studien.

Da war doch unser Leopold von Sacher-Masoch ein ganz anderer Mann,

wenigstens, bevor er sich verheirathete und von hier nach dem nahen Bruck an der Mur übersiedelte. Der setzte einen Ehrenpunkt darein, immer mit der schönsten Frau, der liebenswürdigsten Schauspielerin der Stadt eine Liaison zu haben, aber nur, um seinen Recensenten zu imponiren; und als dies nicht half, schrieb er in ritterlichem Muthe Broschüren gegen dieselben. Darauf verschworen sich diese, ihn todt zu schweigen. Und sie schwiegen — schwiegen bis heute und thun ihm dadurch, wie es scheint, einen großen Gefallen. Mausetodt für die Wiener Blätter streckt und reckt er sich als „genialer Kleinrusse" um so behaglicher in der Pariser „Revue des deux mondes", und lacht über die dummen Deutschen.

Schließlich wollte ich noch recht viel von mir selbst erzählen, sehe aber mit Schrecken, daß ich ganz unversehens aus Graz und sogar aus Deutschland hinausgerathen bin. Einmal so weit gekommen ist das Beste ein kurzer Schluß.

Briefe von Charles Dickens an H. C. Andersen.

(Aus Andersen's Nachlaß).

Mitgetheilt von **Emil J. Jonas.**

I.

Villa des Moulineaux bei Boulogne, Sonnabend den 5. Juli 1856.

Mein lieber Hans!

Ich bin außerordentlich betrübt, daß ich Ihrem Freunde, Herrn B., nicht die Aufmerksamkeit und das Interesse zeigen kann, welche ich mit dem größten Vergnügen gegen einen Freund von Ihnen an den Tag legen möchte. Aber ich habe London für diesen Sommer den Rücken gekehrt, um hier inmitten eines schönen Gartens freier und angenehmer arbeiten zu können. Sie wissen, mein lieber College, welche Störungen das Leben in London mit sich bringt, und welche Erleichterung man fühlt, nachdem man ihnen entschlüpft ist. Sie werden sich daher gewiß nicht wundern, daß ich so lange als möglich von dort fern bleibe und die Absicht habe, nicht vor dem Spätherbst dorthin zurückzukehren. Ich kann dies Ihrem Freunde, Herrn B., nicht schreiben und es ihm selber nicht erklären, weil ich mit Ihrem Briefe, den er in meinem Hause in der Stadt abgegeben, nicht zugleich auch seine Karte erhalten habe. Aus diesem Grunde kenne ich nicht seine Adresse; aber wenn Sie ihn wiedersehen oder ihm schreiben, so bitte ich Sie, mir die Gefälligkeit zu erweisen und ihm zu sagen, wie sehr es mich gefreut haben würde, Alles zu versuchen, um seinen Besuch in London so heimisch und angenehm zu machen, als ich vermocht hätte. Sie sind viel zu bescheiden, als daß Sie im Stande wären, ihm zu sagen, mit welcher Freude und Herzlichkeit ich eine Hand ergriffen haben würde, welche erst vor Kurzem in der Ihrigen ruhte — deßhalb will ich es ihm selbst sagen, wenn er hierher wiederkehrt. Und wann kehren Sie wieder, mein Freund? Neun Jahre sind, wie Sie selber sagen, entflohen, seit Sie unter uns standen. Während dieser neun Jahre sind Sie nicht aus dem Herzen des englischen Volkes hinausgedrängt, sondern im Gegentheil noch besser bekannt geworden und haben mehr Liebe errungen als damals, wo Sie meine Landsleute zum ersten Male sahen. Wenn Alladin einmal aus den Höhlen jener Kenntnisse erscheint, um eine Triumphreise auf Erden und uns Alle weiser und besser zu machen — was, wie ich weiß, Ihre Absicht ist — dann müssen Sie wiederkommen und uns besuchen. Sie müssen dann zu mir kommen und in meinem Hause wohnen. Wir wollen Alles daran setzen, um Sie glücklich zu machen. — Ich arbeite fleißig an „Klein-Dorrit" und sie wird mich noch während neun bis zehn Monaten fesseln. Sie ist wunderbar beliebt in England. Daß ich zufällig den Namen meines Landes nenne, erinnert mich daran, Ihnen zu sagen, daß Sie jetzt merkwürdig gut englisch schreiben und daß Ihr Brief, welcher jetzt auf meinem Pulte liegt, ganz ebenso geschrieben ist, wie ein Engländer ihn schreiben würde.

Meine Frau bittet mich, Ihnen zu sagen, daß sie sich tödtlich beleidigt fühlen würde, wenn Sie annehmen sollten, sie habe Sie vergessen, und daß Sie ihr nur Gerechtigkeit

widerfahren ließen, wenn Sie vermuthen, daß Sie in ihrer Erinnerung noch leben. Diejenigen von meinen Kindern, welche Sie in Boardstairs am Meere sahen, und besonders meine beiden Töchter, welche nun bereits junge Mädchen geworden sind, sind sehr ungehalten darüber, daß Sie die Möglichkeit überhaupt zugeben, sie sollten Hans Christian Andersen vergessen haben. Sie sagen, daß wenn Sie sie halb so gut kannten, wie sie seit vielen Jahren „Däumelinchen" und das „Junge Entelein" kennen, Sie eine andere Meinung von ihnen haben würden. Uebrigens senden sie Ihnen ihre liebevollsten Grüße und vollständige Verzeihung.

Mein lieber Andersen! Ich habe die herzlichste Freude gefühlt, indem ich wieder von Ihnen hörte, und ich versichere Sie, daß ich Sie lieb habe und höher achte, als ich es Ihnen auf einem so langen Papier schreiben könnte, wie es erforderlich wäre, um den Weg von hier nach Kopenhagen bedecken zu können.

Stets Ihr ergebener Freund

Charles Dickens.

II.

Stavlstok Home, London den 3. April 1857.

Mein lieber Hans Andersen!

Ich empfing Ihren willkommenen Brief vorgestern und beeile mich, denselben sofort zu beantworten. Ich hoffe, meine Antwort wird Sie augenblicklich dazu bestimmen, daß Ihr Sommerbesuch bei uns bleibt.

In London selbst werden wir wol nicht früher erscheinen als nach der ersten Woche im Juni, aber Sie finden uns auf einer kleinen Landstelle, welche ich besitze, nur siebenundzwanzig Meilen von der Hauptstadt. Sie liegt an einer Eisenbahnlinie, nur anderthalb Stunden Weges von London, in einer sehr schönen Gegend in Kent. Sie werden dort ein heimisches Zimmer mit einer entzückenden Aussicht erhalten und werden darin so ruhig und gesund wohnen, wie in Kopenhagen selbst. Sollten Sie während Ihres Aufenthaltes bei uns wünschen, eine Nacht in London zuzubringen, so wird unser Haus vom Dach bis zum Keller zu Ihrer Verfügung stehen. Eine Dienerin, welche zugleich eine Freundin von uns, und die während vieler Jahre bei uns gewesen und nun verheirathet ist, wird das Haus hüten und gleichzeitig von ganzem Herzen zu Ihrer Verfügung stehen.

Nun, entschließen Sie sich also nach England zu kommen! Wir werden den ganzen Sommer auf der genannten Landstelle, anderthalb Stunden Weges von hier, zubringen, und wenn Sie mich wissen lassen, wann wir Sie erwarten können, werden wir der Zeit mit der herzlichsten Freude entgegensehen.

Was Sie mir von Ihrem neuen Roman berichten, interessirt mich in hohem Grade, und Sie können überzeugt sein, daß derselbe keinen aufmerksameren und ernsteren Leser als mich finden werde. Ich sehne mich förmlich nach seinem Erscheinen. „Klein-Dorrit" hat mich augenblicklich vollständig in Beschlag genommen. Ich hoffe, ihre Geschichte am Schlusse des gegenwärtigen Monats zu beendigen, und wenn das geschehen ist, werden Sie mich während des Sommers als vollkommen freien Mann finden, der Cricket spielt und sich mit aller Art englischen Spielen im Freien die Zeit vertreibt.

Die beiden kleinen Mädchen, welche Sie in Boardstairs sahen, als Sie England verließen, sind nun junge Damen geworden und mein ältester Sohn ist über zwanzig Jahre alt. Aber wir haben Kinder aller Größen, und alle lieben Sie! Sie werden sich in einem Hause voll bewundernder und liebevoller Freunde befinden, welche an Höhe von drei Fuß bis fünf Fuß neun Zoll variiren! Merken Sie sich jetzt, daß Sie nicht mehr daran denken dürfen, nach der Schweiz zu reisen: Sie müssen zu uns kommen!

Indem ich Ihnen die herzlichsten Grüße meiner ganzen Familie bringe, bin ich, lieber Andersen, Ihr herzlich ergebener

Charles Dickens.

III.

Gads Hill Place, Higham bei Rochester, Mittwoch den 2. September 1857.

Mein lieber Andersen!

Ich bin fern von hier — in Manchester — gewesen, was auch die einzige Ursache der späten Beantwortung Ihrer zwei willkommenen Briefe gewesen ist. Nun sind Sie wieder in Ihrem eigenen Heim und, wie ich nicht bezweifle, glücklich durch dessen bekanntes Aussehen und durch den offenen Empfang seitens aller guten dänischen Männer, Frauen und Kinder.

Hier geht Alles wie gewöhnlich. Baby — das allerdings schon längst für diesen Namen zu groß ist — ruft „Auntie!“ durch das ganze Haus und die Hunde tanzen um uns und vor uns, wenn wir auf den grünbekleideten Wegen spazieren gehen, ganz ebenso wie sie es thaten, als Sie noch hier bei uns waren. Aber die Tage sind kürzer und die Abende finsterer, und wenn wir nach dem Monument hinaufwollen, um den Sonnenuntergang zu sehen, so müssen wir gleich nach dem Mittag ausgehen; und dennoch wird es finster, während wir uns dort oben befinden; und wenn wir an dem bösen Hunde, welcher mit seiner Kette rasselt, vorüberkommen, vermögen wir kaum seine matten Augen zu gewahren, während wir ihn mit Zwieback füttern. Die Arbeiter, welche so lange an dem Brunnen im Hinterhofe gegraben haben, fanden eine mächtige Quelle mit klarem frischem Wasser und sie wurden, als sie dieselbe fanden, just nicht vom Wasser, aber von dem Branntwein, welchen ich ihnen gab, ziemlich berauscht, und dann packten sie ihr Werkzeug zusammen und gingen davon, so daß nunmehr der große Hund und der Rabe den ganzen Platz zu ihrer Verfügung haben. Die Getreidefelder, welche goldig waren, als Sie hier weilten, sind jetzt gepflügt und braun, der Hopfen wird gepflückt, die Blätter an den Bäumen beginnen sich zu entfärben, und während ich an Sie schreibe, fällt der Regen andauernd und sehr melancholisch.

Wir haben unsere Arbeit zum Andenken an den armen Jerrold gerade beendigt; wir haben 2000 Pfund Sterling für seine Wittwe und Tochter gesammelt.

Montag verreise ich mit Collins auf vierzehn Tage nach den merkwürdigsten Winkeln Englands, um einige Beschreibungen über dieselben an „Household-Words“ zu liefern. Wenn ich zurückkomme, werde ich die Meinigen daheim Mittag bei Licht speisend finden, und wenn ich heimgekehrt bin, werde ich wieder an Sie schreiben.

Ich empfange niemals einen der Freunde, welche Sie hier sahen, ohne daß ich gefragt werde: „Wie geht es Andersen? Wo ist Andersen?“ Ich componire Phantasiebilder Ihres möglichen Aufenthaltsortes und erzähle, daß Sie mich gebeten haben, ihnen allen die herzlichsten Grüße zu überbringen. Das gefällt ihnen immer so wohl, und das erzählte ich auch dem alten Jerdans vor einigen Tagen als er an mich schrieb und anfragte, wann er Sie treffen könnte.

Das ganze Haus sendet Ihnen die freundlichsten Grüße; Baby sagt, Sie sollen nicht aus dem Fenster gesetzt werden, wenn Sie zurückkommen. Ich habe „Sein oder Nicht-Sein“ gelesen, und mir scheint, daß es ein sehr schönes Buch ist, mit einer wirklich guten, vorzüglich durchgeführten Tendenz — ein Buch, das in jeder Hinsicht seines großen Verfassers würdig ist. Farewell, lieber Andersen!

Ihr ergebener Freund

Charles Dickens.

Englisch-Deutsch.

Ein Sprachbild aus den Vereinigten Staaten.

Von **Max Horwitz**.

In einem kleinen Städtchen Deutschlands herrschte allgemeine Aufregung. Christian Müller, des Flickschneiders Sohn, war nach mehr als zwanzigjähriger Abwesenheit zum Besuche der „Alten" aus Amerika angekommen. Nach Art der amerikanisirten Deutschen trug er den Hut ein wenig ins Genick gerückt, ließ er eine schwere goldene Uhrkette sehen, sagte nur noch „well" und „yes" und „no" und betrachtete es als seine Hauptaufgabe, für alle seine Bekannten zu bezahlen, so oft sich die Gelegenheit dazu bot. Eine Ablehnung seiner Einladung betrachtete er als eine persönliche Beleidigung. Er schien ein gemachter Mann zu sein, klapperte mit den Goldstücken und erzählte gerne, wie er sich aus kleinen Verhältnissen heraufgearbeitet habe, so daß ers jetzt mitansehen könne. Einige Tage lang gings ganz gut, dann aber fing man an zu munkeln, „wer weiß, wie der sein Geld erworben hat, da mag auch manches nicht mit rechten Dingen zugegangen sein," und dergleichen Vermuthungen mehr. Ja, es wurde von dem Nachbar des Alten auf das Positivste erklärt, er habe an einem Abende vom Flure aus ganz deutlich gehört, wie der heimgekehrte Sohn seinem Vater von seinen Verhältnissen erzählt und dabei wörtlich gesagt habe: „Er habe zuerst sieben Jahre lang eine Lotte gehabt und er und die Kinder hätten sich recht glücklich gefühlt. Dann aber seien die Zeiten sehr schlecht geworden, da habe er, wenn auch mit Thränen, die Lotte, welche ihn zu viel gekostet hätte, verkauft und um sich billiger einzurichten, habe er eine Liese angeschafft, die zwar nicht ebenso schön, aber doch auch noch ganz passabel sei." Mit Schaudern erzählten es sich die guten Leute. Schreckbilder vom Sklavenhandel, von wildem, zügellosen Leben tauchten vor ihnen auf. „Wer so offen gesteht, daß er seine Frau verkauft und sich eine Geliebte anschafft, der ist zu allen Schlechtigkeiten fähig," so urtheilte man, und man bedauerte die arme Lotte und verachtete die böse Liese.

Nun hatte es allerdings seine Richtigkeit mit der von dem Nachbar belauschten Erzählung des Heimgekehrten, aber so schwarz, wie es den Anschein hatte, war seine unschuldsvolle Seele nicht. Er war lediglich ein Opfer jenes Verhältnisses geworden, welches alle die Deutschen in Amerika ereilt, welche nicht vom ersten Tage ihrer Landung an darauf achten, ein unverfälschtes Deutsch zu sprechen; er hatte sich den deutsch-amerikanischen Jargon angeeignet, welcher selbst in vielen deutschen Zeitungen Amerikas Eingang gefunden hat. Denn die „Lotte", von der er gesprochen hatte, war eine sehr unschuldige „lot", zu deutsch „Grundstück", während die „Liese" — „lease" die Pachtung eines fremden Grundstückes auf eine gewisse Zeit bedeutet. So hatte er die „lot" gegen eine „lease" — in seiner Sprache allerdings die Lotte gegen die Liese verhandelt.

In der That habe ich nur dieses Beispiel gewählt, um zu zeigen, wohin man gelangt, wenn die Grenze zwischen den beiden Sprachen, welche den Deutschen in Amerika stetig an das Ohr tönen, nicht strenge innegehalten wird. Zugegeben, daß bei Vielen eine gewisse Affectation mitspricht, wenn sie bei der Rückkehr ins Vaterland sich den Anschein zu geben ver-

suchen, als hätten sie ihre Muttersprache vergessen, eine Sorte Leute, bei denen übrigens Tausend gegen Eins zu wetten ist, daß sie nicht drei Worte englisch fehlerfrei hintereinander sprechen könnten. Immerhin aber gehört vor Allem eine gute Erziehung und eine gewisse Bildungsstufe dazu, um bei langjährigem Aufenthalte in Amerika sein Deutsch frei von Anglicismen zu erhalten. Man braucht nicht wie jener Laffe beim Anblick der ersten Katze in seinem heimathlichen Dorfe zu fragen: „was ist das für ein Vogel?“ und kann doch unabsichtlich schon beim ersten Worte zeigen, daß man von der englischen Sprachumgebung beeinflußt worden ist.

Selbst ganz gebildete Deutsch-Amerikaner werden häufig sagen: „Ich fühle gut“ oder „ich fühle schlecht“, wenn sie eine Frage nach ihrem Befinden beantworten. Es ist das die wörtliche Uebersetzung aus dem Englischen: I feel good. Dieses wirkliche Uebernehmen gewisser Redensarten aus dem Englisch-Amerikanischen ins Deutsch-Amerikanische läßt sich bei einer großen Zahl von Wendungen beobachten.

Es ist vollständig landläufig zu sagen — und man liest es auch in Zeitungen — „er lauft für ein Amt“, d. h. „er ist Candidat bei der Wahl“, wobei wir als besonders charakteristisch und bezeichnend für die politischen Zustände auf die Bezeichnung „er lauft, rennt“ u. s. w. hinweisen. Es ist dadurch in wahrhaft plastischer Weise auch sprachlich die Hast ausgedrückt, mit welcher der Candidat das Amt zu erringen hofft.

„Das kann ich nicht länger stehen“ — I cannot stand it any longer — ruft der biedere Plattdeutsche in New-York, wenn ihm etwas über die Leber gelaufen ist. Schwerlich hat er selbst jemals so viel Englisch gekonnt, um selbst diese leichte wörtliche Uebersetzung zu Stande zu bringen. Er hat die Redensart in seinen Wortschatz aufgenommen und schwört Stein und Bein darauf, daß sie gutes, unverfälschtes Deutsch sei, geradeso, wie er bei der Bitte um Hilfe sagen wird: „Leihen Sie mir ihre Hand“.

Neben diesen reinen Uebersetzungen macht sich aber auch die mixed-pickle-Uebersetzung bemerklich, für deren Entstehung aber Nichts geltend gemacht werden kann als die Denkfaulheit der Masse einerseits und die Abwesenheit jeden Sprachsinnes andererseits. Man kann es täglich hundertmal hören: „Die Bell hat gerungen“ — englisch „the bell did ring“ — und zu deutsch: „es hat geklingelt“. Da hat man das Wort bell (Klingel) vollständig übernommen und aus dem Worte „ring“ läuten zuerst das deutsche Verbum „ringen“ und dann das Participium „gerungen“ gebildet.

Noch haltloser ist die Redensart: „ich kann das nicht erfordern“ — meine Mittel erlauben mir das nicht — entstanden. „I cannot afford it“ sagt der Amerikaner, flugs kommt der Deutsche und ersetzt beim wörtlichen Uebertragen das „afford“ vollständig sinnlos in das ihm anklingende „erfordern“.

Eines Sprunges bedarf es, um eine fernere Redensart zu erklären: „Gleichen Sie das?“ Wer würde wohl hinter dieser ganz unverständlichen Frage den Sinn vermuthen: „Mögen Sie das leiden?“ Und doch bedeutet es nichts anderes, denn es ist nur die Zick-Zack-Uebersetzung der Frage: „do you like it?“ — „to like“ heißt leiden, im Sinne von „Gefallen an etwas haben“. Der Adverb „like“ heißt aber auch „gleich“. Letzteres kommt im täglichen Wortverbrauch des gewöhnlichen Mannes nun häufiger vor und ist ihm geläufiger. Wenn er daher die Frage hört: „do you like it?“ dann fällt ihm ein: like heißt gleich — also „Gleichen Sie das?“

Warum auch nicht? Hat es doch einst einen Mann gegeben, dem sein Name nach der Einwanderung in Amerika nicht gefiel. Er hieß „Flinte“. Kurz und bündig übersetzte er seinen Namen ins Englische und hieß fortan „rifle“. Sein Sohn wanderte in eine rein deutsche Ansiedelung, in welcher man ihm die Amerikanisirung seines Namens wohl verdachte, und um den Leuten zu zeigen, daß er noch immer ein guter Deutscher sei, übersetzte er „rifle“ zurück ins Deutsche und nannte sich nunmehr „Gewehr“. Dieselben Wandlungen blieben den nachfolgenden Generationen nicht erspart. Aus dem Herrn Gewehr wurde Mr. Gun und aus dem Mr. Gun wieder Herr Kanone, mag sein, daß der letzte Sprosse des Geschlechtes sich noch „Höllenmaschine“ wird nennen müssen.

Ich vermag für die Wahrheit dieser Namensmetamorphose nicht einzutreten, aber sie ist vollständig bezeichnend für die Leichtfertigkeit, mit welcher unsere schöne Muttersprache

von der Masse der Deutschen in Amerika verhunzt wird. Erstreckt sich doch diese Uebersetzungswuth verbunden mit krasser Unwissenheit selbst auf leitende Zeitungen. Vor mir liegt ein bekanntes Neu-Yorker Blatt, welches einmal während des deutsch-französischen Krieges zwei französische Fregatten mit drei deutschen Kriegsmännern — men of war (Kriegsschiffe) in ein Gefecht kommen ließ, und für deren lange Ohren die Commune zu Paris nicht etwa das Grabgeläut der Freiheit — the deathknell of liberty — sondern der Todesknall derselben wurde. Brauche ich erst darauf hinzuweisen, daß die Orthographie des Wortes knell den unglücklichen Uebersetzer verführte?

Geradezu unschön und das Ohr beleidigend klingt es, wenn man die Bemerkung hört: „Der Fritz ist gut ab" oder auch „er ist schlecht ab". Was heißt „ab"? abgereist oder abgefallen? Jeder Versuch zur Interpretation würde erfolglos bleiben, nur das eine probate Mittel des Vergleichs mit der englischen Redensart führt zum Verständniß. „He is well off" — es geht ihm gut — wieder ist das off in das anklingende „ab" übersetzt worden.

Was aber stellt sich der Leser einer deutschen Zeitung von jenseits des Oceans vor, wenn er über einen Artikel mit fetten Buchstaben die Ueberschrift findet: „Giltig befunden"! Zunächst denkt man doch an zur Prüfung vorgelegte Werthpapier oder Münzen, an deren Echtheit wohl gezweifelt worden ist. Erst im Laufe des Artikels dämmert es dem Leser auf, daß es sich um einen Angeklagten handelt, welcher bei der Verhandlung von den Geschworenen schuldig — englisch „guilty" — also „giltig" befunden worden ist.

Mehr als einmal habe ich polnische Juden von den Irländern als „Beizemers" reden hören, ohne, trotz vielem Nachdenken der Begründung dieser Sache auf die Spur kommen zu können, bis mir von freundlicher Seite Auskunft ward: Das Wort „Irish" (sprich: Eirisch) hat sie zu der Bezeichnung Eierländer (statt Irländer) geführt. Eier aber heißen auf hebräisch beizim. So entstand aus dem Irländer ein beizimer, eine Bezeichnung, welcher allerdings die verächtliche Nebenbedeutung nicht fehlt. Zu den corrumpirten Wörten und Sätzen des Deutsch-Amerikaners kommen nun eine ganze Anzahl solcher, welche Dinge bezeichnen, welche man in Deutschland nicht kennt und für welche demnach auch neue Worte gebildet werden mußten. Ein „Kuhfänger" ist nicht etwa ein Mann, dessen Aufgabe es ist, entlaufene Kühe einzufangen, sondern eine eiserne Vorrichtung an der Lokomotive, deren Aufgabe es ist, die in Amerika, namentlich im Westen auf den Prairien frei umherlaufenden Kühe vor dem Ueberfahrenwerden zu schützen und sie erst aufzufangen und dann von dem Schienengeleise zu werfen. Der „Kuhfänger" — corcatcher — ist eben bei den geregelten Einrichtungen der deutschen Bahnen hier vollständig überflüssig.

Die deutsche Frau hat es von ihrer amerikanischen Nachbarin gelernt: sie geht „schoppen". Das heißt nicht etwa, wie man zuerst anzunehmen berechtigt wäre, sie geht einen „Schoppen trinken" — Gott bewahre! das könnte die Amerikanerin höchstens von der Deutschen lernen. „Shop" heißt zu deutsch: Geschäftslocal. Daraus hat der Amerikaner das Verbum „to shop" gebildet, Einkäufe machen und der Deutsche hat schlecht weg das deutsche Zeitwort „schoppen" daraus gemacht; allerdings hat er diesmal ganz recht, denn das „schoppen" hat noch eine Nebenbedeutung. Es herrscht in Amerika die Unsitte, daß Frauen, wenn sie nichts Besseres zu thun haben, ausgehen, um sich in den Läden die neuesten Sachen anzusehen. Mit der ausgesprochenen Absicht nicht zu kaufen, gehen sie von Geschäft zu Geschäft, setzen die Angestellten in Bewegung, lassen sich Stoffe und Gegenstände aller Art vorzeigen und empfehlen sich dann mit der stereotypen Redensart: „I will cull agoin" — „ich komme wieder". Es ist das eine angenehme und billige Unterhaltung und man sieht die Sachen um so viel besser als von der Straße aus im Schaufenster. Dieses gegenstandslose Herumlungern in den Geschäften heißt „schoppen" — wie gesagt, in diesem Falle halte ich die Uebernahme der Bezeichnung für einen der deutschen Auffassung total fremden Begriff für entschuldbar.

Und nun kommen wir schließlich zu jenen zahllosen Worten, welche englischen Stammes lediglich eine deutsche Endung bekommen haben und fast ausschließlich gebraucht werden. Der Deutsche in Amerika rentet (miethet) eine Wohnung und „muhert" (zieht) in dieselbe ein. Er kliehnt (cleans, reinigt) dieselbe vorher und dann ladet er sich seine Freunde ein und

trietet (treats, tractirt) sie. Die Mahlzeiten heißen bei ihm regelmäßig, wie bei den Amerikanern breakfast, lunch, dinner und supper und wir betrachten es als ein schlechtes Zeugniß für die geistige Regsamkeit der Deutschen, daß sich gerade nur für diese, lediglich den Magen angehenden Bezeichnungen, keine Entstellungen eingestellt haben. Ein Mädchen wird zur Assistenz der Hausfrau geheirt (to hire, miethen), aber in Pennsylvanien, wo die mehr als hundert Jahre alte deutsche Einwanderung einen eigenen Dialect, das „Pennsylvania-Dutch" geschaffen, wird ein Mädchen auch von ihrem Schatz geheirt — in diesem Falle geheirathet. Vielleicht ist es mir vergönnt, den Lesern dieses Blattes einmal eine Blumenlese aus den geflügelten Worten jener Mundart vorzulegen, für heute genüge ein einziges Beispiel. „Mama, der Hinkel hat gekrischen", jubelt der hoffnungsvolle Sprößling, wenn er mittheilen will, daß der Hahn gekräht hat.

Die deutsche Presse der Vereinigten Staaten, welche fast ausnahmslos zu den begeisterten Anhängern unseres General-Postmeisters Stephan gehört, hat es sich zur Aufgabe gestellt, die Auswüchse, von welchen einige von mir hier angeführt worden sind, zu beseitigen. So weit es sich um das geschriebene und gedruckte Wort handelt, wird sie mit der Zeit damit Erfolge aufzuweisen haben. Aus dem innerlichen Verkehr aber wird es ihr nicht gelingen einen Jargon auszurotten, der sich, so weit meine Beobachtungen reichten, überfest eingewurzelt hat.

Zur Charakteristik L. Feuerbach's.

Von Julius Duboc.

Es ist nicht ganz genau, wenn ich den kürzlich von August Kapp herausgegebenen „Briefwechsel zwischen L. Feuerbach und Christian Kapp"*) als einen Nachtrag zu Feuerbach's Charakteristik bezeichne, wenigstens ist damit nicht der Sinn zu verbinden, daß er dies nur sei. Vielmehr liefern die mitgetheilten Briefe Kapp's, obgleich ihre Zahl nur eine geringe ist, da Feuerbach 1845 aus Furcht vor polizeilichen Vexationen fast seine ganze Correspondenz vernichtete, auch einen nicht unbedeutenden Beitrag zur Charakterzeichnung von Chr. Kapp und dieser Beitrag ist um so dankenswerther, als hier eine erhebliche Lücke auszufüllen war. Kapp war ein vielseitiger Gelehrter und fruchtbarer Schriftsteller, ein thätiger Kämpfer für die constitutionelle Entwicklung in Baden wie in Deutschland überhaupt und ein scharfblickender Politiker. Schon in seinen frühesten Schriften — 1826 Die Kirche und die Reformation, 1833 Gregor, ein Gespräch über das Pabstthum und die Monarchie, 1838 Entweder — Oder. Wem ist zu trauen, der Krone oder der Bischofsmütze? — nahm er so entschiedene Partei für den Staat gegen die Uebergriffe der Kirche, daß er als ein bedeutender Vorkämpfer in diesem fort und fort gährenden Kampfe dasteht und eine dankbare Erinnerung an ihn gerade in unseren Tagen besonders zeitgemäß erscheint. Das Lebensbild, welches der Herausgeber in der Einleitung von dem Charakter und Lebensgang seines Vaters entwirft, erscheint daher auch keineswegs als eine überflüssige Beigabe zu der Schrift, sondern als eine sehr erwünschte und interessante Bereicherung der Zeitgeschichte in wissenschaftlicher und politischer Beziehung. Wir haben an derartigen Beiträgen, welche die dreißiger Jahre und namentlich auch das bis jetzt schmählich vernachlässigte Jahr 48 angehen, bekanntlich keinen Ueberfluß.

In privater Beziehung und in seinem Verhältniß zu dem um 7 Jahre jüngeren Philosophen zeigt uns der Briefwechsel Kapp als einen warmen und weisen, treuen und ausdauernden Freund. Es tritt das nirgends mehr hervor als da, wo er um den Freund sorglich bemüht ist, von diesem alle mögliche Unbill erfährt und das ganze Verhältniß fast bis zum Bruch erschüttert wird. Kapp zeigt sich hier Feuerbach entschieden überlegen. Er scheut sich nicht diesem ziemlich derb die Leviten zu lesen als derselbe, alles Bemühen Kapp's, ihm an der Universität Heidelberg, der er selbst angehörte, eine akademische Lehrthätigkeit zu verschaffen, mit Verachtung, ja Hohn zurückweisend, immer die unantastbare Freiheit und Ungebundenheit, welche allein seinem Genius entspreche und seiner würdig sei, betont. Kapp erwidert hierauf scharf aber mit unzweifelhafter Berechtigung: „Wer nicht zu denen gehört, die unwissend wie wahrer Größe zu Muthe ist, einen Fuß ins Staatsgebäude setzen, fühlt sich nicht gebunden, wenn er im Staate für die Wissenschaft wirkt. Nur der Gebundene sieht sich da gebunden. Du aber siehst nicht einmal, daß schon meine ganz freie Stellung Dir eine Bahn gebrochen, welche Dir eben so freie Bewegung gerade hier gesichert hätte! Der Gegensatz ist in Dir. Du

*) Leipzig, Otto Wigand 1876.

siehst überall Gegensatz in mir, auch wo ich mit Dir eins bin, siehst es aber nicht, weil Du mit Teufelsgewalt Dich nur in Dich selbst versetzen, verkauern, verkrümmen, verkuppeln willst. — Eigensinn ist nicht Freiheit, Grillen sind keine Kraftgedanken!" —

Die darauf erfolgte Antwort Feuerbach's (5. April 1842) war ganz danach angethan, einen vollständigen Bruch zwischen den bis dahin eng verbundenen Männern herbeizuführen, und wenn eine solche bedauerliche Wendung nicht eintrat, so ist dies wiederum Kapp's Verdienst. Es ist ein schönes Zeugniß für die ruhige und selbstlose Denkweise des trefflichen Mannes, daß derselbe, nachdem er auf einem ganzen Druckbogen voll Bemerkungen über das Benehmen seines Freundes seinem Herzen Luft gemacht und sich eine innere Genugthuung verschafft, alles Geschehene einfach hinter sich wirft und dem jüngeren Freunde mit den herzlichsten Worten, als sei ihm nie eine Kränkung wiederfahren, die Hand zum erneuerten Bunde bietet. Es ist auch ein schönes Zeugniß für den Werth und die Bedeutung von Feuerbach's Genius, dem sich Kapp selbstvergessen und anerkennend beugte. Der hierhergehörige Brief Kapp's, der als ein Denkmal dasteht und der Vergessenheit entrissen zu werden verdient, ist vom 11. April 1842 und lautet wie folgt:

„Die Zeit, verehrtester Freund! schriebst Du mir unter dem 3. Februar, ist das einzige vernünftige Mittel, Widersprüche zu verknüpfen.

Bereit zu Allem, was nur mich, nicht die Wissenschaft, der ich lebe, in Schatten stellt, gebe ich meine Persönlichkeit ganz in dem weiten Maaße, in welchem ich sie von jener unterscheiden muß und darf, mit Freuden preis und beuge diese Persönlichkeit vor dem unbeleidigten Genius, dessen Majestät in Deinen Augen verletzt scheint. Da ich keinen Rückhalt habe in der Liebe, kenne ich auch keinen Rückhalt, kein Geheimniß, keinen Vorbehalt in ihr. Weltoffen wie der Verstand soll mein Herz sein und ohne Vorbehalt meine Liebe. Nur Liebe ohne Vorbehalt ist die allein wahrhafte und absolut rücksichtsfreie, lebendige Liebe. Unser Streit ist, der Wurzel nach, ein Streit weniger des Charakters, als der Principien. Wie diese in ihrem Unterschiede gleich sich vertragen, so hoffe ich, vertragen auch wir uns in ihrer Anwendung selbst, wo dieser kritisch sich quert.

Die Konsequenz des Widerspruchs reißt fort. Halt machen kann keine Willkür. Ruhe zu schaffen aber vermag auf jeder Basis, die allsiegende, sich und ihren Unterschied in ihr selbst tragende Energie des lebenden Princips der Sache, die Liebe.

Laß mich der Göttin Zeit, der allwaltenden, die Du kennst, vertrauen. Laß in Liebe mich ungeschehen machen das Geschehene. Dies sei Deine Verzeihung, die ich anspreche, ich, der Sündenbock der Zeit, der alle Wärme, die nur in langen Wesen schlummernde Keime zum Leben brütet, in einen Akt sammelnd, nahe daran war, den Keim zu verbrennen, der zu neuem Leben sich entfalten sollte."

Feuerbach war nicht der Mann sich in Nebel eigensinnig einzuwickeln, die ein so lichter Sonnenblick zertheilte. „Als ich Ludwig am 19. April in Bruckberg wiedersah", berichtet Kapp weiter in einer Anmerkung, „war Alles in Ordnung. Da beim Wiedersehen Mehrere zugegen waren, die von der Sache natürlich nichts wußten, nahm ich Ludwig, einen Augenblick zwischen das Eckfenster des Saales und den Ofen, auf welchem Seneca's Büste stand, und fragte ihn: „Nun, Du wirst hoffentlich zufrieden sein?" da antwortete er mit Feuerblick: „Nein! Ich kann diese Selbstverleugnung nicht zugeben. Du hast mich beschämt. Wir sprechen noch daüber." — „Es ist genug, erwiderte ich."

Man wird in Feuerbach's Charakter, in dem, was er als Mensch, Denker und Schriftsteller bedeutete, sehr leicht den leitenden Faden verlieren, wenn man sich nicht fortwährend eines Umstandes erinnert, der direct aus der Beschaffenheit seiner Constitution entsprang oder vielmehr Eins mit ihr war: nämlich daß der Genius seines schaffenden Vermögens, seiner geistigen Potenz, auf äußerst ungestüm leidenschaftliche Weise in ihm arbeitete und nach Ausdruck rang. Dieses Stück „Sturm und Drang", welches er Zeitlebens mit sich umhertrug und welches in keinem wünschenswerthen Verhältniß zu der äußeren Ruhe seines Denkerlebens stand, wirkte u. A. auch die Folge,

daß er der unmittelbar genialisch waltenden Kraft des Gestaltens und Producirens, dem, was er in sich selbst als dämonisch anerkannte, weil es wie ein Dämon mit Sturmesgewalt über ihn gebraust kam und ihn niederwarf, einen häufig nicht ganz unbedenklichen Antheil über sich einräumte. In seinen jüngeren Jahren gewann dieser Zug natürlich den schärfsten Ausdruck und durch viele Stellen in dem Briefwechsel wird derselbe charakteristisch belegt. „Ueber Alles in mir," schreibt er 1834 an Kapp, „bin ich Herr, nur nicht über meinen Geist, er ist ein schlechthin unumschränkter Autokrat. Wenn er über mich kommt, so bin ich im eigentlichen und uneigentlichen Sinne hin. Ich gehe in meinem Gegenstande zu Grunde, er verschlingt mich wie der Wallfisch den Jonathan." Diese Neigung, sich der Inspiration gefangen zu geben, dieser sein Wollen und Können — wenigstens innerhalb der Productionssphäre — unterzuordnen und was aus ihr floß, als bedeutend anzuerkennen, konnte dann im weiteren Verlauf nicht verfehlen auf das sittliche Bereich, auf das Wollen und Können auch außerhalb der Productionssphäre, mitbestimmend einzuwirken. In dem vorerwähnten Conflictsfall gipfelt dieser Zug. Feuerbach tadelt dort seinen Freund in der bittersten Weise, daß er ihn auf ganz ordinaire Weise, wie es jeder Tropf werden könne, zum Professor machen wolle. Das heiße ihn verletzen, ihn blamiren. Aber Kapp begreife gar nicht seine Bestimmung. Schon daß dieser den Ausdruck gebraucht hatte: „ich begreife, daß Du ungebunden sein willst," verdrießt F. aufs höchste, und er bemerkt darüber: „Willst, willst? Nein, Du begreifst mich nicht. Wenn Du gesagt hättest, du sollst, du mußt ungebunden sein, du bist ein Schurke, ein Verräther an deiner Bestimmung, wenn du dich bindest, dann würde ich Dir sagen: Du begreifst mich u. s. w." Eine so hoch gesteigerte und bewußte Apotheose des Unbewußten im Menschen konnte nicht Stand halten und, wie bereits erwähnt, vereinigte F. sich alsbald wieder mit dem Freund auf menschlicherer Grundlage, sobald dieser ihm ein Einlenken ermöglichte. Das crimen laesae majestatis des Genius wurde nicht weiter erwähnt und anscheinend tritt der nur einen Augenblick überschäumende Strom in das gewohnte Bett einer bewußten Selbstbeschränkung zurück. Im Grunde war das auch so, aber gleichwohl beeinflußte jener Zug der genialen Unmittelbarkeit Feuerbach als Denker und Schriftsteller fort und fort und zwar nicht zu seinem Vortheil.

In der eigentlich schriftstellerischen Thätigkeit läßt er häufig geradezu capriciös die Laune über sich walten. Er versagt sich ein sorgfältiges Abwägen und die glättende Feile, man begriffe oft kaum warum, wenn nicht aus allen Briefen dasselbe ungestüme Empfinden spräche, das immer getheilt zwischen Verachtung über die Zeitverhältnisse, die ihm alles Produciren verleiden und dem Drange gleichwohl zu produciren, zu keiner inneren Ruhe gelangen kann. Er nennt sich einen verkrüppelten Schriftsteller. Die Vorstellung des Publikums habe sich ihm stets als Fratze zwischen Kopf und Hand eingestellt. Er habe immer das Beste verschwiegen oder in sich verbissen. Nur im Innern tobe das Feuer des Lebens. Der Kanal der Feder sei ihm zu eng, aufs Papier fallen nur Staub und Asche u. s. w. So hat Feuerbach, trotz einer außerordentlich reichen Naturanlage und Phantasiekraft, als Schriftsteller nicht diejenige Classicität erworben, die man Strauß, der ebenfalls von Stimmungen abhing aber sich viel besser im Zügel zu halten wußte, mit Recht nachrühmen darf. Und auch der Denker in Feuerbach litt unter dem Drucke seines cholerischen Temperaments, insofern ihm dasselbe häufig die geduldige Stimmung nahm, den Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten und ihn ganz methodisch, ohne jeden Seitensprung, zu absolviren. Feuerbach erklärte sich das auf besondere Weise. „Ich bin zum Forscher und Denker," schreibt er 1840 an Kapp, „aber nicht zum Lehrer, wenigstens permanenten Lehrer bestimmt. Mir fehlt ein Talent; das formal-philosophische, das systematische, encyklopädistisch-methodische Talent oder ich habe es wenigstens nie cultivirt." Allein nicht der Lehrer, wie Feuerbach es auslegte, sondern der Forscher und Denker selbst, dessen eigenthümliches Wesen das Methodische und Systematische in der Entwicklung der Gedankenreihen, in der Gliederung der Beobachtungsresultate ja ebensowenig entbehren kann, war es, der hierbei zu kurz kam. Wenn Feuerbach bei einem gewissen, von ihm selbst anerkannten Mangel nach dieser

Richtung hin, trotzdem einen so hohen Rang als Denker und Forscher einnimmt, so fällt ihm diese Stellung doch nur theilweise in Folge seiner genialen Geisteskraft, des durchdringenden Fernblicks, des raschen, sicheren Griffs, mit dem er den entscheidenden Punkt sofort zu packen wußte, zu, theilweise ist sie mühsam erarbeitet worden und die Frucht eines außerordentlichen Fleißes. Denn darin gab Feuerbach, obgleich er beständig über das Schreibehandwerk wettert und sich danach sehnt mit dem Spaten statt mit der Feder zu arbeiten, keinem deutschen Gelehrten etwas nach. Er sammelt, excerpirt, classificirt, commentirt, corrigirt, kritisirt, daß es eine Art hat. Sein „Leibnitz", in welchem er dies „Danaidenfaß der Gelehrsamkeit" auszuschöpfen versucht, ist ein solches Stück Arbeit. Auch das „Wesen des Christenthums" ist hintem im „Felleisen" mit einer solchen Masse Noten befrachtet, daß man es ohne Weiteres glaubt, wenn Feuerbach von der für diese Arbeit aufgespeicherten „ungeschlachten Masse theologischer Excerpte" spricht. Das außerordentliche Aufsehen, welches dies Buch machte und welches den Philosophen aus der Reihe der virorum obscurorum plötzlich zum Rang der verrufensten philosophischen Berühmtheit erhob, lag nicht allein in der Tendenz desselben, sondern, soweit wenigstens die gelehrten Kreise betroffen waren, zum Theil auch in dem Umstand, daß es von einer ganz staunenswerthen theologischen Gelehrsamkeit und Belesenheit Zeugniß ablegte.

Der Kapp-Feuerbach'sche Briefwechsel enthält außer dem, was er als Beitrag zur Charakteristik Feuerbach's leistet, noch manche interessanten Einzelheiten, auf die hier nur im Allgemeinen zur Empfehlung des Buches hingewiesen werden möge, z. B. den im achtundvierzigsten Briefe enthaltenen Nachweis, in welcher Weise Schelling — der „Judas-Ischariot der Philosophie", wie Feuerbach ihn nennt, — den mystischen Schuster-Philosophen Jakob Böhme ausgeschrieben und geplündert hat. Kapp verwerthete diesen Nachweis später in seiner 1843 bei Wigand erschienen Schrift: Fr. Wilh. Joseph von Schelling. Ein Beitrag zur Geschichte des Tages von einem vieljährigen Beobachter." Des später als Führer der conservativ-orthodoxen Partei in Preußen so berühmt gewordenen Stahl gedenkt Feuerbach 1835 mit folgender Bemerkung: „In den Berliner Jahrbüchern werde ich nächstens einen sauberen Patron, der gegenwärtig hier natürlich unter großem Applaus sein Unwesen treibt, um die pietistische Mistpfütze der hiesigen Universität noch vollends mit seinem Unrath auszufüllen, einen Emissär aus dem Lande der mystischen Träumereien der neuen Schelling'schen Philosophie, einen gewissen Stahl, vornehmen und nach Recht und Gebühren darin traktiren." Bekanntlich machte Feuerbach diesen Vorsatz wahr. Die mit vernichtender Schärfe und Ironie geschriebene Kritik hat unter dem Titel: Kritik der „christlichen Rechts- und Staatslehre von F. J. Stahl" in dem ersten Band der Gesammelten Werke Aufnahme gefunden. Auch über eine Begegnung mit Strauß wird in dem Briefwechsel kurz berichtet. Bisher hatte man angenommen, daß die beiden sehr verschiedenartigen Naturen, die obgleich vielfach neben und miteinander genannt, sich zeitlebens fremd blieben, überhaupt keine persönliche Berührung gehabt hätten. Es ist das indessen nicht der Fall, wie aus folgender Stelle eines an Frau Emilie Kapp gerichteten Briefes vom 9. Januar 1843 hervorgeht:

„Sie fragen mich, ob ich bei Strauß war? Allerdings war ich dort und fand an ihm einen interessanten und feinen Mann. Anfangs war er etwas befangen und unfrei gegen mich, so daß ich, ohnedem im höchsten Grade bewegt, unwillig vom Sopha aufsprang, um mich wieder zu entfernen. Diese Motion wirkte. Er thaute auf und war nun äußerst aufmerksam und freundlich gegen mich. Wir Beide sind übrigens total verschiedene Naturen. Seine Frau lernte ich aber nicht kennen. Er bedauerte es; sie sei diesen Vormittag zu sehr beschäftigt."

Man muß bei dieser Begegnung und um die anfänglich kühle Aufnahme von Strauß' Seite zu verstehen, die Zeitbestimmung einigermaßen erwägen. Während Strauß an seiner Dogmatik schrieb — von 1839 bis 41 — war Feuerbach's „Wesen des Christenthums" erschienen, hatte zündend, namentlich bei der jüngeren Generation gewirkt und Strauß, der in der historischen Kritik radikaler als in der Religionsphilosophie war, wo er nach einer Vermittlung suchte, gewissermaßen bei Seite geschoben. In

den neu veröffentlichten „Literarischen Denkwürdigkeiten" (Bd. I. der Gesammten Schriften von D. F. Strauß) schreibt Strauß den geringen Erfolg seiner Dogmatik ausdrücklich diesen Einwirkungen zu. Unter diesen Umständen ist es nicht gerade zu verwundern, daß Strauß, der manches auf dem Herzen haben mochte, was er bei dieser Gelegenheit vorzubringen gleichwohl wahrscheinlich nicht für schicklich erachtete, seinem ungestümen Besucher gegenüber nicht sofort aufthaute. Uebrigens haben die beiden großen Repräsentanten der revolutionairen Geistesarbeit, die sich seit den letzten vier Jahrzehnten bei uns auf dem Gebiet der theologischen und religionsphilosophischen Forschung vollzogen hat, stets mit Achtung und Anerkennung von einander gesprochen, wenn die Verschiedenartigkeit ihrer Naturen auch zu groß war, um aus Kampfgenossen auch Zeltgenossen und Freunde zu machen.

Castelar über Puschkin.

Eine kritische Studie

Von M. G. Conrad.

Eines Tages fragte in den Cortes ein Deputirter einen Collegen, der in Paris die persönliche Bekanntschaft Gambetta's gemacht hatte, ob denn dieser Häuptling der französischen Republikaner wirklich der außerordentliche Mann sei, für den ihn so viele hielten.

„Frage doch Castelar, der kennt ihn besser als ich!“ entgegnete der Deputirte. „Er hat ja ein ganzes Buch über ihn geschrieben!“

„Meinetwegen zwei!“ fiel der Frager ein. „Du weißt doch, daß unser Don Emilio in diesen Dingen ein Kind ist .....“

Die Anekdote ist historisch.

In der That ist die von Castelar verfaßte Biographie Gambetta's viel eher die überschwängliche Lobschrift eines bewunderungssüchtigen Parteigängers, als die gewissenhaft erwogene Darstellung eines Geschichtschreibers. Man mag Castelar alle möglichen Talente zuerkennen: weder als Staatsmann noch als Historiograph ist er eine ernsthafte Figur. Er hat kein Auge für die Wirklichkeit der Dinge, kein Organ für die Erfassung und Schätzung der historischen Entwickelungsgesetze.

Daher seine ans Märchenhafte streifenden Uebertreibungen, wenn er geschichtliche Zustände und Persönlichkeiten zu schildern sich anschickt. Dies tritt besonders grell zu Tage in seinen „Politisch-literarischen Studien über die Demokratie in Europa.“ Von sämmtlichen Publicationen des überaus fruchtbaren Schriftstellers ist gerade diese in Deutschland am wenigsten beachtet worden, obschon sie der Form nach, vom Standpunkt des spanischen Schriftthums geurtheilt, zum besten gehört, was aus Castelar's Feder geflossen. Dem Inhalte nach ist dieses Werk leider ebenso phantastisch, inexakt, nebelhaft, wie seine meisten historischen Erzeugnisse.

Die politisirende Rechthaberei und die idealistische Schwärmerei sind eben absolute Gegensätze treuer Geschichtsauffassung, und dieses Widerspiel tritt dann auch in der literarischen Darstellung mit vernichtender Gewalt auf. Wer ein tendenzgesättigtes Erbauungsbuch für die Gläubigen seiner politischen Kirche aus der Welthistorie ziehen will, der wird auf Schritt und Tritt zu — sagen wir es gelinde — Umformungen der thatsächlichen Wahrheit gelangen.

So lassen Castelar's „Politisch-literarische Studien“ bezüglich der Treue, die bei der Behandlung historischer Stoffe in erster Linie gefordert werden muß, selbst wenn man sich nur unter der bescheidenen Flagge der „Studien“ auf die hohe See des Geschehens hinauswagt — sehr viel zu wünschen übrig. Die Verantwortlichkeit des Autors wird nicht gemindert, mag seine Untreue auf ungenügende Information, auf unzulängliches Quellenstudium, auf enthusiastische Angetrunkenheit oder auf das parteigeistliche Interesse zurückgeführt werden. Allzugroße Jugend wird man doch nicht bei den staatsmännischen Antecedentien Castelar's als Milderungsgrund geltend machen wollen? Und wenn ein spanischer Deputirter in vielleicht etwas zu weit getriebener Familiarität des

Ausdrucks einem angehenden Vierziger noch die — Kindheit nachsagt, so verbietet es der weltmännische Anstand dem ausländischen Kritiker, dieses Wort sich anzueignen.....

Um den Leser in den Stand zu setzen, den gerügten Mangel zu fühlen und sich über die eigenthümliche Befähigung des interessanten spanischen Schriftstellers — wir betonen: des Schriftstellers; denn das Professorat Castelar's wie seine Präsidentschaft waren von der Ironie der Weltgeschichte begünstigte Dilettantenstreiche! — ein selbstständiges Urtheil zu bilden, wählen wir aus seinen politisch-literarischen Studien ein Capitel, das uns durch seine ganze Natur im voraus vor der Beschuldigung nationalbeschränkter Auffassung und einseitiger Würdigung schützen muß. Wir sehen deshalb von den lateinischen Völkern ganz ab und übersetzen aus dem den Slaven gewidmeten Abschnitt ein Fragment über den Dichter Puschkin, eine stille Größe, welche heute die nothwendige Ruhe der Betrachtung gewiß nicht mehr durch leidenschaftliche Erregung stört.

Geben wir Don Emilio Castelar das Wort!

„.... Ich wüßte nicht, in wem sich die moderne russische Idee besser personificirt hätte, als in Puschkin. Der Romanticismus, welcher in Spanien und Frankreich die Emancipation repräsentirte, bedeutete, vermöge eines jener eigenthümlichen Contraste welche gleichsam die Räthsel in der Geschichte eines Volkes sind, für Deutschland die Reaction. Bei uns war die romantische Schule ein freimüthiger Protest wider die höfischen Traditionen der sogenannten bourbonischen Literatur, während er in Deutschland ein religiöser Cultus des Mittelalters war, eine offene Opposition gegen den Geist der neuen Zeit. In Rußland hatte der Romanticismus den nämlichen Charakter, wie in Frankreich und Spanien; er war ein stolzer Protest gegen den sterilen Germanismus des Hofes, ein Apell des Geistes unseres Jahrhunderts, ein beredter Aufruf zur Emancipation der Völker ...."

Hier schon müssen wir den Spanier unterbrechen, um ihn eines Irrthums zu überführen. Was der Romanticismus für Spanien und Frankreich bedeutete, kann uns hier nicht anfechten. Der Romanticismus in Rußland aber war nichts weniger, als ein Protest gegen den Germanismus, wie Castelar behauptet. Die Spitze des russischen Romanticismus war gegen den Pseudo-Classicismus der Franzosen gerichtet. Im Uebrigen vertrugen sich germanischer und russischer Romanticismus aufs beste. Daß Castelar dies nicht einsieht, möchte fast dafür zeugen, daß er seine russischen Kenntnisse ausschließlich aus — Paris bezogen. Was sich die spanische Phantasie wohl alles unter dem sterilen Germanismus des russischen Hofes vorstellen mag, sowohl in literarischem wie in politischem Betracht? Ich bemerke hier gleich, daß Castelar keine ironisirende Begabniß besitzt und jedes seiner Worte im eindeutigsten Ernste erfaßt sein will. Geben wir ihm das Wort wieder frei.

„Puschkin war der Dichter-Prophet der romantischen Schule. In der Morgenfrühe seines Lebens besang er nicht die Natur, wie es Schulgebrauch der classischen Poeten, wie z. B. Delille's in Frankreich, Melendez' in Spanien war. Er besang nicht, wie es doch dem Tyrannen so angenehm gewesen wäre, die Fichten- und Tannenwälder; nicht die Steppen, endlos wie der Ocean; nicht die jungfräulichen Schneefelder, bestrahlt vom Glanze des Mondes; nicht die blauen Wogen des baltischen Meeres, das selbstherrschend einherbraust in den langen Sommertagen, aber in den Ketten des Eises schmachtet während der ewigen Nächte des Winters; nicht die polaren Horizonte, beglänzt von der rosigen Aurora, deren flimmernde Lichter ins Unendliche reproducirt werden von Wüsten und Bergen von Crystall. Er besang nicht die Natur, welche, leidensfrei als stumme Zeugin so vieler Verbrechen ihren lichtvollen Gang fortsetzend, mit pietätsloser Indifferenz ihren Durst löscht mit dem Blute der Märtyrer, und mit ihrem belebenden Luftstrom die Lungen der Tyrannen erfüllt. Die neuen Ideen besang er mit der ganzen Gluth ihrer inneren Erregungen, den Geist besang er, der scheu und unruhig durch innere Stürme endlich unvermuthet hervorbricht und im Namen der Gerechtigkeit und Freiheit den Himmel erobert und, wenn zurückgeschlagen, in seiner verzweiflungsvollen Klage selbst Gott die Autorität abspricht, ihm seine Rechte zu rauben...."

Es thut uns herzlich leid, daß wir diesen dithyrambischen Hochflug des Spaniers, dessen Auge in so schönem Wahnsinn rollt, wenn es wider die Tyrannen Blitze schleudert, mit einigen prosaischen Richtigstellungen hemmen müssen. Man deute es ja nicht als pure kritische Grausamkeit, wenn wir die imponirende Sicherheit der Castelar'schen Behauptung: „Puschkin war der Dichter-Prophet der romantischen Schule" mit der Bemerkung antasten, daß fast das Gegentheil der Fall war. Der Chef, der eigentliche Musaget der russischen Romantiker, war ein älterer als Puschkin, und es ist zweifelhaft, ob Castelar je einen Vers von ihm gehört. Zukowsky hieß der Mann. Geboren 1783, machte er sich zunächst durch seine Oden den hohen aristokratischen Kreisen bemerkbar, wurde Vorleser der Kaiserin Maria Federowna, dann Erzieher des jungen Prinzen und nachmaligen Kaisers Alexander II. Gegen das Ende seines Lebens ließ er sich in Deutschland nieder und starb 1852 in Baden-Baden. Das war der Romantiker, wie er im Buche steht. Puschkin spielte sich vom Anfang an als ein realistisches Genie auf, dessen Unabhängigkeitssinn viel zu kräftig war, um sich den Schnickschnack aufzuhalsen, der zum unumgänglich nöthigen Inventar der romantischen Schule gehörte. Zukowsky übersetzte die deutschen Balladen, sang in schmachtenden Versen von Liebelei und Himmelei, in der kein Tropfen gesunden Bluts Behagen findet, proclamirte die Poesie als das nachgeborne Schwesterchen der Religion u. s. w. u. s. w. Das war romantisch durch und durch, — aber durchaus nicht die Weise Puschkin's, so tief er auch in den phantastischen Sagenschatz seines Volkes gegriffen und sich zuweilen mit nationalbizarren Wendungen eingelassen hat. In der Vollkraft seiner Entwickelung beherrschte er so weite geistige Gebiete, daß er kaum mehr als der Repräsentant des romantischen russischen Typus betrachtet werden kann. Doch darüber mögen Andere entscheiden, wie sie wollen; uns genügt, daß Puschkin's Werke der Weltliteratur angehören. — Castelar fährt fort:

„Solche Gesänge konnten nicht ungestraft im Herzen Rußlands widerhallen. Einige Geschichtsschreiber bestätigen, daß Puschkin mit der Knute geschlagen wurde, ehe man ihn in die Verbannung gejagt habe; andere behaupten, daß er bloß in ein stilles Kloster verbannt wurde, wo er sich in der Einsamkeit verzehrte, jenes Martyrium des Titanen erneuend, der einst angeschmiedet gewesen am kaukasischen Fels."

Das ist sehr rührend. So lange aber Castalar seine Geschichtsschreiber nicht namhaft macht, damit man sie beim Wort halten und Beweise heischen kann, wird er uns gestatten müssen, den Verschluß im Kloster, die Auspeitschung und was daranhängt an titanenhaftem Martyrium als — Passionsblume, der reichen spanischen Phantasie entsprossen, in unser Herbarium literarischer Seltsamkeiten niederzulegen. Und nun weiter im Text!

„Auf das Ungestüm in der romantischen Schule folgte die Entmuthigung, wie es ähnlich bei Lord Byron der Fall war. In diesen tiefen Schmerzenslauten kam alles zum Ausdruck: Der Zweifel an menschlichen und göttlichen Dingen; die aus dem verwundeten Herzen wie aus dem Gewissen sich ergießende Bitterkeit; die feine Ironie, der gallige Sarkasmus; der Sprung von der Extase der im Gebete versunkenen Engel zu dem Chore wilder Flüche des rohen Volks, das vom Gelage kommt. Von so starkem und manchfachen Verdruß und Ekel inspirirt, peitschte er das todte Gewissen des russischen Volks bis aufs Blut. Schmerz, Zweifel, Bitterkeit waren das Erbtheil seiner ganzen Generation, welche wieder unter die Zuchtruthe des kosakischen Prätors zurückfiel, nachdem sie kaum das Frühroth der Freiheit am Himmel der Zukunft erblickt. Rußland beweinte die angstvollen Kämpfe seines Poeten, wie es später aus Scham für ihn sich die Röthe bis an die Stirn steigen fühlte.

„Er wußte seine Leiden zu personificiren, indem er Onegin, den unsterblichen Typus des russischen Geistes, schuf. Wunderbare Macht des Dichters, in einer einzigen Person die geistige Richtung eines Jahrhunderts zusammenzufassen! Auch unser Theater gibt gewichtige Beispiele davon. Segismundo*) von Calderon, zum Könige geboren, mit wilden Thieren in eine dunkle Höhle eingeschlossen, ohne Berührung mit irgend einem

*) Bekanntlich die Figur des Principe im „Leben ein Traum."

menschlichen Wesen, verdammt, die Vögel zu beneiden, die freien Fluges über seinem Haupte dahinschwebten, zu beneiden die Fische, die zu seinen Füßen zappelten: er ist das wunderbare Abbild des spanischen Volkes, welches, herabstürzend vom Gipfel seiner Macht in die Abgründe schrecklicher Knechtschaft, in den Ketten selbst seine Seele verloren hatte. In derselben Weise spiegelte sich in Onegin das russische Volk getreulich ab. Es konnte sich nicht bewegen, so flink es auch war; trotz seiner Intelligenz war ihm sogar das Denken verboten; obschon es Beredsamkeit besaß, konnte es doch den Mund nicht aufthun; nicht einmal Hunger und Durst vermochte es zu stillen, so sehr waren ihm alle geistigen und körperlichen Thätigkeiten gehemmt. Ja, man kann sagen, daß selbst die Liebe demjenigen versagt war, der es nicht über sich gewinnen wollte, der Erzeuger von Sklaven zu sein. Onegin ist das Bild der Generationen, die in der Knechtschaft leben und sterben; die unfähig sind den edelsten Aufgaben des Lebens gegenüber, unnütz in jedem Zweige menschlicher Thätigkeit, schmachtend unter dem Joch, aber ohne ein Glied zu rühren, sich demselben zu entwinden; Generationen, welche träge, unreif, frühgeburtig von Anfang an, die Erde als ein ungeheures Grab betrachten und für die das Leben ohne Freiheit, ohne Gedanken, ohne Gewissen eigentlich eine perpetuirliche Erstickung ist. Die gezwungene Nichtbethätigung seiner Fähigkeiten erzeugte in der Seele des Poeten eine so tiefe Entmuthigung, daß er endlich anfing, die Freiheit wie die Sklaverei mit der nämlichen eisigen Apathie zu betrachten und hinfort keinen Unterschied mehr zu machen zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen Reaction und Fortschritt.

„Wozu auch sich abmühen? Mit welchem Recht könnte denn der Stein nach Intelligenz trachten oder auch nur das Leben der Sinne für sich in Anspruch nehmen? Nach und nach erlosch jeder edle Eifer in diesem Herzen, jede Idee erstarb langsam in diesem Gehirn, und der Dichter sank herab in den Zustand der Natur, die ebenfalls unbewußt die Schönheit hervorbringt. Er sang noch, aber mit der olympischen Gleichgültigkeit des Künstlers; er sang noch, aber es war nur der Reflex der flüchtigen Bilder seiner Zeit, wie ja ein klarer See auf die Gegenstände reflectirt, die sich in ihm spiegeln. Der phantasievolle Sänger hatte sich in eine photographische Maschine verwandelt; er wußte nichts anderes zu reproduciren, als die Ideen und Thatsachen, die an seinem Geiste vorüberzogen. Der Zar hatte nichts mehr zu wünschen: Der Selbstmord des Dichters war vollbracht!

„Puschkin verwünschte die einzige Stütze, die er gegen die Tyrannei gehabt hatte, verfluchte das, was allein im Stande gewesen wäre, ihm Muth einzuflößen bei den harten Prüfungen seiner einsamen Kerkerhaft: er verfluchte die öffentliche Meinung. Verbrecher an der menschlichen Natur, schleuderte er das Anathema gegen das seinen Treubruch verurtheilende Volk, gegen dasselbe Volk, das ihm früher tröstend beigestanden in seinem Unglück. In den phantastischen Flügen seiner verödeten Seele, während er das ihm von Gott anvertraute Saitenspiel erklingen ließ, hörte er den gemeinen Haufen murmeln, daß seine Gesänge zwar schön harmonisch, aber steril und hohl seien, wie der Wind; den gemeinen Haufen, der verdummt ist an Geist und Herz, der im Stande ist, am Apoll von Belvedere weiter nichts zu schätzen, als das Marmorgewicht; der im Schmutze schläft, und dessen Athem gleich ist dem Gifthauche des Todes, der aus Gräbern aufsteigt. Ein solches Volk, rief er aus, ist unwürdig, die göttliche Sprache der Poesie zu vernehmen; diese himmlische Gabe ist nicht für dasselbe gemacht; es genieße im Frieden das Zuchthaus des Despoten, die Peitsche des Treibers, das Beil des Henkers. Die Ruthe des Kosaken hatte die Seele Puschkin's zerfetzt!

„Wenn die Natur einen Poeten erschafft, ihm die universellen Ideen in den Geist und das Gefühl der Menschheit in das Herz legt, indem sie ihn in jene lichtvolle Sphäre erhebt, wo alle Gegenstände von dem glänzenden Lichte der Schönheit belebt erscheinen; wenn die Natur ihn läutert, ihm Inspiration und Formgefühl verleiht; wenn sie ihm die Zauberkunst des Verses schenkt und ihm den Mund erfüllt mit melodischen Accenten; wenn sie seine Seele ausrüstet mit schöpferischer Kraft und ihn so feinfühlig gestaltet, daß er oft unglücklich ist: dann heischt sie als Gegenleistung von ihm, daß er die Nacht

der Welt verschöne; daß er die neuen Seelen behüte, wie der Frühling das Aufsprossen der neuen Pflanzen; daß er, wie Licht und Wärme das Leben über die Erde verbreiten, so in das Bewußtsein der Menschen die Urgedanken einführe . . . . ."

Hier machen wir eine kleine Pause, um Luft zu schöpfen. Die Wasser der spanischen Beredsamkeit fluthen uns bis an den Hals und drohen uns zu ersticken. Ich glaube ganz gewiß, daß Castelar die Gabe besitzt, jemand zu Tode zu reden, — eine Hinrichtungsart, auf welche wir in ihren Abschlüssen erschöpfte tragische Autoren hiemit aufmerksam machen wollen. Und die sinnverwirrenden Bilderkataloge dieser bandwurmigen Perioden! Wenn sich Castelar vorgenommen haben sollte, mit dramatischer Energie und pathetischer Erhabenheit die fürchterliche Majestät des Unglücks zu schildern, wie es aus dem Zusammenspiel widriger Verhältnisse auf eine hochangelegte Natur vernichtend hereinbricht; so mag ihm das bei spanischen Ohren vielleicht, bei deutschen aber kaum gelungen sein. Unsere strengere geistige Gewöhnung läßt uns in diesem ungeheuren Luxus von decorativem Beiwerk nur „Schall und Rauch und umnebelnde Himmelsgluth" erkennen, welche vor der kritischen Betrachtung und Abwägung der Einzelheiten fast inhaltsleer zerstieben. Die hyperbolischen Ausschweifungen der Phantasie unseres Exaltados, wie in der Phrase: „Die Ruthe des Kosaken hatte die Seele Puschkin's zerfetzt", widern uns geradezu an. Die antiken Schulmeister der Rhetorik docirten freilich, daß man zuweilen recht aufschneiden, ja geradezu lügen müsse (cf. Seneca!), um die Wahrheit desto einleuchtender zu machen; aber in einem historisch sein sollenden Tractat eines Publicisten des neunzehnten Säculums wirkt dieser prahlhansige Rhetorentrödel widerwärtig. Unser kritisches Gefühl sträubt sich dagegen, unser geschärfter historischer Sinn fühlt sich verletzt. — „Puschkin, der Verbrecher an der Natur, schleuderte sein Anathem wider das Volk!" Das nenne ich ein großes, schweres Wort gelassen aussprechen! Hätte doch Castelar auch nur eine Zeile aus Puschkin's Schriften als Beleg dieses fürchterlichen Urtheils beigebracht, um uns zu überzeugen, daß der russische Dichter das Volk im geraden, schlichten Sinn und die miserable Plebs in einen Topf gemeinsamer Verdammniß geworfen!

Doch hören wir weiter!

„Heil ihm, wenn ihm mit dem Glauben auch die Inspiration abhanden gekommen wäre! Der Tyrann sandte keine Soldaten mehr, um ihn auspeitschen zu lassen, sondern Höflinge, um ihn zu corrumpiren. Sich erinnernd, wie zu allen Zeiten die Tyrannen daran Geschmack fanden, einen Genius sich ihrer Befehle gewärtig zu halten, Philipp einen Aristoteles, Augustus einen Virgil, Carl V. einen Garcilaso, Louis XIV. einen Molière u. s. w., so wollte auch Nicolaus seinen Poeten haben und erwählte Puschkin, welcher dem russischen Idiom eine wunderbare Weichheit gegeben, und nachdem er vom Genius der Freihheit die Ideen des Jahrhunderts zum Geschenk empfangen, dieselben dem Despotismus preisgegeben, prostituirt hatte."

Der geneigte Leser untersuche selbst, wie ungleichwerthig die angeführten Beispiele von Hofgenies der „Tyrannen" und von wie geringer Beweiskraft derartige gewaltsame Zusammenstellungen aus weit entlegenen Geschichtsperioden sind. Castelar fährt fort:

„Einen in den schönen Wissenschaften so glänzenden Namen in die Liste seiner Kämmerlinge schreiben zu können, stimmte das kaiserliche Herz gewiß fröhlich; aber in der Seele des Poeten war noch ein kleiner Rest von Schamgefühl, und er lehnte ab. Nicolaus, entschlossen ihn zu entehren, nachdem er ihn unterdrückt, zwang ihn, zwischen dem Amte eines Kammerherrn und der Verbannung in den Kaukasus zu wählen. Der asiatische Despot warf einst Daniel den Löwen zur Beute hin; dieser russische Despot aber überlieferte Puschkin der Gewalt der Hofschranzen. Zwischen Tod und Entehrung gestellt, erwählte der Poet die Entehrung und schlüpfte in die Livree! Aber das verbrämte Kleid drückte ihn wie ein Bleimantel. Gott schuf ihn zu einem Engel der Auferstehung, und siehe, der Despotismus hat ein Lastthier aus ihm gemacht. Wenn er einsam seinem eigenen Gewissen gegenüberstand und sich im Grunde seiner Seele erinnerte, daß im Himmel ein Gott und auf Erden eine unerbittliche historische Gerechtigkeit waltet, deren Belohnungen und Strafen ewig währen, dann bereute er bitter, voll

Unwillens gegen sich selbst, die Gunsterweisungen eines Tyrannen acceptirt und den eigenen Namen entehrt zu haben, den Namen, den einst gewiß die ruhmreiche Strahlenkrone des Martyriums geschmückt hätte. Das höchst unglückliche Leben, das er hernach führte, beweist, wie schmerzlich ihn der Gedanke peinigte, seine eigenen Ueberzeugen abgeschworen zu haben.“

Einen Augenblick Geduld, lieber Leser! Wollte man auf jeden falschen oder übertriebenen Strich in diesem Schauergemälde, das der südländische Pinsel so selbstbehaglich zusammengehaftet, einen kritischen Pfeil abdrücken, so würde man bald die ganze Castelar'sche Studie damit bedeckt sehen. Darum nur wenige Worte. Bekanntlich strebte Puschkin nicht aus eitler Ehrsucht oder Lebelust nach höfischen Titeln und Auszeichnungen. Was er zu gewinnen trachtete, war eine ruhige, respectirte sociale Position, wie sie seiner Befähigung angemessen war. Dieses Streben hinderte ihn aber niemals, jenem Freiheitsdrange, der ihm im Blute lag, unzweideutigen Ausdruck zu leihen und den Despotismus des Zaren herauszufordern. Das Gefühl der persönlichen Würde gegen Höherstehende kam Puschkin keinen Augenblick abhanden; von Servilismus fand sich in seinem Wesen keine Spur. Er schwur nie einer Livree zu Liebe Ueberzeugungen ab. Als der Zar anfing, gegen den beliebten und geachteten Dichter den Mäcenas zu spielen und ihm Hofmanns-Rang und -Titel verlieh, da soll Puschkin sich förmlich verletzt gezeigt haben, und glaubwürdige russische Zeugen versichern, daß er niemals sein „verbrämtes Hofkleid“ anlegte.

Castelar fährt also fort:

„Er verlor damit, was dem Menschen das größte Bedürfniß ist, die Achtung vor sich selbst. In jedem Augenblick, an jedem Ort trat ihm der zornige Schatten seines Genius, gehüllt in ein Leichentuch, entgegen. Um diesem drohenden Gespenste zu entrinnen, und vor sich selber zu fliehen, stürzte er sich kopfüber in den Taumel sinnlicher Lust. Ein Leben ohne Zukunft, ein Gedanke ohne Zweck, ein Gesang ohne Begeisterung, ein Geist ohne Licht, ein Herz ohne Hoffnung! Der ideale Theil dieses Lebens ohne Ehre verdampfte im Leeren; was an ihm Gefühl war, verfaulte im Laster. Die Liederlichkeit wurde für ihn das höchste Betäubungsmittel; aber wenn er in ihr zuweilen die Vergessenheit fand, so fand er in ihr gleichzeitig auch die furchtbarste Züchtigung für seine Verirrungen. Er öffnete die Pforte seines Hauses den Lebemännern, welche die Genossen seiner Schwelgereien waren, und diese corrumpirten dann, oder er glaubte wenigstens, daß sie es gethan — die einzige Frau, die er jemals geliebt hat, die treue Begleiterin seines Exils, seine Gattin.

„Der Poet war immer eifersüchtig gewesen wie ein Araber. Neffe eines Mohren, hatte er mit dem Blute des Othello auch dessen glühende Leidenschaft in den Adern. Es ist nicht die Aufgabe der Geschichte, zu untersuchen, wieviel an seinem Verdachte Wahres gewesen sein mochte. Gewiß ist, daß er alles zu fürchten hatte von der Verachtung, in die er gerathen war, und von der schlechten Kameradschaft, die ihn umgab.

„Anonyme Briefe ließen ihm keine Ruhe mehr; die öffentliche Stimme bezeichnete einen gewissen Dantes, Garde-Officier, als den bevorzugten Liebhaber. Der Poet ging zu demselben, zeigte ihm die beleidigenden Zuschriften und forderte Reparation. (So rasch gings nicht, lieber Castelar! Puschkin, der Treue seiner Gemahlin sich versichert haltend, schwieg zunächst. Dantes' Bekanntschaft hatte er 1835 gemacht, führte ihn aber weder als Freund noch als Lustgenossen in sein Haus, da ihm der anrüchige Charakter des abenteuernden Franzosen zuwider war. Erst als Dantes, der den unwiderstehlichen Lion in der russischen Gesellschaft spielte, wo leichtfertiges Franzosenthum von je Glück hatte, — mit einem bei Puschkin's Gattin angeblich erlangten Sieg öffentlich prahlte, wurde er von dem Dichter gefordert.) Dantes fand, um sich bei dem beleidigten Ehemann weiß zu waschen, kein besseres Mittel, als — um die Hand der Schwägerin, der älteren Schwester (der jüngern, mein correcter Spanier!) der Frau Puschkin anzuhalten. Unmittelbar darauf wurde die Hochzeit gefeiert. Kaum war jedoch das verdächtige Gerede niedergeschlagen, so erhob sich ein neues Geflüster, um die blutende Seele des Poeten noch grausamer zu ängstigen.

„Auf scandalöse Weise entehrte Ehemänner nahmen keinen Anstand, mit ihm das gemeinsame Unglück zu beklagen. (!!) Nachdem die Sachen bis zu diesem Punkte gediehen waren, beleidigte Puschkin seinen Schwager öffentlich, so daß dieser das Duell auf Leben und Tod nicht mehr vermeiden konnte. Furchtbare Tragödie, in welcher man zwei Männer gegeneinander bewaffnet sah, die einst durch so viele Bande an einander gefesselt und obendrein verheiratet waren mit zwei Schwestern, die von ihrer Seite allerdings gute Gründe haben mochten, sich gegenseitig zu beeifersüchteln. Einer dieser Männer schickte sich an, im Grabe eine lustsatte Existenz zu beschließen; der andere stürzte ein Leben hinab, das schon längst Schiffbruch gelitten hatte, weil es der Vocation seines Genius nicht zu folgen vermochte. (Castelar hat auch in der Anekdote kein Glück. Wer ein so hochtalentirter Glücksritter, wie Dantes, der damals als Officier zwölftausend Rubel Jahrgehalt bezog und im Zenith seiner männlichen Leistungsfähigkeit stand, bei dem kann keine Rede davon sein, eine „lustsatte Existenz im Grabe beschließen“ zu wollen. In der That hatte Dantes noch eine stolze Carrière vor sich: unter Napoleon III. brachte ers bis zum Senator und zum Kammerherrn der schönen Eugenie!)

„Das Duell fand in einem dichten Gehölz in geringer Entfernung von Petersburg statt. Dantes schoß zuerst und Puschkin stürzte mit zerrissener Brust zu Boden. Schon im Todeskampfe zuckend und das Auge fast schon verschleiert, fand er im eigenen Hasse noch die Kraft, sich wieder zu erheben und die Pistole auf den Gegner abzudrücken, der, an der linken Schulter verwundet, zusammenbrach. In dem Glauben, ihn getödtet zu haben, schleuderte Puschkin die Waffe fort mit den Worten: „„Wahrhaftig, ich hätte geglaubt, daß mir der Tod dieses Individuums mehr Vergnügen bereiten würde.““ Hingegen war er allein tödtlich verwundet. Während seiner langen und qualvollen Agonie verließ die Familie, deren Ehre er befleckt, keinen Augenblick sein Bett, und das Volk, das er gleichfalls so oft beleidigt, kam schluchzend heran und forschte nach dem Befinden des nationalen Dichters. (Selbst die Figur des sterbenden Puschkin wird von Castelar mit pietätsloser Oberflächlichkeit behandelt!) Ein einziger Mensch, hart und frostig wie Marmor, theilnahmslos wie das Schicksal, näherte sich diesem Schmerzenslager, um ein nichtswürdiges Werk zu vollenden. Das materielle Leben zerstört zu haben, galt ihm weniger als nichts, wenn er nicht mit demselben die Schöpfung des Genius, den er soweit als möglich schon corrumpirt hatte, auch noch vernichten konnte. Dieser Mann war der Kaiser. Er dachte, daß der Poet im Geheimen seines Gewissens, wenn ihm der Anblick eines elend vergeudeten Lebens vor dem bebenden Auge erschienen, wenn die Gewissensbisse, daß er seinen eigenen Genius verrathen, ihm ein Wort der Wahrheit entrissen, — daß dann der Poet seinem sublimen Zorn in Verwünschungen Luft gemacht haben könnte, die in Form unsterblicher Verse den fernsten Nachkommen möchten überliefert werden. Es war also nothwendig, aus dem Kranze des Dichters die letzte Blume zu reißen, das letzte Stückchen seiner Seele zu zertreten. Als der Kaiser bemerkte, daß Puschkin am Rande des Grabes angelangt war, erbot er sich, alle seine Schulden zu bezahlen, sowie seiner Wittwe und seinen Kindern eine Pension anzuweisen unter der Bedingung, daß er sich aller Papiere des Sterbenden bemächtigen dürfe. Der Poet unterschrieb diesen Pact am Morgen des zweiten Januars 1838 und starb am selbigen Tage gegen Abend. (Wenn nicht alle Aufzeichnungen trügen, starb meines Wissens Puschkin fast ein volles Jahr früher!) Indem er seine Augen für immer schloß, gewahrte er noch die eigene Seele, zertreten von dem Dämon des Despotismus, und beweinte den Ruhm, den ihm seine ersten Gedichte als einen ewigen verhießen, während er, o Jammer! früher zerstört war, als sein Leichnam. (!!) In Rußland gehört alles dem Kaiser. Selbst die sterblichen Ueberreste des Dichters waren sein, und er verbot, daß man ihnen die letzte Ehre erwies.

„In den düstern Schrecknissen einer eisigen Nacht ließ der Kaiser den Cadaver in ein entlegenes Kirchlein bringen, wo ein eilig herbeigerufener Priester die Todtenmesse hastig herplapperte. Dann wurde die Leiche in eine Grube geworfen. Das, was vom Dichter des „„Onegin““ übrig geblieben, verschwand unter der Schneedecke, die nicht so kalt, wie der Leichenmantel, den die Tyrannei über seinen Genius geworfen. Unglück-

seliges Loos jeder großen Seele, die unter der Herrschaft eines Despoten geboren wird." —

Der letzte Satz enthält offenbar die These, welche Castelar durch die vorausgegangenen romantischen, die Phantasie seiner spanischen Leser gewiß lebhaft ansprechenden Darstellungen dem Publikum in das Gedächtniß brennen wollte. Castelar ist der beredteste Missionär seiner Parteikirche. Das politische Predigtamt ist sein eigentlicher Beruf. In seiner Jugend glühender Katholik, — heute bekennt er sich in religiösen Dingen zu einem mystisch angehauchten, verschwommenen Rationalismus — inaugurirte er seine literarische Thätigkeit damit, daß er Predigten schrieb, sie autographisch vervielfältigte und an faule oder stupide Landpriester verkaufte. Die Predigtmanier ist ihm in den Gliedern stecken geblieben und seine sämmtlichen späteren Schriften tragen eine gewisse Kanzelsignatur. Es würde nichts Ueberraschendes haben und den Zusammenhang kaum stören, wenn er die einzelnen Capitel seiner politisch-literarischen Studien mit der Formel schlösse: „Lasset uns beten, andächtige Zuhörer!" worauf knieend ein Vaterunser oder Avemaria im Chorus gesprochen würde ......

Das Capitel über Puschkin endet wie ein Märchen spanischer Erfindung. Die Erzählung vom Pact des Kaisers mit dem sterbenden Dichter enspricht keiner Thatsache, sondern ist rein aus der Luft gegriffen. Nachdem Puschkin gestorben war, wurde sein Arbeitszimmer gerichtlich versiegelt und die Ordnung der hinterlassenen Papiere einem alten Freunde des Hauses, dem bereits genannten Romantiker Zukowsky übertragen. Ihm verdanken wir auch die rührende Epistel an Puschkin's Vater, welche eine Fülle interessanter Einzelheiten über die letzten Momente des unglücklichen Dichters enthält. Ebenso ist die Beerdigungsscene volles geistiges Eigenthum des spanischen Autors. Puschkin's Leiche wurde in der Nähe seines väterlichen Landgutes neben dem Grabe seiner Mutter beigesetzt. Diesen Begräbnißplatz hatte er sich schon bei Lebzeiten erkoren.

Puschkin war kein Heiliger. Auch ihm galt das Wort des alten Herakleitos: Des Menschen Charakter ist sein Schicksal. Kein Vogel vermag über sich selbst hinauszufliegen. Als Poet stand Puschkin auf einer höheren Warte, als auf der Zinne der Partei. Die salbungsvolle politische Predigerrolle eines enthusiastischen Republikaners, wie sie Castelar mit so großem Selbstbehagen durchführt, lag nicht in seinem Naturell. Doch besitzen wir von Puschkin einige Epigramme, die es an Freisinn und kühner Schlagfertigkeit mit den wortreichsten Predigten des Spaniers aufnehmen. —

Der altgermanische Sonnendienst in England.

Ein Beitrag zur vergleichenden Sagenkunde.

Von **Karl Blind.**

„Sonnendienst in England?“ mag der Spötter drüben bedenklich fragen? „Hat denn England eine Sonne?“

Der Beweis ist in London zu manchen Zeiten des Jahres schwer zu liefern, namentlich wenn die Nebel so dicht eintreten, daß man sie mit dem Messer schneiden kann, und das Licht im Zimmer Mühe hat, sie zu durchdringen. Wer indessen südlichen Sonnenbrand fühlen will, der darf nur im Hochsommer nach Brighton oder Hastings gehen. Auch London bietet dann oft einen Hitzegrad, den unsere indischen, afrikanischen und südamerikanischen Freunde für viel unausstehlicher erklären, als die Gluth ihrer eigenen Heimat.

Uebrigens hat sich die Anbetung der Völker von jeher sowohl auf Gegenstände der Furcht, wie auf solche des Wunsches und der Hoffnung gerichtet. Sonnendienst im kälteren Lande ist daher keineswegs unerklärlich. Und da sich Glaubenslehren, die einmal unter einem Volke festgepflanzt waren, mit merkwürdiger Zähigkeit forterben, sogar wenn eine neue Religion über sie hintritt, so darf es um so weniger auffallen, noch heute an der Hochschule Oxford, die selbst in unserer Zeit des Fortschrittes einen stark geistlichen Stempel trägt, einen Gebrauch fortleben zu sehen, der aus dem germanischen Heidenthum stammt.

Es war am vorigen Weihnachtstage, daß mir die ehrende Einladung zu Theil ward, an dem berühmten Eberkopf-Mahl zu Oxford als Gast anwesend zu sein. Die Gelegenheit wurde mir dadurch geboten, an Ort und Stelle die Forschung über einen Gegenstand der vergleichenden Sagenkunde zu vervollständigen, der mich stets lebhaft angesprochen hatte wegen seines engen Zusammenhanges mit den urältesten Anschauungen und dichterischen Gestaltungen des Volksstammes, dem die Deutschen und die Engländer entsprossen sind. Wie kaum bemerkt zu werden braucht, fehlt es dem oft genannten Mahle, trotz seines sagenhaften Ursprunges, an keinem äußeren Zeichen der nahrhaftesten Wirklichkeit. Selbst wenn ein unverbesserlicher Zweifler Bedenken erheben wollte über das vor-Columbische Alter eines aus einer Kokosnuß geformten Bechers, der bei dieser Festlichkeit kreist, so sind doch genug andere Dinge vorhanden, um den Tisch vor dem Anscheine der Fabelhaftigkeit zu retten. Nichtsdestoweniger steht dies berühmte Jul-Mahl in geistiger Verbindung mit einer Mär aus grauer Vorzeit — einer Mär, deren Wurzel zurückreicht in den längst vergessenen Naturdienst des arischen Stammes.

Die Feierlichkeit, wie sie sich alljährlich in Oxford abspielt, sei hier zuvörderst in Kürze geschildert. Im großen Speisesaal von Queens' College wird am Weihnachtstage ein gewaltiger Wildschweinskopf auf silberner Schüssel aufgetragen. Er ist ausgeziert mit vergoldeter Stechpalme, mit Mistelzweig, Lorbeer und Rosmarein, und von allerhand Fähnchen bedeckt. Eine Krone sitzt ihm über den Ohren. Feierlich tragen drei

Männer das schwere Gericht auf den Schultern herein. Trompetenstöße kündigen das Nahen desselben an, während ein Zug von Professoren, mit dem Rector an der Spitze, im Talar dem Eberskopf vorangeht.

Mit den Trägern des Festgerichtes erscheint ein Herold, meistens ein Geistlicher, der das alt-englische Lied vom Eberskopf singt. Am Ende jedes Verses fallen die Anwesenden mit dem lateinischen Kehrreim ein. Das Volk der Stadt wird bei der Feierlichkeit in die Halle zugelassen und mag in den Gesang mit einstimmen. Ehe das Essen beginnt, vertheilt der Rector die vergoldeten Zierrathen, die Fähnchen und anderen Schmuck der Schüssel an die Menge.

Das Lied, von dem mancherlei abweichende Lesarten umgehen, wird gegenwärtig zu Oxford gesungen, wie folgt: —

Den Eberkopf bring ich herein,
Bedeckt mit Laub und Rosmarein.
Und ich bitt' euch, ihr Herren, froh zu sein,
Quotquot estis in convivio.
Caput Apri defero
Reddens laudes Domino.

Der Eberkopf, wie allbekannt,
Ist das beste Gericht im ganzen Land.
Ihn, schöngeziert im Blumengewand,
Laßt uns servire cantico.
Caput Apri u. s. w.

Unser Truchseß hat dies hergestellt
Zu Ehren des Königs der Wonnewelt.
Auf diesen Tag es gar wohlgefällt
In Reginensi Atrio.
Caput Apri defero,
Reddens laudes Domino.

Mir war beim Einzug in die Halle der Platz zunächst dem greisen, ehrwürdigen Rector bestimmt worden; und ich schritt mit gebührender Achtung für den altgeweihten Gebrauch in dem feierlichen Umgang einher. Ich gestehe, daß sich mein Sinn dabei nach zwei entgegengesetzten Richtungen gezogen fühlte. Einerseits suchte ich den ganzen Vorgang genau zu beobachten. Andrerseits füllte sich mir der Geist mit sonderbaren Bildern eines in der Urzeit auf den Hochebenen Mittel-Asiens schweifenden Jäger- und Hirtenvolkes, das sich in verfließenden Umrissen aus dem Morgenroth der Geschichte abhob; eines Volkes, das später nach den dunkeln Wäldern Germaniens wanderte oder an die Buchten des rauhen Nordens zog, und unter dessen Opfergebräuchen der Sonnen-Eber — das Sinnbild des Lichtgottes Fro oder Freyr — um die Winter-Sonnenwende eine große Rolle spielte. Solchen Gedanken nachhängend, schritt ich zur Tafel.

In Oxford wird der Ursprung des Eberkopf-Mahles herkömmlich in höchst wunderlicher, modernisirender Weise erkärt. Ich sage dies mit einem leichten Anfluge germanischen Kummers. So groß das Vergnügen war, dessen ich in angenehmer Gesellschaft zu Oxford genoß, so darf doch der Stachel des Gewissens in Sachen der vergleichenden Götterlehre dadurch nicht zum Schweigen gebracht werden. Man soll ja den Himmlischen mehr gehorchen, als den Menschen. Auf die Gefahr hin, als undankbarer Gast zu gelten, mußte ich daher die in Oxford überlieferte Erzählung sozusagen für eine spätere Mönchsschrift erklären, die hinter den abgekratztem Pergament eigentlich einen ganz anderen Inhalt verbirgt.

Die Kenntniß dieser Dinge ist an Englands bedeutendster Hochschule, trotz Tylor's „Primitive Culture“ noch keineswegs durchgedrungen. Doch macht die Ablegung der Vorurtheile an dem ehemaligen Sitze des geistigen Torythums so rasche Fortschritte, daß es mir nicht allzuschwer ankam, schon bei Tisch, im Gespräch mit dem Rector, die eigene germanische Seele durch eine kurze Auseinandersetzung zu befreien. Der freundliche und würdige Mann ging auch recht angenehm auf Alles ein.

Die bekannte Sage geht in Oxford dahin: es sei ein Student oder ein Geistlicher von Queens' College vor etwa vierhundert Jahren in einem benachbarten Forste tief nachdenkend umhergewandelt, als ihn plötzlich ein Eber anfiel. Rasch habe er sich vor dem Thiere zu retten gewußt, indem er den Aristoteles, den er gerade las, dem Eber mit dem Ausrufe in den Rachen warf: „Graecum est!“ — „'S ist Griechisch!“ Zu Ehren dieser wunderbaren Errettung wurde das Eberkopf-Mahl auf den Weihnachtstag eingeführt! Und eine Büste des Aristoteles ziert bis zu diesem Tage den großen Feuerherd in der Halle des Collegiums.

So die Sage. Zu weiterer Erhöhung der Wahrscheinlichkeit bewahrt man in Queens' College das Bild eines Heiligen auf, der ursprünglich jener Student oder Geistliche gewesen. Auf einem Speere trägt der Heilige den Kopf eines Wildschweins. Am Fuße des Bildes steht die mystische Inschrift: COPCOT*. Eine ähnliche Darstellung findet sich an dem Fenster der Kirche zu Horspath, einem Dorfe am südlichen Abhange von Shotover, nicht weit von Oxford, in dessen Nähe das Adelsgut Boars Hall (Eber-Halle) liegt.

Ohne nun leugnen zu wollen, daß Griechisch ein höchst gefährlicher und unverdaulicher Bissen für ein Wildschwein wäre, wird man, glaube ich, doch leicht zugeben, daß obige wunderbare Geschichte nicht ganz die Abhaltung eines feierlichen Mahles an einem alten Sitze der Gelehrsamkeit erklärt. Ein ähnlicher Gebrauch, wie in Oxford, obwohl in weit einfacherer Art, besteht im St. John's College zu Cambridge. Dort trägt man am Tage des Evangelisten Johannes, am 27. December, einen Eberkopf zum Nachtmahl auf. Derselbe Gebrauch, aber in stattlicherer Weise, blühte einst in den Amtsbehausungen der londoner Rechtsanwälte, den sogenannten „Inns of Court.“ Digdale sagt in seiner Schilderung der Weihnachts-Ceremonien im „Inneren Tempel“: als erstes Gericht trage man einen schönen, großen Wildschweinskopf auf silberner Platte auf — „unter Spiel und Gesang.“

Und doch hat man nie gehört, daß etwa ein londoner Anwalt sich in den Wildnissen der City vor den Hauern eines borstigen Vierfüßlers dadurch gerettet habe, daß er ihm eine Parlaments-Akte in den Rachen warf, obwohl dies für ein englisches Wildschwein noch tödtlicher hätte sein können, als ein unübersetzter Aristoteles.

An den meisten Orten, wo von Alters her die Sitte des Eber-Mahles in England bestand, stirbt dieselbe nach und nach ab. In dem zu Oxford gesungenen Liede heißt es aber bezeichnend:

Der Eberkopf, wie allbekannt,
Ist das beste Gericht im ganzen Land.

In der That herrschte einst im ganzen England, in den Adelshäusern wie in den Heimstätten der Freiholden, der altgermanische, angelsächsische, skandinavische und isländische Gebrauch des Eber-Mahles. Es war die allgemeine Jul-Sitte, für den Edelmann und den Bauern, für Hoch und Nieder. „Vor den letzten Bürgerkriegen“ — schrieb Aubrey im Jahre 1678 — „war in allen Herrenhäusern am Weihnachtstage das erste Gericht, das man auftrug, ein Wildschweinskopf, dem eine Citrone im Rüssel stak.“ Aus einem Dorfe in Essex („Ost-Sachsen“), genannt Hornchurch, wo die Einwohner den großen Zehnten am Weihnachtstage zu entrichten hatten, wird gemeldet, daß den Bauern alljährlich ein Schmaus von Bullen- und Eberfleisch gegeben wurde. Um den Wildschweinskopf rang man dabei. Der Sieger gab sich nachher mit seinen Genossen den herkömmlichen Lustbarkeiten hin. Es wäre leicht, diese Beispiele noch zu vermehren. Kein Wunder, daß auch Herbergen und Schenken „Zum Eberkopf“, wie deren eine in Shakespeare's „Heinrich dem Vierten“ genannt ist, häufig vorkamen.

In den alten englischen Weihnachts-Liedern herrscht allgemeine Uebereinstimmung

*) Die Bedeutung dieser Buchstaben ist noch nicht erkannt. Sollte etwa auf „Caput offert presbyter; caput offert tutus“ (Dies Haupt opfert der Priester; dies Haupt opfert der Gerettete) geschlossen werden dürfen? Ich gebe dies als meine Vermuthung. Ein italienischer Freund in Oxford denkt an „Coppa cotta“ (etwa: Bratkopf). Aber sollte man auf einem solchen Bilde nicht eher eine lateinische, als eine italienische Inschrift suchen?

bezüglich der hohen und ausgezeichneten Stellung des Ebers. Wohl sprechen manche dieser Lieder von einem „Fürsten sonder Gleichen" (a prince with owte peere; d. i. a prince without peer); es ist der „Fürst der Wonnewelt" (Prince of Bliss) des Oxforder Eberliedes. Man legt dies in christlichem Sinne aus. In anderen alten Weihnachts-Gesängen fehlt jedoch jede kirchliche Anspielung, ausgenommen in den lateinischen Kehrreimen. Anstatt des „Fürsten der Wonnewelt" wird einfach der Senf (mustarde) erwähnt. Aber selbst in den mehr geistlich gefärbten Liedern heißt der Eber, merkwürdig genug, ein „allerhöchstes Thier" (soverayn beste). In dem von Wynkyn de Worde gedruckten Liede ist der Eberkopf das „Hauptgericht im Lande" genannt. Die aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammende Porkington-Handschrift enthält ein noch älteres Lied, das so beginnt:

Hey, hey, hey, hey, the borrys hede is armyd gaye.
The boris head in hond I bring;

und auch darin wird gesagt, der Eberkopf sei das erste Gericht. Das Lied fährt so fort:

The boris hede, as I you say,
He takes his leyfe, and gothe his way;
Gone after the XII tweyl ffyt day.
With hay.

Oder in einer anderen Lesart, die in den Balliol-Handschriften zu Oxford steht und wegen ihrer Seltenheit hier ganz angeführt werden mag:

Caput apri refero,
Resonens*) laudes Domino.

The boris hede in honde I brynge,
With garlands gay and byrde syngynge.
I pray you all help me to synge.
Qui estis in convivio.

The boris hede, I understond,
Ys chiefly sirved in all the londe,
Wher so ever it may be fonde.
Ceruitur cum sinapio.

The boris head, I dare well say,
Anon after the XVth day
He taketh his leve and goth a way.
Exiuit de patria.

Dies Lied kennzeichnet die Eber-Feier deutlich als einen Gebrauch innerhalb einer bestimmten Sonnenwendzeit. Nach dem fünfzehnten Tage — oder zufolge dem vorher genannten Liede, am zwölften Tage der Zwölft-Nächte — „nimmt der Eber seinen Abschied und zieht hinweg." Ja, er „entfernt sich aus dem Lande!" Auf einer Insel, wie England, eine etwas schwierige That für ein Wildschwein! Es wird indessen sich alsbald zeigen, daß darin ein tieferer Märensinn liegt und daß sich der Ausdruck auf einen viel älteren Glauben bezieht, als man von der Außenseite dieser halb lateinischen, halb englischen Umdichtung eines unzweifelhaft uralten germanischen Liedes ablesen kann.

In Chaucer's „Erzählung des Freisassen" findet sich eine Stelle über das „Fleisch des hauertragenden Schweines" in Verbindung mit Janus. Augenscheinlich ist darin desselben Gebrauches um die Zwölft-Nächte gedacht. In noch früherer Zeit finden wir,

*) „Resonens" mag auf den ersten Blick schlechtes Latein scheinen. Obwohl man indessen in mittelalterlichen Handschriften kein gutes Latein zu suchen braucht, hat der Abschreiber obigen Liedes doch vielleicht seinen Ennius studirt. Barbarisches oder barbarisch scheinendes Latein gibt manchmal Anlaß zu sonderbaren Schwierigkeiten. In Oxford theilte mir ein dortiger Gelehrter in gutem Glauben ein Eber-Lied mit, das ganz im unglücklichsten Latein gehalten ist, und wovon der zweite Vers so begann: „Venit cum scotis nitidus et cum marino rore." Das Wort „scotis" schien mir sogar im mittelalterlichen Latein unmöglich. Ich hielt daher eine genaue Untersuchung über die Herkunft des Liedes für nöthig, wobei es sich herausstellte, daß dasselbe eine scherzhafte Nachahmung mittelalterlichen Lateins war, verfaßt von zwei adeligen Schäkern und das „scotis" für „sertis" verschrieben war.

zufolge Holinshed, daß im Jahre 1170, bei des jungen Prinzen Krönung, König Heinrich II. seinem Sohne bei Tisch als Vorleger aufwartete, indem er „den Eberkopf unter Trompetengeschmetter, nach gewohnter Sitte, hereinbrachte.“ Kurz, es war ein festgegründeter, alter und allgemeiner Gebrauch, der in undenkliche Zeiten zurückreichte.

So viel mir bekannt, läßt sich keine frühere geschichtliche Spur des Eber-Mahles in England nachweisen. Die fehlenden Mittelglieder zwischen den erwähnten Thatsachen und der Zeit des angelsächsischen Heidenthums sind indessen leicht hergestellt. Wir treffen auf sie in einem der ältesten germanischen Berichte über den Glauben unserer Vorfahren, nämlich in der Edda. Ebenso in dem bezeichnenden Umstande, daß unter allen Völkern germanischen Ursprungs dieselbe Jul-Sitte herrschte oder noch herrscht.

Was heute noch, mit mehr oder weniger Prunk, um die Weihnachtszeit in Oxford und Cambridge, am englischen Hofe, in einigen Landhäusern des Adels, und in gewissen Theilen Englands von dem Volke gefeiert wird, das sich zu der genannten Festlichkeit ein einfaches Ferkel ohne allen Prunk auftragen läßt, ist ein bloßes Ueberbleibsel eines ehemals regelmäßigen und allgemeinen Feiergebrauches, der mit dem Sonnendienst zusammenhängt — ein Zusammenhang, der auch aus der Edda klar ersichtlich wird. Und wie es oft mit derlei sich lang erhaltenden Bräuchen geht: eine neue Fabel wird hinterher erfunden, um den Sinn einer Ceremonie zu erklären, die festlich fortdauert, aber nicht länger mehr begriffen wird.

Walter Scott gibt in seinem „Alten Weihnachtsfeste“ (Ancient Christmas) eine höchst lebendige Schilderung, wie der Jul-Block auf dem Feuerherde glüht; wie dabei an glänzend gescheuerter Tafel die Herren und Knappen ohne Rangunterscheidung sitzen; wie der grimme Eberkopf, mit Lorbeer und Rosmarein geziert, von blaugekleidetem Diener hereingebracht wird; und wie der bändergezierte Festbecher — die „wassel bowl“, so genannt von dem alt-sächsischen Trinkspruch: „Wans Heil!“ — am Tische kreist. Dann kommen die lustigen Vermummten herein, und singen mit starker Stimme die alten Jubellieder. „Wer da lauscht, mag in dem Mummenschanz schauen, die Spuren uralten Geheimnißglaubens.“

Wie unter den Römern während der Saturnalien, so war auch unter den Germanen zur Jul-Zeit, wo der große Holzblock als Zeichen des Sonnendienstes lohte, die strenge Scheidung der Stände zeitweilig gehoben. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß das christliche Weihnachtsfest erst aus dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammt. Die Kirche führte es ein, um die verschiedenen, dem Sonnendienst ergebenen Völker in Asien und Europa durch Beibehaltung und nur geringfügige Umwandelung ihrer Festfeiern besser für die neue Lehre zu gewinnen.

Die Kirchenväter sprechen sich klar genug darüber aus. Der „Dies Natalis Solis Invicti“ der heidnischen Römer hatte seinen vollen Wiederhall in dem späteren christlichen Weihnachtsgesang der römischen Kirche: „Sol novus oritur“. Inder, Perser, Griechen, Römer, Germanen feierten ihren Sonnendienst zu bestimmten Zeiten des Jahres. Das große Mithra-Fest fiel auf den 25. December. Wir wissen von einer Jungfrau (nicht Maria), die um die Winter-Sonnenwende in der Mitternacht ein Kind gebar, dessen Geburt dann von Gläubigen festlich gefeiert ward. So stark war lange Zeit hindurch die Aehnlichkeit zwischen den Bräuchen von Volksstämmen, die weit aus einander wohnten, daß z. B. die (wahrscheinlich germanischen) Massageten, deren Sitz in der heutigen Tatarei war, zu Herodot's Zeiten der Gottheit, die sie von der harten Herrschaft des Winters befreite, Rosse opferten, wie die Griechen ein Roß-Opfer dem Helios darbrachten. Sogar das Wort „Jul“ oder „Yule“, welches das Sonnenrad bedeutet, hat vielleicht Wurzelverwandtschaft mit „Helios“. Noch heute nennt auch das italienische Volk die Weihnacht „Ceppo“ — d. h. Holzblock, Jul-Block. Sonnenfeiern, die bei verschiedenen Völkern so tief gegründet waren, lebten nach Einführung der neuen Lehre unter anderem Gewande fort.

In seiner „Vertheidigung des Festes der Geburt unseres HERRN“ beantwortet Thomas Warmstry (1648) die Frage, ob dies Fest nicht seinen Ursprung in einer An-

lehnung des Christenthums an die tollen Saturnalien und ans Jul-Fest habe. Er schreibt: — „Wenn es sich ergibt, daß das Weihnachtsfest mit dem heidnischen Saturnalien zusammenfällt, so bleibt darum an ersterem kein Makel der Unreligiosität haften; denn da man etwas am Besten durch seinen Gegensatz heilt, so war es zugleich weise und fromm von den alten Christen — deren Aufgabe darin bestand, die Heiden von solchen anderen und abergläubischen Gebräuchen zu entwöhnen — daß sie diese Jahreszeit dem Teufelsdienste entwanden, indem sie den erhabeneren Gottesdienst an die Stelle setzten. Die lohenden Feuer (Warmstry nennt hier offenbar den Jul-Block) sind freilich bloße Thorheit und von der Kirche nicht gebilligt.

Aehnlicher Rath, die heidnischen Gebräuche, wo immer möglich, beizubehalten, um Bekehrungen zu erleichtern, wurde bekanntlich von Papst Gregor dem Großen in einem Briefe an den Abt Mellitus, bezüglich der Bekehrung der Angel-Sachsen, förmlich ertheilt. Denselben Rath gab der Bischof von Winchester dem Heidenbekehrer Winfried. Dieser hielt sich freilich nicht daran, und wurde von den heidnischen Friesen erschlagen. Andere Glaubensboten gaben sich damit zufrieden, die heidnischen Ceremonien als volksmäßiges Nebenspiel zu der neuen Religion zu dulden. Ohne dies versöhnlichere Verfahren hätten sie gar keine Erfolge erzielt. Auf diese Art blieben zahllose Gebräuche der Wodans-Religion unter dem Volke oder vermischten sich sogar mit den Ceremonien der Kirche.

Unter dem „Teufelsdienste", dessen Thomas Warmstry erwähnt, sind natürlich die alten Heidengötter gemeint. Diese haben sich, wie bekannt, namentlich in Deutschland auch unter der christlichen Form der Winter-Sonnenwendfeier erhalten, obwohl in Vermummungen, die sie auf den ersten Blick etwas unkenntlich erscheinen lassen. „Sankt Niklas", der „Pelz-Märtel" oder „Pelz-Nickel", der „Schimmelreiter", „Hans Muff", „Hans Trapp", „Knecht Ruprecht", der „Klapperbock", der „Bär", das „Christkindlein", die „Perchtl", und wie all' der dem Weihnachtsfeste voraufziehende Mummenschanz heißt, ist nichts anderes, als eine verkappte germanische Götterwelt. Es sind Wodan, Donar, Freia-Holda oder Perchta, die auch heute noch in deutschen Landen um die Jahreswende ihren gewohnten Umzug halten. Selbst die Namen, die sie jetzt noch in ihrer Verkleidung führen, sind größtentheils aus Beinamen, Eigenschaften oder Sinnbildern der ehemaligen Asen entstanden. Auch hinter der Maske bleiben sie erkenntlich, gerade wie Woden und Freia in England unter der Vermummung von Robin Hood und Maid Marian.

Es kann daher nicht auffallen, daß unter den siebenbürgischen Sachsen, deren Ahnen die alten deutschen Gebräuche in ihr neues karpathisches Heim überführten, noch heute eine klare Spur der alten Anbetung des dem Freyr oder Fro geheiligten Ebers zu finden ist. Beim dortigen Weihnachts-Mummenschanz tritt der Goldeber des Lichtgottes als „Christ-Schwein" auf — auch Adventskräm oder Advent-Sau genannt. Vieles, was sich heute puppenhaft schnurrig oder gemein ausnimmt, hat seinen Ursprung in einem Glauben, dem eine gewisse wild erhabene Großartigkeit und dichterische Bedeutung nicht abgesprochen werden kann. Das geringe Schwein, das man noch heute in einer bäurischen Weihnachts-Maskerade einhertrotteln läßt, ist der letzte sinnbildliche Vertreter einer germanischen Sonnen-Anbetung und eines aphroditischen Dienstes, der mit entsprechenden Formen der klassischen Götterlehre nahe Verwandtschaft hat.

Von den seligen Helden in Walhalla wurde gesagt, sie schmausten jeden Abend von dem Fleische des Ebers Sährimnir. Auch dieser Eber war das Sinnbild der Sonne. In gleicher Weise bestand unter allen germanischen Stämmen, zur Wintersonnenwende, das geweihte Gericht aus geröstetem Wildschwein, dem Sinnbilde des Sonnengottes Freyr. Gullinbürsti (Goldborste) war der Name von Freyr's Thier bei den Skandinaven. Die goldenen Borsten stellten die Sonnenstrahlen dar. Von Gullinbürsti wurde gesagt, er laufe schneller als ein Roß durch Luft und Wasser. Freyr's Eber diente, mit Einem Wort, als ein dichterisches Bild für die schnell kreisende Sonne.

Unter den arischen Stämmen der Urzeit war der Sonnendienst der weitest verbreitete. Noch als Cäsar zuerst auf die Kriegerschaaren Ariovist's traf, fand er diese

Form der Anbetung als einen Hauptbestandtheil ihres Glaubens. Als der ansibarische Häuptling Leviokal vor dem römischen Legaten Avitus um die Gewährung von Land bat, rief er Sonne und Sterne gleichwie persönliche Gottheiten an. Die noch heute üblichen Sommer- und Winter-Sonnenwendfeste, mit dem bekannten Scheibenschlagen und dem zu Ehren einer Herzallerliebsten gesungenen Vers beim schlangenförmigen Wurf eines feurigen Rades, sind die letzten Nachklänge der Verehrung Fro's und seiner Schwester Freia, die zugleich Liebesgöttin und Sonnengöttin war.

Das Eber-Sinnbild dieser Gottheiten wurde daher naturgemäß zum Festgericht beim Gedächtnißmahl zu Ehren derselben. In ihrer religiösen Einfachheit essen die Völker gewöhnlich, was sie anbeten. So stieg denn auch der Sonnen-Eber als wirkliches Fleisch auf den germanischen Jul-Tisch nieder. Ein Apfel wird ihm wohl einst am großen Erinnerungstag in den Rüssel gesteckt worden sein; der runde, rothe Apfel deutete auch wieder die Sonne an. Eine Citrone oder Apfelsine von gold- oder rothgelber Farbe trat später an die Stelle dieser Frucht.

Ein Sonnengott, war Freyr zugleich ein Gott der Liebe und des Friedens, des Glückes und der Seligkeit. Daher der Jul-Friede und die dreiwöchentliche Waffenruhe zu Ehren Freyr's. Von dieser strahlenden Gottheit, deren Wohnung im Lande der Licht-Elfen war, heißt es im „Liede von Oegir's*) Trinkgelag“: Niemand sei wider ihn; ja, er heißt dort sogar „der Erste der Asen“. Er thront auf seligem Sitze. Sein Name selbst bedeutet selige Wonne. Ein „Fürst der Wonnewelt“ — ein Ausdruck, der in dem Oxforder Eber-Liede vorkommt — mag Freyr daher in feierlichen Anrufungen beim Jul-Opfer schon genannt worden sein, ehe das germanische Fest, das zu seinem und Freia's Gedächtniß gefeiert ward, eine Umwandelung ins Christliche erfuhr.

So drollig es klingen mag, so liegt doch die größte Wahrscheinlichkeit vor, daß mancherlei noch heute umgehende, jetzt sehr gemein erscheinende Ausdrücke ursprünglich sich auf Freyr und seinen Goldeber bezogen. So z. B. der Ausdruck: „Er hat Schwein“; im Sinne von Glück.**) Auch eine andere unfeine Redensart: „Da möchte man auf dem Wildschwein davon reiten!“ — die gleichbedeutend ist mit dem Wunsche, aller Verlegenheit glücklich entrückt zu sein, hat wohl Bezug auf denselben Sagenkreis. Die Redensart scheint andeuten zu sollen, daß man am liebsten der ärgerlichen Mühsal los und ledig wäre und zu Freyr einginge. Viele deutsche Volksausdrücke sind bekanntlich auf den Asen-Glauben unserer Vorfahren zurückzuführen.

Die Eigenschaften Freyr's finden sich auch bei seiner Schwester Freia wieder. Auch sie ist Sonnen- und Liebesgöttin. Ihr Sinnbild ist ebenfalls ein goldborstiger Eber, der in der Edda einen kriegerischen Namen trägt: „Hildi-Swin“, Kriegseber.***) Vielleicht sind die streiterzeugenden Folgen der Schönheit damit angedeutet. Wollte man es etwa für sonderbar erklären, daß ein Eber zum Sinnbilde von Gottheiten gemacht würde, die die Sonne und die Liebe darstellen, so darf man darin jedenfalls nicht auf einen Mangel an feinerem dichterischen Gefühl bei unseren rauhen Vorfahren schließen. Auch Homer vergleicht Helden mit wilden Eseln.

Freyr und Freia kamen nach Asgard aus dem lichten Geschlechte der Wanen oder Vänir, das eine von den Asen getrennte, ihnen ursprünglich sogar feindliche Götterreihe bildet. Der Name der Vänir aber hat vielleicht nahe Berührung mit dem der Venus. Und der Venus — die dem Meere entstieg, wie Freia die Tochter des Seegottes Niörd war — war ebenfalls das Schwein geheiligt!

In den Heiden-Tempeln der Skandinaven war es, wie in den Häusern der einzelnen Familien, ein stehender Opfergebrauch, am Jul-Feste ein dem Freyr und der Freia geweihtes Wildschwein beim Abendmahl darzubringen. Das Thier wurde bei dieser Gelegenheit „sónargaltr“ genannt, was entweder Sonnen-Eber oder Sühn-Eber bedeutet. Solche schwankende, verschiedene Deutungen zulassende Worte sind bei

*) Oegisdrecka, 35.
**) S. Simrock's „Deutsche Mythologie“.
***) Hyendluliod, 5. 7.

Priestern oft beliebt. Im eddischen „Liede von Helgi Hiörwards-Sohn" wird dieser Opfer-Ceremonie beim Jul-Fest gedacht. Es werden „Gelübde gethan, und der Sühn-Eber wird hereingebracht, wobei die Männer die Hände auf ihn legen und Gelübde thun beim Becher Bragi's," des Gottes der Dichtkunst.

Diese heidnische Ceremonie wird noch heute in Oster-Gothland beobachtet. Am Weihnachts- oder Jul-Abend wird ein mit einer Schweinshaut überzogener Block, der sogenannte „jûlbucken", auf den Tisch gesetzt, und der Hausvater thut dabei einen Schwur, im kommenden Jahr ein liebevoller Vater, ein freundlicher Herr gegenüber seinem Gesinde, sein zu wollen. Ehemals wurden Freyr, der Gott des Friedens und der Fröhlichkeit, nebst Freia, dabei angerufen. Bragi's Name wurde hinzugefügt, als ob der Schwörende, der das Gelübde that, in den Liedern der Skalden verewigt zu sein wünschte. Die Heidengötter werden jetzt nicht mehr angerufen. Die Ceremonie aber bleibt dieselbe.

So auch werden noch in Schweden um die Weihnachtszeit Kuchen in Ebergestalt gebacken. Stücken davon bewahrt der Bauer bis zum Frühjahr auf, um sie unter die Saat oder unter den Hafer der pflügenden Pferde zu mischen, oder sie auch dem säenden Knechte vorzusetzen. Davon erwartet man gesegnete Ernte. Freyr, zu dessen Ehren dieser bis auf den heutigen Tag erhaltene Gebrauch eingeführt wurde, waltete nämlich über Regen und Sonnenschein und alles Wachsthum, war also Erntegott. Sein Eber-Sinnbild, obwohl nicht länger mehr verstanden, wird im Volksaberglauben des hohen Nordens noch heute als ein wirksames Zaubermittel beim Ackerbau betrachtet.

Mehr als tausend Jahre sind verflossen, seit die Wodan-Religion in England ausstarb; fast tausend Jahre, seit sie in Nord-Deutschland vor der Waffengewalt sank; etwas über siebenhundert Jahre, seit sie in Schweden einging. Die uralten Gebräuche aber dauern mit wunderbarer Zähigkeit fort.

Ein Ueberbleibsel der Anbeter des Sonnengottes findet sich — wie Mannhardt berichtet — in einer thüringischen Sage. Nach dortigem Aberglauben bekommt, wer sich am Weihnachtstage bis zum Nachtessen der Speise enthält, ein goldenes Ferkel zu Gesicht. Es ist der Gullinbursti der Edda. Ein Lauterbacher Weisthum von 1599 verordnete, daß zu einem auf Dreikönigs-Tag gehaltenen Gericht die Hübner ein Goldferch (Goldferkel) liefern mußten. Es mag hier daran erinnert werden, daß der Weihnachtstag nach alter Zeitrechnung auf den 6. Januar fiel. In der Uckermark hat man den Schweinskopf in den Zwölften, besonders aber zu Weihnachten, als Festgericht.

In „Statistischen Berichten von Schottland", vom Jahr 1793, wird gesagt, daß in den Gemeinden Sandwick und Stromneß, auf den Orkney Eilanden, wo das skandinavische Volksthum noch so stark hervortritt, jede Familie, die eine Schweineheerde besitzt, eines der Thiere am 17. December schlachtet, weßhalb der Tag der Sau-Tag (Sow-day) heißt. Der Bericht fügt hinzu: „Keine Ueberlieferung betreffs des Ursprunges dieses Gebrauches ist vorhanden." In verschiedenen Theilen von Yorkshire herrscht — wie ich unlängst bei Gelegenheit von Vorträgen über altgermanische Götterlehre, die ich im Norden hielt, erfuhr — ein ähnlicher Brauch. Man findet ihn in verschiedenen germanischen Ländern um dieselbe Zeit; so auch in Frankreich, wohin ihn die Franken und andere germanischen Eroberer brachten. Der Ursprung ist nach Obigem klar genug. Es handelt sich immer um die Herstellung desselben Opfergerichtes zur Sonnenwend-Zeit.

In Gelderland glaubt man, in der Christnacht halte Derk met den Beer, d. h. Dietrich mit dem Eber, seinen Umgang. Dietrich ist hier an Freyr's oder Fro's Stelle getreten. Solche Umwandelungen sind häufig, wenn eine Glaubenslehre in Verfall geräth. Im vorliegenden Falle ist der scheinbare Namenswechsel um so leichter zu erklären, da Dietrich so viel wie „Volkwalt" bedeutet, Freyr aber in der Edda „der volkwaltende Gott" heißt — wahrscheinlich, weil auch zu ihm (wie zu Odin, Thor und Freia) ein Theil der zur ewigen Seligkeit Eingehenden gelangte.

Freyr's Gestalt ist, nebst der seiner Schwester, eine der edelsten und schönsten im germanischen Olymp. Die beiden Göttergestalten sind ohne Zweifel gelegentlich zu grob sinnlichen Bildern herabgesunken, wie dies auch bei ähnlichen Schöpfungen des

griechischen und römischen Alterthums der Fall war. Es gab sowol höhere, wie ganz niedere Formen des Freyr- und Freia-Dienstes.*) Im Wesentlichen jedoch wurden die dem Jul-Feste vorstehenden Gottheiten in erhabenen Formen von großem Reiz gedacht. Der germanische Lichtgott gleicht in vielen Beziehungen dem Helios und Phaëthon, oder dem persischen Mithra — dem „Unsterblichen mit den raschen Rossen". Gleich ihnen zieht er in seinem Wagen am Himmelsgewölbe dahin; seine Rosse sind mit Edelsteinen geschmückt, deren Glanz wiederum die Sonne bedeutet. So heißt es in „Odin's Rabenzauber", wo Freyr als der Gott des Tages erscheint:

Da trieb aus dem Thor wieder der Tag
Sein schön mit Gestein geschmücktes Roß;
Weit über Mannheim glänzte die Mähne:
Des Zwergs Ueberlisterin zog es im Wagen.

„Mannheim" bedeutet hier so viel wie die Menschenwelt. Des Zwerges Ueberlisterin ist, wie man aus dem Alwis-Liede ersehen kann, die Sonne, als welche Freyr's Schwester in Sagen häufig erscheint. Diese Auffassungen der Germanen geben denen der Hellenen, Perser oder Inder nichts an Schönheit oder Größe nach.

Freyr's lichte Göttlichkeit ist auch durch seinen Wohnsitz im Lande der Licht-Elfen bezeichnet. Ein leuchtendes Schwert — wiederum der Sonnenstrahl — war ursprünglich dem Gotte zu eigen. Von diesem Schwerte hieß es, es habe sich von selbst gegen die Reifriesen geschwungen; mit anderen Worten: die Sonnenwärme besiegte das winterliche Eis. Eine Sage meldet: „auf einem Hügel, in welchem Thorgrim, ein eifriger Verehrer Freyr's, begraben worden, sei der Schnee nie liegen geblieben und ewiges Grün habe die Stelle bedeckt." Die Macht des Sonnengottes ist hier klar erkenntlich.

Gerda hieß die Braut, welche Freyr umwarb und endlich erlangte. Unter ihr ist ohne Zweifel die Erde zu verstehen, in welche der Sonnenstrahl endlich eindringt. Die

---

*) Ich ergreife diese Gelegenheit, um eine, vielleicht für die Forscher der germanischen Göttersage einen neuen Anhaltspunkt bietende Ansicht über die beachtenswerthen Eberkopf-Festlichkeiten in Hornchurch (Essex) aufzustellen. Dort wird seit undenklichen Zeiten am Weihnachtstag ein Wildschweinskopf mit Blättern geziert (diese Pflanzenzier scheint immer auf Freyr's Eigenschaft als Gott der Fruchtbarkeit zu deuten) und dann in feierlichem Umzug nach dem nahen Mill Field gebracht, wo um den Kopf gerungen wird. Auf der Kanzel der Kirche von Hornchurch, wie auch auf der Wetterfahne am Thurm, werden Ochsenhörner aufgesteckt. Nach einer Angabe in Hone sagen die Einwohner, zufolge der Ueberlieferung: es sei die Kirche, die dem heiligen Andreas geweiht ist, von einem Weib zur Büßung ihrer früheren Sünden erbaut worden." Der Name der Kirche war damals Horn-Church. Ein König — heißt es weiter — doch Niemand wisse mehr, wie er hieß, sei eines Tages des Weges geritten, und habe den Namen der Kirche in Horned-Church umgewandelt und jene Hörner aufstecken lassen. (Hone, II, 1649; und Hone's Table book, 84). Nun war einer der bezeichnenden Namen Freia's, in ihrer niedrigeren Auffassung, zufolge der Edda: Hörn. Im eddischen Hyndla-Lied lesen wir, daß das Haus, das ihr Liebling Ottar ihr erbaute, Mauern hatte, die von Ochsenblut glänzten. Dies Alles paßt ganz auf den angeblichen Ursprung von Hornchurch, wo auch Freia's (oder Hörn's) Eber um Weihnacht geopfert wurde. Mir scheint, daß noch viel zu sagen wäre über den Zusammenhang zwischen Freia und ihrem riesischen Gegenbilde oder ihrer Schwestergenossin Hyndla (Hündlein) einerseits, und andererseits der ägyptischen Isis, die mit Hörnern und manchmal dem Hundssterne zwischen den Hörnern abgebildet wird. Aehnliche Verwandtschaft besteht zwischen Freia-Frigg und Io-Juno. Io ist so ziemlich von derselben Art, wie Freia, und wurde in eine Kuh verwandelt, weßhalb sie mit Hörnern abgebildet wird, während Juno selbst ochsenäugig oder ochsenhäuptig war. Freia und Frigg waren unzweifelhaft zuerst eine einzige Göttergestalt, die später sich in zwei Formen theilte. Dasselbe gilt von Io und Juno. Im griechischen wie im germanischen Falle haben wir dieselbe Klang-Aehnlichkeit, die auf die ursprüngliche Einheit zurückweist. In einem Beinamen der deutschen Göttin — Hera, oder Herke — kommen wir abermals auf eine Verwandtschaft mit der ochsenhäuptigen hellenischen Göttin Here: wovon Herke oder Harke nur das Verkleinerungswort ist, das dem Namen „Har" (der Hohe) entspricht, den ihr Gemahl Odin trug. Hara oder Herke ist eine Erdgöttin, wie Isis und Juno. Das Ochsen- oder Kuh-Sinnbild, das die Fruchtbarkeit vorstellt, ist allen Dreien gemeinsam. Der Ursprung von Hornchurch, wenn man den ersten Namen der Kirche und die Ueberlieferungen und Gebräuche, die sich dort erhalten haben, vergleicht, kann daher kaum zweifelhaft sein. Eine ehemals heidnische Dienerin der Freia-Hörn, der der Eber geweiht war, und auf die sich auch ein Kuh- oder Ochsen-Sinnbild bezieht, hat jene Kirche gestiftet.

„neun Nächte", während deren der Gott, fast vor Leid vergehend, zu warten hat, bis Gerda ihm im stillen Haine begegnet, zielen augenscheinlich auf die neun Monate rauher Jahreszeit im hohen Norden, während deren die Sonne keine Macht besitzt. Als Brautgeschenk sendet Freyr der Geliebten elf Goldäpfel, die man auf elf Monate zu deuten gesucht hat.

Die vergoldeten Nüsse am deutschen Weihnachtsbaum sind wohl noch ein Anklang an diese Sage; auch sie versinnbildlichen den Sonnendienst. Die rothwangigen und goldschaligen Aepfel, die man an die Tanne hängt, haben eben so eine Beziehung auf den Sonnengott. Freyr, dem Gotte der Fruchtbarkeit, war der Apfelbaum besonders geheiligt; und noch heute herrscht an vielen Orten Englands, wie Deutschlands, die Sitte, in den Zwölft-Nächten einen Apfelbaum zu umstehen und mit einem Reime anzusingen, der ein gutes Obstjahr erfleht.

Was verehrt wird, wird auch verzehrt. Darum jagt man es auch um dieselbe Zeit, wo man's anbetet. In allen alten Religionen finden wir die Speisegesetze, die gesellschaftlichen Gebräuche, die Verrichtungen des gewöhnlichen Lebens in irgend einer Weise mit dem Lehrgebäude des Glaubens in Zusammenhang gesetzt. Religiöse Begriffe werden dem Gläubigen oder glauben Sollenden in jeder erdenklichen Art nahe gelegt. In einem alten Werke über „Das Waidwerk und die Spiele des Volkes von England"*) lesen wir, daß „der Eber von der Weihnachtszeit an bis zu Lichtmeß gejagt werden darf." Dies trifft so ziemlich mit der heidnischen Jul-Zeit zusammen, während deren der Eber besonders verehrt ward. Nach Ablauf eines bestimmten Zeitraums, wie es in dem alten Liede heißt, „nimmt der Eber seinen Abschied und zieht dahin." Es wird von ihm sogar gesagt: „Exivit de patria": er hat das Land ganz verlassen!

Hier kommen wir wiederum auf das Grenzland zwischen der Wirklichkeit und der Märenwelt, denn Freyr's Eber, der bis dahin als saftiges Gericht auf dem Tische stand, verschwindet nun plötzlich ins Wolkenreich, wie Lohengrin's Schwan.

---

*) Vgl. auch: Art de Vencrie le quel Maistre Guillaum Twici venour le Roy dangleterre fist en son temps per aprandre Autres.

Kritische Rundblicke.

Ein Schimpflexikon.

Ich gestehe, daß ich von der Höflichkeit in der Kritik keine sehr hohe Ansicht habe. Ein wackres Schelten, ein ehrlicher Groll, ein warmblütiger Eifer in der Abwehr des Schlechten ist mir schätzenswerther, als die elegante Mäßigung der Höflichen, die ihr Nein am Ende so undeutlich und verschämt aussprechen, daß es oft ebensogut für ein Ja genommen werden kann. Derjenige hat freilich leicht höflich sein, dem es nicht um eine ernste Zermalmung des Verwerflichen zu thun ist, sondern nur um interessante literarische Fechterstellungen und Posen. Aber wer sich im Kampf auf den ästhetischen Gefechtsfeldern noch redlich erhitzen kann, der wird sich nicht mit dem Galanteriedegen bewaffnen — wem es treuherzig um die Sache zu thun ist, dem darf wohl auch einmal der Kopf mit dem Herzen fortrennen, und ich glaube: Wenn man über die Grobheit in der Literatur eine Studie schreiben wollte, so würden in dem Catalog der Grobiane nicht die schlechtesten Namen aufzuzählen sein, von Luther bis Lessing, von Lessing bis Schopenhauer, von Schopenhauer bis Johannes Scherr. Nichts ist darum kleinlicher und blöder, als wenn kritische Aeußerungen nach dem Maßstab des Complimentirbuches abgeurtheilt werden. Das ist ein Kammerdiener-Standpunkt, der in die Lakaienstube, aber nicht in die Literatur gehört. Leute, die sich auf diesem Standpunkt befinden, sollten sich zu Hofjunkern und Ceremoniemeistern ausbilden lassen, aber nicht in den literarischen Meinungskampf ihre verzagten Fistelstimmen hineinmischen.

Man wird glauben, daß ich in dieser Ueberzeugung nicht mit der sympathievollsten Gesinnung ein bei E. W. Fritzsch in Leipzig erschienenes Buch in die Hand genommen habe, das von Wilhelm Tappert zusammengestellt ist und sich „Ein Wagner-Lexikon" betitelt. Es ist laut Titelblatt: „Ein Wörterbuch der Unhöflichkeit, enthaltend grobe, höhnende, gehässige und verleumderische Ausdrücke, welche gegen den Meister Richard Wagner, seine Werke und seine Anhänger von den Feinden und Spöttern gebraucht sind." Also will Herr Tappert jeden gegnerischen Beurtheiler Wagner's vor dem Richterstuhle der Höflichkeit denunciren! Das war mein erster Gedanke. Aber die Vorrede versprach mir besseres, denn hier hieß es u. A.: „Der blinde Haß, mit welchem der grünschnäblige Miesnick-Quartaner wie der ehrengraue Professor ins Feld rücken, will kaum eines der Gesetze anerkennen, welche sonst unter gebildeten Leuten zu Recht bestehen. Die rückständigsten Formen der Pöbelhaftigkeit, die impertinensten Bêtisen der Unwissenheit werden mit Behagen gepflegt und verwendet." Alle Wetter! Danach mußte man ja erwarten, in dem Buch wahre Kraftbrühen der Grobheit, condensirte Essenzen der Flegelei zu finden, und dergleichen würde ja schon — der Ausbildung halber von Interesse sein, zu studiren. So las ich denn das Buch — und war vollkommen enttäuscht. Du lieber Gott! Wenn die Mehrzahl der hier aufgezählten Ausdrücke in ein Wörterbuch der Unhöflichkeit gehören, so möge nur Jeder, der noch in Zukunft öffentlich eine Meinung äußern will, die Hoffnung aufgeben, jemals für einen höflichen Mann zu gelten.

So hat Ed. Hanslick einmal einem Lohengrin-Sänger, der seiner Aufgabe nicht genügte, den Rath gegeben, den „gefiederten Einspänner so bald als möglich wieder zu verlassen." Das findet sich als Unhöflichheit unter dem Wort: „Einspänner" verzeichnet! Ein Glück, daß Lohengrin nicht zu Lande auf einem Esel ankommt. Denn dann würde Herr Tappert alle Naturforscher verfolgen, die den Esel ein dummes Thier nennen.

W. Lübke nannte einmal den Bayreuther

Meister einen „musikalischen Hans Makart.“ Das ist auf S. 23 des Tappert'schen Buches als Grobheit catalogisirt! . . . Ich wollte eine Probe machen und schrieb in Folge dessen an Makart: „Verehrter Herr! Ich nehme mir hierdurch die Freiheit, Sie für einen coloristischen Richard Wagner zu halten.“ Vergebens warte ich noch heute auf eine Injurienklage.

Otto Gumprecht machte einmal 1875 die völlig objektive Bemerkung: „Die Bilder, welche der Zauberspiegel in der Hand seines obersten Magus Wagner uns zeigt, sind dem Einen welterlösende Offenbarungen, dem Anderen phantastisches Blendwerk der auf den höchsten Thron der Kunst erhobenen Sinnlichkeit.“ — Ist unter der Rubrik „Phantastisches Blendwerk“ als Beleidigung angeführt. Wo bliebe die kritische Redefreiheit, wenn ein Wagnerianer etwa im Literaturstaat zum Amt eines Polizeiministers gelangen könnte! Wer wäre da vor Maßregelungen sicher! . . .

Indeß wunderte ich mich doch nur zu Anfang über diese seltsamen Ansichten, die Herr Tappert über Höflichkeit hat. Später stellt es sich immer deutlicher heraus, daß er Tadel mit Grobheit verwechselt und in der That Jeden für pöbelhaft erklärt, der nicht in der Furcht Wagner's groß geworden ist. Die ruhigsten Urtheile über die Werke des „Meisters“ nimmt Tappert in den Catalog der „Bêtisen“ und „Unhöflichkeiten“ auf, wenn sie einen abfälligen Inhalt haben. Das heißt denn schon, den Byzantismus auf die Spitze treiben und einen literarischen Dogmenglauben beanspruchen, wie er kaum jemals dagewesen ist. Wem es nicht seiner Ueberzeugung gemäß gegönnt war, Wagner zu loben, ist in Tappert's Schimpflexikon als Flegel gebrandmarkt.

So nannte z. B. Laube die Dichtung der „Meistersinger“ den „Text eines Diletanten, voll grimmiger Ecken und Härten.“ Wer überhaupt ein Ohr für Wohlklang und Poesie hat, wird da mit Laube gewiß übereinstimmen. Ebenso geht es keineswegs über das Maß des Erlaubten hinaus, wenn man den Rheingold-Text ein „bombastisches Alliterationsgestotter“, einen „verwurzelten Wortkram“ genannt hat. Es hieße an der durch unsere Classiker geförderten Entwickelung der poetischen Sprache Verrath üben, wenn man das mißtönige Geknirsch dieser Dichtung glinder bezeichnen wollte. Einen „Hundetrab von Stabreimen“ nennt Hanslick diesen Text, mit einem „hinterpommer'schen Knüppeldamm“ hat ihn Karl Frenzel verglichen, und man kann eigentlich Herrn Tappert nur dankbar sein, wenn er zur Aufklärung des Publikums diese treffenden Aeußerungen zusammengestellt hat.

Ebenso wird jeder Einsichtige eine Reihe von anderen Urtheilen, die Tappert als Unhöflichkeiten rubricirt, theils mit, theils ohne Einschränkung unterschreiben.

Wie treffend z. B. sagt G. Engel in einem Vergleich von Schelling und Wagner: „Schelling war eine durch und durch aristokratische Natur, was von Wagner nur insofern zu sagen wäre, als man Vornehmheit mit Hochmuth verwechseln wollte.“ — Flodoard Geyer macht die hübsche Bemerkung: „Nur ein Komet, nicht ein Fixstern ist Richard Wagner. Er zieht auch äußerlich einen großen Schweif nach.“ — Ludwig Ehlert sagt: „Wagner ist eine geniale Seitenbewegung des Opernbegriffes; nur als solche sollte man ihn auffassen.“ — Sind das Maßlosigkeiten, „Bêtisen,“ „rückständige Formen der Pöbelhaftigkeit?“

Und wenn Herr Tappert selbst wenigstens mit dem Beispiel der Höflichkeit voranginge! Aber die Anmerkungen die er gelegentlich einschaltet, sind keineswegs von der lautersten Art. E. Schletterer sprach einmal in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ die Ansicht aus: „Der Stabreim schrumpft entweder zu einem knorrigen Klumpen zusammen, der dem Sänger im Halse stecken bleibt, oder er erweitert sich zu einem umschreibenden Wortmeere, das der Tonsetzer nicht mehr in eine musikalische Form zwingen oder melodisch bewältigen kann.“ Dazu bemerkt Herr Tappert in einer Anmerkung des Setzers: „Knorriger Klumpen is jut.“ Ei, wie ruhig und taktvoll! — Ueber das Vorspiel zum „Tristan“ machte ein Correspondent der „Deutschen Musikzeitung“ 1860 die sehr drastische Bemerkung: „Mich ergriff ein unheimliches Grausen, als die dumpfen Schauertöne des Vorspiels meinen armen Kopf wie ein Schraubstock einklemmten und folterten und es war mir zu Muthe, wie wenn Jemand mich an den Haaren eine Leiter hinauf- und wieder hinunterziehe.“ — Zu den Worten: „Meinen armen Kopf“ macht nun Tappert die Fußnote: „Hier ist die Vorsilbe Schaf zu ergänzen“ . . . und man sieht ihn förmlich vor Vergnügen sich auf dem Schreibstuhl rekeln, nachdem er diesen so genialen und vor allem so musterhaft höflichen Scherz ausgebrütet hat. — Meta Wellmer reimte 1870 folgendes Impromptu:

> Der Zukunft Musik dereinst oben
> Wird hoffentlich anders sein.

Sonst möcht' ich nach hiesigen Proben
Nicht in den Himmel hinein.

„Na denn nicht, liebe Frau!" bemerkt Herr Tappert dazu. Und der Mann wirft sich zum Apostel der Höflichkeit auf! Am Tollsten ist aber folgende Aeußerung über Ludwig Speidel, der den Titel: „Der Ring des Nibelungen" mit Recht als einen Sprachschnitzer bezeichnete, da es: „Der Ring des Nibelungs" heißen muß. Herr Tappert, dessen Schulbildung zur Erkenntniß dieser Bemerkung nicht ausreicht, begnügt sich mit der artigen Randglosse: „Wahrscheinlich sind bisher auch die Worte Junge und Range falsch deklinirt worden; man wird beispielsweise fortan sagen müssen: Die Arroganz dieses literarischen Straßenjungs, dieses frechen Rangs ist wirklich unerhört" .... Das ist die einzige Stelle des Tappert'schen Lexikons, in der wir in der That die in der Vorrede versprochenen „rückständigen Formen der Pöbelhaftigkeit" wieder finden.

Im Uebrigen wollen wir nicht leugnen, daß in manchen Urtheilen über Wagner Excesse der Erregung vorgekommen sind. Aber man muß bedenken, daß auf der andern Seite die ungeheuerlichsten Ueberschwänglichkeiten des Lobes nicht zu den Seltenheiten gehören. Gegenüber dem verstandlosen Kleinkindergestammel der Wagner-Götzendiener ist ein herbes, mannhaftes und lautes Tadelswort durchaus angebracht. Wo das Lob mit Posaunenstößen und Paukenschlägen arbeitet, kann sich der Tadel nicht mit Clarinetten-Geflüster begnügen. Nennt doch Tappert selbst in der Vorrede R. Wagner „den Erhabenen", ja „den ersten und besten Mann unsrer Zeit!" Indem er in seinem Buch alle energievolleren Tadels-Aeßerungen als Verstöße gegen die Höflichkeit und den Umgangston zu brandmarken versucht hat, hat er nicht den Gegnern Wagners geschadet, sondern, ohne es zu wissen und zu wollen, mit eigenen Händen die Herrschsucht und Anmaßnng der Wagner-Anbeter protokollarisch aufgezeichnet.

D. Bl.

*

„Literarische Herzenssachen".

Unter diesem schönen und bezeichnenden Titel hat Ferdinand Kürnberger (bei L. Rosner in Wien) eine Sammlung von Kritiken und Reflexionen herausgegeben. Unsere Leser kennen den Autor aus zahlreichen werthvollen Beiträgen, die er zu den „Neuen Monatsheften" beigesteuert hat, und sie wissen denn auch, daß Kürnberger kein Schriftsteller ist, mit welchem man so leichtlich paktiren kann. Man muß ihn entweder gar nicht gelten lassen oder man muß ihn so gelten lassen, wie er ist. In seinem barschen und trotzigen Auftreten lehnt er jeden Compromiß ab. Wenn er lobt, dann fließt ihm der Beifall aus der innersten Seele, und wenn er tadelt, dann schreibt er Rippenstöße. Ich kenne keinen Aufsatz von ihm, mit welchem ich ganz übereinstimmen könnte. Aber indem ich stillschweigend alles Schrullenhafte und Maßlose absondre, sage ich mir doch immer: „Wär' er besonnen, wär' er nicht der Tell!" Bei seinen Freunden hat er den Beinamen: „Iwan der Schreckliche". Man kann ihn kaum treffender charakterisiren. Er kennt in der That keine geringere Waffe als die Herkuleskeule und Leute, die an stilistische Milchkost gewöhnt sind, wird er zur Verzweiflung bringen. Aber wer sich nicht die Mühe verdrießen läßt, ihn genauer kennen zu lernen, wird gestehen müssen: Dieser Stil gehört zu diesem Mann! Der Stil gehört zu ihm, wie das Fell zur Hyäne. Einen Aufsatz gegen die modernen Römlinge beginnt Kürnberger mit folgender Bemerkung: „Bei besonders feierlichen Veranlassungen in der katholischen Christenheit ertheilt der römische Papst einen hundertjährigen vollkommenen Ablaß. In der weltlichen Menschheitsgeschichte kennen wir keine Veranlassung, welche größer und feierlicher wäre, als die deutschen Siege des Jahres 1870. In diesem großen und feierlichen Moment also können wir nichts Geringeres thun, als der Papst, sondern ertheilen wir all' jenen elenden Kothseelen, welche an ihre nicht geruchlosen Schreibtische stürzen, um unser deutsches Herz mit den Ausleerungen ihrer Dummheit und Gemeinheit zu überschütten, hiermit eine hundertjährige vollkommene Ohrfeige!" — In einem Aufsatz über den „Fechter von Ravenna" heißt es: „Ich las den Fechter von Ravenna bis zum Ende des vierten Aktes, d. h. bis zu dem Augenblicke, wo ich ihn zum Fenster hinausschmiß" . . . Das sind echte Kürnbergeriaden. Man kann sie weder loben noch tadeln, sondern hat einfach die Pflicht, sie sich gefallen zu lassen — man hat diese Pflicht, weil das nur die Fehler der Kürnberger'schen Vorzüge sind. Wer mit so feurigem Pathos das Gute vertheidigt, mit so vollsaftiger Entrüstung sich vom Schlechten abwendet, der kann mit Recht von „literarischen Herzenssachen" reden und braucht uns nicht erst lange um die Anerkennung seiner nun einmal so

und nicht anders gearteten Existenzform anzubetteln.

Schwer ist es, aus diesem gedankenvollen Buch einzelne Stichproben zu geben, in jedem Aufsatz prägt sich Kürnberger's Eigenart aus: farbig und klar. Ihm genügts nicht, die einzelnen Erscheinungen zu betrachten — er steigt überall zu principiellen Erörterungen auf. Eine Aesthetik im Kleinen ist z. B. der kurze Aufsatz über lascive Poesie. Vortrefflich sind die Charakteristiken von Gottfried Keller, Hermann Kurz und Bogumil Goltz. Von den polemischen Kritiken ist die Abfertigung der einst vielbesprochenen Melchior Meyr'schen „Gespräche mit einem Grobian" ein wahres Meisterwerk. — Um in den Lesern übrigens durch einen leckern Kosthappen den Appetit auf das ganze Buch anzuregen, geben wir hier aus einem gegen den Illustrationsunfug gerichteten Aufsatz folgende vortrefflichen Betrachtungen wieder:

„Vor achtzig Jahren gab Jean Paul eine Satyre, die man damals noch nicht Feuilleton nannte, dem Publikum deutscher Nation zum Besten, nämlich seine Landesverordnung gegen den Kleiderluxus der Bücher. — Vor achtzig Jahren! Was würde Jean Paul erst heute sagen, wenn er unser Illustrations-Wesen oder Unwesen erlebt hätte?! Der Kleiderluxus der Bücher bleibt längst nicht mehr beim Kleide, d. h. beim Einband stehen; auch kann ich den vergoldeten, lackirten, gepreßten oder geschniegelten Buchbinder-Quark im schlimmsten Falle herunterreißen, — in jedem Falle erbleicht er, vergilbt er und blamirt er sich selbst mit der Zeit; wie aber rettet man sich vor dem frecheren Kleiderluxus der Bücher, vor der Illustration, womit das Innere des Buches durchschossen ist, so daß dem Freund des edlen unverfälschten Geschriftes sein reiner Wein wie mit schändlichen Bleizucker vergiftet wird? Das ist schon nicht mehr Kleiderluxus, das ist verderblicher Naschluxus, innerlich einzunehmen!

Es thäte wahrlich ein zweiter Lessing noth, der „über die Grenzen der Poesie und Malerei" aber diesmal in einem andern Sinne das gebildete Publikum aufklärte, ehe es rettungslos der Begriffsverwirrung über Mein und Dein und aller Verwilderung verfällt, welche aus verwirrten Fundamental-Begriffen der Aesthetik, fast möchte ich sagen, der Sittlichkeit entspringt.

Wenn ein Goethe mit der höchsten dichterischen Bildkraft ein Gretchen hervorbringt, welcher Radirer, Schaber und Kritzler darf sich zwischen mich und Goethe stellen mit der Prätension: Du sollst Dir das Gretchen vorstellen, nicht wie es Goethe will, sondern wie ich es will? Das wäre schlechthin erlaubt? Was ist denn alle Geisteswollust der Poesie als der Anstoß, welchen die Phantasie des Dichters der Phantasie des Lesers mittheilt? Und dazwischen dürfte ein Stoßballen sich einschieben, welcher illustrirt, und welcher im Bunde der Dritte sein will? Ich dächte, es gebe mehr als einen Bund, welcher zu intim, zu persönlich für einen Dritten!

Man nenne mir nur nicht jene Beatricen, Julien, Gretchen welche gelungene Illustrationen sind, und „einen würdigen Platz an der Seite des Dichters" einzunehmen verdienen. O über die große Würdigkeit, wenn, was ein 40-füßiges Teleskop gefunden, schon ein 20füßiges — nach Herschel — wiederfinden kann?

Ich werde mir nie einbilden, daß ich Julien oder Gretchen gedichtet haben könnte, aber ich wage es, mir einzubilden, wenn ich zeichnen gelernt hätte — und dichten kann man nicht lernen — daß ich es mit allen illustrirten Gretchen und Julien aufnähme. Ich, sage ich, nicht als Person, sondern als Publikum. Welcher Leser könnte denn das nicht? Ja vielleicht braucht es in geistigen Dingen nicht einmal des 20füßigen Teleskops; ein 10-, ein 5füßiges möchte schon genügen.

Uebrigens — um so schlechter die Illustration, je besser sie ist! Glücklich genug, wenn sie einfach und handgreiflich schlecht ist. Sie hat dann so wenig Chance, wie ein Verführer, welcher plump spricht. Weh' aber, wenn der Verführer eine feine und anständige Sprache spricht! Er wirkt! Ich spüre den perfiden Raub und ich spüre den Verlust meines Rechtes und Eigenthums nicht, denn ich habe sie ja, die dichterische Frucht, ich habe sie ganz und vollgiltig, und meine sogar, der Dichter selbst würde sich freuen, wie gut sie der Zeichner gepflückt hat. Ganz recht, der Dichter! Er noch eher! Aber nicht so der Leser, welchem von der Pflaume, von der Weinbeere, wenigstens der Duft abgestreift ist, den ihr die fremde Hand genommen, auch wenn sie sonst nichts genommen. Dieser Duft ist eben Deine Originalität, Deine Selbstthätigkeit, Dein Muth, mit dem Flug des Dichters einen Parallelflug zu wagen; die unverletzte Freiheit Deiner eigenen Phantasie. Laß' Dich stützen, wo Du keine Krücken brauchst, schwimme mit Kork, wo Du frei schwimmen kannst, und Du verlierst das Maß der Dinge. In irgend einem Sinne wirst Du unselbstständig, haltlos,

unsittlich. Der Illustrator stört den Pflichtenkreis zwischen Dir und dem Dichter: er gewöhnt Deiner Phantasie Indolenz, Bequemlichkeit, Abhängigkeit an, er macht Dich fauler, nachlässiger, er schwächt Dich, er entmannt Dich.

Ich spreche von Dingen, die man leider nicht ausmessen kann, wie die Dauer der Kohlenvorräthe, sonst getraute ich mir zu beweisen, wie durch das Illustrationswesen der Phantasie-Vorrath der Leser factisch schon abgenommen hat und ihre Einbildungskräfte blasirter geworden sind. Es könnte eine Lese-Generation kommen, welche auch das zündendste Dichter-Ideal nicht mehr nachzudichten vermag; aber welche Dichter können dann noch kommen? So klagt man jetzt schon über das Versiegen der dramatischen Poesie mitten in der Hochfluth der theatralischen Ausstattungs-Industrie. Einige Hundert will man an Preisstücke wenden, wo man Hunderttausende an Costumes und Maschinen wendet. Ursache und Wirkung! Aber was ist denn die theatralische Ausstattung anders, als die Illustration in cynischem Riesenformat und mit beleidigendster Zudringlichkeit!" ...

— — — — — — — — — — — — — — — —

Solche gesunden und beherzigenswerthen Ausführungen finden sich viele in Kürnberger's Buch. Selbst da, wo er dennoch den Widerspruch erregt, bringt er durch seine geistvolle Energie in den denkenden Lesern manches bisher Unbewegte in Schwingung. Wer überhaupt für die Literatur ein Herz hat, sollte Kürnberger's „literarische Herzenssachen" nicht ungelesen lassen. **O. Bl.**

*

Bozena. Erzählung von Maria Freifrau von Ebner-Eschenbach. Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

Die Verfasserin hat sich eine der gewagtesten Aufgaben gestellt, die einem Belletristen zufallen können. Sie behandelt einen Stoff, dessen Behandlung — wenn sie eine glückliche genannt werden soll — an das Talent des Autors Anforderungen der höchsten und dabei verschiedensten Gattung stellt: unerschrockene Realistik und dabei ein Emporheben von Stoff und Gestalten in eine poetische Sphäre — diese Gegensätze müssen in dem Talente eines Autors vereinigt sein, der einen Vorwurf, wie diesen, mit Erfolg behandeln will. Bozena Ducha, eine böhmische Dienstmagd, ist die Heldin der Erzählung, kein krankhaft idealisirtes und ätherisirtes Dienstmädchen, aber auch keine rohe, literarisch-unerquickliche Gestalt. Frau von Ebner stellt eine große Seele dar, die in einer einfachen Arbeiterin wohnt, aber sie legt der letzteren keine Schönrednerei in den Mund, sie läßt ihre Bozena nicht aus philosophischem Vorbedachte edel sein, sondern aus natürlichem, elementarem Triebe. Und wo Bozena spricht, da klingen ihre Worte einfach, schmucklos, und der Leser muß sich sagen: Nicht jede Magd spricht so, aber eine Magd besserer Art kann solche Worte gebrauchen. Das ist kein Theater-Dienstmädchen, das eine Kattunschürze und dabei Brillantringe trägt, sondern die echte, wahrhaftige Bozena Ducha, von welcher die Verfasserin lobpreisend sagt: „Die Arbeit flog unter ihren Händen, und blitzblankes Hausgeräth, einen so nett gedeckten Tisch, so sauber gehaltene Stuben wie im Hause Heißenstein fand man auf Meilen in der Runde nicht wieder." Frau von Ebner leistet mit der Charakteristik der Bozena geradezu Bedeutendes, und man darf annehmen, daß nicht nur der Mensch sondern auch ein Talent mit seinen Zwecken wachse, denn nie zuvor bewies Frau von Ebner solche Sicherheit und Energie im Erfassen von Charakteren, nie zuvor so eminente Begabung für Kleinmalerei. Humor und Gemüth spielen da oft in wahrhaft künstlerischer Weise ineinander; als Schöpfung einer gar ergötzlichen Laune darf z. B. der schiefgewachsene, im Comptoir verkümmerte Commis Schimmelreiter gelten, der für Militär schwärmt, den Militär-Schematismus liest und etwas Unrechtes nicht „um den Maria Theresia-Orden" thun möchte; für das Gemüth der Erzählerin spricht ihre Kunst Kinder zu beobachten und zu schildern, Kinder mit all' ihren reizenden Ungezogenheiten, mit all' ihren ungezogenen Allerliebstheiten. Ein junges Mädchen — wir citiren wenige Zeilen als Probe — unterhält eine Kinderschaar mit Geschichten: „Das Publikum der Erzählerin hingegen war eitel Neugier. Die eine der Zuhörerinnen hat den Zeigefinger in den Mund gesteckt, so tief es ging, riß die Augen und blies die Backen auf, und horchte aus allen ihren Kräften. Eine Andere preßte das Kinn an die Brust, glühte über und über, hielt beide Fäuste fest geballt, und die trotzige Ungeduld ihrer Mienen sprach: „Weiter! Weiter! — was kommt jetzt?" Anitschka, im höchsten Staate, mit buntem, turbanähnlich um den Kopf gewundenem Tuche und breiter Halskrause, saß steif und feierlich neben ihrem Abgotte. Ihr dreijähriges Schwesterchen und noch ein zweites leichtsinniges Wesen in gleichem Alter hockten auf dem Boden und theilten ihre

Aufmerksamkeit zwischen der Rednerin und einem goldgrün schimmernden Rosenkäfer, den sie in einem Schächtelchen mitgebracht hatten und nun auf der Diele herumspazieren ließen. . ." Nur eine Frau kann mit wenigen Zügen solch ein Genrebild aus der Kinderstube malen, und bedürfte es heutzutage überhaupt noch einer Entschuldigung, daß das weibliche Geschlecht sich mit großer Thatkraft des belletristischen Gebietes bemächtigt, so läge eine solche Entschuldigung in der neuesten Arbeit der Frau von Ebner. Mit echt weiblicher Anmuth hält diese in allen Situationen künstlerisches Maß, überschreitet nie die Linie des Schönen, und verfällt in keine Ubertreibung, trotzdem sie uns ein ganzes Museum von Egoisten aus der modernen Gesellschaft — geradezu Prachtexemplare! — vorführt. Die Handlung der vorliegenden Erzählung ist reich an packenden Momenten, und ihr versöhnliches Ende wird über die landesüblichen „guten Ausgänge" dadurch emporgehoben, daß eine der Hauptpersonen, Fräulein Heißenstein, nicht aus Liebe sondern aus Furcht vor dem Urtheile der Welt, aus moralischer Eitelkeit, das Glück Röschens — ein Röschen, welches das Buch lieblich durchduftet — und zugleich das Glück eines liebenden Mannes begründet. Frau von Ebner besitzt zu viel Geschmack, um eine ihrer Personen etwas thun zu lassen, was nicht aus deren früheren Thaten folgerichtig zu entwickeln ist. Ueber die Details der Handlung möge der Leser sich selbst unterrichten; sie hier darzustellen, halten wir für unerlaubt — die literarische Kritik hat nicht die Aufgabe, Prolog zu sprechen. Nur ein Wort noch über die Heldin. Eine Heldin in der That, denn diese Magd bleibt durch drei Generationen der Familie treu, der sie sich gewidmet. Wie Rosa, die Tochter Heißenstein's, vom Vater und von der Stiefmutter unverstanden, mit dem Manne ihrer Wahl entflieht, eilt Božena ihr nach, bleibt bei ihr, opfert ihre Ersparnisse für ihren Liebling, und damit beginnt sie nur eine Reihe von Thaten der Liebe, der Entsagung, des höchsten Mitgefühles. Rosa stirbt und ihr Gatte, ein Offizier, fällt im Kriege; ein hilfloses Kind bleibt zurück. Božena wandert nun zu Fuße mit dem kleinen Wesen in Heißenstein's Haus zurück, aus dem Rosa verbannt gewesen. Der alte Heißenstein stirbt, dessen zweite Frau und Regula, eine Tochter aus zweiter Ehe, bleiben als Erben zurück — die kleine Enkelin wird nur aus Gnade aufgenommen. Und Božena erträgt Unbill und Kränkung, um mit dem armen Röschen bleiben zu dürfen; sie ist ihm Mutter, Freundin, Schwester, und sie bewirkt es, daß schließlich Regula, ihrer Nichte eine reichliche Morgengabe schenkt und sie dem Manne antraut, den Regula selbst — bereits eine „alte Jungfer" heiraten wollte. Božena imponirt Regula, der herzlosen Drahtpuppe, durch die Lauterkeit ihres Wesens, wie sie überhaupt als Personifikation der Wahrheit gelten mag. An Božena ist nichts erlogen, nichts gemacht, eine reine, mächtige Seele, frei von Lug und Trug, wohnt in diesem mächtigen Körper. Sie weiß nicht, schön zu reden, aber was sie spricht, das denkt sie. Ihre Liebe zur kleinen Rosa und dann zum kleinen Röschen wirkt geradezu rührend. „Das macht: sie ist gefangen, ein Spielball in einer Kinderhand — die große Božena!" Die Macht dieser einfachen und dabei so packenden Figur wird in einer kleinen Scene klar. Božena droht Regula, wenn diese Röschen nicht zum Glück verhelfe, der Welt zu verrathen, daß Regula's Mutter einen Brief, in welchem Rosa ihren Vater seinerzeit um Vergebung gebeten, unterschlagen, und so zwei Menschen: Vater und Kind ins Unglück trieb, indem sie ihre Versöhnung vereitelte. Regula steift sich darauf, daß Niemand die Existenz des fraglichen Briefes beweisen könne. „Die Magd stand da, umflossen von einer wunderbaren, stillen, stolzen Majestät; ihre große Gestalt schien noch zu wachsen, ihr ganzes Wesen athmete Macht, und wie Erz klang ihre Stimme, als sie sprach: „Beweisen kann ich es nicht, aber ich werde es sagen und mir — wird man glauben!" Mit schrecklicher Wucht fielen diese Worte auf die Seele Regula's. „Ja, Der wird man glauben. . ." So schreibt Frau von Ebner den Roman der Wahrheit, und daß sie die Wahrheit aus dem Munde einer einfachen Magd kommen und doch siegreich das Feld behaupten läßt, das erhöht nur den sittlichen Werth des Buches. Das Kunstwerk wird hier auch zum Dolmetsch einer hohen Moral; es erfüllt die umfassendsten Bedingungen, die man ihm stellen darf.

F. Groß.

*

Der „Häckelismus" in Versen.

Bei Frieben in Leipzig ist kürzlich ein originelles Büchlein erschienen: „Laienbrevier des Häckelismus" von M. Reymond, eine Versification der Darwin-Häckel'schen Entwickelungs-

theorie. Man höre als Probe folgenden niedlichen Vortrag:

„Meine Herren!
Der Mensch ist ein gelehrtes Haus —
Weiß überall, wo ein, wo aus.
Indeß — Sie nehmen mir's nicht krumm —
In einem Stück ist er doch dumm:
Ihm fehlt's an näherer Bekanntschaft,
Mit seiner eigenen Urverwandtschaft!
Um diese Lücke auszufüllen,
Will mein System ich nun enthüllen,
Mit dem ichs klar herausgebracht,
Wie sich die ganze Sache macht;
Doch muß ab ovo ich beginnen,
Will Ihr Verständniß ich gewinnen!
Ich frage gar nicht, was ein Ei
Nach Wesen und Bestimmung sei;
Denn ihre Antwort wär' — ich wette:
„Der Stoff zu einer Omelette!"
Wie sehr der Mensch auch Bildung heuchelt
Und cultivirt zu sein sich schmeichelt,
Er weiß vom Ei nur dies genau:
Man kauft es bei der Eierfrau:
Erfahret d'rum aus meinem Munde
Zum erstenmal die ernste Kunde:
Das Ei ist eine simple Zelle,
Des Lebens primitivste Quelle;
Dem Ei so Mensch als Thier entspringt
Und nicht der Storch die Kinder bringt!
Habt dieses Ihr erfaßt mit Fleiß,
So höret was ich weiter weiß:
Der Embryo im Mutterleib
Verwandelt sich zum Zeitvertreib,
Bevor er, wie es meist geschieht,
„Papa zum Sprechen ähnlich sieht",
In Bestien sehr verschied'ner Art.
Erst gleicht er der Amöbe zart,
Da er als Ei, wie Ihr schon wißt,
Einzellig, nur gleich dieser, ist.
In seiner nächsten Wandelform
Dient die Gasträa ihm als Norm;
Seescheidenartig nimmt er dann
Die Grundform eines Wurmes an.
D'rauf ähnelt er — 's ist wirklich komisch —
Dem Fisch, wenngleich nur anatomisch;
Doch bald gestaltet er sich um
Zum richtigen Amphibium.
Um dann durch weiteres Variiren
Zum Schnabelthier zu avanciren,
Und dieses spitzt sich mälig zu
Zu einem netten Känguruh.
Das Beutelthier, es wird zum Affen,
Aus diesem wird der Mensch geschaffen.

So bietet das Buch Ergötzlichkeit genug und nebenher lernt man daraus unvermerkt das wichtigste der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte."

Miscellen.

Ludwig Bamberger hat neulich in einem Feuilleton der „Nationalzeitung" ein ganz neues Dogma aufgestellt: Das Dogma von der alleinseligmachenden „Deutschen Rundschau". Es besteht aus zwei Hälften:

1. Die „Deutsche Rundschau" ist eine deutsche revue des deux mondes oder kann es doch werden.

2. Alle ähnlichen Unternehmungen haben zu Gunsten der „Deutschen Rundschau" vom Erdboden zu verschwinden.

Ueber den ersten Punkt eine Meinung zu äußern, ist uns an dieser Stelle kaum gestattet; was aber den zweiten Punkt betrifft, worin für die Rodenberg'sche Monatsschrift eine Art von literarischer Alleinherrschaft beansprucht wird, so möchten wir uns doch einen gelinden Widerspruch erlauben und in aller Bescheidenheit Herrn Bamberger um die Genehmigung bitten, zu existiren. Hans Herrig macht in der „Schlesischen Presse" über das Bamberger'sche Dogma folgende sehr zutreffenden Bemerkungen:

„Warum muß es denn grade eine „deutsche Revue des deux Mondes" sein, warum die Literatur nach dem Pariser Muster centralisirt werden? Die Engländer sind doch auch eine ganz respectable Nation und wie viele Revuen existiren in England! England könnte gar nicht ohne diese Menge auskommen! Denn gar mancher Aufsatz, den die eine Revue mit Freuden annimmt, würde von der anderen als Ketzerei zurückgewiesen. Charles Dilke, Gladstone und Puseyit können nicht in demselben Blatte schreiben. Das ist in Frankreich anders; hier schleifen sich alle Meinungen, soweit sie in der anständigen Literatur zu Worte kommen, zu einer gewissen gesellschaftlichen Indifferenz ab. In Deutschland ist es wie in England, ja die Gegensätze sind, Dank dem kräftigen Individualismus unserer Nation, noch schärfer. Ein solches centralisirendes Literaturorgan würde eine unleidliche Tyrannei ausüben und gerade um so gefährlicher wirken, je mehr Leben in unsere Literatur hineinkäme. Denn das Leben einer Literatur besteht im Aufeinanderplatzen der Geister. Man denke sich einmal einen Wagnerianer, oder einen entschiedenen Anhänger des Protestantenvereins in Bezug auf dessen positive Dogmen als Redacteur — glaubt man, daß ein solcher Mann entgegengesetzte Ansichten zu Worte kommen lassen wird? Und wenn er dies thäte — ich weiß wohl, daß man bei der Redaction einer „deutschen Revue des deux Mondes" die größte Unparteilichkeit voraussetzt und von dem Blatte verlangt, es solle „das geistige Leben der Nation in seinem ganzen Umfange abspiegeln" — müßte doch nicht Alles sich abmildern lassen, kämen nicht auch wir dadurch in Bezug auf unsere Ueberzeugungen zu jener gesellschaftlichen Indifferenz, die den Deutschen doch nicht stehen wird? Lassen wir die Franzosen Franzosen sein und leisten wir in unserer Weise das Unserige." —

Interessant ist aber, in welcher Weise die Verleger der „Rundschau" den Bamberger'schen Artikel ausbeuten. Sie machen den Autor zum commis voyageur für ihre Monatsschrift, indem sie Separatabdrücke seines Artikels „mit Bestellzettel zur Vertheilung an Kunden" dem deutschen Buchhandel als Vertriebsmaterial anbieten. „Denn" — heißt es in dem Circular — „nur dann ist es möglich, eine Revue ihrer höchsten und darum wahren Bestimmung zuzuführen, wenn Alle sich um sie schaaren, ohne sich durch vorübergehende Concurrenzmacherei (!) in andere Bahnen drängen zu lassen" .... Es fehlte jetzt nur noch, daß von Reichswegen alle steuerpflichtigen Bürger zum Abonnement auf die „Deutsche Rundschau" angehalten werden. Vielleicht stellt Ludwig Bamberger in seiner

Eigenschaft als Reichstagsabgeordneter einen entsprechenden Antrag!

*

Es kommt heutzutage nicht selten vor, daß Autoren, die auf der Bühne durchfallen, später auf dem Druckpapier der ihnen befreundeten Zeitungen noch große Triumphe davontragen. Der Herausgeber d. Bl. hatte kürzlich Gelegenheit, im „Berliner Tageblatt" einen drolligen Fall dieser Art zu constatiren. Von Ernst Eckstein wurde im Schauspielhaus ein vieraktiges Lustspiel: „Der Pessimist" gegeben und vom Publikum abgelehnt. Es war ein freudloser Abend, den Ernst Schubert, der geistreiche Kritiker der „Börsenzeitung", nicht übel mit einem „Begräbniß bei Regenwetter" verglich. Dem Stück wurden denn auch nicht einmal die üblichen drei Achtungsaufführungen gewährt, — schon nach der ersten Wiederholung versenkte man es in die Theaterbibliothek, wo sie am tiefsten ist. Mein Gott, das kann vorkommen! Wem passirt es nicht in seinem Leben einmal, ein schlechtes Lustspiel zu schreiben! Und war Eckstein's Komödie auch eigentlich noch schlechter, als sonst wohl üblich ist — man wetzt eine solche Scharte schon gelegentlich wieder aus. Was that Herr Eckstein statt dessen? ... In dem mit ihm liirten „Leipziger Tageblatt", das in allen Gosenstuben Leipzigs als Orakel gilt, veröffentlichte er eine Notiz, worin er von einem „donnernden Applaus" fabelte, den sein Stück gefunden hat, und einen „glänzenden Erfolg" constatirte... Der Humbug war so beispiellos, daß Berliner Blätter ihn aufdeckten. Uns aber schien es angemessen, dem Autor einen wohlgemeinten Rath zu ertheilen. Da nämlich nunmehr erwiesen ist, daß seine Stücke in den Notizenspalten der Zeitungen viel besser reüssiren, als auf den weltbedeutenden Brettern, so sollte er seine neuen Komödien gar nicht mehr den Theatern, sondern lediglich den Zeitungsredactionen einreichen. Welcher freudige Stolz muß sein Autorenherz schwellen, wenn er dann von sich lesen wird:

„Ernst Eckstein's neues Lustspiel ist am vorigen Sonnabend in der „Illustrirten Zeitung" mit durchschlagender Wirkung zur Aufführung gelangt." Oder: „Das fünfaktige Drama, mit welchem uns neuerdings der geistvolle Verfasser des „Pessimisten" beschenkt hat, ist in dem Notizentheil des „Leipziger Tageblattes" bereits fünfmal wiederholt worden" ...

Auf diese Weise wäre sowohl dem Autor, wie den deutschen Theatern geholfen!

*

Ueber einen interessanten Fund im Lumpensack schreibt uns August Corrodi aus Winterthur:

Vor einiger Zeit that ein Schulbüblein in einen Lumpensack, der fortgeschafft werden sollte, noch einen Forschergriff und es zog die kleine Faust aus vielem Feuchtweichen etwas kleines Hartes hervor. Es war ein Lehrmittel, das allerdings nicht nur für erste Primaner-, sondern für neugeborene Händchen paßt: ein Büchlein in Leder gebunden mit silbernem Schlößchen, der Deckel 20 Millimeter Höhe zu 17 Millimeter Breite. Das Büchlein enthält die in Kupfer gestochenen Brustbilder von elf deutschen Dichtern aus dem achtzehnten Jahrhundert; jeder Dichter ist mit einem charakteristischen Epigramm bedacht und das ganze mit einleitendem und schließendem Reim zu einem minimen Festgeschenk für Damen abgerundet. Der Blattrand von Bildern und Text ist 16 Millimeter zu 13 Millimeter. Volumen des Volumens mit Deckel 9 Millimeter, ohne Deckel 5 Millimeter. Der Text ist in zierlichem Schriftdruck und das ganze sehr gut erhalten.

Ich fand das Büchlein, das vermittels Tauschhandels gegen eine alte Reiterpistole in meinen Besitz übergegangen, in keinem Catalog und der hiesige Stadtbibliothekar erklärte es geradezu als ein Unicum. Vielleicht hat es aber noch zerstreute Verwandte in der Welt, und um die zu finden theile ich den vollständigen Inhaltpack des Schwärtlein in diplomatisch getreuer Abschrift mit.

Andenken der Gelehrten für das schöne Geschlecht.

Der Euer Lieblingsdichter ist,
Ihr Schönen, werdet sanft geküßt.

Friedrich von Hagedorn.

Er war der Menschheit und des Adels Ehre
und aller Dichter Schmuck.
Pflanzt Lorberwälder und Altäre
um seinen Aschenkrug.

Ewald Christian von Kleist.

Dies war der schöpferische Geist
der Mahler der Natur, Apollens Liebling
Kleist.
Die Grazien bewachen seine Gruft
bis Ihm der feierlichste Frühlingsjubel ruft.

Albrecht von Haller.

Wer nicht die Alpen will ersteigen,
dem wird sie Haller im Gedicht
mit schaudernder Entzückung zeigen;
natürlicher mahlt die Natur sie nicht.

Johann Wilhelm Gleim.

Lyäus, Mavors und Cythere
wetteiferten, für wen ihr Gleim geschaffen wäre.
Da sprach der große Jupiter:
Für mich gebt mir ihn her.

Carl Wilhelm Ramler.

Des Flaccus ganzer Geist ward Ramlern erblich:
Wie der im Witze fein, wie der im Denken stark,
Wie der an Nachdruck reich, wie der an Worten karg,
Begeistert so wie der, und so wie der, unsterblich.

Joh. Peter Utz.

Die süsse Wollust und der frohe Scherz
Ertönt aus Utzens sanfter Leyer.
Doch oft erhebt sein Lied sich himmelwärts
Besingt die Gottheit, straft der Laster Ungeheuer.

Salomon Geßner.

In erwünschten Bildern
sanfter Schäfer Glück
Anmuthsvoll zu schildern,
Ist sein Meisterstück.

Gotthold Ephraim Lessing.

Wer einen Lessing denkt, denkt sich zu Deutschlands Ehren
Plaut, Sophokles, Aesop, Martial und Molièren.

Johann Jakob Bodmer.

Der ernste Bodmer singt den Welten
Der ersten Welt erschreckliches Gericht;
Doch keiner Sündfluth brausend Schelten
Ersäuft, erschrickt die Reimer nicht.

Friedrich Wilhelm Zachariae.

Es hat sich Zachariae zween Britten gleichgemacht:
Ist Young, wenn er sich grämet, und Pope, wenn er lacht.

Christian Felix Weisse.

Er schafft im Trauerspiel und schafft im frohen Liede
Nach Willkür Thränen bald, bald wieder sanften Friede.

Auf das leere Schlußblatt.

Auf dieses Blatt, ihr Schönen, mahlt das Bild
Das euren Herzen mehr als alle Dichter gilt.

*

Bauernfeld veröffentlicht gegenwärtig in der von F. Groß vortrefflich redigirten „Heimath“ kleine literarische Erinnerungen, worin er u. a. folgende fesselnden Anmerkungen macht:

„Wie producirt man?

Ein Jeder hat da seine Art und Weise.

Raupach z. B. führte in Berlin ein äußerst regelmäßiges Leben. Alle seine Stunden waren eingetheilt. Jeden Abend saß er im Theater, im Parquet, auch bei seinen eigenen Stücken. Fiel nun eine der Sachen, etwa ein „Hohenstaufe“ durch, so machte sich der Dicher nichts daraus, stand ruhig von seinem Sitze auf, nahm eine Prise und musterte sein zischendes Publikum. Am nächsten Vormittag schrieb er frisch weg, comme si de rien n'était. Erst ging er Morgens spazieren, überdachte seine Aufgabe, schrieb dann drei bis vier Stunden fleißig und emsig. Er änderte nichts, strich keine Silbe, schrieb auch wie gestochen. Er schenkte mir ein derlei Manuscript, worin auch nicht ein „und“ geändert war. Jeden Vormittag einen Act. Das war beiläufig sein Pensum. So schrieb er massenweise und für die Massen. Es ist aber ein guter Kern in seinen besseren Schöpfungen und man sollte sie wieder hervorgraben.

Der nervöse und sensitive Grillparzer könnte wohl als der directe Gegensatz zu dem handfesten und fingerfertigen Raupach gelten. Der Dichter der „Medea“ hatte eine Krankheit beinahe nach jeder seiner Tragödien, der Beifall ließ ihn nichts weniger als gleichgiltig, wenn er auch keine eigentliche Freude oder Genugthuung darüber empfand, ein Mißerfolg verstimmte ihn aber auf Jahre hinaus. Dabei verhielt er sich häufig zögernd und hinhaltend, so daß bei mancher seiner Tragödien zwischen der ersten Conception und deren endlicher Ausführung bisweilen Jahrzehnte verstrichen.

Lord Byron saß des Morgens zu Pferde, ritt im Galopp, murmelte sich wohl ein hundert Verse vor, die er zu Hause am Schreibtisch auf ein dreißig oder zwanzig reducirte. Sein Verleger honorirte jeden Vers mit einer Guinée. Mylord konnte wohl mit Goethe ausrufen:

„Dichten ist ein lustig Metier!"
Und ohne den Beisatz obendrein:
„Nur find' ich es theuer!"

Er brauchte auch nicht zu klagen, wie sein deutscher College in Apoll:

„Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer, meine Gedichte bezahlt!" —

Den Lord bezahlte John Murray im Namen Englands und Europas.

Unser Schiller producirte mit Vorliebe in der Nacht, trank Rothwein dabei und zeichnete „Rößlein" aufs Papier, wenn die Verse nicht fließen wollten. Die Strophen seiner Balladen setzte er zuerst in Prosa auf, schrieb ein paar Reime dazu. So entstanden die Dinge mühsam wie Mosaik, welche sich, wenn fertig, wie aus einem Guße hervorgegangen ausnahmen. Der arme große Dichter war auch gezwungen zu berechnen, was weniger Schweiß und Herzblut koste und mehr Geld einträge: eine Tragödie oder historische Artikel.

Bürger und Heine feilten ins Unendliche. Auch Lenau hämmerte und schmiedete seine Verse mehr als er sie ausströmte. Es giebt aber auch genug lyrische Schleuderer.

Der junge und morgentliche Goethe in Frankfurt sprudelte seinen „Götz" in ein paar Wochen dahin. Gewisse Sturm- und Dranglieder wurden wirklich unter Wind und Regen im raschen Dahinschreiten laut recitirend gedichtet. — Wie anders in Weimar! Seine Excellenz spazierten da behaglich und bequem mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab, nahmen ein Manuscript aus dem Schrank wie aus einer Registratur, „Faust" oder „Egmont," oder „Wilhelm Meister", was es nun war, dictirten, wozu sie eben Lust hatten. — Ich begreif's nicht. Wie kann man Poesie dictiren? Wie das Allergeheimste einem Andern gewissermaßen früher mittheilen als sich selber?" ....

*

Eine höchst gelungene Dichterfeier fand am zweiten Februar in Lahr statt. Dort lebt Ludwig Eichrodt, der bekannte vielbelachte „Biedermaier", dessen „lyrischen Kehraus", dessen „Sauser" und „lyrische Karikaturen" auf dem Gebiet der humoristischen und parodistischen Lyrik fast einzig dastehen. Am zweiten Februar feierte nun der fröhliche Poet seinen fünfzigsten Geburtstag, zu welchem ein höchst origineller Einladungsbrief an alle nahen und fernen Freunde Biedermaier's ergangen war. In diesem, von Friedrich Geßler, August Kramer und Moritz Schauenburg in Lahr unterzeichneten poetischen Sendschreiben hieß es u. a.

Nächstens, am zweiten Februar,
Sind's, meiner Treue, fünfzig Jahr',
Daß unser Biedermaier bieder
Sein Bier trank und die schönen Lieder,
Bei der Guitarre süßem Spiel,
Am Abend sang mit Hochgefühl.
Im Anfang war er nur ein Kind,
Darauf bekam er seine Zähne,
Und als Primaner trank er schon
Verdauungshalber Hippokrene ......

Ach, Biedermaier, der arme Tropf,
Hat jetzt schon einen grauen Kopf
Und einen kahlen obendrein,
Das machten die großen Denkerei'n!
Er dauert mich, das Freudenfest
Gewiß ihm eine Zähr' erpreßt!
Doch kommt herbei, seid froh vereint,
Zu seh'n, wie Biedermaier weint,
Wenn ihm den Kranz aufsetzt die Mus'
Und wenn ihn küßt sein Genius.
O das wird schön, das müßt ihr seh'n! ...
Ist Einer grad nicht auf dem Damm,
Der schicke nur ein Telegramm.

Das Letztere ist denn auch in reichem Maße geschehen und zwar sind da manche sehr launigen Drath-Grüße eingelaufen. So telegraphirte Johannes Scherr:

Der fünfzigjährige Biedermaier
Schlag' noch recht lange seine Leier,
So daß die Kläng' wie Pfeilesspitzen
Dem Michel tief die Dickhaut ritzen.
Und auch die Biederharfe soll
Der Gute rühren rein und voll.
Dazwischen aber Kehl' und Mund
Gehörig feuchten — 's ist gesund.
Damit empfiehlt ihm sittiglich
Vom Zürichberg der Alte sich.

Alfred Meißner schickte — nach der Melodie des allbekannten Reiseliedes von Ludwig Eichrodt — folgende Zeilen:

Fort nach Lahrien, fort nach Lahrien
Wär' ich heute gern gefahrien
Wär' das Wetter nicht so graus.
So zum Buch der Melodeien
Greif' ich, und — mög' er 's verzeihen!
Trinke auf sein Wohl zu Haus.

Nicht unerwähnt bleiben dürfen ferner die kostbaren humoristischen Kunstblätter, welche die Maler, Hr. Prof. W. Camphausen in Düsseldorf und Hr. Prof. Ed. Ille in München so liebenswürdig waren, für den Festabend einzusenden. Sie wurden dem Dichter einzeln überreicht und zugleich die betreffenden Stellen aus den Eichrodt'schen Dichtungen, für welche sie komponirt sind, und welche den Anwesenden zum Theil neu waren, vorgetragen. Die fünf Camphausen'schen Blätter illustriren den Don Ranudo Pimpernello:

Don Ranudo Pimpernello
Wollte einst in Pampeluna
Eine runde Wittwe freien,
Donnia Schlampa del Cattuna.

Und er schreitet mondbeleuchtet
Zur entzückenden Estrade,
Wo im wundervollen Baumschlag
Sie bewirkt die Promenade.

den Ahasver:

Ich bin der alte Ahasver
Ich wandre hin, ich wandre her,
Meine Ruh ist hin, mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer und nimmermehr.

Es brüllt der Sturm, es rauscht das Wehr,
Nicht sterben können, o Malheur!
Mein Haupt ist müd, mein Herz ist leer,
Ich bin der alte Ahasver.

den Tamerlan:

Es war gerad in Asien
Wo der geboren ward,
Der da das Stift St. Blasien
Gar nicht gestiftet hat.

Sein Vater war Tschepschaptschin,
Und Graf der Mongolei,
Sein' Mater war Tartarin,
Sein Kater hieß Gei Gei.

und die nordische Ballade:

Hoch an Nörwögs Felsenstrande
Auf dem Raubschloß Rapsjözungar
Saß die Jungfrau Affjäskande
Mit dem Buhlen Swinjöskungar,
Und empfing die süßen Pfande
Seiner Liebe, Kuß und Ringjö.

Die sechs Ille'schen, das Alte Schwedenlied:

König Hundingur
Vertrieb sich die Zeit mit der Bieruhr.
Das setzte ab manchen Suff, o!
Sein Vorfahr hieß König Uffo.

und den verlorenen Sohn:

In dem Land Mesopotamien,
Fruchtbar durch des Euphrat Schlamien,
Lebt' einst, fern von Babylon,
Damian, ein Oekonom.

Ungeheuer reich war selbiger,
Hatte tausend Küh und Kälbiger,
Pferd und Esel, Schaf und Rind
Und zwei Söhnlein auch zum Kind.

Wie das ganze Fest, so war auch die Ueberreichung dieser Kunstblätter eine Ueberraschung für den Gefeierten. Sie werden demnächst in dem von Eichrodt herausgegebenen Hortus deliciarum veröffentlicht werden.

*

Hieronymus Lorm erzählt gelegentlich folgende hübsche Anekdote:

Ein berühmter Recensent klopfte einst einem jungen Dichter mit den Worten auf die Schulter: „Wackrer junger Poet! ich habe zwar Ihr Buch nicht gelesen, aber ich kenne es sehr genau."

„Ja, wieso denn?" fragte der verblüffte Dichter.

„Aus der Recension, die ich darüber geschrieben habe."

*

Kleine Bemerkungen.

Vom Herausgeber d. Bl. ist im Verlag von Ernst Julius Günther soeben ein neues Buch erschienen: „Gemischte Gesellschaft," eine Sammlung von heiteren Plaudereien und Geschichten, Harmlosigkeiten und Satiren, Aphorismen und Epigrammen. Wir theilen hier aus dem Capitel „Nücken und Tücken" einige kleine Bemerkungen mit:

— Von allen anderen Sünden unterscheiden sich die literarischen dadurch, daß sie erst dann unverzeihlich sind, wenn man sie beichtet.

— Das Traurigste am Tod manches Dichters sind die Nekrologe, die ihm gewidmet werden.

— Es gibt Menschen, die von Jugend auf an einer chronischen Gehirnentweichung leiden.

— Wenn das Theater für die Vertreter der Unkunst keine Goldgrube mehr sein wird, so werden sie auch aufhören, es zu ... untergraben.

— Zu einem Weiberfeind kam einst ein glücklicher Bräutigam und sagte: „Morgen heirathe ich! freue dich mit mir!" Der Weiberfeind antwortete: „Ich bin nicht schadenfroh."

— Bei dem heutigen Reklamenwesen liegt

eine Bosheit in der landesüblichen Redensart: „Er hat sich einen großen Namen gemacht.“

— Wer die Moral lehrt, den suche man nicht dadurch zu widerlegen, daß man ihn an den Lebenswandel erinnert, den er selbst führt. Ich habe manchen Seifenverkäufer gesehen, dessen eigne Finger beschmutzt waren. Das hinderte aber nicht, daß seine Seife die Reinheit Andrer beförderte.

— Sei von einer Frau noch so heftig gereizt, sie verzeiht es dennoch nicht, wenn du dich ebenfalls hinreißen läßt. Die Frauen setzen ein Haus zuerst in Flammen und dann machen sie ihm zum Vorwurf, daß es brennt.

— Das Lob des Neidischen schmeckt wie Essig mit Zucker.

— Man tröstet mich über manche Gegnerschaften mit dem Sprichwort: „Viel Feind, viel Ehr'.“ Aber ich bin ja gar nicht so ehrgeizig!

— Eins habe ich mein Lebtag bedauert: Daß es noch keinem Optikus gelungen ist, Gehirn-Brillen für Kurzgeistige zu erfinden.

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte“** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.

Neues von und über Ferdinand Freiligrath.

Mit einer Anzahl älterer, in der Gesammtausgabe seiner Werke fehlender Gedichte.

Von **Adolf Strodtmann.**

Vor mir liegt ein aus dem Jahre 1831 stammendes Gedicht, „Lust am Sterben" betitelt:

Ich kann mich auf die Stunde freuen,
Wo mir der Tod sein Wort erfüllt.
Der Blumen wird man auf mich streuen,
Wenn mich ein Todtenhemd umhüllt.
Wie einen kampfesmüden Ringer,
Wird man mit Kranz und Band mich schmücken,
Und bebend werden leise Finger
Die starre Wimper niederdrücken.

Vielleicht wird Mancher um mich weinen,
Und der geweinten Thränen Zahl
Wird sich zu einer Wolke einen,
Leicht wie ein Morgensonnenstrahl.
Auf dieser Wolke duft'gen Wagen
Setzt fessellos mein Geist sich dann,
Und Seufzer und Gebete tragen
Ihn himmelan, ein rasch Gespann.

Dann trink' ich aus des Lebens Bronnen,
Dann hör' ich Harfen, voll und süß —
O nein! es ist nicht bloß ersonnen,
Es gibt gewiß ein Paradies!
Dort werd' ich von den Frommen, Treuen,
Die längst schon droben sind, gegrüßt; —
Ich kann mich auf die Stunde freuen,
Die mir des Himmels Thor erschließt!

Selbst ein genauer Kenner der modernen Literatur würde bei Durchlesung dieser gefühlsinnigen Strophen schwerlich auf die Vermuthung gerathen, daß Ferdinand Freiligrath ihr Verfasser sei. Ist es doch eine bekannte Eigenthümlichkeit dieses Dichters, daß, im Gegensatze zu der vorwiegend lyrischen Stimmungspoesie der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts, die weiche subjektive Empfindung bei ihm selten unmittelbar zu Worte gelangt. Als 1838 seine erste Gedichtesammlung erschien, frug man sich fast verwundert, ob dieser energische Geist, der mit so scharf ausgeprägter Originalität seinen farbenprächtigen Bilderteppich entrollte, niemals, gleich anderen Sängern, durch die gewöhnlichen Gefühlsschwärmereien der Jugend zum Liede entflammt worden sei. Lenz und Wein, Freundschaft und Liebe, Religion, Freiheit und Vaterland, all diese alten, niemals ausgesungenen Themata, an denen jeder junge Poet die Kraft seiner Schwingen zu erproben pflegt, schienen für Freiligrath's feuerdurstige Seele keinen Reiz besessen zu haben. Seine Stoffe waren überraschend neu; eben so neu war die Zaubergewalt der

Sprache, welche ihm zu Gebote stand. So kam es, daß man in dem ganzen umfangreichen Bande nirgends auf ein alltägliches Gefühl, auf ein mattes und farbloses Gedicht, auf ein erstes schüchternes Stammeln der Muse stieß, die mit so sicherer Hand lauter volle, manchmal barocke, stets aber kräftige und ursprüngliche Akkorde griff.

Dennoch wäre es ein Irrthum, zu glauben, daß die Poesie Freiligrath's von Anfang an so bestimmt den Charakterstempel getragen hätte, den jene erste Gedichtesammlung aufweist. Eine ungewöhnlich strenge Selbstkritik bewog ihn, Allem die Aufnahme zu versagen, was nicht eine durchaus selbständige Physiognomie erblicken ließ, oder was seinem gereifteren Urtheil nicht mehr genügte. Einzelne dieser Jugendgedichte, die in verschollenen Zeitschriften oder Taschenbüchern veröffentlicht worden waren, hat der Verfasser 1858 in die in New-York erschienene amerikanische Gesammtausgabe seiner Werke eingefügt; hoffentlich werden sie auch der im Druck begriffenen vervollständigten deutschen Gesammtausgabe nicht entzogen bleiben. Denn gerade diese Erstlinge der Freiligrath'schen Muse sind außerordentlich lehrreich für die künstlerische Entwicklung des Dichters, und bekunden den ernsten Fleiß, mit welchem er die naheliegenden Gefahren der von ihm eingeschlagenen Richtung bald überwand.

Zunächst begegnen uns allerlei Gefühlsergüsse, weder im Gedanken noch in der Form besonders originell, manchmal sogar etwas sentimental, wie das Lied von der Blüthe, die in ihrem Bettchen von den lauen Lenzwinden geschaukelt wird:

Die Blüthe (1830).

Frühlingsleben, Blüthenleben!
An dem zarten, dünnen Reis
Glanzumgossen, duftumflossen
Prangt die Blüthe, roth und weiß.

Schlummernd ruht sie, wie im Traume,
Aehnlich einem Wiegenkinde;
Sieh, es wiegen sammt dem Baume
Sie des Frühlings laue Winde.

Ihre Tage glänzen gülden,
Silbern schimmern ihre Nächte;
Käferlein mit bunten Schilden
Schwirren summend, ihre Knechte;

Tragen auf den Flügeldecken
Ihre Farben und ihr Wappen,
Haben treu sich ihr ergeben,
Hornbepanzert, lust'ge Knappen.

Und es kommen Vöglein, Bienen,
Schmetterlinge, staubbestreut —
Alles, Alles will ihr dienen!
O glücksel'ge Blüthenzeit!

oder die Schilderung des sterbenden Kindes, das zum letzten Mal in die junge Frühlingsherrlichkeit hinausblickt:

Das kranke Kind (1830).

Dort oben an dem offnen Fenster
Auf Decken ruht ein krankes Kind,
So sanft und lieb, so mild von Zügen,
Wie sonst wohl nur die Engel sind.

Im Kämmerlein auf dumpfen Kissen
Hat es schon lange Zeit gelegen.
Wie still! — es wird wohl sterben müssen;
Gern stürb' es mit des Frühlings Segen.

Drum trugen es die Eltern leise
An des besonnten Fensters Rand;
Sie sitzen stumm an seiner Seite,
Und drücken weinend sich die Hand.

Es sieht den Lenz das Land bemalen,
Es sieht die grünen Bäume blühn;
Es sieht die liebe Sonne strahlen,
Es sieht die jungen Schwalben ziehn.

Es sieht die Nachbarkinder spielen —
Sonst spielt' es wohl mit ihnen auch! —
Und eine helle Thräne zittert
In seinem großen blauen Aug'.

O weine nicht! der Welt entnommen
Wirst du! Dir leuchten Himmelskronen!
Und zu den Frommen wirst du kommen,
So in den Häusern Gottes wohnen.

Ein zu des Paradieses Freuden
Wirst du an Engelshänden gehn.
Die traurigste der Trauerweiden
Wird bald auf deinem Grabe wehn.

oder der Vergleich des Auges der Geliebten mit einem Zauberspiegel, dessen reiner Glanz sich von Thränen trübt, wenn der Erwählte ihres Herzens auf unrechter Bahn wandelt:

Der Zauberspiegel (1831 oder 1832).

Uralte Sagen geben Kunde
Von eines Zauberspiegels Macht;
Es glänzt auf seinem goldnen Grunde
Des Reinen Bild in reinster Pracht.

Doch wer des kleinsten Fehlers schuldig,
Dem beut er keine freud'ge Schau;
Dem blinkt er nimmer blank und guldig,
Dem weint er warnend dunklen Thau.

Wo mag der heil'ge Spiegel blitzen?
Wer kennt das köstliche Geräth?
Wer mag den herrlichen besitzen,
Der eines Jeden Sinn versteht?

Wer sagt mir an, wo ich ihn finden,
Und wie ich ihn erringen kann?
Das eigne Herz mir zu ergründen,
Begehr' ich keinen stärkern Bann.

Vergebens frag', ich, wo er schimmert;
Vergebens, wo sein Meister haust;
Vielleicht ist er schon längst zertrümmert
Durch eines argen Zaubrers Faust.

Vielleicht ist er versenkt, vergraben —
Doch was verlockt mich auch sein Licht?
Glänzt mir, begabt mit gleichen Gaben,
Ein schönrer Zauberspiegel nicht?

Der glüht in dunkelbraunem Kranze,
Der lächelt mir so ruhig mild;
Der schimmert mir mit blauem Glanze,
Und in ihm schwimmt mein zitternd Bild.

Und schau' ich frei und dreist in's Leben,
Und hab' ich Rechtes nur gewollt:
Dann seh' ich seinen Schein sich heben,
Dann blitzt er mir, wie lauter Gold.

Doch folg' ich falscher Mächte Stimmen,
Dann dunkelt sich das Zauberglas,
Dann seh ich trüb mein Bildniß schwimmen
Auf einer Thräne heil'gem Naß.

Ihr wollt dem Liede nicht vertrauen?
Wähnt, ein Gedicht sei mein Gedicht?
Solch Kleinod sei nicht mehr zu schauen —
Kennt ihr das Aug' der Liebsten nicht? —

oder das Palmsonntagsgedicht in einer englischen Kirche, deren friedliche Sabbathstille den Dichter an das Idyll von Wakefield gemahnt:

In einer englischen Kirche.

(Palmsonntag 1832.)

Dies ist der Tag des Herrn!
Da schweigt des Markts Gewühle;
Süß klingen nah und fern
Die hellen Glockenspiele;

Fromm drängt die Menge sich
Zu Gottes Heiligthumen,
Es tragen freudiglich
Die Kinder Zweig' und Blumen.

O Herr, der Freudentag,
Der heil'ge Tag ist heute,
An dem man Palmen brach,
Und auf den Weg dir streute.
O sieh, die Erde hat
Gewußt, daß er erschien;
Sie sendet Knosp' und Blatt,
Sie prangt im ersten Grün.

Der Bäume Trieb und Schoß
Glänzt duftend allerwegen;
Sie will, was ihr entsproß,
Zu deinen Füßen legen.
Wie zieht es mich empor!
Wie lockt es mich hinaus!
Ich schreite durch dein Thor,
Du stilles Gotteshaus!

Durch einen Garten tret'
Ich ein in deine Räume;
Die warme Luft durchweht
Das zarte Laub der Bäume.
Von Frühlingswonne voll
Geh' ich zum Tempel ein,
Wo mich erquicken soll
Der ew'gen Gnade Schein.

Seid mir viel tausendmal
Gegrüßt, ihr werthen Hallen!
Willkommen, kleiner Saal,
Wo fromme Hymnen schallen!
Willkommen, Sonnenlicht,
Das mild und wunderbar
Durch matte Scheiben bricht,
Vergoldend den Altar!

Die Orgel, voll und laut,
Braust zu des Höchsten Ehre;
In fremder Zunge Laut
Tönt hier des Heilands Lehre.
Doch klingt die Rede süß
In meiner Seele nach: —
Ist nicht die Sprache dies,
Die Wakefield's Pfarrer sprach?

O stilles Wakefield!
O Paradiesesträume!
Um meine Schläfe spielt
Das Wehn der Himmelsbäume!
Gleichwie ein milder Stern
Mit wunderbarem Schein
Strahlt mir die Huld des Herrn —
Auf, laßt uns Palmen streun!

Allein in derselben Zeit erhebt sich die Phantasie des zwanzigjährigen Jünglings hin und wieder zu Bildern von so berauschender Farbengluth, daß man das Gewöhnliche der Empfindung gänzlich vergißt über der hinreißenden Energie der Form. So in dem Eingangs mitgetheilten frommen Liede, und überraschender noch in dem Gedichte

Der Tod (1830).

Der Tod ist gar ein guter Mann;
Er geht bergab, er geht bergan;
Seine Hand ist kalt, sein Antlitz bleich,
Sein schwarzer Mantel weit und weich.

Er tritt zu jeder Pforte ein,
Mag's Fürstenschloß, mag's Hütte sein.
Und hilft, er hat ein weich Gemüth,
Wenn er betrübte Leute sieht.

Dem Säugling, der im Fieber liegt,
Sich jammernd an die Mutter schmiegt,
Sie stummen Blicks um Hülfe fleht,
Und ihre Thränen nicht versteht:

Ihm bietet er die kalte Hand,
Und tritt an seines Bettchens Rand,
Und küßt ihn auf den brennenden Mund,
Und spricht! „Du Lieber, sei gesund!"

Und faltet seine Händchen dann —
Sie brennen nicht mehr! — der gute Mann,
Und drückt ihm sanft die Aeuglein zu,
Spricht leise: „Schlummre, schlummre Du!"

Dem Manne, der die ganze Welt
Mit brünst'ger Lieb' umfangen hält,
Deß Liebe Keiner, ach, versteht,
Und dem das tief zu Herzen geht;

Er klagt und will verzweifeln schier:
„Was soll dies warme Herze mir,
Das Jeden gern als Bruder grüßt,
Und Jedem willig sich erschließt?

„Deß Gluth, wie sie auch liebend brennt,
Doch Keiner erwiedert, Jeder verkennt?
O Gott! schenk' ihm die ew'ge Ruh'!
Nimm es zu dir! Du kennst es, du!"

Ihm bietet er die kalte Hand,
Als einer schönern Zukunft Pfand,
Er küßt seinen Mund mit eis'gem Kuß:
„Wohl dem, der so verkannt sein muß!"

Dem Greise, der, gebeugt und schwach,
Vom Leben nichts mehr wissen mag,
Der, süßen Hoffens voll, gefaßt,
Entgegen sieht der letzten Rast:

Auch ihm beut er die Rechte dar,
Und glättet ihm das weiße Haar,
Und zieht das Todtenhemd ihm an,
Und sagt: „Ruh' aus, du alter Mann!"

So macht er es mit allen Drei'n,
Hüllt sie in seinen Mantel ein,
Und trägt mit stillem, zufriednem Sinn
Zum Kirchhof sie, der Gute, hin;

Und schaufelt ihnen auch ein Grab,
Und senkt sie sorgsamlich hinab,
Und deckt das Grab mit Rasen zu:
„So liegt ihr weich und warm dazu!

„Nun träumt vom schönen Himmelssaal
Und seinen Freuden allzumal,
Bis ihr aus eurer langen Nacht
Zum Tage, der nicht sinkt, erwacht!"

Der Tod ist gar ein guter Mann,
Er hilft, wo Keiner helfen kann,
Seine Hand ist kalt, sein Antlitz bleich,
Sein schwarzer Mantel weit und weich.

Ungleich bedeutungsvoller für die Entwicklung Freiligrath's aber ist eine Reihe von Gedichten, die er sämmtlich im Jahre 1832 schrieb. Kurz zuvor hatte er, nach Beendigung seiner kaufmännischen Lehrzeit zu Soest, eine Kommisstelle in einem Amsterdamer Bankhause übernommen. Hier, in der großen Hafenstadt, machte er, der Binnenländer, zuerst die Bekanntschaft des Meeres, dessen überwältigender Eindruck seiner Poesie einen ganz neuen Inhalt gab. Wenige Jahre zuvor hatte ein anderer junger Dichter in seinen „Nordseebildern", so zu sagen, zum ersten Mal für die deutsche Poesie das Meer entdeckt. Aber mit wie verschiedenen Augen sahen Heine und Freiligrath dasselbe an! Der Zögling der Romantik, welcher durch die Schule der Hegel'schen Philosophie gegangen war, symbolisirte in seinen schwungvollen Rhythmen das Naturleben des Meeres zu einer pantheistischen Theodicee, er spiegelte gleichsam dessen innerstes und geheimnißvollstes Wesen, er brütete über dessen uralten Räthseln, die ihm eins waren mit den ungelösten, vielleicht ewig unlösbaren Räthseln der Menschenbrust. Wie anders Freiligrath, der kecke Realist! Ihm ist der Meeresgrund ein weites Grab, mit dem Gebein der Ertrunkenen übersäet, das von den Ungeheuern der Tiefe benagt wird; er denkt beim Rauschen der Fluth an die Schätze, welche da drunten verborgen sind, an die Schnecke, deren rother Saft Königen den Purpur färbt, an die Perle, die in der Muschel ruht; und vor Allem ist das Meer ihm die Brücke, welche Länder und Völker verbindet. Ungemein klar spricht sich dies Bewußtsein schon in einem seiner ältesten Gedichte aus. Am Strande der Nordsee gedenkt er des ommijadischen Khalifen, der mit erobern dem Schwert die Lehre des Propheten den Völkern des Ostens verkündete, bis das Meer seinem Siegeszuge Halt gebot. Für ihn, den Dichter, würde die See kein Hemmniß sein, er würde auf seinem Renner dreist in den Brandungsschaum sprengen und das Meer für die Poesie erobern:

Am Strande (1832).

So hat es am Gestade
  Gedonnert wohl vorlängst,
Als keck der Ommijade
  Ins Meer ritt seinen Hengst;

Der Held, der allen Winden
  Die blut'gen Fahnen gab,
Wie Zungen, zu verkünden
  Medina's schwebend Grab;

Der Wilde, der den Berber
  Sein Land verheeren ließ;
Der seine Wüstenfärber
  Blutroth es färben hieß;

Dem, als er nun gezogen
  Vom Schilf- zum Atlasmeer,
Zudonnerten die Wogen:
  „Halt! du, mit deinem Heer!"

Da ließ er Zäume Zäume,
Und Bügel Bügel sein,
Und ritt in das Geschäume
Der Brandung dreist hinein;

Da, hoch in Lüften, blitzte
Des Bärt'gen krummes Schwert;
Die salz'ge Fluth bespritzte
Das rabenschwarze Pferd.

Auf seine Stirne wehte
Der Schaum als schnee'ge Bläss';
Der Reiter aber flehte:
„Prophet, du siehest es!

„Gern, dich zu pred'gen, ritt' ich
Durch neuer Völker Blut;
Für dich die Welt bestritt' ich, —
Doch sieh, mich hemmt die Fluth!"

— O, stände jetzt am Strande
Auch mir ein wiehernd Roß,
Und rings im Ufersande
Ein bunter Kriegertroß:

Vor seinen Augen jagt' ich
In dieses Schaumes Schnee;
Doch nicht, wie Akbeh, sagt' ich:
„O sieh, mich hemmt die See!"

Nicht schreckte mich, wie Jenen,
O Meer, dein dumpfer Ruf!
Ob flatterten die Mähnen,
Fest grundete der Huf!

Dich eben wollt' ich bänd'gen!
Dich und dein wild Gesprüh
Erräng' ich zur beständ'gen
Provinz der Poesie!

Denn aller Länder Schwelle
Ist dieser Saum der Fluth;
Es brächte jede Welle
Mir eines Volks Tribut.

Auf Sand- und Kiesgestaden
Uebt' ich des Strandes Recht;
Mit Beute reich beladen,
Verließ' ich das Gefecht!

Den Hals dem Rosse klopfend,
Von Tropfen übersprüht:
So ritt' ich, Lieder tropfend, —
Denn jeder würd' ein Lied!

Schon auf das empfängliche Gemüth des Knaben hatten die Wunder der Ferne einen magischen Reiz geübt. Die alte Bilderbibel im elterlichen Hause, die Märchen von „Tausend und eine Nacht", die Reisebeschreibungen Le Vaillant's und Anderer hatten seine jugendliche Phantasie mit einer Fülle von Traumbildern genährt, die jetzt plötzlich Leben und Gestalt empfingen, als er im Hafen von Amsterdam Tag für Tag die großen Kauffahrteischiffe ankommen sah, welche, mit dem Gut aller Zonen befrachtet, den direkten Verkehr mit allen Welttheilen unterhielten. Oftmals noch in später Nachtstunde lockte es ihn aus dem stillen Gemach hinaus, um das Schiffer- und Matrosenleben am Strande zu belauschen:

Hafengang (1832).

Dies nun heiß' ich mein Vergnügen:
An dem Hafen Nachts zu wandeln,
Wo die großen Schiffe liegen,
Die nach fremden Küsten handeln;

Wenn der Wind, die Wolken jagend,
Heulend singt ein wildes Solo,
Und die Meerfluth, Wellen schlagend,
Abprallt von dem festen Molo;

Wenn der Mond, den Sturm verachtend,
Röthlich niederstrahlt, der volle;
Mit trübsinn'gem Blick betrachtend
Den Dreimaster und die Jolle,

Deren Bäume aufwärts ragen,
Auf zu ihm, dem Herrn der Nächte,
Als ob sie ihn wollten fragen,
Ob er bald die Fluth auch brächte;

Wenn aus qualmiger Taverne
Dann ein Schwarm von Ruderknechten
Singt und jubelt, die noch gerne
In der Matte schlafen möchten.

Nackt von Hals, mit weiten Hosen,
Wein und Jugend in den Adern,
Stehn die bräunlichen Matrosen
Auf des Kais gewalt'gen Quadern,

Ihres Schiffes Namen rufend
In die Nacht, trotz Fluth und Winden,
Bis die Schläge ferner Ruder
Der Schaluppe Nahn verkünden. —

Traun, kein trefflicher Vergnügen,
Als am Hafen Nachts zu streifen,
Wo die großen Schiffe liegen,
Wo die farb'gen Flaggen fliegen,
Wappenreiche Leinwandstreifen!

Höchst interessant ist es nun, in den ersten Gedichten aus der Zeit seines Amsterdamer Aufenthalts die Art und Weise zu verfolgen, wie sich aus realistisch dürren und nüchternen Anfängen binnen Kurzem jene für Deutschland ganz neue Gattung deskriptiver Poesie entfaltete, die den unvergänglichen Ruhm ihres Verfassers begründen sollte.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß Freiligrath die tropischen Gegenden, deren Menschen-, Thier- und Pflanzenwelt er mit so lebensvoller Treue geschildert hat, niemals mit eigenen Augen erblickte. Er hatte sich seine ausgebreitete Kenntniß von Ländern und Völkern durch fortgesetzte fleißige Lektüre erworben, und vervollständigte sie jetzt durch einen regen Verkehr mit den Kapitänen und Mannschaften der fremden Schiffe, mit denen ihn schon sein kaufmännischer Beruf in stete Berührung brachte. Bei dem Mangel eigener Anschauung mußte er sich das Lokalkolorit für seine Schilderungen aus hundert und aber hundert Zügen musivisch zusammensetzen, und so herrlich seine gestaltungskräftige Phantasie die endlosen Details später zu einheitlichen Bildern verschmolz, vermochten seine Schöpfungen doch Anfangs diesen künstlichen Ursprung nicht zu verleugnen. Einzelnes klingt beinahe wie die versificirten Notizen eines geographischen Handbuches oder wie die Rekapitulation eines kürzlich durchblätterten Reiseberichts. Man lese beispielsweise ein Gedicht wie das folgende, über dessen trockene Aufzählungen und barbarische Reime der Verfasser in das heiterste Lachen ausbrach, als ich ihn vor einigen Jahren an dasselbe erinnerte:

Der weiße Elephant (1832).

Wohl duften deine Narden,
 O Strom der Inder, süß,
Und deine Leoparden
 Schmückt ein buntscheckig Vließ.
Der Sieg folgt euren Fahnen,
Berittene Afghanen!
Reich ist an Salanganen
 Amboina's Paradies.

O Gangesbraut Bengalen,
 Und du, Mahrattenstaat!
Hoch über euren Thalen
 Thürmt sich die Kette Ghaut!
O rohrbewachs'ner Boden!
O heilige Pagoden!
O blutbesprengte Soden
 Vor der zu Jagernaut!

Des Ganges Welle reinigt
 Des Menschen Sinn und Art;
Zum heil'gen Strom beschleunigt
 Das Volk die fromme Fahrt.
Die Baumwollkleider sinken;
Sie tauchen und sie trinken;
Die hellen Tropfen blinken
 In finstrer Priester Bart.

Auf Laub mit spitzem Griffel
 Schreibt sinnend der Brahmin;
Es tragen starke Büffel
 Den luft'gen Palankin:
Der Rajah sitzt auf Seide
Im falt'gen Scharlachkleide;
Den Dolch in goldner Scheide;
 Der Hukka's Dämpfe ziehn.

Die königliche Boa
  Umschlingt den Pisang-Ast;
Ein Diamant ist Goa,
  Mit Wellen eingefaßt.
In Kalikut's Verhacke
Liegst du in rother Jacke
Auf deines Hengsts Schabracke,
  Sieghafter weißer Gast!

Auf Seide wirkt zu Dakka
  Ein Blumenparadies
Der Weber; auf Malakka
  Schwirrt der langschaft'ge Spieß.
Der Jäger auf dem scheuen
Roß folgt der Spur des Leuen;
Die Rechte des Malaien
  Schwingt den zweischneid'gen Kris.

Mysor's gewalt'ger Sultan,
  Du fielst in blut'ger Schlacht!
Im Abendlicht, o Multan,
  Glänzt deiner Schlösser Pracht!
Wie duftest du nach Bisam,
O Bart von Dekan's Nisam!
Der nackte Sklave mühsam
  Befährt Golkonda's Schacht.

Madras, bunt von Felucken
  Ist deines Hafens Raum!
Grün steht auf den Molukken
  Der würz'ge Nelkenbaum.
Fruchtbar ist deine Lava,
Malaien-Insel Java! —
Doch vor dem Herrn von Ava
  Ist Alles eitler Schaum.

Ihm brüllt im gold'nen Stalle
  Der weiße Elephant.
Es glüht von Stein und Schnalle
  Sein purpurn Stallgewand.
Er steht auf Marmorplatten,
Mit feingeflochtnen Matten
Belegt, und Bambusschatten
  Fällt auf des Stalles Wand.

Er zehrt aus Silberwannen
  Des Irawaddi's Gras;
Ihm duften Weihrauchpfannen;
  Ihm klirrt am vollen Faß
Des Zapfens blanker Schlüssel;
Aus tiefer, goldner Schüssel
Schlürft sein gebogner Rüssel
  Des Araks brennend Naß.

Der goldnen Kette Schlingen
  Fühlt er am Fuße kaum;
Die Glocken läßt er klingen
  An seines Kleides Saum.
Sein Sklave und sein Lenker,
Sein Wärter und sein Tränker,
Der Kornak, führt den Denker
  Aus des Palastes Raum.

Wir haben ihn erbeutet
  Im Kampfe mit Nepaul.
Wie er so stattlich schreitet!
  Ein prächtig Futteral
Schmückt seine weißen Hauer,
Und oben sitzt in blauer
Hoftracht der Betel-Kauer,
  Der Fürst von Birma's Thal.

Der edeln und unedeln
  Metalle Fürst ist der!
Mit bunten Federwedeln
  Kühlt ihn der Diener Heer.
Der Kornak hebt den Stecken,
Triangel schallt und Becken;
Die Menge küßt mit Schrecken
  Den Staub — wer ist, wie Er?!

Gewiß behält man von dieser Lektüre keinen anderen Eindruck, als den einer grellen Mosaik buntscheckiger Steinchen, die aufs willkürlichste an einander gereiht sind, und bei allem gleißenden Farbenschmelz phantastischer Reime kein anschauliches Gesammtbild geben, sondern höchstens, wie die Figuren eines Kaleidoskops, zu abenteuerlich wechselnden Arabesken zusammen schießen. Aber fast jedes neue Gedicht bezeichnet einen glänzenden Fortschritt auf der einmal betretenen und fest inne gehaltenen Bahn. Von wie handgreiflicher Plastik ist gleich das nächste, die

Stimme vom Senegal.

Die Nacht brach an, das Zelt war aufgeschlagen.
Ich stampfte Mais, da plötzlich sah durchs Rohr
Ich einen Reiter nach der Wüste jagen;
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr.

Ich sah ihn lächelnd auf mich niederblicken;
Sein lauter Gruß tönt mir noch jetzt im Ohr.
Wie groß war er! — auf eines Straußes Rücken! —
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr!

An seiner Seite hing die Kürbisflasche;
Den Schirm von Blättern hielt er hoch empor;
Voll runden Korns war seine Reisetasche, —
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr.

Er trieb den Vogel nach des Aufgangs Hügeln,
Mit einem Stab schrieb er den Weg ihm vor.
Auf seinem Nacken, zwischen seinen Flügeln, —
Hoch auf dem Strauße saß der junge Mohr.

Der Vogel trabte, rudernd mit den Schwingen,
Daß ich ihn bald aus dem Gesicht verlor.
Von ferne noch hört' ich den Reiter singen, —
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr.

Wir lassen morgen uns am Strome nieder,
Und er vielleicht hält vor Tombuktu's Thor.
Wann seh' den Strauß und seinen Herrn ich wieder? —
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr.

Weshalb mag Freiligrath dies stimmungsvolle Wüstenbild aus seiner Gedichtesammlung ausgeschlossen haben? Vielleicht darum weil es nur ein Bild war, das, wie sein künstlerisches Gefühl ihm sagte, sich ungleich besser für den Maler, als für den Dichter, zum Vorwurf eigne. Denn hier galt es keine bewegte Handlung, sondern einen einzigen Moment zu schildern, den das Auge des Beschauers auf der ausgespannten Leinwandfläche des Malers in allen Details zugleich überblicken konnte, während der Dichter genöthigt war, den Gesammteindruck des erschauten Bildes für das Ohr des Hörers in eine Nacheinanderfolge von Einzelzügen zu zerlegen.

Das gleiche Bedenken läßt sich allenfalls gegen die Eingangsstrophen des prächtigen Gedichtes an Afrika erheben — aber welchen hinreißenden Aufschwung nimmt dann sofort der Poet! Mit wie genialer Kraft verkörpert er die gefahrvollen Reize der Tropenwelt unter dem Bilde einer orientalischen Fürstin, welche den kühnen Reisenden mit dem Tode dafür straft, daß er ihren Schleier lüften, ihre räthselhafte Schönheit den Augen aller Welt enthüllen wollte!

An Afrika (1832).

Ihr wunderbaren Zonen,
Du fernes Zauberland,
Wo dunkle Menschen wohnen,
Geschwärzt vom Sonnenbrand;
Wo Alles blitzt und funkelt,
Wo der Sonne Strahlengold
Das rechte Gold verdunkelt,
Das glitzernd in den Flüssen rollt:

Mit Wald und Wüste voll Grauen
Seh' ich euch vor mir stehn;
Die grünen Palmen beschauen
Sich in den blauen Seen.
Wilder Thiere Stimmen erschallen
Aus Felsgeklüft und Höhl',
Und mit gewicht'gen Ballen
Beschwert der Berber das Kameel.

Es wäscht der lockige Neger
Aus Flußsand goldne Körner
Ernst hebt der Himmelsträger,
Der Atlas, seine Hörner
Und seine Felsenkanten,
Von Sonnengluth erhellt,
Und graue Elephanten
Zermalmen schweren Schritts das Feld.

Der Löwe netzt die Mähne,
Und badet sich im Flusse;
Jach schießen braune Kähne
Vorbei mit schnellem Schusse;
Sie rudern ob den Tiefen,
Und tragen Datteln und Harz,
Und Mohrenhäupter triefen,
Und tauchen aus den Wellen schwarz.

Du gluthenreiche Zone,
Der Erde Königsland!
Die Sonn' ist deine Krone,
Sand ist dein gelb Gewand;
Und golden sind die Spangen,
Du königliches Weib,
Die es mit feurigem Prangen
Dir heften um den heißen Leib.

Der Strand, der glühende, nackte,
Mit Klippen und mit Dünen,
Der wunderlich gezackte,
Muß dir als Schemel dienen;
Das Meer, den Schemel säumend,
Der hoch es überragt,
Wäscht deine Sohlen schäumend
Als eine dienstbefliss'ne Magd.

Sinnend auf Scharlachdecken
Ruhst du! — wie licht sie blinken!
Gefleckte Panther lecken
Die Finger deiner Linken,
Weil künstlich deine Rechte,
Mit Ringen reich geschmückt,
Zu einer falben Flechte
Das Mähnenhaar des Leun verstrickt;

Und dann, es lösend wieder,
Ein fünfgezahnter Kamm,
Vom starken Rücken nieder
Des Haares dichten Stamm
Bis abwärts auf die Pranken,
Die scharfen, kämmt und streicht,
Und herrisch die geschlanken
Giraffen durch die Wüste scheucht.

Auf deiner Achsel sitzend,
Mit Plaudern und Geschrei,
In bunten Federn blitzend,
Wiegt sich der Papagei,
Legt seines Schnabels Krümme
Dicht an dein horchend Ohr,
Und schwatzt mit heller Stimme
Dir seltsamliche Märchen vor.

Dein Haupthaar ziert von Seide
Ein Turban, bunt geblümt;
Ein köstliches Geschmeide,
Wie es Sultanen ziemt,
Aus tausend kleinen Ringen
Zur Kette fest vereint,
Legt sich mit goldnen Schlingen
Um deinen Hals, den Gluth gebräunt.

Wer hat dich je gesehen
In deiner ganzen Pracht?
Waldhüllen, dichte, wehen
Mit dunkelgrüner Nacht
Vor deinem Türkenbunde,
Vor deiner Wange Sammt,
Vor deinem Purpurmunde,
Vor deinem Aug', das düster flammt.

Keiner, der ohne Schleier,
O Königin, dich sah!
Wohl trat dir mancher Freier
Mit keckem Schritte nah;
Die Schleier wollt' er heben,
So dein Gesicht umziehn,
Doch büßen mit dem Leben
Mußt' er sein Wagstück, allzu kühn.

Von deinem Thron mit Dräuen
Erhobst du zürnend dich:
„Schüttelt die Mähne, Leuen!
Zerreißt ihn, kämpft für mich!
Sonne, dein Strahlenfeuer
Entschleudre deinem Zelt,
Auf daß es dem Entweiher
Versengend auf den Scheitel fällt!

„Giftwinde, eurem Qualme
Erliege seine Kraft!
Bei jeder Dattelpalme
Schreck' ihn ein Lanzenschaft!
Ihr Neger mit dem krausen
Haarwuchs, bringt mir sein Blut!
Laßt eure Pfeile sausen,
Und trefft das Herz des Frevlers gut!"

Da springt mit wildem Satze
Der Leu, und brüllt vor Lust,
Und schlägt die breite Tatze
In des Erschöpften Brust;
Da grinst aus jedem Strauche
Ein Mohrenkrieger schlank,
Da fegt mit gift'gem Hauche
Der Smum die dürre Wüste blank.

In seines Renners Flanke
Drückt der Dschaloff den Sporn —
Wie mag der müde Blanke
Entrinnen solchem Zorn?
Blutend aus tausend Wunden
Stürzt auf den Sand er hin;
Den Tod hat er gefunden
Durch dich, furchtbare Sultanin!

Die er enthüllen wollte
Den Augen aller Welt,
Und die darob ihm grollte
In ihrem Palmenzelt!
Er wollte dich verklären
In deinem Heiligthum —
Wie mochtest du ihm wehren,
Was er begann zu deinem Ruhm?

Die nach dem Blute dürsten,
Des weißen Manns dich sahn,
Dehmüth'ge Negerfürsten,
Sie bieten es dir an.
Du schwingst das goldne Becken
So licht das Blut umblitzt,
Daß mancher Purpurflecken
Auf deinen grünen Schleier spritzt.

Die schwellenden Lippen drückst du
An des Gefäßes Rand;
Mit wildem Lächeln blickst du
Auf den goldgelben Sand.
Im Sande ruht die Leiche;
Die Sonne brennt gar heiß; —
Durch Zeiten und durch Reiche
Klingt deiner todten Buhlen Preis!

Es ist um so bewundernswerther, daß Freiligrath so rasch die entsprechende künstlerische Form für seine fremdartigen Stoffe fand, als ihm hier in der ganzen deutschen Literatur kein Vorbild zu Gebote stand. Das einzige Muster, von dem er lernen konnte, und dessen Einfluß auf seine poetische Entwicklung sich unschwer nachweisen läßt, war das Haupt der neufranzösischen Romantiker, Victor Hugo. Dieser hatte vor Kurzem in verwandter Art Bilder aus dem Oriente mit brennenden Lokalfarben gemalt, und sich nicht auf die Einführung neuer Stoffe in die Poesie beschränkt, sondern auch den seit Jahrhunderten feststehenden Kanon der künstlerischen Form durch die Aufstellung neuer metrischer und ästhetischer Gesetze vielfach mit Glück durchbrochen und erweitert. Der deutsche Dichter trat in die Spur des Franzosen; zu direkter Nachahmung ließ er sich durch sein Vorbild indeß nur selten verlocken, — am auffälligsten wohl in dem Gedichte „Die Magier", dessen erste Strophen, ohne den mindesten Anklang an ein bestimmtes Hugo'sches Gedicht, doch der Manier des Letzteren zum Verwechseln ähnlich sehn:

Wie wenn Phiolen, die der Meister,
Bannworte murmelnd, wohl verpicht,
Mit kecker Hand ein junger, dreister
Lehrling der Zauberkunst zerbricht;

Urplötzlich füllt das wunderliche
Gemach ein leichter, blauer Rauch,
Narkotisch steigen Wohlgerüche
Aus der geborst'nen Flasche Bauch;

Und wie die Menge der zerstreuten
Duftflocken sich zusammenballt;
So werden sie zu des befreiten
Elementargeists Lichtgestalt;

Zum Dank, daß er zerbrach das Siegel,
Das seinen Kerker lange Zeit
Schloß, will er jenem seine Flügel
Leihn, und der Erde Herrlichkeit

Ihm zeigen: — so aus süßen Düften
Des Weihrauchs, die der Kirche Chor
Durchziehn, tritt riesig, um die Hüften
Den Gurt, ein Genius hervor.

Sandalen trägt er an den Sohlen;
Es ist ein Geist der Wüstenei.
Im Weihrauch schlief er; dieser Kohlen
Gluth machte den Gebundnen frei. ꝛc. ꝛc.

Hier sind in der That weniger die Vorzüge, als die bizarren Seltsamkeiten der Victor Hugo'schen Poesie — die langathmig in einander geschachtelten Satzperioden, das bis zur Auflösung alles rhythmischen Wohlklangs getriebene Zerknicken der Versab-

schlüsse — in nicht zu rechtfertigender Weise nachgebildet. Und so weit war doch selbst der französische Dichter in seiner Rebellion gegen das überlieferte Formprincip niemals gegangen, daß er, der Freiheit des Enjambements zulieb, völlig tonlose Partikeln, Geschlechts- und Fürwörter in die Reimstellung gebracht hätte, wie Freiligrath es Anfangs zuweilen geflissentlich that.*) Eher mag Victor Hugo's Vorgang die Verantwortung für manches drastische, aber darum nicht immer poetische Bild tragen, das uns in den älteren Gedichten seines jungen Verehrers und Nachfolgers aufstößt; so, wenn er die blutroth im Nebel versinkende Sonne mit dem in der Schale ruhenden Haupte des Täufers vergleicht, oder wenn er die flatternd zerrissenen Wolkenstreifen die „regenschwangeren Nadelkissen“ der Tanne nennt, oder wenn er ein andermal ausruft:

Ich bin Seneca,
Als in die Wanne rauschten seine Adern!
Die Dichtkunst sagt zu meinem Leben: flieh!
Mein Nero, weh mir! ist die Poesie.

Die Hauptsache indessen bleibt, daß das Beispiel des französischen Romantikers ihm den Muth verlieh, mit gewissen Zopfregeln des künstlerischen Herkommens zu brechen, und die poetische Sprache dadurch erfolgreich von den unnatürlichen Fesseln eines farblos nüchternen und glatten akademischen Stils zu befreien, der ihr jede Frische und Originalität zu rauben drohte. Wie in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das Studium des klassischen Alterthums unsere Dichter schließlich dazu verleitet hatte, der deutschen Verskunst, statt ihres uralten rhythmischen Gesetzes der betonten Hebungen, die quantitirende Messung der Griechen und Lateiner aufzwingen zu wollen, und den ganzen mythologischen Apparat des Olymps, die ganze äußerliche Technik des hellenischen Dramas mit seiner Schicksalsidee und seinen Chören, den epischen Vers des Hexameters und das pomphaft schwerfällige Odenmaß auf den Boden unsrer Literatur zu verpflanzen, so hatte im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts das Studium der orientalischen Dichtung unsere Poeten zu einer eben so sklavischen Nachahmung aller Verskünsteleien der morgenländischen Völker verlockt, und durch all diese Makamen und Ghaselen zwar die Gewandtheit unsrer Sprache zu den zierlichsten Eiertänzen abermals glänzend dokumentirt, dafür aber die Kunst des Gesanges mehr und mehr zu einem müßigen Gaukelspiele herabgedrückt. Anders Freiligrath, der in geradezu entgegengesetzter Art seine

---

*) Hier ein paar Beispiele:

Er lässet Schiffe scheitern, und
Er lässet sie zu Grunde gehen. —

Wie ein Märchenpallast der
Sultanin Scheherezade. —

Ein Reitertrupp! Der Aga der
Eunuchen, Jussuf! — „Bringt ihn her!“ —

Es war ein Klang drin, gleich den Tönen eines
Schilds, der im Wind den Ast schlägt, dran er hanget. —

Bis das Gespann urplötzlich wieder seinen
Huf klirrend auf das Pflaster setzt.

Dichterphantasie nicht an den todten Formen und dem gelehrten Inhalte der orientalischen Literatur, sondern an der bunten Lebenswirklichkeit des Ostens befruchtete. Allerdings rief die kecke Neuheit seiner Töne manches Achselzucken bei den gestrengen Kunstrichtern hervor. Freiligrath, sagten sie, flieht mit seiner Dichtung auf das Meer, in die Wüste hinaus, er sucht nach pikanten, abenteuerlichen Stoffen, fremdartigen Bildern und seltsam klingenden Reimen, um den Geschmack des Publikums durch unnatürliche Reizmittel zu bestechen. Zugegeben, daß in seinen älteren Gedichten manches geschmacklose Bild, mancher barbarische Reim uns stutzen macht, müssen wir doch vor Allem bekennen, daß Freiligrath nicht, wie Rückert, Platen und Andere, auf Nachahmung fremdländischer Formen und Stoffe ausging, sondern durchaus selbständig und frei uns in deutschen Formen mit dem Leben und der Anschauungsweise entlegener Nationen vertraut machte, und hiedurch mehr zur Verwirklichung des Gedankens einer Weltliteratur beigetragen hat, als die gelehrten Orientsänger der Neuzeit. Besonders in seinen späteren Gedichten sind ausländische Worte oft so künstlerisch mit deutschen Versmaßen verwebt, daß uns die Einheit der Völker aus dieser Verschmelzung gleichsam symbolisch zum Bewußtsein gelangt. So wenn er die Klänge der Marseillaise und der Parisienne in die Schlußstrophe seines Gedichtes zur Begrüßung der Februarrevolution verflicht:

Ja, fest am Zorne halten wir,
Fest bis zu jener Frühe!
Die Thräne springt ins Auge mir,
In meinem Herzen singt's: „mourir,
Mourir pour la patrie!"
Glückauf, das ist ein glorreich Jahr,
Das ist ein stolzer Februar —
„Allons, enfans!" — „mourir, mourir,
Mourir pour la patrie!"

Von weit größerem Gewicht erscheint uns die Frage: warum Freiligrath den ausgetretenen Gleisen vaterländischer Stoffe entfloh. Zur Hälfte war es gewiß die jugendlich ungestüme Sehnsucht nach den unbekannten Wundern der Ferne, welche ihn aufs Meer und in die Wüste trieb. Aber es trat noch ein anderes Moment hinzu, über das uns der Dichter nicht in Zweifel läßt. Ekel und Widerwillen an den Zuständen unseres Kulturlebens nennt er an vielen Stellen seiner ersten Gedichtesammlung unverhohlen als den Grund seiner Wanderlust. Ueber die Ursachen der Verderbtheit der europäischen Gesellschaft ist er damals noch nicht zu reifem Nachdenken gelangt; er empfindet nur diese Verderbtheit selbst, und läßt sich oftmals zu blindem Hasse gegen eine Weltordnung entflammen, in welcher alle Tiefe und Frische verloren geht. Er hält es daher mit Allen, welche die Gesellschaft ächtet und verstößt. Der schlittschuhlaufende Neger im Norden; der gefangene Mohrenfürst, welcher im Kunstreitercirkus die Trommel schlägt; der von den Sbirren erschlagene Bandit und sein Begräbniß im einsamen Walde; Piraten und Geusen — das sind die Stoffe, denen er sich mit geheimer Sympathie zuwendet, ja, mit denen er sich nicht selten so vollständig identificirt, daß er einmal sogar dem Netze strickenden Negerkrüppel zuruft:

Die Hand gieb, alter Krieger!
Was gilt's, wir dulden gleich.
Stoß an! Cap Verd! Der Niger!
Und — mein Gedankenreich!

Am bittersten grollt sein Unmuth in dem Liede, wo er die Indianer zur Abschüttelung des Joches der Weißen mahnt:

Bietet Trotz, ihr Tätowirten,
Eurer Feindin, der Kultur!
Knüpft die Stirnhaut von skalpirten
Weißen an des Gürtels Schnur!

Zürnend ihren Missionären
Aus den Händen schlagt das Buch!
Denn sie wollen euch belehren,
Zahm, gesittet machen, klug!

Weh, zu spät! Was hilft euch Säbel,
Tomahawk und Lanzenschaft?
Alles glatt und fashionable!
Doch — wo Tiefe, Frische, Kraft?

Der Haß des Poeten wider die schale Prosa der ihn umgebenden Welt spricht aus jeder Zeile; selbst dem sterbenden Walfisch legt er die Worte in den Mund:

— — — — — — — — — — O miserable Menschenbrut!

O kahler Strand, o nüchterner! o kahl und nüchtern Treiben drauf!
O nüchtern Volk! wie bebten sie, da sie vernahmen mein Geschnauf!
Wie trostlos auf der Dün' ihr Dorf mit seinen dumpfen Hütten steht!
Und — bist Du besser denn, als sie, der du mich sterben siehst, Poet?

Ich wollt', ich wäre, wo das Meer und wo die Welt ein Ende nimmt,
Wo krachend in der Finsterniß der Eispalast des Winters schwimmt.
Vielleicht, ein Schwertfisch wetzte dort am Eis sein Schwert, und stieße mir
Das jäh gezückte durch die Brust, so stürb' ich wenigstens nicht hier!

Vergleichen wir mit dieser Klage das bekannte Gedicht: „Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren", so sehen wir in demselben den gleichen Grimm über die kalte, superkluge Erbärmlichkeit einengender Verhältnisse mit glühender Leidenschaft nach Ausdruck ringen.

In allen diesen Liedern begegnet uns eine phantastische Ueberschätzung kulturloser Wildheit, eine ungerechte Verkennung des gesellschaftlichen Fortschritts, weil der Verfasser es noch versäumt hatte, sich über die letzten Gründe der heutigen Lebensgestaltung klar zu werden, und sich einseitig von seinem Widerwillen gegen die Poesielosigkeit dieses Lebens beherrschen ließ. Man wird aber zugeben müssen, daß ein solcher Widerwille seit je bei einem Dichter vorhanden war, der so stürmisch seinen Verhältnissen entfloh, und mehr als einmal selbst den Untergang dieser verruchten Erde prophetisch besang. Die Gedichte „Drei Strophen" und „Anno Domini . . . . ?" sind Zeugen einer derartigen Stimmung. Wie einst der Frankenkönig Chlotar, heißt es in der letztgenannten Vision, die Sünderin Brunhilde an einen wilden Hengst fesseln und durchs Lager schleifen ließ,

So wird dereinst — hört mich, ihr Kalten und Verständ'gen —
Der Herr ein feurig Roß, das flammend in unbänd'gen
Kourbetten schießt durch den Abgrund des Raumes hin,
Den feurigsten von den Kometen wird er senden,
Und wird an dessen Schweif mit seines Zornes Händen
Die Erde fesseln, die bejahrte Sünderin.

Am schönsten und gerechtesten aber verherrlicht Freiligrath seine Flucht aus der Gesellschaft in dem Cyklus: „Der ausgewanderte Dichter." Ueber das eigentliche Wesen seiner bisherigen Poesie mag uns eine Strophe aus dem 1839 verfaßten „Roland" belehren:

All meine Lieder — Nichts, traun, als Fanfaren,
Mich zu ermuth'gen und mich frisch zu wahren,
Blutrünst'ge Klänge, rauhe Melodien,
Die beim Verschnaufen meiner Brust entfliehn!

Je mehr Freiligrath so von seinen Liedern sich in die Wildniß begleiten ließ, desto trüber erkannte er die Unmöglichkeit einer Befriedigung seiner Ideale innerhalb der bestehenden gesellschaftlichen Kultur, und bald auch (wie in dem „ausgewanderten Dichter") innerhalb der kulturlosen Wildheit. Auf der Uebergangsstufe seiner Entwicklung erschien ihm daher (wie in den Gedichten „Bei Grabbe's Tod", „Der Reiter" u. a.) die Dichtung als ein Fluch, der uns doppelt elend macht, weil er uns doppelt schmerzlich den Widerspruch zwischen Ideal und Leben empfinden läßt. Allein bald trug ihn die Macht seiner tief innersten sittlichen Ueberzeugung über den persönlichen Unmuth hinweg. Diese Ueberzeugung gab ihm die feste Gewähr des Sieges, weil er sich als eins mit der Menschheit empfand, und so schließt er schon jene älteste Gedichtesammlung mit dem herrlichen Bannerspruch an Eduard Duller:

Ich fühl's an meines Herzens Pochen:
Auch uns wird reifen unsre Saat!
Es ist kein Traum, was ich gesprochen,
Und jener Völkermorgen naht!
Ich seh' ihn leuchten durch die Jahre,
Ich glaube fest an seine Pracht;
Entbrennen wird der wunderbare,
Und nimmer kehren wird die Nacht!

Wir aber reiten ihm entgegen;
Wohl ist er werth noch manchen Strauß.
Wirf aus die Körner, zieh den Degen;
Ich breite froh das Banner aus;
Mit festen Händen will ich's halten,
Es muß und wird im Kampf bestehn;
Die Hoffnung rauscht in seinen Falten!
Und Hoffnung läßt nicht untergehn!

In der ersten Periode der Freiligrath'schen Poesie stört uns bei aller Bilderpracht bisweilen der Umstand, daß der Dichter sich ziemlich einseitig mit der Abspiegelung äußerer Gegenstände begnügt, und daß seinen brillanten Schilderungen minder eine tiefere Absicht, als ein kindliches Behagen, eine sinnliche Freude an den Dingen um ihrer selbst willen zu Grunde liegt. Das Bild ward ihm nicht immer Symbol eines Gedankens, einer Empfindung, sondern bleibt häufig sich selber Zweck. Andere Reisende, sagt er in dem Gedichte „Heinrich der Seefahrer", bringen werthvollere Schätze von ihren Entdeckungsfahrten heim: der Schiffer Gold und edle Gewürze, der Weise die tiefsinnigen Sprüche fremder Lehre —

Ich, aus Ländern, wo des Lichts
Aufgang, aus den buntgestickten
Türkenzelten, bringe Nichts,
Als die Bilder des Erblickten —

und ein andermal vergleicht er sein Leben den wunderlichen Traumgesichten jenes Perserkhans, der, mit dem Kopf in eine Wasserkufe tauchend, nie geschehene Märchen zu erleben glaubte. Die gleiche Selbstanklage durchhallt die ernste Rückschau auf das vergangene Jahr, in welcher der Dichter sich beim Blätterfall des Herbstes bekennt, daß er in phantastischen Träumen die Ferne durchschweift habe, statt zu leben, und die Mahnung an sich ergehen fühlt:

Wach auf! kehr' ein im eignen Hause!
Du Sinnender, besinne dich!

So war es denn kein Abfall von seiner früheren Richtung, sondern eine gesunde, naturgemäße Entwicklung, als Freiligrath sich einige Jahre nachher den „verjährten

Wüstenstaub aus dem Hirne wusch", die „Kameele und Leuen zum Teufel" jagte, die ihm den Spottnamen des „van Aken der deutschen Poesie" zugezogen hatten, sich „den Orientalen" ernstlich verbat, und sein Einleitungsgedicht in „Das malerische und romantische Westfalen mit den Worten schloß:

> Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet,
> Ein Anderer, und doch derselbe!

Das „Glaubensbekenntniß" ist die Uebergangsstufe des Dichters zu einer bewußt freisinnigen Weltanschauung, und enthält schon alle Keime seiner späteren socialen Poesie. Wir hoffen, es wird aus unserer Betrachtung seiner älteren Gedichte klar geworden sein, daß Freiligrath mit innerer Nothwendigkeit der Revolution zutrieb, und daß er Recht hatte, mit Chamisso zu sagen: „Ich bin nicht von den Tories zu den Whigs übergegangen; aber ich war, wie ich die Augen über mich öffnete, ein Whig." Noch zu Anfang des Jahres 1843 spottete er in einem wenig bekannten Sonnette (dasselbe steht einzig in der amerikanischen Gesammtausgabe seiner Werke) über die deutschen Nachahmer Béranger's, mit denen nur Herwegh und Gaudy gemeint sein können:

> Wo sind die Adler, die mit kühnem Feuer
> Aus unsern Wäldern auf zur Sonne flogen?
> Und die gesangreich prächt'ge Kreise zogen,
> Wohin entflohn die Schwäne doch vom Weiher?
>
> Wo sind die süßen Nachtigallen heuer?
> Und wo die Lerchen? Haben zorn'ge Wogen
> Um ihre Rückkehr neidisch uns betrogen?
> Zerbrach ein Sturmwind ihrem Flug das Steuer
>
> Sie sind verstummt, ach! oder sind gestorben!
> Kein Adler mehr in deutschen Dichterhainen!
> Schwan, Lerche, Sprosser — hin sind ihre Tage!
>
> Ein neu Geschlecht doch haben wir erworben:
> Es brüstet sich mit gallischen Refrainen
> Ein Gimpel Béranger's auf jedem Hage!

Wenige Monde darauf stimmte er in den vorherrschend politischen Gedichten selber manchmal die Weise Herwegh's an, über den hinaus eben in dieser Richtung kaum ein Fortschritt möglich war; das Gedicht „Ein Patriot" ist sogar den Spottliedern Gaudy's nachgebildet — dennoch unterscheiden sich auch die politischen Gedichte von allem Aehnlichen durch eine plastische Fülle und Kraft, manchmal Derbheit des Ausdrucks, die von keinem anderen Freiheitssänger der vierziger Jahre erreicht ward. Freiligrath hat das Verdienst, jede schönrednerische Phrase aus seinen Dichtungen verbannt, Alles unbedenklich mit seinem rechten Namen getauft, und dadurch von Neuem den Beweis geliefert zu haben, daß die wahre Poesie nicht in einem blendenden Wortschwall oder einer künstlichen Versbildung besteht. Ohne diese frische Natürlichkeit der Sprache und Form hätten auch seine früheren fremdartigen Stoffe niemals eine so allseitige Theilnahme gefunden. Seine vollste Originalität legt aber der Dichter dort an den Tag, wo er mit keckem Muth die Gesellschaftsübel in ihrem innersten Kern entblößt, und eine durchaus neue Weltordnung begehrt. Die ersten Klänge dieser socialen Poesie sind

im „Glaubensbekenntniß“ vor Allem die zwei Gedichte „Vom Harze“ und „Aus dem schlesischen Gebirge“. — Aber noch ist der Tag der Entscheidung nicht da, noch würde der Kriegsruf des Dichters machtlos verhallen. Wie das Weib Hofer's zu rechter Stunde die Späne der Verkündigung in die Wellen des Passer warf, um das Volk zum Kampfe zu rufen, so möchte auch der Poet seine Lieder dereinst als blutige Späne in den Streit der Tageswogen entsenden:

Noch harr' ich in mich selbst versunken!
Nur dann und wann blitzt auf ein Funken
  Der Gluth, die meine Brände brennt!
Nur dann und wann mit frischem Munde
Geb' einen Blutspan ich der Stunde
  Von denen, so die Passer kennt!

Was hülfen mehr? Schleicht doch in Dämmen
Ihr Wasser heut! — Doch überschwemmen
  Wird einst das Land sie, kühn zu schaun!
Dann tret' ich vor mit Blut und Mehle —
Frei weht die Eiche meiner Seele,
  Ich glaub', ich werde Späne haun!

Näher und näher empfand der Poet das Wehen der neuen Zeit, das schwüle Vorgewitter einer zum Losbruch reifen Revolution. In seiner Klage um „Leipzig's Todte“ und mehr noch in den sechs Gedichten „Ça ira!“ verkündet er als sicherer Prophet die Anzeichen des heraufziehenden Sturmes. Seine Marseillaise „Vor der Fahrt“ predigt den völligen Bruch mit der bestehenden Gesellschaft. Die überlebten Formen des Staates, der Kirche und des Privateigenthums sind ihm die Feinde, zu deren Bekämpfung er die Menschheit in das Schiff der Revolution springen heißt:

Es ist die einz'ge richt'ge Fähre —
  Drum in See, du kecker Pirat!
  Drum in See, und kapre den Staat,
Die verfaulte schnöde Galeere!

Doch erst bei schmetternden Drommeten
  Noch eine zweite wilde Schlacht!
Schwarzer Brander, schleudre Raketen
  In der Kirche scheinheil'ge Jacht!
Auf des Besitzes Silberflotten
  Richte kühn der Kanonen Schlund!
  Auf des Meeres rottigem Grund
Laß der Habsucht Schätze verrotten!

Frisch auf denn, springt hinein! Frisch auf, das Deck bemannt!
Stoßt ab! Stoßt ab! Kühn durch den Sturm! Sucht Land, und findet Land!

Mit staunenswerther Klarheit beschreibt Freiligrath schon 1846 in dem Gedichte „Wie man's macht“ den Berliner Zeughaussturm und die übrigen Ereignisse der achtundvierziger Märztage. Und als nun endlich das Wetter der Revolution sich entlud — mit wie hellem (fast einzig hellem!) Blick verfolgte er den Verlauf der Bewegung, und warnte mit glühenden Worten vor der unseligen Halbheit, die sich mit eitlen Versprechungen der Fürsten begnügte, und nach wenigen Monden sich das Heft der Freiheit wieder aus der Hand winden ließ! Die Gedichte auf den Oktoberaufstand in Wien, auf die standrechtliche Erschießung Robert Blum's, auf den Heldenkampf der Ungarn, auf die Unterdrückung der „Neuen Rheinischen Zeitung“ waren eben so flammende Weckrufe des Poeten, wie sein berühmtes Gedicht „Die Todten an die Lebenden“, das ihm eine mehrwöchentliche Untersuchungshaft und eine strafrechtliche Anklage zuzog, die am

3. Oktober 1848 zur öffentlichen Verhandlung vor dem Schwurgerichte zu Düsseldorf kam und mit seiner glänzenden Freisprechung endete.

Um jene Zeit machte ich zuerst die persönliche Bekanntschaft Freiligrath's. Ein kecker Bursch von neunzehn Jahren, hatte ich mit Begeisterung die Erhebung des deutschen Volkes und meines engeren Vaterlandes Schleswig-Holstein begrüßt. Von den Bänken des Gymnasiums war ich auf den Kriegsschauplatz im Norden geeilt und in dem unglücklichen Treffen bei Bau, am 9. April, in dänische Kriegsgefangenschaft gerathen, aus welcher mich und meine Kameraden erst im September der schmachvolle Waffenstillstand von Malmö erlöste. Als der Schnee des Winters vor dem ersten Lächeln der Frühlingssonne zerschmolz, war ich einer Welt entrückt worden, die in stürmischem Jubel alle Ketten politischer Knechtschaft abgestreift hatte und ein großes Freiheits- und Verbrüderungsfest der Völker beging. Nun kehrte ich in den ersten Tagen des Herbstes aus der Fremde, wo ich fünf Monate auf dem Rumpf eines abgetakelten Kriegsschiffes im Sunde gesessen, in die Heimath zurück, und der erste Blick belehrte mich, daß diese Spanne Zeit genügt hatte, der Kontrerevolution überall in Europa den Sieg zu verschaffen. Kein Wunder, daß mich der wildeste Schmerz ergriff, und daß die zürnenden Gedichte Freiligrath's mir den sehnsüchtigen Wunsch erregten, dem Manne die Hand zu drücken, der meinen eigenen Gefühlen einen so beredten Ausdruck lieh, wie meine schwache Jünglingsstimme es nimmer vermocht hätte. Anastasius Grün und Lenau, Herwegh und Freiligrath waren die leuchtenden Vorbilder gewesen, deren freiheitstrunkene Lieder in meinem Herzen den ersten Funken der Poesie geweckt hatten. Eine kleine Sammlung politischer Gedichte, die ich bei meiner Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft drucken ließ, trug als Motto einige Verse aus den Februarstrophen Freiligrath's — sie gab mir den Muth, auf der Reise zur Universität das Büchlein dem so hoch von mir verehrten Dichter zu überreichen.

Derselbe wohnte damals auf dem Dorfe Bilk bei Düsseldorf, dicht neben der Kirche, und war erst vor wenigen Tagen aus der Haft entlassen worden. Er empfing mich mit herzgewinnender Freundlichkeit, und machte mich mit mehreren seiner Freunde, Malern und Schriftstellern, bekannt. Unter Andern führte er mich in das Atelier Hasenclever's, dessen humoristische Genrebilder aus der Jobsiade und dem deutschen Spießbürgerleben der süßlich sentimentalen Richtung der Düsseldorfer Schule ein gesundes Gegengewicht gaben, und der mit offenem Sinn für die sociale Seite der achtundvierziger Revolution kürzlich ein Gemälde „Stadtrath und Arbeiter" vollendet hatte, das noch auf der Staffelei stand. Der joviale Mann improvisirte rasch einen Zechtisch, indem er das Bild herab nahm und es, die Rückseite nach oben gekehrt, auf die Lehnen zweier Polsterstühle legte. Dann holte er Gläser und Flaschen aus der Ofenecke hervor, und bald vertieften wir uns in ein heiteres Gespräch über Kunst und Poesie. Mochte nun der feurige Walporzheimer oder die anregende Unterhaltung mir die Anfangs schüchterne Zunge gelöst haben, ich plauderte lebhaft und unbefangen mit. „Das ist doch kein so steinerner Gast," sagte der Maler in seinem breiten rheinländischen Dialekte scherzend zu Freiligrath, „wie der Schweizer Poet, den du mir neulich brachtest. Der leerte schweigend sein Glas und schlang verdrossen sein Roastbeef hinab, und sprach zwei geschlagene Stunden lang kaum ein Wort. Daß er Fleisch essen und Wein trinken kann, glaub' ich schon, denn das hab' ich gesehen; aber daß der all seiner Lebtage ein gescheites Lied zu Stande bringt, glaub' ich nimmer. Wird wohl solch ein Stubenhocker sein, der hinterm Ofen den Frühling besingt!" Mit Eifer erwiderte Freiligrath: „Fehlgeschossen, alter Knabe! Der ist ein

rechter Poet von Gottes Gnaden, dem nur der innere Zwiespalt, das unsichere Schwanken in der Wahl seines Berufes, manchmal den Mund verschließt. Du weißt, daß er Maler war, und sich jetzt ganz der Literatur zu widmen gedenkt. Alles gährt in ihm, er ringt noch umhertastend nach der Form für die Gedanken, die ihn bewegen, er studirt, trotz seiner fast dreißig Jahre, jetzt in Heidelberg Philosophie und Naturwissenschaft mit einer Leidenschaft, die ihm Kopf und Herz ganz in Anspruch nimmt, da mag er immerhin Fremden gegenüber befangen sein — aber gib Acht, vor dem wirst du einst noch den Hut ziehen und ihm in tiefster Seele das Unrecht abbitten, ihn so falsch beurtheilt zu haben!" — „Erinnern Sie sich meines Disputes mit Hasenclever?" fragte mich Freiligrath, als er mir drei Jahre später in London mit freudestrahlendem Antlitz die eben erschienenen „Neuen Gedichte von Gottfried Keller" in die Hand gab. „Es macht mir doch Vergnügen, daß ich in der unscheinbaren Raupe, die so blöde und linkisch einher kroch, damals schon den schönen Schmetterling erkannt habe, der sich jetzt so heiter und lebensfroh in den Lüften wiegt. Freilich bedurfte es dazu keines Prophetenblicks! Wer, wie ich, selber in seiner Jugendzeit den Druck einer schiefen Lebensstellung schmerzlich empfunden hat, fühlt dergleichen leicht auch bei Andern heraus. Lesen Sie das Buch — es wird Ihnen einen hohen Genuß gewähren. Dieser neue Poet war von Jugend auf ein freies Gemüth, schon im Sonderbundskriege schlug er sich wacker mit Pfaffen und Finsterlingen herum — aber nun hat er sich bei der Wissenschaft die Bestätigung seiner freien Lebensanschauung geholt, und schmettert aus genußfreudiger Seele so frisch und keck seine Weisen, wie die Lerche droben im reinen Blau, als könnte es gar nicht anders sein, als gäbe es keinen Kampf und Streit da drunten auf der Erde, keine Duckmäuserei und Zerrissenheit, nur lauter frühlingstrunkenen Jubel und Lust und Seligkeit!"

Von den literarischen und politischen Gesprächen, die Freiligrath bei jener ersten Begegnung mit mir pflog, ist mir im Uebrigen nicht viel in der Erinnerung geblieben; um so lebhafter entsinne ich mich einer humoristischen Scene, deren Zeuge ich zufällig ward. Ich hatte mich noch nicht lange mit dem Dichter in seiner Wohnung unterhalten, als das Dienstmädchen eintrat und einen Besuch meldete. „Wer ist's?" erkundigte sich Freiligrath. „Ich weiß nicht," antwortete das Mädchen, — „so ein Mann und eine Madam; sie sagen, daß sie Sie nothwendig gleich sprechen müßten." — „Gut, führe Sie herein!" Gleich darauf schoben sich zwei wunderliche Gestalten ins Zimmer. Der Mann, schlecht gekleidet, schlottrig und dürr, drehte verlegen seine Mütze in der Hand; die Frau, rund und wohlgenährt, mochte über die Fünfzig sein, und schien ihren Begleiter durch ein lebhaftes Geberdenspiel zum Reden zu ermuthigen. „Wir wollten — wir dachten — nehmen Sie's nicht für ungut," stotterte der Mann. „Ach was!" sagte die Frau, ihn mit einem sanften Stoß in die Rippen beiseit schiebend, „Du hast niemals Kourage. Wie sollte der Herr Freiligrath böse sein, daß wir zu ihm kommen? Laß mich nur reden! Sehen Sie, Herr Freiligrath, wir sind Orgelleute, und wir waren gerade in Koblenz, als die Nachricht von Ihrer Freisprechung kam: Weißt du was, sagte ich zu meinem Mann, da müssen wir nur gleich mal nach Düsseldorf, um dem Freiligrath zu gratuliren. Und dann mußt du ihn bitten, daß er uns ein Lied für die Drehorgel schreibt, recht so was gruselig packendes, wie das von den Todten an die Lebendigen. Sehen Sie, wir bezahlen sonst immer einen Thaler für die neuen Lieder, und doch sind sie lange nicht so schön, wie Ihr Gedicht. Und dann wollten wir ein großes Bild dazu malen lassen, so ein Mordgeschichtenbild, wie Sie von den Gensdarmen ins Gefängniß geschleppt werden,

und wie Sie bei Wasser und Brot auf dem Stroh liegen, und wie Sie vor Gericht stehen und sich vertheidigen, und in der Mitte soll Ihr Kopf gemalt werden, mit den langen Haaren, sechsmal so groß wie das schwarze Steindruckbild, das seit einigen Wochen in allen Schaufenstern hängt." Freiligrath hatte gut remonstriren — alles Reden half ihm zu Nichts, die Frau bat nur um so eindringlicher. „Ach, zieren Sie sich doch nicht so," sprach sie auf ihn ein; „wir haben sechs Melodien auf unserem Kasten, da können Sie sich ja eine aussuchen, die Ihnen am besten gefällt. Und wenn Sie sagen, daß es mit dem Gedichtemachen nicht so schnell geht, wir haben immer bis morgen oder übermorgen Zeit; und wenn Ihnen ein Thaler zu wenig ist, können wir Ihnen auch zwei geben, weil Sie es sind." Um die braven Leute, die er vergeblich zu belehren suchte, daß er kein Drehorgelliederfabrikant sei, nicht zu kränken, griff Freiligrath endlich zu einer humoristischen Ausflucht. „Es gibt in Düsseldorf ja noch andere Dichter," sagte er, „die gewiß bessere Lieder machen, als ich. Gehen Sie zu meinem Freunde Dr. Wolfgang Müller — der schreibt Ihnen vielleicht eins; — besonders wenn Sie ihm zwei Thaler dafür bieten," fügte der Schalk hinzu.

Kurz darauf zog Freiligrath nach Köln, wo er in die Redaktion der von Karl Marx gegründeten „Neuen Rheinischen Zeitung" eintrat. Ich sandte ihm einen Aufsatz ein, der unter dem Titel „Die Kroaten in Bonn" die Schilderung einiger rohen Excesse enthielt, die der Kapellmeister eines rheinischen Infanterieregiments gegen eine demokratisch gesinnte Dame verübt hatte, in deren Hause er einquartirt war. Freiligrath antwortete mir: „Sie werden Ihre „Kroaten" im heutigen Feuilleton finden. Diese Geschichten sind ja haarsträubend. Aber die Rache wird süß sein! Wäre der offene Kampf, Mann gegen Mann nur erst da!" Als die Zeitung ein Halbjahr später durch eine polizeiliche Willkürmaßregel unterdrückt und Freiligrath durch beständige Haussuchungen und Vorladungen chikanirt wurde, schrieb er mir bei Rücksendung eines Manuskriptes: „Entschuldigen Sie meine Saumseligkeit mit den Wirren, die der letzte Monat über mich gebracht hat, und mit der geistigen Gedrücktheit, die mit mir jetzt wohl Jeder fühlt, der es mit der Freiheit redlich meint."

Und fürwahr, redlicher hat es Keiner mit der Freiheit gemeint, als dieser schlichte, bescheidene Mann, der, ohne das geringste Aufheben davon zu machen, seiner politischen Ueberzeugung jegliches Opfer brachte. Seine nächsten Freunde, die Redakteure der „Neuen Rheinischen Zeitung", waren schon bei der gewaltsamen Erdrückung derselben im Mai 1849 aus Preußen verwiesen und ins Exil gehetzt worden; wer mit ihm in engeren Verkehr trat, wurde, wie ich selbst es nicht lange nachher bei einem vierwöchentlichen Aufenthalte in Köln erfuhr, sofort unter polizeiliche Aufsicht gestellt und bei erster, vom Zaun gebrochener Gelegenheit aus dem Weichbilde der Stadt entfernt. Dabei waren Freiligrath, seine Frau und seine Kinder im Sommer und Herbst jenes Jahres abwechselnd von bösartigen Krankheiten heimgesucht, und so führte der erst vor einem Jahre aus der Verbannung zurückgekehrte Dichter in der Heimath ein trauriges, einsames Leben. Wie ein Geächteter ward der charakterfeste Mann seit dem offenkundigen Siege der Reaktion von der sogenannten guten Gesellschaft vermieden, die ihm mit ängstlicher Scheu aus dem Wege ging. Ein ebenso lächerliches wie empörendes Beispiel davon erfuhr er zur Zeit meines Aufenthaltes in Köln, wo ich ihn häufig besuchte. Ein junger Buchhändler in Aachen beabsichtigte ein demokratisches Seitenstück zu dem genial entworfenen Rethel'schen Todtentanze herauszugeben, auf dessen, in reaktionärem Sinne erdachten

Bildern der Tod als hohngrinsender Verführer zu Barrikadenbau, Volkserhebung und Bürgerkrieg dargestellt war, und er bat Freiligrath, einen poetischen Text zu den Zeichnungen zu schreiben. Dieser war damals durch ein schmerzhaftes Fußübel Wochen lang an das Zimmer gefesselt, ging aber mit lebhaftem Interesse auf den Vorschlag ein. Er bewirthete den Buchhändler wiederholt aufs gastlichste in seinem Hause, und versprach, gleich nach seiner Herstellung sich die Bilder an Ort und Stelle anzusehen und das Werk zu beginnen. So bald ihm der Arzt das Ausgehn gestattete, setzte er sich auf die Bahn, und fuhr nach Aachen. Er war sehr überrascht, den Buchhändler bei seinem Anblick erbleichen und sich nach wenigen Worten unter einem nichtigen Vorwande entfernen zu sehen. Da sich Niemand um ihn bekümmerte, ging er bald wieder in den Gasthof zurück. Mit verlegener Miene erschien der junge Buchhändler in seinem Zimmer und stammelte die konfusesten Entschuldigungen: „Bester Herr Freiligrath, was werden Sie von mir denken? Aber mein Vater, von dem ich gänzlich abhänge, und der zweimal jährlich all' meine Geschäftsbücher revidirt, war gerade im Laden, und der wäre kapabel, mich zu enterben, wenn er erführe, daß ich mit Ihnen verkehre. Ich kann Sie leider nicht einladen, mit uns zu speisen, denn mein Vater wird Mittags bei uns sein; aber meine Frau und meinen Jungen müssen Sie sehen. Ja, mein Junge! das ist ein Republikaner! — erst zwei Jahre alt, aber das ist ein Republikaner! Bitte, kommen Sie einen Augenblick mit hinüber in meine Wohnung — mein Vater wird noch im Laden sein!" Es versteht sich, daß Freiligrath keine Lust verspürte, die Bekanntschaft weiterer Exemplare dieser republikanischen Familie zu machen; der Aerger über den schnöden Empfang ließ ihn schnell wieder abreisen.

Nichts war dem geraden Sinne des Dichters verhaßter, als affektirtes Wesen oder plumpe Schmeichelei. So liebenswürdig er sich mit dem einfachsten Manne aus dem Volke wie mit seines Gleichen unterhielt, so schroff und satirisch konnte er werden, wenn ihm gespreizte Unnatur entgegen trat. Auch davon sollte ich ein ergötzliches Beispiel erleben, als ich bei meiner gezwungenen Abreise von Köln Freiligrath meinen letzten Besuch machte. Kaum hatten wir uns begrüßt, als ein gewisser H. sich melden ließ. Der von Eitelkeit aufgeblasene Mensch behauptete in einer konfusen Broschüre, den Kommunismus erfunden zu haben, und hatte in seiner lärmenden Großmannssucht nicht geruht, bis er endlich seiner Schullehrerstelle entsetzt worden war. Nun spielte er mit selbstgefälligem Pathos aller Orten die Rolle des Freiheitsmärtyrers. Mit verzückt rollenden Augen blieb er eine Weile halb auf der Thürschwelle stehen, streckte die Arme gen Himmel, und rief in salbungsvollsten Kanzeltone: „Da wäre ich denn in dem Zimmer des großen Freiligrath, des herrlichen Dichters der Revolution ..." — „Bitte, ersparen Sie sich und mir alle Komplimente," unterbrach ihn dieser. — „Aber ich weiß wirklich nicht, wie ich das Glück fassen soll, den Mann mit eigenen Augen zu erblicken, der unter allen Poeten in unserem lieben Rheinland allein noch den göttlichen Namen eines Dichters verdient, der in dieser jammervoll reaktionären Zeit..." — „Nun ja," fiel ihm Freiligrath ironisch ins Wort, „der alte Arndt zählt natürlich nicht mehr mit, seit er in Frankfurt unter die Kaisermacher ging; Simrock ist unter dem Herumstöbern in den Sagen der Vergangenheit selbst zur verschollenen Sage geworden; Kinkel — hm, den sollten Sie doch neben mir gelten lassen; Wolfgang Müller's Kouleur ist freilich mehr himmelblau, als roth; und Pfarrius zwitschert gar nur zahme Waldlieder statt revolutionärer Weisen. Ja, ja, mein Verehrtester, es ist eine klägliche Zeit! Den Geheimen Rath und Premierminister von

Goethe und den Hofrath von Schiller haben wir längst abgedankt. Hatten übrigens ein recht hübsches Talent, nicht wahr? — aber pah! ich bin doch ein ganz anderer Kerl! Was meinen Sie zu dem da?" fuhr er mit bitterem Lächeln fort, indem er auf eine Marmorbüste Shakespeare's wies, die auf seinem Arbeitstische stand; „der hat auch gut daran gethan, daß er sich rechtzeitig begraben ließ! Er hat schändliche Tyrannen und sentimentale Liebhaber statt Barrikadenhelden auf die Bühne gebracht, und müßte mir heute ebenfalls seinen Kranz abtreten. Was sind all' die alten Schlummerköpfe gegen den einzigen großen Freiligrath!"

Der kommunistische Schulmeister hatte den Dichter mit steigender Angst und Verwirrung angestarrt; plötzlich ergriff er mit einer hastigen Bewegung seinen Hut und schoß aus dem Zimmer. Wenige Minuten nachher erschien ein intimer Freund Freiligrath's, der Maler Kleinenbroich. „Wie geht's?" frug er in gedrückter Stimmung. — „Mir? danke, recht gut. Aber was machst du für ein melancholisches Gesicht?" — Der Maler begann in unruhig hin und her springender Weise ein Gespräch über Literatur, Kunst, Politik, über Schiller und Goethe, Shakespeare und die neuesten Tagesereignisse, während er stets einen ängstlich forschenden Blick auf die Züge Freiligrath's gerichtet hielt. „Was in aller Welt ist dir?" frug dieser zuletzt. „Sonst kann man doch ein vernünftiges Gespräch mit dir führen; aber heute bleibst du keine zwei Minuten bei der Stange und frägst mich aus, als wäre ich ein Delinquent, den du hochnothpeinlich verhören willst!" Der Maler warf sich in einen Sessel und brach in ein schallendes Gelächter aus. „Was erscheint dir so lächerlich?" frug der Dichter, als der Freund noch lange Zeit nicht zu reden vermochte. „Bist du verrückt geworden, Mensch?" — „Ich nicht," gab derselbe, immer noch fortlachend, zurück, — „aber du, du sollst ja verrückt geworden sein!" Dann erzählte er: „Als ich eben über den Domplatz ging, kam der Kommunist H. auf mich zugestürzt, drückte mir krampfhaft die Hände, und schluchzte mit thränenden Augen: ‚Er ist verrückt geworden! Er ist wahrhaftig verrückt geworden!' — Wer? — ‚Nun, der Freiligrath! Ich war so eben bei ihm, und er sprach lauter dummes Zeug, kein vernünftiges Wort! Ach Gott, er ist wahrhaftig verrückt geworden!' Da mußte ich mich doch rasch überzeugen und dir etwas auf den Zahn fühlen." Zum Abschied rief Freiligrath mir noch auf der Treppe die Scherzworte nach: „Wenn Sie in Ihren Norden kommen, erzählen Sie dort nicht gleich allen Leuten, daß ich verrückt geworden bin! Vielleicht können wir die betrübende Thatsache noch eine Zeitlang verhehlen. Schonen Sie meine Reputation!"

Im April 1851 sprach ich den Dichter einige Stunden in Düsseldorf, wohin er seit einem Jahre zurückgekehrt war. Er rüstete sich eben, mit Frau und Kindern abermals ins Exil zu wandern; denn das zweite Heft seiner „Neueren politischen und socialen Gedichte" lag zur Versendung bereit, und er wußte, daß die verfolgungswüthige Reaktion ihm diese trotzigen Freiheitslieder nimmer verzeihen würde. Bald darauf sah ich ihn in London, wo er mir den Ausgang des gegen ihn und seinen Verleger angestrengten Processes erzählte. Die öffentliche Verhandlung dauerte von Morgens 9 bis Abends 10 Uhr und wurde bei verschlossenen Thüren geführt, was sonst nur bei Verhandlungen, die das Keuschheitsgefühl verletzen könnten, zu geschehen pflegt. Mehrere Referendarien und drei fremde Staatsprokuratoren, die der Sitzung beizuwohnen gedachten, wurden von den am Eingange des Gerichtssaales postirten Gendarmen zurückgewiesen. Beide Angeklagte, von denen sich der Verleger kurz vor dem Termine freiwillig gestellt hatte, wurden von den

Geschworenen einstimmig freigesprochen. Trotzdem faßte der Gerichtshof in einer nachfolgenden zweiten Sitzung den Beschluß, die saisirten Exemplare des als staatsgefährlich zu betrachtenden Buches (zum Glück waren es nur 17 Stück) auf öffentlichem Marktplatze verbrennen zu lassen. Auch wurde dem Verleger Knall und Fall die buchhändlerische Koncession entzogen, — ein Schlag, für den auch der fabelhaft rasche Verkauf der ganzen Auflage des Buches, das in 3000 Exemplaren gedruckt worden war, geringe Entschädigung bot. Auf Freiligrath's Wunsch machte ich den Versuch, den mir befreundeten Hamburger Buchhändler Campe zu einem Neudruck der beiden Liederhefte zu bestimmen. Allein Campe schrieb zurück: „Von Freiligrath kann jetzt in Deutschland gar Nichts, und von keinem Schriftsteller etwas der Regierung Mißliebiges gedruckt werden. Die Reaktion will einen Waffenstillstand um jeden Preis, und Jeden, welcher diesen Waffenstillstand zu stören wagt, verfolgt sie bis aufs Blut. Die ganze Literatur ist für den Augenblick mundtodt gemacht, und nicht einmal mit der Verbreitung eines illoyalen Buches kann sich ein Buchhändler befassen; denn für den Verkauf eines einzigen Exemplars wird ihm fast überall die Koncession genommen. Die Verleger müssen sich mit Grammatiken und Rechenbüchern durchschlagen, so gut oder schlecht es geht. Der ganze deutsche Buchhandel ist vernichtet, so lange dieser Zustand dauert."

Unter solchen Umständen sah sich der Dichter genöthigt, vor der Hand auf jede literarische Thätigkeit zu verzichten. Ohne Murren kehrte er zu seinem kaufmännischen Berufe zurück, um für Weib und Kinder das tägliche Brot zu schaffen. Er übernahm wieder dieselbe Stelle eines deutschen Korrespondenten in einem angesehenen Geschäftshause der City, die er schon früher bis zu seiner Heimkehr nach Deutschland, im Frühjahr 1848 inne gehabt hatte. Bald jedoch sollte er dieselbe durch die Indiskretion einer schriftstellernden Dame verlieren, welche im Hause einer Landsmännin seine Bekanntschaft machte und das Gespräch auf seinen Principal und dessen politische Ansichten lenkte. Ohne Arg schilderte Freiligrath den ehrenhaften Charakter des Mannes, mit dem Bemerken, daß ein englischer Handelsherr begreiflicherweise die politischen und socialen Verhältnisse nicht aus dem Standpunkte eines deutschen Revolutionärs betrachte, sondern, nach der Parteischablone gemessen, eher der Bourgeois-Kategorie beizuzählen sei. Die Dame beging die Taktlosigkeit, dies im engsten Freundeskreise geführte Privatgespräch mit einigen pikanten Zuthaten eigener Erfindung in der feuilletonistischen Korrespondenz eines vielgelesenen Journals zu veröffentlichen, und die Folge davon war, daß Freiligrath jählings seine Entlassung erhielt. „Die arme Klatschliese!" rief er aus, als ich meiner Entrüstung über solchen Vertrauensmißbrauch bittere Worte lieh; „ganz verstört kam sie zu mir gerannt, um sich zu entschuldigen. Sie jammerte und flennte so kläglich über das Malheur, das sie in ihrer Dummheit angerichtet, daß ich all meinen Humor aufbieten mußte, um sie halbwegs zu beruhigen. Als sie so reuig in Thränen zerfloß, dachte ich zuletzt, daß sie mehr noch, als ich, zu beklagen sei — wenigstens gab ich ihr die Versicherung, daß sich wohl bald eine neue Erwerbsthätigkeit für mich finden werde." Es dauerte jedoch geraume Zeit, bis er als Geschäftsführer der Londoner Kommandite einer Genfer Bank wieder eine seinen merkantilen Fähigkeiten angemessene Stellung erhielt. Eine Frucht dieser unfreiwilligen Muße war die geistvolle Anthologie „Dichtung und Dichter", welche in ihrer ersten Abtheilung ein vielseitiges Dichterbrevier, in der zweiten eine Geschichte unserer poetischen Literatur aus dem eigenen Munde der Dichter enthält.

Mit seinen deutschen Landsleuten, besonders mit den politischen Flüchtlingen, pflog Freiligrath während seines Aufenthaltes in London geringen Verkehr. Der einzige von letzteren, den er häufiger sah, war Karl Marx, dessen Ideen unverkennbar einen großen und, wie mich noch heute bedünkt, fruchtbaren Einfluß auf seine politische und sociale Dichtung geübt haben. Der Staatsmann, der Abgeordnete in einer gesetzgebenden Versammlung, welcher praktisch Politik treibt, mag sich vor dem Festhalten an allzu extremen Parteirichtungen hüten, er mag, den Verhältnissen Rechnung tragend, zum Markten und Feilschen um die Volksrechte genöthigt sein, und sich mit Abschlagszahlungen begnügen, wenn er die volle Befriedigung seiner Forderungen zur Zeit nicht erlangen kann. Anders der Poet, der ein Ideal verkündet, das in leuchtender Schöne vor seinem geistigen Auge steht. Er kann sich unmöglich für einen so oder so formulirten Verfassungsparagraphen, für eine mehr oder minder ersprießliche Gesetzesmaßregel begeistern; wenn sein Lied im Kampf des Tages erklingen soll, so muß es ein Aufruf zu den Waffen für die ewigen, unveräußerlichen Güter der Menschheit, oder ein Zornesblitz wider Zwingherrn und Despoten, oder eine ergreifende Klage über die Leiden des armen Volkes sein. Je einfacher und schärfer sich dem Dichter die politischen Gegensätze zwischen Unterdrückern und Unterdrückten darstellen, desto besser eignen sie sich ihm zu plastischer Gestaltung. Ost und West, Sklaven und Freie, Kapitalisten und Proletarier — man lese nur die Gedichte „Am Birkenbaum", „Kalifornien", „Ein Umkehren", um die poetische Kraft zu empfinden, welche in diesen Antithesen ruht, die in ihrem leichtverständlichen Appell an die Phantasie schon als Stichwörter des Parteikampfes von der Rednerbühne herab die Leidenschaft der Hörer mächtig entflammen.

So entschlossen jedoch Freiligrath sein Lied in den Dienst der Revolution gestellt hatte, für so thöricht hielt er die krampfhaften Bestrebungen der meisten Flüchtlinge, vom Exil aus eine neue Volkserhebung durch Konspirationen, Putsche, Brandschriften, Emissäre, mit einem Wort durch die kleinlichen Mittel einer vom Auslande her geleiteten Organisation, herbeiführen zu wollen. Ihm war die Revolution, wie er in einem seiner schwungvollsten Lieder singt, „der Odem der Menschheit, die rastlos nach Befreiung lechzt," das „eherne Muß der Geschichte". Nichts erschien ihm daher sinnloser und verwerflicher, als die deklamatorischen Rundreisen Kossuth's, Kinkel's und anderer Verbannten, die übers Weltmeer zogen, um Geldbeiträge zur Unterstützung der europäischen Revolutionspropaganda einzusammeln und Interimsscheine auf ein Anlehen auszugeben, dessen Einlösung durch eine künftige siegreiche Volkserhebung sie in Aussicht stellten. Zur Geißelung dieses eitlen Beginnens schrieb Freiligrath ein Gedicht, das in Deutschland wohl niemals bekannt geworden ist, obschon es zu den bedeutsamsten Kundgebungen seiner politischen Ueberzeugung gehört. Dasselbe ward in einer Zeitschrift gedruckt, die Joseph Weydemeyer unter dem Titel „Die Revolution" 1852 zu New-York herausgab; eine englische Uebersetzung davon erschien bald nachher in der „National Era" zu Washington. Die scherzhaften Anspielungen der ersten Strophe beziehen sich auf die damaligen Korrespondenzartikel Arnold Ruge's für den Heinzen'schen „Ponier", welche stets mit der wunderlichen Anrede „Lieber Freund und Redakteur!" begannen; mit dem neunbändigen Romane sind natürlich Gutzkow's „Ritter vom Geiste" gemeint.

An Joseph Weydemeyer.

London, den 16. Januar 1852.

Die Muse, willst du, soll zu raschem Fluge
Den Renner schirren, und nicht länger träumen;
An deiner Pforte, wünschest du mit Fuge,
Soll mein versprengtes Flügelroß sich bäumen;
Ach, „lieber Freund und Redakteur" (wie Ruge
An Heinzen schreibt), zum Satteln und zum Zäumen
Des allzeit muth'gen, wenn auch arg gehetzten,
Sind wahrlich schlechte Zeiten diese letzten.

Deutlich zu sein: Du hörtest von den Thaten,
Die zu Paris verrichtet Bonaparte!
Der Biedre zählt nun zu den Potentaten,
Und der Messias, den die Welt erharrte,
Der rothe Mai, ward von den Herrn Soldaten
Im Mutterleibe schon gewürgt: — Erwarte
Bei so bewandten kitzlichen Geschichten
Ein Lied von mir, o Theuerster, mit nichten!

Keins wenigstens, das tollkühn prophezeite,
Wie ich vordem zu prophezeien pflegte,
Als (Ein Exempel nur!) von allem Streite,
Der Acht und vierzig froh die Welt bewegte,
Ich Sechs und vierzig schon in ep'scher Breite
Ein treues Bildniß ihr zu Füßen legte,
Und später dann, als Sieg durch Deutschland gellte,
Warnend den Umschlag auch vor Augen stellte.

Wie damals zwar, so hab' ich jetzo auch
Von dem, was sein wird, allerlei Gesichte;
Bin ich zu Haus doch, wo bei jedem Strauch
Ein Spoikenkieker steht und Vorgeschichte
Sieht und docirt im fahlen Haiderauch —
Doch wolle nicht, daß diesmal ich berichte,
Was sich mir dargestellt: Die Sachen liegen
Dennoch verzwickt — der Beste kann sich trügen.

Und darin, ich gesteh' es, bin ich eitel,
Ungern, höchst ungern möcht' ich mich blamiren,
Ungern, höchst ungern von der Dichterscheitel
Des Prophezeiers Lorbeerkranz verlieren!
Ich bin nicht wie die Herren, die mit Beutel
Und Schwert bis übern Ocean hausiren;
Die bei den Negern selbst nach „Heu" und „Moos" gehn,
Leichtsinnig sprechend: „Morgen wird es losgehn!

„Wird — heißt das: kann! — Ja doch, schon Februar
(Warum denn Mai erst?) kann es sich begeben!
Wir celebriren auf den Tag dies Jahr
Das alte durch ein neues Schilderheben!

Doch — Bürger, Freunde, Brüder! — Eins ist klar:
Der Nerv der Dinge noch fehlt unserm Streben;
Einzig der Dollar hilft ihm auf die Beine: —
Ihr wünschtet, Brüder, wie viel Int'rimsscheine?

„Wohl garantirte! — Zwar, die Nation
Gab kein Mandat uns, Anleihn auszuschreiben:
Indeß, die Gute muß bestät'gen schon
(Im Februar!) und darf Nichts hintertreiben!
Denn unser wird die Revolution,
Die zweite, sein und — unser wird sie bleiben —
Schon, weil die erste wir (wie unbestritten!)
So wunderschön verfahren und verritten!

„Schon theilten wir die Stellen brüderlich;
Bereit ist Alles — bis auf euren Segen!
Drum in die Tasche greife Jeder sich:
Wer seinen Beutel zieht, der zieht den Degen!
Es ist so gut, als trotzt' er Hieb und Stich,
Als hielt' er Stand im ärgsten Kugelregen!
Er ist, wie wir, Held und Apostel eben —
Und alle Sünden gar sei'n ihm vergeben!"

O Tezel, Tezel! Nicht durch Ablaßzettel
Wirfst du der Freiheit Feinde übern Haufen!
Kein Thron annoch fiel nieder durch den Bettel!
Die Revolution läßt sich nicht kaufen!
Du machst das wilde, stolze Weib zur Vettel;
Von Thür zu Thüre lässest du sie laufen,
Den allzeit offnen Ranzen um die Lenden,
Und den beliebten Teller in den Händen!

Das ist die Hohe nicht, die wir verehren!
Die liegt zur Zeit gebunden und im Staube,
Die ballt die Faust auf modrigen Galeeren,
Zerweht das Haar, zerfetzt die Phrygerhaube;
Die trägt am Leibe Wunden, Striemen, Schwären,
Die kann dir sagen, (kalt und kühl, das glaube!)
Wie heiß die Sonne Nukahiwa's brenne,
Und „wo der Pfeffer wächst", — der von Cayenne!

Die schweift allein mit sich und ihrem Zorn;
Achtlos, ob man sie lobt, ob man sie schmäht!
Die setzt von ihrem Haupt nicht Dorn um Dorn
In Thaler um und Popularität!
Der ist ihr Elend nicht der Wiesenborn,
An dem sie lächelnd, ein Narcissus, steht
Und Toilette macht. — Wie? — C'est selon:
Bald für die Kneipe, bald für den Salon!

Die wimmert nicht zum Nutzen und zum Frommen
Der Republik, mit Kandidaten-Stimme;
Die wartet still, bis ihre Zeit gekommen —
Und dann erhebt sie sich mit Löwengrimme,

Und nimmt sich wieder, was man ihr genommen,
Und, ob das Estrich auch im Blute schwimme,
Sie wandelt fest auf den zerriss'nen Sohlen —
Denn ihre Schnellkraft liegt nicht in Obolen!

Denn — aber halt! wohin, o wilde Leier,
Verirrst du dich? Ich wollte ja nur sagen,
Daß ich als Wecker und als Prophezeier
Nicht dienen kann in diesen letzten Tagen;
Doch daß ich gern, o Freund und Weydemeyer,
(Wenn anders meine Verse dort behagen)
Durch minder kühne Lieder und Berichte
Dein jugendliches Feuilleton verpflichte.

Als zum Exempel: — Literatur und Kunst
Stehn jetzt in Deutschland wieder sehr im Flore;
Um Rhein und Elbe mit erneuter Brunst
Lobsingt Apollo sammt der Musen Chore;
Manch edler Sänger freut sich hoher Gunst;
Lyrik und Drama ziehn durch goldne Thore
Heim zu den Unsern; breit und pachterlendig
Pocht der Roman auch an, dreimal dreibändig.

Wie wär' es, Freund (und Redakteur), wenn diese
Und andre Dinge manchmal wir besprächen;
Wenn wir daheim auf der beblümten Wiese
Hier einen Speer, dort eine Dolde brächen;
Wenn wir gelassen (niemals mit Malice!)
Nach jedes Strohmanns hohlem Wanste stächen,
Der übern Weg tappt mit den plumpen Fersen —
Natürlich, Alles in den schlanksten Versen?

Die Sache scheint dir sonderbar; indessen,
Seit junge Blätter der Olive sprießen,
Läßt sich am besten noch von den zwei Messen
Auf Politik und Leben bei uns schließen;
(Bierhäuser freilich sollt' ich nicht vergessen —
Doch darf für uns in Deutschland Bier jetzt fließen?)
Drum, schrieb' ich auch nur literarisch-kritisch,
Würd' es am Ende dennoch wohl politisch.

Eine zweite poetische Epistel, welche sich dieser ersten anschloß, ist in den kürzlich erschienenen „Neuen Gedichten" Freiligrath's vollständig abgedruckt. Sie zeigt uns, wie selbst der dänische Märchendichter Andersen — obendrein auf dem neutralen Boden Englands — mit ängstlicher Scheu dem verbannten Revolutionsfänger auswich, damit die Bekanntschaft mit demselben ihn nicht in den vornehmen Hofkreisen kompromittire.

Freiligrath wohnte damals in einem freundlichen Häuschen — Nr. 3 Sutton Place — in Hackney, unweit der Ringeisenbahn-Station und dicht neben dem Friedhofe, über welchen der Weg zu seiner Wohnung führte. Er lud mich häufig durch kleine humoristische Billets ein, ihn nach vollbrachtem Tagewerk in seinem halb ländlichen Heim auf einen Krug Porter und ein schlichtes Abendessen in engstem Familienkreise zu besuchen, oder

an einem freien Nachmittag einen gemeinschaftlichen Ausflug in die Umgegend London's zu unternehmen. „Als Rendezvousplatz," schrieb er mir wenige Tage nach meiner Ankunft in der Weltstadt „schlage ich die Wellingtonstatue vor der Börse, als Zeit 1 Uhr Nachmittags vor. Eine frühe Stunde für London, aber ich wähle sie absichtlich, damit uns noch Zeit bleibt, einen trip nach Greenwich zu machen, wo wir uns auf den ersten englischen Meridian ins Gras setzen und von deutschen Dingen plaudern können."

Freiligrath's meisterhafte Verdeutschung des „Liedes vom Hemde", der „Seufzerbrücke" und anderer Hood'scher und Barry Cornwall'scher Gedichte hatte in mir den lebhaften Wunsch erregt, daß er unsere Literatur mit einer weiteren Folge von Uebersetzungen socialistisch gefärbter Produktionen der englischen Poesie beschenken möchte. Andernfalls hatte ich nicht übel Lust, mich selbst an dieser Aufgabe zu versuchen. Freiligrath ermuthigte mich dazu durch nachstehende Zeilen: „Für den Augenblick denke ich an kein Uebersetzen und werde mich herzlich freuen, wenn Sie aus Barry Cornwall und Anderen noch eine Nachlese veranstalten wollen. In Thomas Hood werde ich schwerlich Etwas übrig gelassen haben, dagegen finden Sie in B. Cornwall's „English Songs" noch mehr als Ein schönes sociales Gedicht. „The Convict Boat" und „The Rising of the North" sind famose Lieder, das letztere freilich nur, soweit es die prophezeite Erhebung schildert — der Schluß ist matt und reaktionär. Das thut aber Nichts, Barry Cornwall fürchtet sich vor der sieghaften Erhebung des Proletariats, aber er sagt sie nichtsdestoweniger voraus. — — Auch in Ebenezer Elliot, dem ohnlängst verstorbenen Cornlaw-Rhymer, werden Sie manches Einschlagende finden. Ebenso in den Gedichten von Ernest Jones. Cooper's „Purgatory of Suicides" und Aehnliches müßten Sie wohl auch berücksichtigen. Leider habe ich meine Bibliothek nicht hier, sonst stände Ihnen Alles, was ich habe, gern zu Gebote."

Auf eine Anfrage nach den Gedichten von Eliza Cook, in denen ich ebenfalls Material für die angedeutete Arbeit zu finden hoffte, antwortete mir Freiligrath am ersten Weihnachtsfesttage in einem launigen Briefe: „Lieber Strodtmann! Eliza Cook war einst die Meine. Als aber einmal böse Zeiten kamen, wurde sie mir untreu und ging über zum Antiquar Siegfried in Zürich. Soweit werden Sie mich freundlich entschuldigen. Die Gedichte sind seiner Zeit bei Charles Tilt, Fleetstreet, erschienen. Die jetzige Firma des Hauses ist: David Boyne, gegenüber dem Punch Office... Wolfgang, nach dem Sie sich freundlich erkundigten, ist wieder hergestellt, und hat Bogen und Pfeil, Flinte und Pistole unter dem Christbaum gefunden. Sämmtliche Waffen haben inzwischen bis jetzt noch keinen Schaden angerichtet, außer daß ich mit dem Bogen eine Fensterscheibe zerschossen habe. Gewiß auch ein Scheibenschießen! — Ich hoffe, Sie lassen sich, auch ohne Eliza, recht bald wieder bei mir sehen, und grüße Sie unterdessen aufrichtig und herzlich."

Im Winter 1851—52 waren die Erscheinungen des sogenannten Mesmerismus oder thierischen Magnetismus ein Lieblingsthema der Unterhaltung in den Londoner Gesellschaften. Magnetische Experimente an Somnambülen gehörten in allen Kreisen zur Tagesordnung, wie bald nachher Tischrücken und Klopfgeisterei. Freiligrath war der verständigen Ansicht, daß es der exakten wissenschaftlichen Forschung überlassen bleiben müsse, diese dunklen Gebiete aufzuhellen. Es sei nutzlos und voreilig für den Laien, aus einzelnen räthselhaften Thatsachen, wie sie ein Jeder erlebt haben möge, allgemeine Schlüsse ziehen zu wollen. Er selbst entsinne sich übrigens eines Vorfalls, der vielleicht mit den Erscheinungen des thierischen Magnetismus verwandt sei. „Vor der

Februarrevolution," sagte er, „beschäftigte ich mich ernstlich mit dem Gedanken einer Uebersiedelung nach Nordamerika. Um diese Zeit las meine Frau eines Tages in, ich weiß nicht welchem Buche von der weißen Frau im königlichen Schlosse zu Berlin, die man öfters als Gespenst mit einem Besen die Stuben kehren sehe. Es fiel ihr ein, daß ich ihr früher einmal von der analogen Erscheinung einer weißen Frau im Schlosse zu Detmold erzählt habe, und sie beschloß, mich bei meiner Rückkehr vom Komptoir zu fragen, ob diese Frau auch zuweilen als solche Stubenfegerin erschienen sei. Abends brachte ich wichtige Briefe aus Amerika mit nach Hause, der Auswanderungsplan wurde lebhaft besprochen und die Frage nach dem Gespenst vergessen. In der Nacht warf ich mich unruhig im Bette hin und her, und weckte dadurch meine Frau. Sie frug, ob mir nicht wohl sei. Ach nein, antwortete ich lachend, aber mich verfolgt ein wunderlicher Traum. So oft ich einschlafe, sehe ich die weiße Frau mit einen großen Kehrbesen die Gemächer des Detmolder Schlosses durchwandeln, und ich habe doch nie gehört, daß sie als Stubenfegerin umgeht! Meine Frau erzählte mir, daß auch ihr im Schlaf die vergessene Frage wieder eingefallen sei. Dies Erlebniß, so unbedeutend es ist, und so wenig ich mir damals den Kopf darüber zerbrach, ließe sich, wenn der thierische Magnetismus eine Wahrheit ist, am Ende durch die Annahme erklären, daß die Vorstellung meiner Frau durch magnetischen Kontakt auf mich übergegangen sei." —

Als ich im Sommer 1852 London verließ, um mir in Nordamerika eine Existenz zu gründen, theilte ich Freiligrath meine Absicht mit, dort Vorträge über Kunst und Literatur zu halten, und bat ihn um Empfehlungen an seine amerikanischen Freunde. Er entsprach auf das liebenswürdigste diesem Begehren. „An Longfellow will ich Ihnen gern einige Zeilen mitgeben," schrieb er mir, und fügte schalkhaft hinzu: „Auch an meinen Freund und Gevatter Kahgegagabowh, den Ojibway-Häuptling, wenn Ihnen Der für Ihre Vorträge über das Verhältniß der Kunst zur Gegenwart als rothe Autorität wünschenswerth scheinen möchte. Mit Bryant bin ich nie in direktem Konnex gewesen. Ich bin gewiß, daß Longfellow Sie herzlich empfangen und Ihnen mit weiteren Einführungen an Bryant 2c. 2c. auf Ihren Wunsch gern gefällig sein wird ... Verschallen Sie mir überhaupt nicht ganz! Ich wiederhole meine Bitte um Ihr Andenken und um dann und wann ein Wort Nachricht." —

Erst nach siebzehn harten Jahren des Exils war dem Dichter die Rückkehr in das Vaterland vergönnt. Jenes herrliche Fest, das ihm der Gesangverein „Arion" im Juli 1869 auf dem Johannisberge bei Bielefeld zur Begrüßung der alten Heimath bereitete, gab ihm die frohe Empfindung, daß sein Volk ihm, trotz der langen Verbannung, ein treues Gedächtniß bewahrt habe. Ueberwältigt von freudiger Rührung sprach er seinen Dank in dem schönen Liede aus, das in den Versen gipfelt:

Geliebt zu sein von seinem Volke,
O herrlichstes Poetenziel!
Loos, das aus dunkler Wetterwolke
Herab auf meine Stirne fiel!
Ob ich's verdient, ich darf nicht rechten!
Ihr wollt nun einmal Kränze flechten!
Ich halte stolz ihn in der Rechten,
Den mir zu flechten euch gefiel.

Unter zahlreichen alten und neuen Freunden drückte auch ich dem gefeierten Sänger damals nach langer Trennung beim Wiedersehen tiefbewegt die Hand, nachdem wir in

der Zwischenzeit manchen Gruß aus der Ferne mit einander getauscht hatten. „Ich bin Ihnen auf manches Zeichen Ihres freundschaftlichen Andenkens die Antwort und den Dank schuldig geblieben; hoffentlich hat Sie mein Schweigen nicht irre an mir gemacht!“ hatte mir Freiligrath einmal geschrieben. Jetzt erhob er den rheinweingefüllten Römer, und trug mir das kameradschaftliche „Du“ an. Unvergeßlich bleiben mir diese sonnigen Tage, in denen wir mit ihm die Stätten seiner Jugend, sein Geburtshaus in Detmold, das Grab des unglücklichen Grabbe und die neuentdeckte Dechenhöhle bei Iserlohn besuchten, deren zarte Tropfsteingebilde ihm zu Ehren mit strahlendem Magnesiumlichte taghell beleuchtet wurden. Aber so dankbaren Herzens er die Huldigungen aufnahm, die ihm darzubringen man sich von allen Seiten beeiferte, Nichts erfüllte sein schlichtes Gemüth mit tieferer Freude, als der einfach herzliche Empfang in dem Detmolder Städtchen Lage, dessen sämmtliche Bewohner sich im Sonntagsstaat vor dem guirlandengeschmückten Wirthshause versammelt hatten, wo die Schuljugend des Ortes ihn mit einem choralartigen Liede willkommen hieß, und ein Besuch bei dem Dorfschullehrer in der Grüne bei Iserlohn, dessen zwölfjähriges Töchterchen ihn mit dem Vortrag seines Liedes „O lieb, so lang Du lieben kannst!“ begrüßte und ihm den zum morgenden Tage über das Leben des Dichters verfaßten Aufsatz zu lesen gab, unter welchen er zu stetem Angedenken sein „Vidi. F. Freiligrath.“ schrieb.

Als ich ihn am Ende dieser festlichen Tage auf der Heimreise bis nach Soest begleitete, und ihn eine Woche später in seinem neuen Wohnorte Stuttgart wiederholt besuchte, erschloß sich mir im vertraulichen Austausch der Ansichten und Erlebnisse noch voller und reicher sein edles Herz. In seinen politischen Ueberzeugungen fand ich ihn unverändert. Die republikanische Staatsform war noch immer sein Ideal, auch für Deutschland; doch freute er sich ehrlich der errungenen Fortschritte unter preußischer Führung, und mißbilligte jedes Bestreben, die schwer erkämpfte Einigung der deutschen Stämme durch partikularistische Tendenzen zu gefährden. Auch beweisen die herrlichen Gedichte, die er während des Krieges gegen Frankreich schrieb, und die Eingangsstrophen zur Gesammtausgabe seiner Werke wohl zur Genüge, wie unverbitterten und gerechten Sinnes er den Umschwung der politischen Verhältnisse zu würdigen verstand, der sich während seiner langjährigen Abwesenheit daheim vollzogen hatte.

Manches Wort der Ermuthigung und der liebevollen Theilnahme an meinen schriftstellerischen Arbeiten ließ Freiligrath mir in der Folgezeit noch direkt oder durch gemeinschaftliche Freunde zukommen. Besonders interessirten ihn meine Uebersetzungen nordamerikanischer Gedichte. „Die jüngste Nummer der Allgemeinen Zeitung,“ schrieb er mir im Frühjahre 1870, „hat nun auch den Schluß deines Aufsatzes über die amerikanischen Poeten gebracht. Ich habe den Artikel mit Vergnügen gelesen und mich der treuen und eleganten Versionen, mit denen du ihn durchflochten, herzlich gefreut. Bei Bayard Taylor hättest du wohl mit einem Worte meinen Einfluß auf seine Dichtung andeuten können. Derselbe tritt freilich in dem Poems of the Orient weniger zu Tage; — in dem Rhymes of Travel dagegen sind Gedichte wie El Canelo und The Bison Track doch der reine Freiligrath.“ — Auch zur Fortsetzung meiner Uebertragung des dänischen Gedichtes „Adam Homo“ deren Eingangsstrophen ich ihm gesandt hatte, ermunterte er mich in freundlichster Weise: „Deine Uebersetzungsprobe von Paludan Müller's Adam Homo schicke ich dir einliegend zurück. Dieselbe hat mich ungemein interessirt, und ich möchte dich (vorausgesetzt, daß du einen Verleger finden kannst,

der dir deine Mühe rechtschaffen bezahlt) dringend auffordern, Deutschland mit einer Uebersetzung des Ganzen zu erfreuen. Du würdest uns damit nicht nur etwas Schönes, Gutes, Geistreiches geben, sondern auch etwas Neues! Englische Dichtwerke werden uns fort und fort in so vielen guten und schlechten Uebersetzungen nahe gebracht, daß es kaum noch der Mühe lohnt, damit zu Markte zu ziehen, während das Dänische schon mehr seitab liegt und der Konkurrenz weniger Spielraum bietet. Hier hast du freies Feld, und brauchst (meinem Gefühle das Unangenehmste und Verdrießlichste!) nicht zu befürchten, einen bereits zehnmal gepflügten Acker noch einmal durchzuackern."

Eine so rege geistige Antheilnahme erwies Freiligrath bis an sein Ende allen neuen bedeutungsvollen Erscheinungen der Weltliteratur. Wie er in jüngeren Jahren Longfellow's und Tennyson's Dichtungen durch meisterhafte Versionen zuerst in Deutschland bekannt gemacht hatte, so lenkte er noch in seiner letzten Lebenszeit die Aufmerksamkeit des heimischen Publikums auf die naturfrischen Schöpfungen Walt Whitman's und des so rasch zum Liebling der cis- und transatlantischen Lesewelt gewordenen Poeten der kalifornischen Wildnisse, Bret Harte's. An diese Uebersetzungen reihte sich eine nicht geringe Zahl eigener Gedichte, die alle von der tief humanen Gesinnung des Verfassers zeugen und häufig von einem köstlichen Humor durchweht sind. So schied er in ungebrochener Geisteskraft, geliebt und verehrt von Allen, selbst von denen, die seine unerschüttert gebliebene freie politische Gesinnung nicht theilten, und an seiner Bahre trauerte sein ganzes Volk wie um den Verlust eines der besten und treuesten seiner Söhne.

Ein Mutterherz.

Erzählung in Versen

von

Emil Taubert.

(Le coeur d'une mère est une soucre inépuisable de miracles.
Béranger, histoire de la mère Jary.)

Laut heult der Sturm durch nachtumwölkte Gassen
Und rüttelt wild an Giebel, Thür und Thor,
Und pocht und droht ergrimmt, ihn einzulassen,
Und scheucht die Schläfer aus dem Traum empor.
Den Jammer nahm der Sturm auf seine Flügel,
Des Kindes Wimmern und der Mutter Schrei,
Und jagt sein rabenschwarzes Roß vorbei
Und reckt sich fester auf im eh'rnen Bügel.

Dort, wo die Häuser bröckeln im Verfalle,
Wo unter Windes Tritt die Stiege schwankt,
Die Luft im engen Hof, in eng'rer Halle,
Wie in gepreßter Brust der Odem, krankt,
Wo Armuth sich und Elend eingenistet,
Kein Feuer mild den Frost der Nächte bannt,
Wo einsam, unermuthigt, ungekannt,
Verzweiflung herbergt und den Hunger fristet:

Dort, wo die Finger gern, die starren, klammen,
Der Winter in die Mauerfugen preßt,
Wenn er, vertrieben von des Reichthums Flammen,
Die Gluth des flackernden Kamins verläßt,
Wo nach der Unschuld, die so schlecht vergittert,
Verwegnen Auges das Verbrechen schielt,
Kein sonnig Lächeln um die Lippe spielt,
Die nur des Athems eis'ger Hauch umzittert: —

Dort ruht im dumpfen, niedrigen Gemache
Die kranke Frau bei trüber Kerze Schein,
Und stiebende Karfunkel weht vom Dache
Der Wind durch's schlecht verklebte Fenster ein.

Wie öd! Die üpp'gen schwarzen Haare fegen,
Des Hauptes Streu, die kahle Diele nur:
Sie hebt sich auf; der Thräne feuchte Spur
Verräth, wo dieses schöne Haupt gelegen.

Die Mutter lauscht dem weißen Wirbelspiele,
Sieht wie am Boden Flock' auf Flocke lischt,
Wie mit der Thräne Spur auf eis'ger Diele
Sich still der Thau gefror'ner Thränen mischt.
Da beugt sie plötzlich liebevoll sich nieder:
Der Säugling reckt sich fröstelnd auf dem Schooß.
Zart ist das Knäblein, ihre Wonne groß,
Umhüllen Lumpen auch die welken Glieder.

„Mein kleiner, süßer Paul" — sie flüstert's leise.
Da schlägt das Knäblein matt die Augen auf,
Wie sich ein Licht auf wolk'ger Winterreise
Aus Nebeln ringt und spornt des Wandrers Lauf.
Wie leuchtet nun dein Antlitz, Margarethe!
Wie glüht die Wange, die vom Doppelroth
Des Fibers und der Mutterliebe loht!
Und fromm sind deine Blicke wie Gebete.

So grüßt der Forscher nach erregtem Bangen
Den Stern, den er in tiefster Brust geahnt,
Der endlich sich, dem schöpf'rischen Verlangen
Gehorsam, aus der Nacht den Weg gebahnt.
Er hat allmächtig ihn heraus gezwungen
Mit glüh'nder Sehkraft aus des Himmels Grund:
Er tauft ihn jubelnd, wie der Mutter Mund
Das Neugebor'ne ruft mit tausend Zungen.

Das Knäblein wimmert und verzieht die Wange,
Und dürstend reckt die Aermchen es empor.
Die Mutter gießt mit lallendem Gesange
Ihm süße Melodieen sanft ins Ohr.
Doch können Töne seinen Hunger stillen?
Sie wärmt mit Thränen, wärmt mit Küssen ihn,
Bemüht, ihn fester noch ans Herz zu ziehn: —
Er aber schreit in blindem Eigenwillen.

Und sie entblößt den Busen — ach kein Tropfen
Ringt aus versiegter Quelle sich hervor.
O käm' ein Moses, an die Brust zu klopfen,
Der einst den Born zwang aus dem Felsenthor!
Er tränkt vielleicht ein Volk in diesem Knaben!
Was schweigt, was träumt, was schlummert nicht in ihm?
Ach, Margarethe denkt, die Cherubim
Beschenkten selbst ihn mit den höchsten Gaben.

Wie oft hat sie im Geist ihn stolz ersehen
Als einen Weisen, der das Volk gelehrt,
Als ernsten Arzt, den Jünger rings umstehen,
Der Leben weckt und selbst dem Tode wehrt!

O heil'ger Mutterliebe süßes Trachten,
So reich — und doch so arm! Der Knabe schreit.
Leer das Gemach, kein Tropfen weit und breit —
Weh, eine ganze Zukunft muß verschmachten!

Margreth will sich von ihrer Streu erheben —
Die Kraft versagt. Wie trüb die Kerze blinkt,
Regt sich der Schatten dort mit größ'rem Leben,
Als seine Eignerin, und steigt und sinkt.
Sie hascht mit vorgestreckter Hand die Flocken,
Die neu der Wind verstäubt zum öden Raum,
Und netzt der kleinen Lippe zarten Saum
Und hüllt den Sohn dicht in die schwarzen Locken.

O könnte sie die Nachbarin erreichen!
Das Elend steht dem Elend bei mit Lust.
Da sieht sie ihren Liebling matt erbleichen —
Ein jäher Schrei entringt sich ihrer Brust.
Den Jammer nahm der Sturm auf seine Flügel,
Des Kindes Wimmern und der Mutter Schrei,
Und jagt sein rabenschwarzes Roß vorbei
Und reckt sich fester auf im eh'rnen Bügel. —

Wo, armer Kleiner, mag dein Vater weilen? —
Auch er ist siech und leidet schlimmes Leid,
Das nimmer Menschenkunst vermag zu heilen —
Schon hat der Todesengel ihn geweiht!
Margrethen liebt er über alle Maßen,
Doch all sein Lieben wandelt sich in Schreck.
Da stahl er Abends mühsam sich hinweg
Und wankte, Hülfe suchend, durch die Straßen.

Ein Rath, den ihm ein greiser Freund gegeben,
Nahm all sein Denken, all sein Sinnen ein.
Die theure Gattin soll, der Sohn soll leben,
Und müßt' es um den Preis der Hölle sein!
Dort ein Pallast! Er schellt verzagt am Thore,
Und Marmorstufen keucht er müd hinan.
Der Diener Troß bestaunt den blassen Mann —
Der neigt den Mund zu einer Gräfin Ohre.

Noch hält die Mutter angsterfüllt den Kleinen —
Doch Paul ward stumm. Es wimmert nur der Wind,
Als hörte sie durch ferne Gassen weinen
Ihr süßes, liebes, ihr verlor'nes Kind ....
Nun horch, wie eil'ge Räder knirschend schleifen
Durch Frost und Schnee! Die Rosse halten an.
Ist dies das Glück, kehrt heim der kranke Mann? — —
Und plötzlich fernhin die Gedanken schweifen.

Margrethe denkt zurück, wie sie verlassen,
Kaum eine Jungfrau, früh zur Waise ward,
Nach Arbeit irrend trostlos durch die Gassen.
Karg war der Lohn, die Mühe reich und hart.

Eng war die Straße, enger war die Kammer,
Wo sie ohn' Unterlaß die Nadel regt
Und in der Nähte Furchen unbewegt
Hineinsät ihrer Jugend ganzen Jammer.

Wie auf's beschneite Feld, das winterliche,
Der Regen tropft und es mit Punkten säumt,
So fallen endlos ihrer Nadeln Stiche
Auf's weiße Linnen, ob sie wacht, ob träumt.
Aufschmilzt der Schnee, und tausend Bächlein rinnen,
Froh schießt empor die junge Frühlingssaat.
Mit Blumen schmückt sich auch Margrethens Pfad,
Die Liebe sollt' ihr flücht'gen Lenz gewinnen.

Der Nachbar Paul, der auch die Nadel führte,
Bot, älternlos wie sie, der Armuth Trutz.
Wie ihn die sanfte, stille Schönheit rührte,
Als flehte sie um Schonung und um Schutz!
Sie ward sein Weib. Nun stand der Himmel offen: —
Da siechte bald die arme Wöchnerin.
Hinschmolz der Arbeit kärglicher Gewinn —
Auch Paul ward tödtlich in das Herz getroffen.

Das arme Herz! Es schlägt mit wirrem Schlage,
Es schlägt ihn nieder auf des Lagers Rand,
Es klopft ihn aus dem irren Traum am Tage,
Es pocht zertrümmernd an des Körpers Wand.
Die Hände feiern schlaff, die sonst erwerben: —
Er rafft sich auf mit seiner letzten Kraft,
Er drückt ans Herz, dem er nicht Hülfe schafft,
Das Söhnchen, seines Elends kleinen Erben .....

So sinnt Margreth. — Da, knarrend auf der Treppe,
Hört sie des Gatten mühevollen Schritt .....
Das schwere Rauschen einer seid'nen Schleppe
Steigt mit dem Klimmen seiner Füße mit.
Sie zählt nach seiner Tritte Hall die Stiegen,
Das Herz zählt mit im dumpfen, schweren Takt: —
Und stöhnend hält sie ihren Sohn gepackt,
Ihr Athem stockt, und ihre Pulse fliegen.

Die Thür springt auf; zu seines Weibes Stätte
Schleppt sich der Kranke, der am Boden kniet
Und, wie Gefangne ihrer Zelle Kette,
Den schweren Fuß dumpf hallend nach sich zieht.
Er flüstert ihr ins Ohr, die Lippe zittert:
Nur halb vernimmt sie, was sie halb begreift.
Der Dame Schleppe scheu ihr Lager streift,
Die sonst nur über Marmorstufen knittert.

O dieses Rauschen von dem seid'nen Saume,
Es zischt und ringelt sich wie Schlangenbrut!
So fühlt Margreth gleichwie in schwerem Traume,
Als ihr der Sohn nicht mehr am Herzen ruht.

Die hohe Frau winkt an der Thür der Amme,
Und beide prüfen lang das arme Kind.
Die Dame lächelt: „Er ist lieb und lind
Auch bei dem trüben Flackern dieser Flamme!"

Und schnell auf seiner Mutter Angesichte
Flammt der Verklärung flüchtig holder Schein.
„Ja, er ist schön: des Prunksaals Kerzenlichte,
Sie können Glanz von seinem Glanze leih'n!"
Die Amme stillt das Kind; mit durst'gen Zügen
Trinkt Paul den lang entbehrten, warmen Quell.
Es lauscht Margreth; ihr Auge schimmert hell,
Und ihre Finger zum Gebet sich fügen.

Und wie die Amme drauf das Kind gekleidet
Mit neuem Linnen, duftig weißem Hemd,
Margreth in Thränen ihre Blicke weidet,
Fast scheint der Liebling in dem Putz ihr fremd.
Die hohe Frau steht am geborst'nen Tische,
Zählt blankes Gold auf ein vergilbtes Blatt;
Dann geht sie ohne Gruß, des Dunstes satt,
Daß sie der reinigende Frost erfrische.

Der Gatte hört des Geldes leises Klimpern . . .
Und wie nun tropfenweis das Gold erklingt,
Stöhnt matt er auf, schnell zucken ihm die Wimpern,
Als ob sein Herzblut tropfend sich entringt.
„Wer ist die Frau?" — die Mutter fragt's mit Beben.
„Wann bringt sie unsrer Liebe Pfand zurück?" —
„O frage nicht", seufzt Paul. „Es ist sein Glück!
„Sie wird ihn pflegen, unser Sohn wird leben!"

„O frage nicht!" Er hat gelobt zu schweigen,
Daß nicht sein Weib der Dame Namen weiß.
Die Fremde will den Pflegling als ihr Eigen
Auf immerdar — das ist des Goldes Preis!
Und Paul sinkt kraftlos auf sein Lager nieder
Und lispelt wie im Wahn: „Es ist sein Glück!" —
„Gib mir mein Kind, mein armes Kind zurück!"
So fleht Margreth — und küßt es immer wieder.

Noch einmal streckt das Kind die kleinen Arme
Der Mutter zu und hüpft und jauchzt und lacht.
Sie küßt das Mal, mit dem die schaffenswarme
Natur die Schulter ihres Sohns bedacht.
Die Amme tröstet, Mitleid ist ihr Weilen.
Sich beugend nach den Locken hascht das Kind,
Die schwer und schwarz wie diese Stunde sind,
Als hielt' es sich im Fall an treuen Seilen.

Ein Diener kommt. Man wartet ungeduldig,
Und schluchzend eilt hinweg die Wärterin.
Du hast bezahlt! Fahr' hin — du bist nichts schuldig —
Du stolze Frau, mit deines Kauf's Gewinn!

Aufspringt Margreth in namenloser Trauer.
Wie sie die Locken ungestüm zerrauft,
Schaut sie das Gold und schreit: „Verkauft, verkauft!"
Und schüttelt sich in wildem Wahnsinnsschauer.

„Verkauft, verhandelt! Stehlen ist's, kein Geben!
Und wären's Millionen, — es ist Raub!"
Sie stürzt den Tisch um mit ergrimmtem Beben —
Die goldnen Thränen trinkt der Diele Staub.
Fort rollt das Gold in Winkel und in Ecken,
Als müßt' es im verrätherischen Schreck,
Wie eines Mordes ungesühnter Fleck,
Sich vor der Liebe Racheblick verstecken.

Noch hallt der Amme Tritt auf letzten Stiegen —
Das blasse Weib stürzt sinnlos hinterdrein.
Schon pfeift das Rad im Frost. Du kannst nicht fliegen,
Du holst den Winter nur zur Thür herein!
Und schnell verschlingt in dunkler Flucht der Gassen
Des Wagens letzten Umriß Nacht und Wind.
Am Himmel flammt kein Stern. „Mein Kind, mein Kind!" —
Der Ruf zerschellt an tauben Häusermassen.

Sie schwankt zurück. Ihr Jammer kann nicht feiern,
Vom Gatten hofft sie Trost, hofft Rettung auch.
Ach, er ist stumm, die Lider starr und bleiern —
Im Frost erfror der Lippe letzter Hauch.
„Verkauft! Wer darf mir meinen Sohn verweigern?" —
Da that das kranke Herz, so klopfenssatt,
Den letzten Schlag. Ein leeres Zifferblatt
Sein Antlitz mit der Augen todten Zeigern!

„Nur einmal noch thu' auf die bleichen Lippen,
Wenn du mich je geliebt! Gib Kunde mir!
Noch einmal, Herz, schlag' an die müden Rippen —
Und trauernd gönn' ich deinen Frieden dir!
Wer nahm mein Kind? O flüstre mir den Namen
Der stolzen Frau, die mich verzehrend traf." —
Ach, sein Geheimniß schläft mit ihm den Schlaf
Der Ewigkeit — es sprach der Tod sein Amen!

Verzweiflung irrt in ihren leeren Blicken —
Dort auf der Streu so starr, so unbewegt
Des Kindes Lumpen, die umsonst zu flicken
Die Nadel sich in dürrer Hand geregt!
Gespenstig scheint das Hemdchen ihr zu winken —
Ein Arm, ein Leib, dem nur das Seelchen fehlt,
Ein Körper, der das kleinste Wimmern hehlt —
Ein Schimmer nur, ein schattenhaftes Blinken!

„Das ist mein Sohn!" Sie preßt an ihre Brüste
Die Lappen mit verlangender Gewalt.
„Das ist mein Sohn, den ich mit Thränen küßte!"
Die Lumpen füllt ihr Sehnen mit Gestalt,

Ihr Seufzen schwellt das Hemd mit süßem Leben,
Liebkosend hegt sie's auf verwaistem Schooß.
„Das ist mein Sohn!“ Sie ruft es thränenlos,
Endlosem, dumpfem Brüten hingegeben.

Noch einmal flackert, mit dem Nachthauch kämpfend,
Die Kerze mühsam auf und löscht den Schein.
Das Schneegefunkel, seinen Schimmer dämpfend,
Hält bei dem Todten trübe Wacht allein.
Und regungslos, erfüllt von ihrem Kleinen,
Sitzt Margreth stumm. Es wimmert nur der Wind,
Als hörte sie ihr armes, liebes Kind
So fern und ferner durch die Gassen weinen.

So findet sie nach langen, kalten Stunden
Die greise, taube, güt'ge Nachbarin
Und gießt mit stummen Bitten in die Wunden
Des Herzens Trost mit rechtem Muttersinn.
Dem Todten drückt sie zu die müden Lider,
Und zieht Margreth auf ihren Schooß so lind,
So sanft, so treu. Das arme, große Kind —
Es findet die verlor'nen Thränen wieder.

Und sie genas. Des Siechthums lange Sorgen
Verschlangen schnell das einst verfehmte Gold.
Vor Mangel fühlt sie sich durch Fleiß geborgen —
Noch ist sie jung und schön, ja doppelt hold.
Ja neu ersprießen ihrer Wangen Rosen,
Wie Blumen, die der Regen halb geknickt,
Aufstehn im Maistrahl, den die Sonne schickt,
Und sanft mit Bienen und mit Faltern kosen.

Doch wie sie, emsig waltend über'm Rahmen,
Die Nadel führt, ob näht, ob säumt, ob stickt —
Oft flüstert sie des Sohnes theuren Namen,
In schmerzliches Gedenken süß verstrickt.
Verstohlen zieht sie mit der Nadeln Spitzen
— Die Arbeit ruht — den kleinen Namenszug;
Oft, wenn ihr Odem an die Scheiben schlug,
Treibt sie's, das eine Wort darauf zu ritzen.

Und Nachts, auf stillem Lager, summt sie leise
Für Paul ein träumerisches Wiegenlied;
Bald steigert sie, bald mildert sie die Weise,
Bis ihr sein Athmen seinen Schlaf verrieth.
Denn immer hört sie seine süße Stimme,
Sein hell Gelächter, seines Lallens Qual,
Hört, wie er „Mutter“ ruft zum ersten Mal,
Entzückt, ob auch ihr Aug' in Thränen schwimme.

Wie oft hat sie geforscht mit glüh'nder Wange
Nach seines Bleibens räthselvoller Spur,
Wie oft auf stolzer Schlösser Treppengange
Saß sie enttäuscht, gebrochen in der Flur!

Wer zählt die Schritte, Straßen, wer die Meilen,
Die unverdrossen sie zurückgelegt?
Ach, daß die Hoffnung nur die Flügel regt,
Um ewig fern und ferner zu enteilen!

Indeß sieht Paul sie wachsen, schmeicheln, grüßen,
Hört seinen ersten Schritt im zagen Lauf,
Sieht straucheln ihn mit allzu kecken Füßen —
Im Knäul, der ihr entfiel, hebt sie ihn auf!
Wenn sich am Fenster Epheuranken regen,
Sanft treffend ihren Hals im Sommerhauch,
Ist ihr's, als ob nach rechtem Kinderbrauch
Paul's Aermchen sich um ihren Nacken legen.

Wie sich die Glieder ründen, Grübchen scharen!
Die Mutter täuscht kein trügerisch Gesicht:
Der Kindheit tückisch lauernde Gefahren,
Er überwand sie — es bezwang ihn nicht!
Am Haus vorbei sieht sie vorüberschweben
So manchen Trauerzug im Abendroth:
„Ihr hattet einen Sohn, nun ist er todt!
Ich habe keinen — doch er ist am Leben!" ....

Schon mancher Lenz war still dahingegangen,
Da treibt es mit Gewalt die Nähterin,
Mit heißem, unbezwinglichen Verlangen
Fern zum Portal der Knabenschulen hin.
Sie lehnt am Ausgang, findet kein Genügen
Hineinzustarren, bis die Glocke tönt: —
Das Antlitz von der Sehnsucht Gluth verschönt,
Forscht sie begierig in den fremden Zügen.

Da lugt und lauscht sie unter Schirm und Mützen,
Und ruft ein Freund den Spielgefährten „Paul",
Erbleicht, erglüht sie, muß sich schwankend stützen —
Die Buben sind in schnellem Spott nicht faul.
Doch unter all den blühend frischen Knaben
Kein Antlitz spricht zu ihr: „Margreth, ich bin's,
Ich bin dein Paul!" ... Sie eilt verstörten Sinn's,
Ihr Seufzen im Gewühle zu begraben.

Wie prangt sein Bild so licht in ihrer Seele,
So offen, wahr, so kindlich, klar und rein,
So frisch und lauter, ohne Falsch und Fehle —
So lacht's wie Maiglanz in ihr Herz hinein.
Von Jahr zu Jahr — wohl wechseln seine Züge,
Und siehts einmal ein wenig altklug aus,
Unwirsch, verdrossen, weinerlich und kraus,
So schüttelt sie ihr Haupt mit stummer Rüge.

Führwahr, es ist kein Sohn mehr, es sind Söhne: —
Wie fruchtbar ist des Muttertraumes Schooß!
Und alle eifern an Gemüth und Schöne,
Und alle zieht sie in der Stille groß.

So bildet sie ihn fort im schwanger'n Geiste
Und stickt ins Antlitz sinnig Zug um Zug.
O nennt sie keine Närrin! Wär's ein Trug,
Der sie besucht — wer sucht sonst die Verwaiste?

Und naht die Weihnacht, seht sie dort im Freien
Geschäftig stehn vor jedes Ladens Schau!
Sie wählt ein Spielzeug, Bücher, Näschereien,
Und nimmt's mit ihrer Armuth nicht genau.
Verschwend'risch macht im Traum sie reiche Käufe,
Und zündet sie den kahlen Christbaum an,
Hängt sie der Sehnsucht gold'ne Bilder dran,
Daß sie den Sohn mit Gaben überhäufe.

Wie fernes Summen tönt der Lärm der Gassen,
Die durst'ge Stille schlürft den letzten Klang.
Ist Niemand da, sie zärtlich zu umfassen,
Pocht ihr kein Herz mit sehnsuchtsvollem Drang?
Kein Vöglein hegt sie, pflegt kein irdisch Leben,
Nicht Hund, nicht Kätzchen, selbst die Spinne nicht.
Ihr Sohn ist ihr Begleiter, Stab und Licht —
Sie hat an Liebe nichts mehr zu vergeben.

O wohl dem Herzen, das in öder Trauer
Noch für ein Lebendes in Sorge wallt,
Dem kleinen Sänger Wasser trägt zum Bauer —
Die Einsamkeit ist minder schwül und kalt!
Und doch, Margreth hat einen Freund gefunden,
Der sie mit Inbrunst achtet und verehrt,
In heißer Liebe schweigend sich verzehrt,
Dem nur ihr Leid die Zunge hält gebunden.

Genüber, dort wo schwankend die Gardine
Bewegt des Abends Wehen, spielt Erwin
Und läßt die Klagen seiner Violine
Zu Margarethens Sitz hinüberziehn.
Er lockt der Seele Klang aus braunem Holze
Mit des Verlangens süßer Innigkeit:
Hinschwirrt der Ton, der nach Erwidrung schreit,
Der sangesfrohen Armbrust schnelle Bolze.

Die junge Witwe lauscht, wie auf den Saiten
Der Finger klettert, zittert, steigt und schwebt,
Und sieht im anmuthvollen Schwunge gleiten
Den Bogen, der den Schatz der Töne hebt. —
Sie harrt und lauscht: das Lauschen wird ein Grüßen,
Bald spricht der Freund auf ihrem Weg sie an,
Und sie gewährt dem anspruchslosen Mann,
Ihr ihres Kummers Stunden zu versüßen.

Doch bannt ihr Ernst ein jedes Wort der Liebe;
Und wagt es sich ans Licht, sie scheucht's zurück,
Daß einer Würd'gern, Schön'ren es verbliebe —
S i e ist zu elend für ein neues Glück.

Doch seine Güte wirbt um ihr Vertrauen:
Sie giebt ihm ihr Geheimniß gläubig preis
Und läßt ihn, vor Erstaunen stumm und heiß,
Tief in den Abgrund ihrer Liebe schauen.

„Und wär's vergebens!“ denkt der Freund, „wir hangen
An Täuschung Alle, hätscheln einen Wahn,
Wir haschen ein Phantom, von Sucht befangen,
Ein fernes Ziel auf ungewisser Bahn!
Sie sucht den Sohn. Der Ruhm ist's, den ich jage,
Ein schreckhaft Wild, und hol' es nimmer ein.
Und doch, wie doppelt elend müßt' ich sein,
Wenn ich, am Ziel verzweifelnd, nicht mehr wage!“

Und so hat ihn der Witwe Wort gezwungen
In ihres Fühlens engen Zauberkreis,
Daß er für Fragen und Ermittelungen
Die knappe Muße noch zu schmälern weiß,
In jedem Knaben, der zum Unterrichte
Ihn fröhlich aufsucht, ahnt er ihren Sohn.
Und ist er kühn zum Sieg im Wachen schon,
Verwegner noch sind seine Traumgesichte.

O wer erschöpft das Glück der Abendstunden,
Wenn er die Geige still hinüberträgt,
Und nun sein Herz, die Saiten zu verwunden,
In dem beseelten Holze klagend schlägt!
Dem kleinen Sarg entsteigen Geistertöne,
Wenn an den Friedhof er der Brust ihn hub:
Die Sehnsucht, die er Tags darin begrub,
Hebt sich empor in Auferstehungsschöne.

Dann mischt sich ihr Gesang in seine Klänge,
Umschlingen der Geliebten Melodie
Heißblütige Passagen im Gedränge
Und sterben hin in leiser Harmonie.
Bis daß der Leuchte matter Docht verglimme,
Aufjubelt und verathmet das Duett.
Nur Margarethen dünkt es ein Terzett: —
Ihr tönte mit des Sohnes ferne Stimme.

Wie liebt Erwin! Die Witwe zu erringen,
Bestürmt die Musen er um schnelle Gunst:
Die Geige soll sein Weib ihm kühn ersingen,
Den Flug der Sehnsucht überholt die Kunst.
Denn stets verwegner klimmt die Hand, die kecke,
Die Saiten auf im ungestümen Spiel;
Und wenn der Bogen kraftlos ihm entfiel,
Er fingert noch im Traum die Lagerdecke.

Und Winter war's! Was stauen sich die Wagen
Im langen Zug, der dort die Straße sperrt?
Die Werbetrommel hat der Ruf geschlagen,
Neugierig drängt die Menge zum Concert.

Hoch ragt Erwin im kerzenhellen Saale,
Den prächt'ger Schleppen seid'ne Fülle fegt.
Er hat die Geige an die Brust gelegt,
Nun ebbt des Lärmens Fluth mit einem Male.

Sind's Urgestalten, grollende Dämonen,
Die er entfesselt aus dem braunen Schacht?
Sind's irre Geister, die das Holz bewohnen
Und schmerzlich klagen durch die schwüle Nacht?
Horch! Wie Titanen wachsen die Accorde,
Die Wölbung stürmend mit des Bogens Kraft,
Zerschellend dort in jäher Leidenschaft: —
Und wieder auf zu des Gesimses Borde!

Und sie umschlingen dort die Karyatiden
Heißblüt'gen Sinn's — der Marmor glüht und bebt.
Der Töne Trotz schmilzt hin in süßen Frieden —
Ein Lächeln um die Marmorlippen schwebt.
Des Beifalls Meer will aus den Ufern treten —
Kaum neigt Erwin sich vor der trunk'nen Schaar,
Sein Auge sucht und findet, wunderbar
Aufleuchtend, im Gewirre Margarethen.

Für sie nur spielt er, sie nur will er mahnen —
Die Schöne lauscht und glüht, kaum athmet sie.
Durch ihre Seele zieht, wie freudig Ahnen
Schmerzlosen Glücks, des Freundes Melodie.
Sein junger Ruhm erfüllt mit Stolz ihr Denken: —
Ihr huldigt er, der schlichten Nähterin!
Und doch hast du, des Festes Königin,
Ein Königreich von Liebe zu verschenken!

Da schweift ihr Blick hinan zur Logenbrüstung —
Margreth entfärbt sich. Gleicht die hohe Frau,
Die dort sich lehnt, — (sie zittert vor Entrüstung) —
Der Räuberin des Sohnes nicht genau?
Ihr Ohr ist taub, und wären's tausend Geigen,
Vom Freund gespielt mit tausendfacher Kraft!
Ihr Ohr ist taub, ihr Sitz ist schnöde Haft,
Sie möchte schrei'n und muß doch hülflos schweigen.

Da neigt sich aus der Loge dunkelm Grunde
Ein Jünglingsantlitz liebevoll hervor
Und flüstert mit dem feinen, edlen Munde
Der Dame süße Plauderei'n ins Ohr.
Die Fremde lächelt. „Fort! Mein ist dies Lächeln",
— So schreit es in Margreth — „du stahlst es mir."
Sie schließt die Augen — o wie schwül ist's ihr,
Als ob sich selbst die Marmorbilder fächeln!

Und wieder blickt sie hin, die Sinne schwinden —
Paul ist's! deß zeugt ihr Blut, das fibernd wallt,
Sich mit des Sohnes Herzschlag zu verbinden —
Und krampfhaft hält sie ihre Faust geballt.

Da schlägt die Fremde in verliebtem Kosen
Mit ihrem Fächer nach des Jünglings Haupt.
„Die Hand fort“ schreit Margreth, des Sinn's beraubt —
Den Schrei verschlingt des Beifalls wildes Tosen.

Man drängt hinaus, ohnmächtig fortgerissen
Wird Margreth, von dem Strudel blind erfaßt.
Sie eilt und kämpft mit tausend Hindernissen
Und bricht sich Bahn mit rücksichtsloser Hast.
So kämpft ein Trümmer trotzig mit der Brandung,
Herangespült und, nah dem Ufer kaum,
Zurückgeschleudert, bis im Ueberschaum
Der mächt'gen Fluth er doch erreicht die Landung.

Nicht achtet's Margreth, wie von Aller Lippen
Der Ruhm Erwin's ihr laut entgegenschallt.
Gepreßt von des Portales Marmorklippen,
Trägt sie die Fluth ins Freie mit Gewalt.
Ein Wagen hält, mit Koffern schwer befrachtet,
Die Fremde zwängt die Schleppe noch hinein.
Die Thür schlägt zu, die Rosse ziehn. — „Halt ein!“ — —
Vergeb'ner Ruf, den Schnee und Sturm mißachtet.

So nah dem Ziel, inbrünstig es zu fassen! —
Entschlüpft der Vogel aus des Bauers Raum,
Und keiner Feder Spur zurückgelassen,
Nicht einer Flocke winz'gen, weichen Flaum! — —
Zum Bahnhof strebt die Mutter unerschrocken
Der Straßen öde Zeile schnell hinauf.
Der Wintersturm hemmt neidisch ihren Lauf,
Hell pudert ihr der Schnee die dunkeln Locken.

Der Bahnhof ist erreicht. Das Dampfroß zaudert
Mit Prusten noch — schon steht der Zug bereit.
Die Mutter hört — und ihre Seele schaudert —
Den Pfiff, den nur ihr Jammer überschreit.
Und langsam rückt's. Am Fenster, frostvergittert,
Steht der und blickt sie an, den sie verstieß. —
Ein Husch! — Am Wagen prangt das Wort: „Paris.“ —
Die Erzgelenke dreh'n, der Boden zittert.

Dahin, dahin, in ferne Welt verloren! —
Des letzten Wagens letzter Schimmer fließt
Noch auf den Schienen, die, erstarrt, erfroren,
Die Gluth mit flücht'gem Leben übergießt.
So endlos dehnt sich ihres Leidens Zeile,
Von flücht'ger Hoffnung trügerisch erwärmt,
Dann wieder starr und ehern. — Fernher lärmt
Das dumpfe Donnern der metall'nen Eile.

Und nun Erwin? — In Margarethens Zimmer
Harrt er und harrt und träumt der Liebe nach.
Auf sein Geheiß schmückt Glanz und Blumenschimmer
Und Speis' und Trank das staunende Gemach.

Entflohn den Neidern, Freunden und Genossen,
Erfolg und Ruhm, erkor er dies Asyl,
Von der Geliebten hoffend für sein Spiel
Den schönsten Lohn, den Liebe je erschlossen.

Wie freut ihn dieses Sorgen, Ueberraschen!
Zur Beute wird er nun der Ungeduld,
Nach tausend Möglichkeiten muß er haschen,
Sich zu enträthseln ihres Säumens Schuld.
Da klingt ihr Schritt auf den vermorschten Treppen —
Er mustert das Gemach mit heiter'm Blick.
So naht kein Liebender: — ein schwer Geschick
Scheint sauren Ganges sich heraufzuschleppen.

Verstört und bleich, erschöpften Odems, zitternd
Tritt Margreth ein und sinkt zu Boden fast,
Des Wiedersehn's gehoffte Lust verbitternd —
Erwin umfängt und stützt die schwanke Last.
Er heißt sie sitzen, ruhn, und hüllt die Starre
In Tuch und Mantel, reicht ihr würz'gen Wein.
Sie nippt ein wenig, drückt die Augen ein,
Als wenn des Blicks ein neuer Schrecken harre.

„Bist Du's? Bin ich's? Und wird nicht fortgetragen
Mit Sturmeswehn das trauliche Gemach?
Stürzt rasend sich nicht Wagen hin auf Wagen,
Nicht Platz dem Platz, nicht Haus dem Hause nach?
Glüh'n nicht auf ehr'nen Furchen rothe Gluthen,
In die der Unverstand die Hast gesät?
O, haste nur! Du kommst zu spät, zu spät!
Toll, wie ein Eilzug, jagen die Minuten!"

Er schweigt bestürzt; dann, allgemach sich hebend,
Blickt sie umher; der Wärme sanfter Hauch
Durchströmt ihr Blut, frostlösend und belebend
Sie lobt den Wein, lobt Kerz' und Blumen auch.
„Vergib, Erwin! Wie dank' ich dir die Freude?
Heut ist dein Ehrentag, drum forsche nicht,
Was mich erschreckt. Aufglomm ein rettend Licht —
Und Nacht umhüllt nun wieder mein Gebäude."

Sie tritt zum Schrank, auf dem in sauber'n Reihen
Verschämt erglänzt der Bücher dürft'ge Schaar,
Ein lang verwahrtes Lorbeerreis zu weihen
Dem Freund, und lächelnd flicht sie's ihm ins Haar.
Er schaut sie an mit freudefrohen Wangen:
Und wie nun lieblich Glas an Glas erklingt,
Dumpf eine Saite seiner Geige springt,
So dumpf, als ob des Herzens Saiten sprangen.

Dann seufzt sie tief. Er ahnt, was sie verschüchtert,
Kennt er doch ihren lang gehegten Wahn!
Doch, von des Abends Taumel nicht ernüchtert,
Folgt ihr der Freund nicht auf gewohnter Bahn

Margreth, verletzt im Stillen, ganz benommen
Von dem auf's neu verlorenen Verlust,
Befremdet schweigt, daß aus des Freundes Brust
Nicht eine Frag' ihr mag entgegenkommen.

Sie möchte beichten und die tiefe Wunde
Ausschütten ihm, der sie so oft gehört.
Doch er — was ist ihm Paul in dieser Stunde?
Ein Schatten nur, der jede Lust verstört!
Der unsichtbare Mittler, der verstohlen
Die Herzen band mit magischer Gewalt,
Wird nun Erwin zur dräuenden Gestalt
Und schleicht heran auf eifersücht'gen Sohlen.

Und wär' er Fleisch und Blut, er würd' ihn packen! —
Margreth ist schön! Und zaub'risch ist die Nacht!
Nie wallte so um ihren weißen Nacken
Der aufgelösten Flechten dunkle Pracht!
Der Schmerz, der mit der Dankbarkeit sich streitet,
Durchgeistigt ihrer Züge feinen Schnitt: —
Des Busens Welle theilt der Luft sich mit,
Die, üppig wogend, seine Brust umgleitet.

Und er beginnt, ihr scheu zu Füßen sinkend:
„Der Lorbeer ist des Ruhmes frost'ger Preis,
Von seelenlosem, kaltem Schimmer blinkend: —
O schling' hindurch der Myrte grünes Reis!
Zieh mich empor in deine liebe Nähe,
Daß ich, nachtwandelnd in dem ird'schen Thal,
Nach deiner Schönheit himmelreinem Strahl,
Nach deiner Augen sanftem Stern nur spähe!"

Da schreckt sie auf, gescheucht von seinen Bitten:
Wie steht sie da in keuscher Majestät!
Was sie in dieser Stunden Qual gelitten,
Tönt aus das eine Schmerzenswort: „Zu spät!
Ich bin nicht mein, wie könnt' ich mich verschenken?
Und hat berückt mich deiner Saiten Ton,
So fordert mich gebieterisch mein Sohn:
Denn ihm gehört mein Fühlen und mein Denken!"

Er fleht, von süßen Schauern überwältigt,
Im düst'ren Zorn der Liebe Wetterschein,
Spricht Worte, die sein Flehn verhundertfältigt:
„O laß mich deinen Sohn und Gatten sein!"
Wie schwer sie kämpft, daß sie die Liebe hehle!
Dann schüttelt sie ihr Haupt in stiller Qual:
„Vergib! — Und dürft' ich lieben noch ein Mal,
Ich liebte Dich mit meiner ganzen Seele!"

„Doch sieh! Wir stünden betend am Altare: —
Ich hätte nicht den Muth zum freud'gen Ja!
Paul risse mir den Brautkranz wirr vom Haare,
Und ewig wär' er hier und dort und da!

Er säße mit zu Tisch, zu allen Stunden,
Er schliefe mit uns ein, er weckte mich,
Wenn mich der erste süße Traum beschlich: —
Du hast den Sohn, o Mutter, nicht gefunden!"

Er tritt ihr in den Weg, er will sie pressen
Ans Herz, so dürstend nach der Liebe Glück.
„Geh hin, Erwin, und suche zu vergessen!" —
Sie führt mit sanften Bitten ihn zurück.
„Was kann die arme Margreth dir gewähren?
Ein unerreichbar Sehnen ist mein Loos.
Ihn stieß ich aus! Unfruchtbar ist mein Schooß: —
Und keinen Sohn wird dir dein Weib gebären!"

Sie schlägt den Busen sich mit zorn'gen Händen: —
„Er war versiegt, da Paul um Nahrung schrie,
Und hat nun keinen Tropfen mehr zu spenden
Von Lieb' und Glück und stiller Harmonie!"
Wie seltsam wird ihm! Wie ihr Auge funkelt
Von ungewohntem, flackernd irrem Licht!
Ist's Fiberwahn, der aus dem Blitzen spricht?
Hat seinen Geist des Schmerzes Nacht umdunkelt?

Und flugs, von Unmuth, Groll und Leid bezwungen,
Packt er die Geige, daß die Saite gellt,
Und hält sie bebend hoch emporgeschwungen,
Auf daß am Boden klirrend sie zerschellt.
„Du logst! du solltest mir mein Weib ersingen!
Nach deinem Takt fügt sich kein Marmorstein!"
Sie fällt ihm in den Arm und fleht: „Halt ein!
Und weiß ihm sanft die Laute zu entringen.

Sie flüstert leise: „Laß, Erwin, uns scheiden!
Nicht einsam wird der Pfad den Fernen sein.
Ich habe meinen Sohn, mit mir zu leiden: —
Er ist mir nah, und gern gedenk' ich dein!
Du nimm die Geige, daß sie dich geleite
Wie eine Tochter, die zum Vater steht
Mit süßem Trost und innigem Gebet!
Sie sei dein Stab, wohin dein Fuß auch schreite!"

Sie drängt ihn bittend fort; mit stummem Schmerze
Reißt er sich los und schwankt verstört hinaus.
Schnell löscht Margreth die flackermüde Kerze
Und kleidet vor dem off'nen Schrank sich aus.
Gespenstig scheint ein Hemdchen ihr zu winken —
Ein Arm, ein Leib, dem nur das Seelchen fehlt,
Ein Körper, der das kleinste Wimmern hehlt —
Ein Schimmer nur, ein schattenhaftes Blinken!

„Das ist mein Sohn!" Sie preßt an ihre Brüste
Das Hemdchen, das mit ihr das Lager theilt.
„Das ist mein Sohn, den ich mit Thränen küßte!" —
Sie hält ihn weich im Arm und unverweilt.

Noch lange klagen fernher, zittern, hauchen
Gramvolle Geigenseufzer durch die Nacht.
Das ist Erwin, der gegenüber wacht —
Und Margreth's Augen sich in Thränen tauchen. —

Erregt, gereizt, voll Unruh, ohne Frieden
Durch alle Gassen zwecklos irrt Erwin.
Die Kunst, die sonst ihm sich'ren Trost beschieden,
Verräth ihn mit zerriss'nen Harmonie'n.
Was kümmern ihn des Ruhmes feile Schranzen,
Die nach ihm späh'n? Lob, schwarz auf weiß gedruckt?
Die Geige, die ihm an der Schulter zuckt,
Des Herzens Echo, hallt von Dissonanzen.

Und traurig schaut er nach dem Fenster drüben —
Er reibt die Stirn. „Wie kam's? Was ist geschehn?"
Die Wolken hangen tief herein und trüben
Den Ausblick ihm; die Flocken wirbeln, wehn.
Kein Vorhang regt sich dort. Es pflanzt Kristalle
Der Frost auf Margreth's Scheiben wunderbar.
Eiszapfen säumen, dünnes Greisenhaar,
Des Daches Stirn im kargen Ueberfalle.

Und läßt die Sonne klar den Schnee erglänzen,
Wohl neidet er den Flocken ihr Geschick,
Die, ungescheucht, ihr Fenster dürfen kränzen
Und sterben hin, traf sie ihr Feuerblick.
Das Kätzchen neidet er, das nächt'ger Stunde
Vor ihren Scheiben scheu vorüberstreicht.
Und ob die Sehnsucht quälend ihn beschleicht,
Kein Mond, kein Stern gibt, keine Flocke Kunde.

Doch endlich treibt's ihn hin mit bangem Zagen,
Die morsche Treppe stöhnt ihr mürrisch Ach.
Du kannst den Klopfer an der Thür zerschlagen —
Nur taube Spinnen hüten das Gemach.
Die alte Nachbarin erzählt beflissen,
Wie längst Margreth der Habe spärlich Gut
Verkauft und still, das arme, thör'ge Blut,
Ihr Heim verließ. Wohin? Wer mag es wissen? —

Das sind die Mauern noch, die seinem Spiele
Dereinst engbrüst'gen Wiederhall getönt!
Das ist das alte Knarren noch der Diele,
Das oft sein Ohr entzückt, so klangverwöhnt!
Die Leere gähnt ihn aus dem öden Zimmer
Gestaltlos an. Hohl predigt jeder Ort:
„Zu spät!" — Ein Zettel knistert, zittert dort:
„Mich ruft mein Sohn! Vergiß, vergib — auf immer!" —

Das Wort auf jenem dampfbeschwingten Wagen
Trieb Margreth unaufhaltsam nach Paris.
Die Furcht, des Abschieds Qual nicht zu ertragen,
War's, daß sie heimlich so den Freund verließ.

Doch wie sie hinrollt auf den eh'rnen Streifen,
Fliegt der Genoß voraus, der stille Wahn,
Und harrt am Ziel, wo sie verläßt die Bahn,
Geschäftig schon, die Freundin zu ergreifen.

Da liegt der Städte Stadt! Und unentwirrbar
Verbreitet sich der Straßen dichtes Netz.
Der Wahn zeigt ihr den Weg, wo nur durchirrbar
Die Stadt sich thürmt, mit eifrigem Geschwätz.
Der Wahn führt, wie des Lebens Fluth auch brause,
Sie über Platz und Brücke deutend fort.
Schnell findet Margreth sicher'n Zufluchtsort,
Arbeit und Kost in einem deutschen Hause.

Und schnell gewinnt sie sich des Hauses Herzen,
Unhörbar schaltend, wie ein guter Geist.
Man wagt mit ihrem Ernste nicht zu scherzen,
Und ihre Sanftmuth ist's, die Jeder preist.
Treu lebt sie ihrer Pflicht; unheimlich schrecken
Die Wimpern dann und wann und Brauen auf: —
Ausnützt sie jeder Muße kargen Lauf,
Des Sohn's verlor'ne Spuren zu entdecken.

Und immer heft'ger wühlt sich all ihr Sinnen
In dieses Zaubernetz, das sie umgarnt,
Ihr Fühlen eng und enger einzuspinnen —
Denn keine Täuschung hat sie je gewarnt.
Wie zieht sie groß den einzigen Gedanken
An Kindes Statt, fehlt auch der Liebe Lohn!
Die Kunde selbst, daß starb der theure Sohn,
Läßt eine Margreth nicht im Glauben wanken!

Wie im Gebirg auf öder Gletscher Mitten,
Umstarrt von Eis, das nichts Lebend'ges theilt,
Am Pfad, deß Echo selten hallt von Tritten,
Wo auch das Saumthier scheu vorübereilt —
Wie dort am mürben Holz mit breiten Wunden
Aufragt des Heilands kunstlos Marterbild,
Des Menschen einz'ge Spur im Eisgefild,
Der auch im Gottverlass'nen Gott gefunden: —

Kein Leben weit und breit! Die Höhen glühen
Im Abendroth bis zu den Schläfen auf,
Aus ferner Tiefe hallt von Alpenkühen
Nur ein verirrter Glockenton herauf —
Und tiefer färben sich der Berge Wangen,
Die Kuppen knie'n im Schattenniederfall,
Purpurn, als hätten sie im Eiskristall
Das Blut des Heilands dürstend aufgefangen: —

So in Margreth's vereinsamt bangem Herzen,
In ihres Geist's erstorb'ner Gletscherwelt,
Ragt, glühend von der Liebe Weihekerzen,
Des Sohnes Bild, ein Heiland, Hort und Held!

Er füllt die Leere, füllt die öden Stunden.
Sie schlug an's Kreuz ihn, da sie ihn verstieß: —
Er winkt ihr aus der Hoffnung Paradies!
Und, gottverlassen, hat sie Gott gefunden.

Schon mischen sich mit mattem Grau die Haare,
Nur heller strahlt und leuchtet ihr Phantom.
So schwinden Tage, Wochen, Monde, Jahre;
Die Messen hört sie stets im heil'gen Dom.
Sie prüft der Beter Mienen, prüft die Züge,
Schaut manchem Jüngling still in sein Brevier.
Da dünkt es sie, als kniet' Er neben ihr,
Als wenn beseligt Hand in Hand sich füge.

Dann träumt sie wohl: „Und bin ich einst gestorben,
Wird auch im Jenseit Noth und Irrfahrt sein?
Hab' ich im ird'schen Thal ihn nicht erworben,
Ich find' ihn dort — und ewig ist er mein!
Wo sich die Engel um den Heiland schaaren,
Dort treff' ich ihn und kenn' ihn jubelnd aus;
Am hellsten flammt im gold'nen Himmelshaus
Der Heil'genschein in meines Sohnes Haaren!" —

So prüft sie jeden Ort und jede Stätte.
An der Theater Mündung harrt sie oft,
Wenn über ihres Stromes enges Bette
Die Fluth der Menge schwillt. Sie lauscht, sie hofft!
Zudringlich, kupplerisch scheint ihr Getriebe,
Blickt sie den Männern unter Mütz' und Hut.
Dann flammt auf ihren Wangen zorn'ge Gluth:
Ach, keine Liebschaft sucht sie, nur die Liebe!

Mit nimmer müdem Fuß siehst du sie wallen
Hin durch der Hauptstadt stolze Galerie'n,
Wie einen Schatten durch die Marmorhallen
An der Beschauer Fersen lautlos ziehn!
Nicht Gyps und Marmor, glüh'nder Farben Brennen,
Verfolgt ihr Aug' und ferner Zeiten Stil: —
Sie forscht nur, im lebendigen Profil
Den Meißelschlag der Träume zu erkennen.

Umsonst! — Und leblos unter todten Bildern
Starrt sie hinaus, der Blick wird thränenhell.
Hierher, ihr Künstler, wahrsten Schmerz zu schildern!
Für eine Niobe seht das Modell!
Langsam entvölkern sich die hall'nden Säle,
Aus Pfeilerschatten wankt sie vor das Haus,
Als wandelt' eine Säule schwer hinaus
Und nickte gramvoll mit dem Kapitäle.

Dann steigt in ihr Museum Margarethe,
Zu ihres kleinen Sohns Reliquienschrein;
Als wären sie vergilbte Weihgebete,
Durchblättert sie die Lumpen aus und ein. —

Am liebsten doch, trotz Sturm und Wettertücke,
Eilt Abends sie geschäftig an den Fluß
Und lauscht, im Mondglanz oder Regenguß,
Dem Lärm und Rollen auf der Pfeilerbrücke.

Wie stürmt's vorbei in klirrenden Karossen!
Stürmt so der Sohn im kecken Flug vorbei?
Wie dunkel kommt der Strom dahergeschossen!
Wiegt sich im Boot der Jüngling kühn und frei?
Wie hallt und schallt der Stein von tausend Sohlen!
Und hört sie nicht heraus den einen Schritt?
Geht nicht der Sohn an ihrer Seite mit
Und jetzt voraus im hast'gen Ueberholen?

Ja, das ist Leben, Tosen und Erregung,
Und Alles spricht, und Nichts ist todt und stumm!
Blickt wer sie an mit flüchtiger Bewegung,
So blickt der Sohn sich nach der Mutter um.
Das geht und strebt und zieht und flieht von hinnen!
Dort hemmt ein Jüngling harrend seinen Schuh: —
Er ist's, er zaudert noch — sie winkt ihm zu —
Doch die Gestalten in einander rinnen.

Da taucht er wieder auf mit späh'nden Blicken —
Entgegen ihm, und höher schwillt ihr Muth!
Sein Liebchen kam, die Arme sich verstricken,
Und hinter ihm zusammen schlägt die Fluth.
Zu viel! Im wirren Strom den einen Tropfen
Hat sie erfaßt — ein andrer reißt ihn fort.
Zurückgeschleudert, schon so nah dem Port!
Sie hört im Lärm des eig'nen Herzens Klopfen.

„Sein Liebchen kam! Nun flüstern sie und kosen —
Wer denkt der Mutter auch am Arm der Braut?"
Es übertäubt nicht mehr das inn're Tosen
Der Lärm, der dumpf im tauben Ohr sich staut.
Zum ersten Mal ausdenkt sie den Gedanken:
„Ist Paul vermählt, und schwur er am Altar?
Eilt nicht zu mir der Enkel süße Schaar,
Mit Händchen mich und Armen zu umranken?"

Gleich einer Bettlerin streckt sie die Hände
Bewußtlos aus, ihr Haar zerwühlt der Wind.
Nur eine Thräne fällt als milde Spende
Ihr schwer hinein. O Sohn, o Weib, o Kind!
Bald eifersüchtig, bald mit holden Farben
Malt sich ihr Geist des Sohnes Gattin aus:
„Er wählte brav, und festlich prangt sein Haus —
Nur ich, die ihn gebar, muß ewig darben!"

Dann klagt sie grollend wider die Vermählte:
„Du nahmst ihn mir, du stiegst auf meinen Thron.
Die Mutter, die einst deine Locken strählte,
Erzog die Tochter für den hehrsten Sohn.

So nehmt Euch hin, ich will Euch ja nicht schelten;
Und doch — ich hatt' ihn nie, er war mir fern!
Aus Eurem Himmel gebt mir einen Stern,
Nur eine Welt aus Euren Liebeswelten!

Wenn du, sein Weib, ihm darfst am Munde hangen,
O laß mir deinen Reichthum flücht'ge Zeit,
Und müßt' ich knie'n, den Odem aufzufangen,
Den er sich schöpft für deine Zärtlichkeit!
Du hegst ihn Tag und Nacht, im Ueberflusse
Siehst in den Kindern du verdreifacht ihn!
O dürft' ich nur auf seiner Schwelle knie'n —
Ich küßte sie mit meinem letzten Kusse!"

Schon kam die Mitternacht heraufgestiegen,
Die ernst der Thürme Schall im Arme wiegt.
Und will des Stromes Rauschen nicht versiegen,
Doch allgemach des Lebens Fluth versiegt.
Verdrossen schleicht aus schläfrigen Laternen
Der müde Strahl ins feuchte Bett hinab.
Der Fluß ist tief, geräumig ist sein Grab
Und kann dich lehren, das Vergessen lernen.

Hoch von der Brustwehr neigt Margreth sich nieder,
Lauscht, wie am Pfeiler sich die Woge bricht
Und rieselnd sich zertheilt, und immer wieder
Die dunkeln, ungewissen Kreise flicht.
Jäh faßt der Wahn sie an, hinabzuspringen —
Der Wind nur irrt die Brücke hin und her.
Da schallt der Damm von Schritten, wüst und schwer,
Geschrei ertönt, und trunk'ne Lieder klingen.

Horch! Welcher wohlbekannte Laut inmitten!
Am Arm der Zechgenossen schwankt Erwin
Vorüber an Margreth mit blei'rnen Schritten —
Im schnöden Aufzug auch erkennt sie ihn.
Sich tiefer in des Pfeilers Schutz zu pressen,
Tritt sie zurück, bis ihn die Nacht verschlang.
Der Sturm zerpflückt den widrigen Gesang: —
Da lacht sie auf: „Verschollen — und vergessen!"

Da kam der Krieg, die Völker zu zerklüften,
Nach Frankreich strömt's aus allen deutschen Gau'n.
Der welsche Boden gähnt von tausend Grüften,
Und Sieg auf Sieg — und Grauen folgt auf Grau'n.
Vom fremden Herde schnöd hinweggetrieben,
Auf heim'sche Scholle setzt Margreth den Fuß.
O wie verlassen hier! Kein Blick, kein Gruß,
Kein Jubelzuruf überraschter Lieben!

Schnell mehrt das Grau sich in den kargen Locken,
Die Gram gelichtet wie der Feinde Reih'n.
Sie nährt sich kümmerlich, doch unerschrocken —
Das Aug' erlahmt — die Stiche sind zu fein!

Und täglich wühlt sie in den Todtenlisten
Und liest und liest und zählt der Kreuze Schaar.
„Es lebt der Sohn!“ Dies ist ihr offenbar
Und gibt ihr Muth, die Tage fortzufristen.

„Wie könnt' er todt sein? Pflegt mit Heldenmuthe
Er nicht die Wunden, hülfreich in der Schlacht,
Ein treuster Arzt, und wehrt dem feigen Blute,
Dem Ueberläufer in des Todes Macht?
Ihn mochte noch die Kugel nicht erreichen: —
Denn traf sie ihn, ich fühlte ihren Schlag,
Das Blei in meiner Brust! Am gleichen Tag
Stürzt' ich mit ihm! — Der Tod vereint die Leichen!“

So zehrt Margreth sich auf mit dumpfem Brüten,
Aus hohlen Augen blitzt der kranke Wahn.
Zu tief erregt, des Zimmers Haft zu hüten,
Schleicht murmelnd sie die altgewohnte Bahn.
Die alten Gassen sind's, die alten Steine,
Mit lastender Erinnerung beschwert.
Gleich einer Ahnfrau, die zurückgekehrt,
Geht fremd sie durch der Lebenden Gemeine.

Da dringt ein Geigenhall zu ihren Ohren,
Verdrossen, heiser klagend, grell und schrill,
Als räng' er durch des Holzes staub'ge Poren
Nach letztem Odem, da er sterben will.
Sie folgt dem Klang. Im schmalen Hof ein Geiger
Spielt eine Weise, die das Herz ihr rührt.
Der hagre Mann nur matt den Bogen führt,
Wie auf erstorb'nem Uhrwerk irrt ein Zeiger.

Sie kennt den Klang, ob berstend auch gesprungen
Das Holz in jahrelangen Sehnens Leid!
Sie kennt das Lied, in das hineingesungen
Sie oft in glücklich unglücksel'ger Zeit!
Hoch ist der Hof! Vergebens zu bestricken
Der Mauern Mitleid, stöhnen Melodie'n.
Die Geige sinkt, zum Hofthor schwankt Erwin —
Da messen sie einander mit den Blicken.

„Margreth“, schreit Jener, und mit einem Male
Sinkt er zu ihr und theilt den kalten Stein.
Für sie, wie einst im stolzen Pfeilersaale,
Für sie hat er gespielt, für sie allein! —
So treffen sich — verwehn des Sturms Accorde —
Entmastet, morsch, auf ödem Meer am Riff,
Die einst der Hafen einte, Schiff zu Schiff —
Flutheinsam, trauernd küssen sich die Borde.

Er raunt ihr zu, wie er um sie gelitten,
Von Stadt zu Stadt nur ihre Spur gesucht,
Wie er gekämpft, gezweifelt und gestritten
Und oft des Daseins lange Qual verflucht!

Wie er, daß trunken seine Sehnsucht schliefe,
Den Tag, die Nacht mit Wein und Spiel gekürzt,
Sich in den Strudel wilder Lust gestürzt,
Und wie's ihn niederzog in schlamm'ge Tiefe!

Wie er zum Bettler ward, zur schnöden Neige
Des Elends Kelch geleert, verstoßen, krank,
Die gicht'schen Finger krampfhaft an der Geige,
Die mürrisch, scheu die alten Lieder sang.
Wie er, sie einmal an die Brust zu pressen,
Sich ewig heißer, glühender gesehnt!
Sie lauscht, mit Thränen an den Freund gelehnt,
Und flüstert still: „Verschollen — nicht vergessen!" —

„Nun bist du mein, treu will ich dich geleiten,
Wir trennen uns nicht mehr — ich bin am Ziel.
Die halbe Welt durchhallten meine Saiten,
Nun tröste dich, du meine Welt, mein Spiel!"
Und wie er spricht, die Hände sich verschlingen;
Er fühlt den Druck, und seine Linke streicht
Die Geige wie im Traum, so selig leicht —
Da tönt's wie ferner Aeolsharfen Klingen.

„Wohl mir, daß ich die Theure nicht zerschmettert,
Die mir zur Tochter ward, wie du gesagt!
Sie war mein Stab, wenn mich der Sturm umwettert,
Sie sprach mich frei, wenn Alles mich verklagt." —
Still ist's im Hofthor, schräg von draußen fallen
Die Abendsonnenstrahlen mild herein,
Wie eines letzten Glückes später Schein —
Und zitternd fühlt Margreth die Pulse wallen.

Sie ist verwirrt. Die Tochter, die er nannte,
Gemahnt sie an den unerforschten Sohn.
Daß er auch heut von Mitleid nicht entbrannte,
Nach Paul nicht fragt — ach, sie verzeiht es schon.
Hat sie doch selbst so viel sich zu vergeben,
Zerrinnt in Nebel doch des Sohns Gestalt,
Und fühlt sie mit verdrängender Gewalt
In sich ein neues, ungeahntes Leben!

„Vergib, Erwin, mein abschiedloses Scheiden!
Ich liebte dich, — mich trieb die Pflicht hinaus." —
„Du fandst Ihn nicht. Laß uns gemeinsam leiden,
Wir späh'n Ihn mit vereinten Augen aus."
Da sinkt sie willenlos ihm in die Arme,
Er neigt sein Haupt und blickt sie zärtlich an:
Ob auch der Jugend duft'ger Schmelz zerrann,
Noch trotzt die Schönheit dem verwegnen Harme.

Er hält sie fest im Arm — nach soviel Sehnen
Ein Augenblick der Füll' und Sättigung!
Schleicht auch sein Blut bedächt'ger durch die Venen,
Jetzt steuert's schnell, erglüht und wieder jung.

Da sieht er die geliebte Frau erblassen,
Nur mühsam stützt er sie und trägt sie halb.
Ihr Antlitz bleich, die Wangen fahl und falb —
Zu viel des Glücks, es ungestraft zu fassen!

Sie fühlt sich krank, so krank! — Und soll sie kehren
Zur öden Kammer, wo der Mangel harrt?
Der Freund versucht es liebreich ihr zu wehren,
Der ihr geängstigt tief ins Auge starrt.
Durch Gassen geht's, durch finst're, menschenleere,
Nun hält das Paar am düsteren Portal.
„Leb' wohl!" — Margreth gebettet im Spital,
Die einst sein Traum geführt zu Glanz und Ehre! —

Früh eilt Erwin, ihr Schicksal zu erkunden —
Entgegen streckt sie ihm die heiße Hand.
„Ich sah Ihn", flüstert sie, „Er ist gefunden!"
Aufzuckt der Freund. So litt denn ihr Verstand? —
„Er stand an diesem Bett, ein Gott der Gnade,
Er fühlte mir den Puls — ich blickt' Ihn an
Und konnte sprechen nicht. O welch' ein Mann!
Daß ich mit Thränen ihm die Hände bade!"

„Du glaubst mir nicht, Erwin? Sieh dort! Es klingen
Schon seine Schritte freundlich auf dem Flur.
Heut soll ich endlich, endlich ihn umschlingen —
Und ist er's nicht, lügt Gott und die Natur!"
Die Thür geht auf. Wie steht Erwin betroffen!
Mit stillem Gruße tritt der Arzt herein,
Als schaut er mit Margrethens Augen drein,
Wie sie dereinst geglüht in Lust und Hoffen.

Er nähert sich mit aufgestreiftem Hemde,
(Galt's schwere Kunst doch in dem Nebensaal)
Und sieht voll Mitleid auf die kranke Fremde —
Auf weißem Oberarm erglänztdas Mal.
Margreth gewahrt's und gräbt die Finger bebend
Ihm in das Zeichen. „Paul, mein herrlich Kind!"
„Ich heiße Paul", spricht er. — „O Wort, so lind,
So reich, mich über alle Frau'n erhebend!"

„Ei, Mütterchen", — wie sanft ist seine Weise! —
„Legt nieder Euch. So — so — so — mit Vergunst!"
Er rückt die Kissen ihr und murmelt leise:
„Hier ist verloren aller Aerzte Kunst." —
„Du kennst mich nicht? O lerne mich erkennen —
Bis auf den Grund der Seele mußt du sehn."
Voll dunkler Thränen ihr die Augen stehn,
Heiß auf des Sohnes Hand die Lippen brennen.

Dann wirft sie wild den Arm um seinen Nacken
Und küßt ihn auf die Stirn mit freud'gem Schreck.
Wer ahnt, Erwin, die Schauer, die dich packen?
Kopfschüttelnd, traurig eilt der Arzt hinweg. —

Margreth sitzt aufrecht in des Lagers Mitten
Und singt mit heis'rem Munde den Choral:
„Nun danket alle Gott!" — Vorbei die Qual,
Die jede Faser hundertfach durchschnitten!

„Nun danket alle Gott! Nun darf ich sterben —
Denn meine Augen haben dich gesehn.
Du athmest, lebst, dich raffte kein Verderben,
So fei' ich dich — dir wird kein Leid geschehn!
Wie du im Traum dich mochtest offenbaren,
So schaut' ich dich in lichter Herrlichkeit.
Was Sehnsucht, Noth und Qual mir prophezeit —
Du lagst an meiner Brust — ich hab's erfahren!"

Die Kranken im Gemach, von Grau'n erkaltet,
Erbeben, beten mit ihr, athmen kaum.
Sie sinkt zurück, die Hände stumm gefaltet,
Und schlummert ein; die Wimper zuckt im Traum.
Erwin küßt ihr die Stirn, ein Friedensbote,
Und wankt von dannen, wie ein Schatten fließt.
Doch ihren wärmsten Purpurschimmer gießt
Die Sonne durch den Saal — auf eine Todte.—

Nach langem Harr'n in später Abendstunde
Trifft bangend den ersehnten Arzt Erwin.
Er füllt sein Herz mit unerhörter Kunde
Und läßt ihr Leben ihm vorüberziehn.
Er rüttelt auf das zögernde Gedächtniß
Aus langem Schlaf. Ernst schließt der Arzt sich ein
Und greift mit irrer Hand aus eich'nem Schrein
Der todten Pflegemutter letzt Vermächtniß.

Zwar sollt' er's öffnen erst nach späten Jahren —
Es zu entsiegeln, treibt ihn höh're Pflicht.
So ist's, wie von dem Geiger er's erfahren —
Die stolze Frau war seine Mutter nicht.
Und Jedes stimmt, die Namen, Straßen, Zeiten.
Er ruft die Gattin — und bei Kerzenschein
Stehn sie im Leichensaal, mit Ihr allein,
Die nimmer aufweckt ihr gedämpftes Schreiten.

Paul flucht der Kunst, die er umsonst erlernte;
Wie einst die Mutter, schreit der Sohn: „Zu spät!"
Und kehrt zurück, wie oft er sich entfernte,
Daß er der Todten Schweigen ganz erräth.
Die Gattin küßt der Duld'rin eis'ge Wangen:
Und kannst du schau'n in ihrer Liebe Quell,
Margreth, du segnest sie, der klar und hell
Der Stern, der dir erloschen, aufgegangen!

Laßt ab! Ihr weckt sie nicht mit tausend Klagen:
Die Kerze lügt ein trüg'risch Leben karg
Auf Mund und Stirn, und Pfeilerschatten ragen
Als Todtenwächter dräuend um den Sarg.

Und ewig wird der Mutterschooß gebären,
Und ob sein Theuerstes das Herz verliert: —
Hoch über ird'schem Jammer triumphirt
Die Mutterlieb' in gold'nen Himmelssphären. —

Nacht ist's! Die dunkeln Männer tragen schreitend
Den Sarg hinaus in grauenvollem Takt;
Er schwankt im Mondlicht, das, ihn scheu umgleitend,
Wie weh'nde Todtenfahne drüber flaggt.
Glühwürmchen leuchten auf, es zirpt die Grille,
Halb stimmt nur ein verschlaf'ner Vogel ein.
Pauli und sein Weib gehn schweigend hinterdrein,
Das Echo schreitet mit — sonst Grabesstille! —

Wie schön der Platz geschmückt! Das Bündel Wäsche
Der theuren Lumpen gab man ihr ins Grab,
Drauf Tag und Nacht die greise Traueresche
Senkt ihrer Schatten Wehmuth treu hinab.
Wo die Cypresse ragt, am Kirchhofsthore
Steht oft ein Geiger, eingedrückt den Hut.
Ihn kümmert wenig kleiner Spende Gut,
Und Arm und Bogen zieren Trauerflore.

Doch einst, am heil'gen Allerseelentage,
Klimmt's von der Friedhofsmauer Nachts herab.
Und rührend schallt der Geige Todtenklage,
So geigt Erwin auf Margarethens Grab.
Die Esche fängt mit tiefgebeugten Zweigen
Den Hall, theilt zitternd ihn dem Wipfel mit:
Der schüttelt sich, und aus Gewölken tritt
Der Mond und gleißt auf überwachs'nen Steigen.

Da ist's Erwin, als ob die Gräber springen,
Und weiße Schatten kauern um ihn her,
Und Margreth steigt empor, ihn zu umschlingen,
Und immer brünst'ger schwillt der Töne Meer.
Da bricht er wild, mit geisterbleichen Wangen,
Den treuen Bogen, schellt die Geig' entzwei.
Ein letzter Wimmerlaut — und dann ein Schrei —
Und in den Frieden ist er heimgegangen.

Seufzer eines Romanschriftstellers.

Von Hans Wachenhusen.

Sie verlangen Beiträge von mir, verehrtester College — Beiträge in einer Bedrängniß=Epoche des allgemeinen Nothstandes, den Alle fühlen, nur Die nicht, die helfen sollen, in einer Zeit, in welcher unsre Nation von vierzig Millionen „Denkern“ sich noch weniger Bücher anschafft als sonst, und in der also der Schriftsteller genöthigt ist, zwei Bände statt des einen zu schreiben, weil der eine schon nicht mehr gekauft wird ....

Also eine Plauderei — aber wovon denn? Von der eignen Plage oder von der Andren Elend? Von den Zeiten, da Jeder noch ein Huhn im Topf haben konnte, oder der Gegenwart, in der wir selber vor dem Fiskus wie gerupfte Hühner umher gehen? Von der Klage unsrer Frauen, die „nichts mehr anzuziehen haben“, während unsre Minister, unsre Abgeordneten ihnen täglich versichern, es sei gar kein Nothstand, es sei nur der Geiz der Männer, und während sie dem Gatten jeden Tag aus den Börsenzeitungen vorlesen können von der unvermeidlichen „Abundanz des Geldes?“

„Nichts anzuziehen haben“ ... das bringt mich auf meine geheimsten Seufzer! Ach, der Nothstand existirte schon lange, ehe noch der allgemeine sich entschleierte, der Seufzer tönt innerhalb unsrer vier Wände bei jeder Einladungskarte, die uns ins Haus kommt, denn es ist eine allbekannte Wahrheit, daß keine Frau jemals „etwas anzuziehen“ hat — und bersteten auch die Schränke vor all der Garderobe, die sie einschließen.

Es ist das ein ewiger Vorwurf, den jeder Mann auf sich ladet, sobald er sich vor das Standesamt gewagt hat. Und nun stelle man sich einen unglücklichen Romanschriftsteller vor, der außer seiner Frau und seinen ballfähigen Töchtern des Jahres über in seinen Romanen noch so und so viel Heldinnen sammt deren möglichen Schwestern, Cousinen, Freundinnen und Allem, was an weiblichen Wesen in einen Roman verwickelt wird, gesellschaftsmäßig anziehen muß. Und was gehört dazu! Ball=, Soireen= und Concertkleider, Straßentoiletten, Negligés, sogar Reitcostüme, von all den kleinen Details nicht zu reden, die in das Unglaubliche und Unmögliche gehen.

Unsre Schriftstellerinnen, — die Marlitt, Werner und wie sie heißen — haben unser Damen=Publikum — und welcher Mann liest sie denn? — verwöhnt. Sie reden heuchlerisch und in verhimmelnder Schwärmerei nur von „dieser edlen Mädchen= oder Frauenseele“, aber im Handumwenden hat diese edle „Blumenseele“ eine der kostbarsten, verzwicktesten Toiletten auf dem zarten Leibe! Ach, diese schwärmerischen Erzählerinnen, kennen ihre lesenden Schwestern ganz genau; sie wissen, daß ihnen keine Heldin imponiren, keine ihnen Interesse abgewinnen wird, wenn sie die Leserin nicht auch gleich in das Toilettenzimmer führen, um ihr zu zeigen, daß die Heldin „was anzuziehen“ hat. Ja, die Schriftstellerinnen sind an der Hand der Schneiderin, der Modistin aufgewachsen — sie kennen jede leiseste Gefühls=Nuance in ihren lesenden Geschwistern — sie wissen ganz genau, welchen Nerv sie in dieser und welchen sie in jener Scene wie auf einer richtigen Claviatur anzuschlagen haben, und wenn der Nerv dann reagirt, muß genau

berechnet eine brüßler Spitze mit zittern und eine Busenschleife in Unruhe gerathen, deren Farbe mit dem Erröthen oder Erbleichen der Wangen nicht aus der Harmonie gerathen darf. So haben denn die glücklichen Erzählerinnen immer „etwas anzuziehen“ für ihre Heldinnen und deren weibliche Angehörige; sie kennen die Wirkung der Toiletten auf die Gemüther ihrer Leserinnen, die diese Heldin vor sich stehen sehen, die sich in die Toilette hinein denken, sich vorstellen, wie sie selbst diese und jene Robe kleiden würde, und in Folge dessen schon auf den ersten zehn Seiten zur Heldin im intimsten Verhältniß stehen, in einer Sympathie, die sogar in ihre Träume hinein ragt und die sie Jahre hindurch im treusten Gedächtniß bewahren.

Und nun denke man sich dagegen einen armen Romanschriftsteller, der die Welt, die Gesellschaft, die Seele, das Gemüth in ihrem weitesten Rahmen, in ihren engsten und kleinsten Regungen beobachtet, der im Stande, mit schwarzer Kohle einen unverkennbaren Schuft auf die Wand zu malen und mit Eosfarbe, mit der Feder aus dem Flügel eines Seraph, das Engelsgemüth eines Weibes zu zeichnen, — was hilft ihm das in der Wirkung auf die Seele all der lesenden Engel! Und hätte er selbst das innere Leben des Weibes bis in die kleinste Falte hinein belauscht und alle die kleinen Rädchen und Federchen in jener subtilen Maschine beobachtet, die man Frauenherz nennt — hätte er selbst alle Triebräder dieses Uhrwerks erforscht — den Edelmuth, Hochsinn, Nächstenliebe, Gottesfurcht, Kindesliebe, Selbstlosigkeit, Hingebung, Treue und endlich das ganze unberechenbare Räderwerk der Launen, deren wechselwirkende Thätigkeit nur das Weib selbst in seiner Unerforschbarkeit kennt — und hätte er das Alles selbst durchstudirt — er würde schließlich vor der Aufgabe stehen bleiben, seine Heldinnen anzuziehen, einer Aufgabe, die täglich unmöglicher wird, weil selbst der gelehrteste, der eleganteste, der gewiegteste Gesellschaftsmensch nicht mehr im Stande ist, sich in eine heutige Damen-Toilette genugsam hinein zu studiren. In ihrem Urgedanken besteht die Toilette freilich nur aus einem ausreichend großen Stoff von an die dreißig Meter, aber dieser Urstoff wird in lauter kleine Theile zerschnitten und zu dem launenhaftesten Gehäuse wieder zusammengeflickt, — nun gar nicht zu reden von all dem Uebrigen, was zu der Umhüllung und äußeren Verherrlichung einer „Frauenseele“ gehört.

Und wenn der Schriftsteller diese Aufgabe wirklich gelöst zu haben glaubt, er bleibt ein Stümper vor seinen Leserinnen — die erste, die ihm begegnet, wenn sie sein Buch gelesen, wird ihm sagen:

„Das Costum der Heldin war nicht richtig, es war in der Farbe, im Schnitt verfehlt. Man trug das wohl vor acht Wochen noch, aber heute wird es niemand mehr anlegen! Das der Freundin, der Elise oder Rosamunde, das sie da auf dem Balle trug, ging schon eher an, aber die Rüchen da und die Plissés dort waren nicht an ihrer rechten Stelle, — und dann die Handschuhe — sie hätten bis zum Elnbogen gehen müssen — und die Coiffure! — Sie hätten eine andere Blume wählen sollen“ u. s. w.

Es wird also immer etwas gefehlt haben, es wird durch den ganzen Roman ein Makel an der Heldin kleben bleiben, den ihr keine Leserin verzeiht. Mögen die Charaktere noch so treffend sein, die Toilette ließ zu wünschen übrig!

Ja, wir Romanschriftsteller sind übel daran!

Wie gut haben es im Vergleich mit uns die epischen, die lyrischen Dichter, die ihre Genien, ihre Feen und Nymphen in der Engelsfarbe schildern — oder die Maler, namentlich die der Makartschen Schule! Wagte es ein Romancier, seine Heldinnen in dem barfüßigen Costum vorzuführen, in welchem wir die Ideale der Weiblichkeit auf der Leinwand unsrer Maler bewundern, welch ein Cynismus! Ja, wagte er es nur, seine Heldin auf dem Ball um eine Linie tiefer zu decolletiren, als sie die Phantasie der Leserin zu sehen wünscht, es wäre unverzeihlich! In der Wirklichkeit auf den Bällen mag das hingehen, aber geschrieben und gedruckt — unmöglich! Ist es doch kaum zu verzeihen, wenn eine Heldin an sich so schön und ideal gezeichnet worden, wie sie kaum existiren kann, und dieses himmlische Geschöpf noch weiter entblößen als es dringend nothwendig ist — wie gesagt, unmöglich! . . . .

Ich glaube, es war der verstorbene Struensee, — Gustav vom See — von dem

man mir erzählte, er überlasse es in seinen Romanen seinen erwachsenen Töchtern, ihm die Heldinnen derselben standes- und gesellschaftsmäßig anzuziehen; aber wer hat denn hiezu immer die nöthigen Töchter bei der Hand! Und wer bürgt dafür, daß sie den richtigen Geschmack besitzen! Eine rechtschaffene Heldin muß so kostumirt sein, daß, wenn sie auf dem Ball erscheint, alle Leserinnen in ein Ah! ausbrechen; eine einzige unrichtige Wahl in Farbe und Schnitt verdirbt das ganze Buch.

Geht das also so fort, so wird unsren Romanschriftstellern nichts übrig bleiben, als ihre Gebilde zu schaffen wie man in Paris auf dem Theater eine Feerie, eine pièce à robes, ein Lust- oder Schauspiel aus der Gesellschaft macht: der Direktor nimmt sich einen Theater-Dichter und einen Theater-Schneider und sagt: macht mir Beide ein Stück!

Sie sehen, verehrtester College, mit welchen Fatalitäten ein moderner Romanschriftsteller zu kämpfen hat! Er hört nicht allein seine Frau, sich über seine Schulter, über sein Pult beugend, das ewige Klagelied seufzen, auch seine Heldin ringt vor ihm die Hände und ruft: „um Gotteswillen, so kann ich mich den Lesern nicht präsentiren; ich habe nichts anzuziehen!"

Literarische Frühlings-Lüftung.

Von Hieronymus Lorm.

Der Frühling ist der Vater der Lyrik. Gedichte zu erzeugen ist seine officielle literarische Thätigkeit, von der man überall sprechen darf. Die naivsten und zartesten Mädchen, die noch niemals geküßt haben und deßhalb ernsthaft an den „Kuß der Muse" glauben — ach! die wirkliche Existenz dieses Kusses ist heutzutage noch glaublicher als die der Mädchen, die niemals geküßt hätten — die naivsten und zartesten Jungfrauen, die für ihr Leben gern das Dichterzimmer in dem Augenblicke belauschen möchten, da die Muse ihre Lippen auf die Stirne des gottbegeisterten Apollosohnes preßt, sie haben nichts dagegen, sich den Lenz, „den holden Jungen, den Alles lieben muß", wie Lenau sagt, gleich einem Bureauchef mit der Feder hinter dem Ohr zu denken: Schreibt er doch nach ihrer Vorstellung immer auf Rosenblättern und hat nichts Anderes zu thun als die Düfte zu suchen, die sich am Besten zusammen reimen.

Der Frühling hat aber auch eine geheime literarische Thätigkeit, von welcher nicht gesprochen wird. Er läßt nicht blos Blumen, er läßt auch köstliche und eben so rasch vergängliche — Gemüse aus der Erde sprießen, und die Sehnsucht nach dem schwer zu erkaufenden Besitz und Genuß derselben spornt den trägsten Schriftsteller an, seine lang verschobenen Arbeiten endlich aufzunehmen, kritische Arbeiten, die mit dem Frühling nicht mehr gemein haben als die Thätigkeit der Raupen und Borkenkäfer mit der herrlichen Pflanzenwelt, von der sie sich nähren. So ist der Frühling, der Vater der Lyrik, Dank der Fülle von Kostbarkeiten, die er der Küche liefert, auch der Erzeuger der ärgsten literarischen Prosa.

Er treibt mich an den Schreibtisch und vergönnt mir zum erstenmale in diesem Jahre, nachdem das Zimmer gelüftet ist, die Fenster nicht zu schließen. Entzückende Frühlingsluft durchströmt den Raum und möchte Alles, was darin ist, vor Allem mich selbst weit hinaustragen bis auf den Gipfel jener Berge, die in blauem Nebelduft schimmern. — Schon blühen die Gärten — aber stille, mein Herz! du darfst nicht für Blumen, nur für Gemüse schlagen. Wirst du niemals einsehen lernen, daß du hart neben einem leeren Magen dein Wesen treibst und nicht in dem Leibe eines glücklichen Müßiggängers steckst, sondern in dem eines vernachlässigten deutschen Schriftstellers?

Es kann aber nichts Thörichteres geben als eine so unerfahrene junge Frühlingsluft. Nun hat sie sich sogar über den Lesetisch am Fenster hergemacht und schlägt die dort ihrer Beurtheilung harrenden Bücher auf! Wahrhaftig, die müßige Luft, die so wunderschön thun kann, was sie will, blättert aus eigenem Antrieb in diesen Bänden, die ich nur seufzend und meine schwere Pflicht verwünschend in die Hand nehme.

Sollte ich die Werke nicht ganz und gar den Winden preisgeben, weil sie schon einmal darüber her sind?

Vielleicht! Es wäre eine neue Art von Kritik, eine solche literarische Frühlings-Lüftung! Die Fenster sind zum erstenmale wieder den ganzen Tag offen, es ist also ohnehin der Moment gekommen, in welchem so Manches von selbst zum Fenster hinaus-

fliegt, was sich den Winter über in unbeachteten Winkeln der Schriftstellerstube gesammelt hat, deren heiligen Schmutz die Hausfrau nur selten wegräumen darf. Welche einfache, kurze und doch wunderbare beschwingte Kritik, wenn die Mehrzahl der Literatur-Erzeugnisse des verflossenen Winters zum Fenster hinausfliegt! Schon rufe ich meinen kleinen Jungen, der die größte Freude daran hat, was ihm in die Hand kömmt, und wären es die ihm unentbehrlichsten Gegenstände, seine Mütze, seine Schultasche, mit einem kühnen Schwung in die Höhe zu werfen. Freilich wird es ihm nur eine halbe Freude sein, das Gleiche mit Büchern zu thun, da ihm streng verboten wird — sie wieder aufzufangen. Einige Bedenken halten mich aber noch zurück. Soll ich im egoistischen Zorn gegen die ewig neu sich ergänzenden Schlammfluthen des deutschen Büchermarktes so grausam sein, armer Leute Kinder, die auf dem Straßenpflaster spielen und noch vom Baum der Erkenntniß nicht gegessen haben, vorzeitig mit den Früchten der Dummheit zu bewerfen? Ein dämonisches Gelüste Rache zu nehmen an spectaculösen Gassenjungen, die so oft mit ihrem Geschrei die gedeihliche Ruhe meiner Arbeitsstunde stören, könnte allerdings dazu verleiten, das Gift hinabzuwerfen. Allein sind sie nicht pure Unschuld im Vergleich mit den Gassenjungen, die ziel- und zwecklos durch die Literatur laufen und, nicht zufrieden damit, hinter die Schule gegangen zu sein, uns noch belehren wollen, was sie getrieben, nachdem sie sich für das Lernen zu gut gefunden hatten? Ist der Lärm, der von der Straße heraufschallt, nicht pure Melodie im Vergleich mit dem Geschrei der Reclamen, welches die Welt taub macht für den Gesang des Dichters?

So verdiente denn die Straße eigentlich mit so schlimmen Dingen verschont zu werden, die noch immer tief unter der Würde der Gassenjungen sind. Es gibt jedoch ein Axiom, welches Jeder denkt und Keiner sagt: Erst komme ich und die Nebenmenschen sind nur Neben-Menschen! Darum soll die erste süße Frühlingsluft nicht in meine Räume gedrungen sein, ohne sie wirklich gesäubert zu haben und ohne weitere Rücksicht werfe ich den im Winter angesammelten literarischen Staub hinaus zu dem minder augenverderbenden Staub, den der Frühlingswind aufwirbelt.

Mein Lesetisch stellt eine Aesthetik vor: die Producte jeder Dichtungsgattung bilden übereinander geschichtet immer besondere Haufen. In Oesterreich kannte ich einen „vaterländischen" Dichter, der mit seiner Bildung noch im Anfang des Jahrhunderts wurzelte und eines Tages erzählte, er hätte sich eine Landwohnung genommen, um ungestört in den nächsten Sommermonaten drei Bände Gedichte zu schreiben! Heutzutage heuchelt man mindestens so viel Respect vor dem seltenen Wunder eines lyrischen Gedichtes, daß man immer nur einen einzigen Band als Lebensertrag einer langen Zeit erscheinen läßt. Allein dieser Vortheil wird über die Maßen aufgewogen durch die ungeheure Quantität derjenigen, die jene lyrischen Wunder an sich zu erleben glauben, so daß die Schicht der einbändigen lyrischen Sammlungen auf meinem Lesetisch noch immer höher ist als die der Romane, obgleich von diesen jeder in mehreren Bänden auftritt.

In der lyrischen Schicht herrscht bunte Reihe, oder Arche Noah: jedem Männlein ist ein Weiblein zugesellt.

Alphons Karr hat sich einmal ausführlich über das Schreiben der Frauen ausgesprochen und man könnte seine Meinung in dem Satze wiedergeben: ein Buch aus weiblicher Feder ist ein doppelter Schaden für die Welt: ein Buch mehr und ein Weib weniger. Doch ist der Satz auf die moderne Production, wenigstens auf die lyrische, nicht mehr ganz anwendbar. Wenn man diese zahlreichen Sammlungen unerschöpflicher Verse durchblättert, so findet man, daß nicht das Weib, sondern der Mann darin verloren ging. Eine mittelmäßige Schmerzempfindung, die es weder zur Versöhnung noch zur Verzweiflung bringt, gebietet über mehr Thränen und Seufzer als der wahre Schmerz, dessen Kennzeichen, wenn er sich überhaupt noch zu einer Aeußerung in Worten versteht, der Gedankenreichthum ist. Dem wahren Schmerz des Nächsten geht man im Leben nur zu sehr aus dem Wege, wo er am häufigsten anzutreffen wäre, und sucht ihn in der Poesie, wo er am seltensten zu finden ist.

Warum sollten die Frauen nicht ihre Verse drucken lassen, ohne ihr Geschlecht zu verleugnen, wenn man diese unzähligen Versebücher von Männern sieht, die wie Frauen dichten?

Als ich noch ein Knabe war, im Uebergang zum Jüngling, da sagte meine alte Großmutter: „Du legst viel zu viel Werth auf die Pflege des Leiblichen, dein Anzug und dein Essen gehen dir beständig im Kopf herum. Wenn du einmal im Himmel sein wirst, dann wirst du sehen, daß die lieben Engelein gar keinen Leib haben, sie tragen nichts an sich als Augen und Flügel."

„Wie werde ich da die weiblichen Engel herauskennen?" fragte ich vorsorglich und altklug. Die Großmutter sann einen Augenblick verlegen nach, dann sagte sie: „Die männlichen Engel tragen außer den Augen und Flügeln auch noch Vatermörder."

In den mir vorliegenden lyrischen Sammlungen suche ich in der Sphäre ätherischer Ueberschwänglichkeit umsonst die Vatermörder.

Doch will ich bevor uns der große Wurf zum Fenster hinaus gelungen, noch ein wenig im Einzelnen nachsehen.

In Wien bei Gerold's Sohn erschienen Gedichte von einer aristokratischen Frau: Karoline Gräfin Terlago. Ich will mich der größten Unparteilichkeit befleißigen, die wohl nur darin bestehen kann, gar nicht zu urtheilen. Ich will mich auf ein Citat beschränken und selbst dieses nicht selbstständig, sondern nach dem Vorgang eines Leipziger Blattes wählen. Nur eine allgemeine Glosse gebe ich aus meiner eigenen Betrachtung hinzu. Warum dichtet man in einem gräflichen Schlosse? In einem solchen gibt es ein Bibliothekzimmer und in diesem haben sich seit der Väter Zeiten, so weit die Ahnen hinaufreichen, die Geistesschätze vieler Jahrhunderte und vieler Völker angesammelt. In einem gräflichen Schloß hat man auch Zeit zu lesen und folglich die Wahrnehmung zu machen, wie unendlich mehr Geist producirt, als consumirt wird. In langen Reihen sind die Bücher von Schriftstellern zu schauen, die heute Niemand mehr liest; man hat nicht den Eifer, nicht den Muth, sich durch das Gestrüpp veralteter Formen hindurchzuschlagen, um zu dem darin schlummernden Dornröschen der Poesie zu gelangen. — Jedermann kennt und nennt die Namen dieser Schriftsteller und Niemand weiß über ihre Werke aus eigener Lectüre zu berichten. Wie viel Witz und Weisheit, Schönheit und Tiefsinn liegt hier gänzlich ungenossen aufgehäuft! Wer macht sich heute noch über einen Gassendi oder einen Bayle her? Wer hat auch nur für die minder berühmten Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts noch Geduld?

Und sind die Enkel den Ahnen gleich, so sammeln sich im gräflichen Schloß auch die Bücher des heutigen Tages, und dort, wo man Zeit hat, zu lesen, erkennt man bald, wie viel Geist, Witz, Tiefsinn und Poesie auch in der Gegenwart ungewürdigt bleibt, wenn nicht zufällige Lebensumstände den Autor mit den kritischen Ausschreiern und Markthelfern des literarischen Geschäftes in Verbindung brachten.

Nicht entmuthigt von dieser Armee ungenossenen Geistes fügt die Gräfin Terlago noch einen Soldaten hinzu und er steht nicht einmal auf eigenen Füßen, sondern wie der des Kinderspielzeugs auf angeleimtem Brettchen. Ich gebe zum Beweise nur das erwähnte Citat, obgleich noch zahlreiche andere Anlehnungen kenntlich zu machen wären:

„Es drängen heitre Bilder
Sich aus dem jungen Grün,
Und ruhiger fließen und milder
Die sanften Gefühle dahin.
Die sanften Gefühle fließen
Im Herzen vor und zurück,
Und dies nenn' ich genießen
Den schönen Augenblick."

Das ist an Goethe's „Nachtgesang" angeleimt: „die ewigen Gefühle" u. s. w.

Und ich beschränke mich auch bei einer „erzählenden Dichtung" von W. Zimmermann: „Auf Flügeln des Gesanges" statt jeden weitern Urtheils auf ein bloßes Citat. Die Reminiscenz an das süßliebliche Gedicht von Heine, das mit den Worten dieses Titels beginnt, wird hier folgendermaßen verwerthet:

„Vorsorglich hatt' er mit ein Butterbrot genommen,
Auch einen Labetrunk, den selbst die Muhme braute,
Und ausgezeichnet war ihm beides vorgekommen,
Worauf nachdenklich er ins Blau des Himmels schaute.“ —

Soll ich noch weiter auf Einzelerscheinungen dieser Art eingehen? „Junge, jetzt darfst du werfen! Eins! Zwei! Drei!“ Hinsichtlich der Lyrik wäre ich mit der literarischen Frühlings-Lüftung fertig.

Nun ist die Aussicht frei auf die Pyramiden von Romanen und vermischten Schriften, worunter die Sammlungen von Reiseskizzen und Theaterkritiken, für deren Gestaltung zum Buche absolut kein anderer Grund herauszufinden ist, als daß sie in solcher Gestalt bequemer und ohne Beeinträchtigung des Werthvollen, das in der Zeitung nebenbei gedruckt war, zum Fenster hinauszuwerfen sind. Wollte ich auch hier die einzelnen Erscheinungen hervorheben und die Beweise ihrer — Verwerflichkeit liefern, man würde staunen, daß einige der Autorennamen zu den meist ausgeschrienen der Tagesliteratur zählen. Allein mir graut davor durch Namhaftmachung des Einzelnen auch nur für einen Augenblick die Vergänglichkeit zu unterbrechen, die unermüdlich und sicher ihr Werk vollbringt. Und der thörichte Mensch beklagt die Vergänglichkeit alles Irdischen.

Wie lange aber werden sich die deutschen Buchhändler zu Geistesknechten eines unbekannten Zauberlehrlings machen und unaufhörlich die Wasserfluthen herbeischleppen?

Literaturbriefe.

Von

Johannes Scherr.

März 1877.

Unsere lieben Brüder an der schönen blauen Donau gehen zuweilen etwas weit in der Gemüthlichkeit. Nämlich in der Gemüthlichkeit, uns älteren Leuten ein sehr kurzes Gedächtniß zuzumuthen. Da ist mir unlängst aus Wien ein Aufruf zugegangen, welcher männiglich auffordert, zur Errichtung eines gemeinsamen Denkmals der „östreichischen Dioskuren“ Lenau und Grün mitzuwirken. Auf die Gemüthlichkeit, die beiden genannten Dichter denkmälerisch zusammenzukuppeln, will ich weiter nicht eingehen: hat ja doch nicht nur jeder Oestreicher, sondern jeder Mensch überhaupt das Recht, geschmacklos zu sein. Aber an der Spitze der Unterzeichner des Aufrufes sehe ich den Namen des Herrn von Schmerling und das ist mir denn doch gar zu wienerisch-gemüthlich, gar zu donaublau. Hat man denn da unten durchaus keine Ahnung von dem Aberwillen, welchen dieser Name in deutschen Landen wecken muß? Weiß man nicht, daß mit diesem Namen etliche der traurigsten Erinnerungen von 1848 verknüpft sind? Wir anderen, wir Leute von gutem Gedächtniß, wir sehen noch heute das kynische Hohnlächeln, welches sich am 9. November des genannten Jahres um die Fuchsschnauze eines gewissen „Reichsministers“ ringelte, als er die Ermordung von Robert Blum mit dem wohlfeilen Witze rechtfertigte: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.“ Und das thut sich nun als Gönner von zwei „Freiheitsdichtern“ auf! All' ihr über- und unterirdischen Götter, Lenau und Grün müßten sich aus Zorn über diese schmerling'sche Begönnerung von rechtswegen in ihren Gräbern umdrehen, so sie über den Zorn und über allen übrigen Erdenplunder nicht glücklich hinweg wären.

Nun kann ich mit Bestimmtheit erwarten, daß Sie, liebe Freundin, mich tüchtig abkanzeln werden. Erstens, weil ich pathetisch nehme, was doch nur komisch; zweitens, weil ich so unzeitgemäß rede, als ob ich gar nicht wüßte, welche Stunde die Uhr des Jahrhunderts geschlagen hat.

Mit Nr. 2 thun Sie mir aber unrecht. Ich weiß ja ganz gut, daß wir im Zeitalter der Erfolgsreligion und der Zweckmäßigkeitspolitik leben. Fürchtete ich nicht, Sie zu langweilen, würde ich, meine Behauptung zu erweisen, Ihnen die Genesis der Gegenwartstimmung des Breiteren darlegen. Die kurze Bemerkung werden Sie mir aber schon gestatten, daß der Mangel an Gefühl für Recht und Ehre, welcher dermalen so schamlos sich breitmacht in der Welt, nachweisbar an Umfang und Frechheit ganz riesig zugenommen hat seit jener frevelvollen Decembernacht von 1851, welche Frankreich zur

Beute einer Bande von Banditen machte. Der Papst gab dem Banditenstreiche seinen Segen, der König von Preußen begrüßte, wie uns Humboldt bezeugt hat, die Ruchlosigkeit mit lautem Jubel, aus Kabinetten, Kanzleien und Sakristeien erscholl beifälliges Jauchzen und ein untergeschobener Bonaparte proklamirte den vom echten nur vertraulich bekannten Wahlspruch: „Le succès justifie tout" — schamlos als das alleinige Dogma der europäischen Gesellschaft. Sie nahm es an und that danach. Die Folgen kennen wir. Man wirft den Idealglauben, die Principhaftigkeit, das Pflichtbewußtsein und das Ehrgefühl nicht ungestraft in die Rumpelkammer. Die Anbetung des Erfolgs mag eine passende Religion für Sklaven sein und die mit der grundsatzlosen Zweckmäßigkeit getriebene Abgötterei eine bequeme Leiter für parlamentarische, publicistische und bureaukratische Streber und Kletterer. Aber auf solchem Kothfundament etwas Tüchtiges und Dauerndes erbauen zu können, das mögen doch wohl nur Gelehrte und Literaten von der Sorte jener sich einbilden, welche zur Schmach ihrer deutschen Namen den Decembermann anschmeichelten und bei dem falschen Demetrius des 19. Jahrhunderts um den Orden der „Ehrenlegion" betteln gingen. Daß solche Affenschande ungerügt hinging, ja sogar als etwas Selbstverständliches angesehen wurde, bezeugte erschreckend, wie tief schon die Ehrlosigkeit in unsere Zeitgenossen sich eingefressen hatte. Nicht weniger bezeugte dies die schamlose Frechheit, womit in der Form des Aktienwesens Prellerei, Diebstahl und Raub betrieben worden sind. Man muß mitangesehen haben, wie die organisirte Dieberei z. B. bei der Gründung und Verwaltung von Eisenbahnen verfuhr, wie man unwissende, faule, gewissenlose Klienten und Vettern in die Direktionen und Verwaltungsräthe brachte, diese Kreaturen mit ungeheuerlichen Besoldungen und Tantièmen mästete und in sybaritisch eingerichteten Amtswohnungen logirte, solche Gesellen jahrelang in ihrer Dummheit und in ihrem Dünkel ohne Kontrole fortwirthschaften ließ, wie man den belogenen und bestohlenen Aktionären eine Weile lang den blauen Dunst schwindelhafter Dividenden vormachte und endlich, als die ganze Lug- und Trugblase zum Platzen kam, die Miene gekränkter Unschuld und verkannter Pflichttreue aufsetzte, um mit Stirnen von Erz und mit vornehmem Achselzucken auf hunderte von an den Bettelstab gebrachte Familien, auf eine Schar von ausgeplünderten Witwen und Waisen zu blicken, — ja man muß das alles mitangesehen haben, um zu begreifen, wie weit es die Menschen in der Niederträchtigkeit bringen konnten zu einer Zeit, welche an die Stelle der Rechtsidee die Zweckmäßigkeitspraxis gesetzt hat, an die Stelle des Gewissens den Nutzen und an die Stelle der Ehre das goldene Kalb.

Der Socialismus, welchen selbst die blödsichtigsten Optimisten nachgerade sehen müssen, ist der natürliche Sohn des Kapitalismus und dieser würdige Vater hat in unseren Tagen seinen würdigen Sprößling gelehrt, daß und wie man alles, was bislang für heilig galt unter Menschen, beiseite stellen, verachten, mit Füßen treten könne und dürfe. Der hoffnungsvolle Schüler wird euch zeigen, wie gut er begriffen und verstanden habe — wartet nur! Schon jetzt jammert ihr über die zunehmende Rohheit und Verwilderung des unteren Pöbels; aber ihr überseht, daß dem unteren der obere alles Rohe und Wüste vorgemacht hat, nur in etwas anderen Formen. Und wie wollt ihr verlangen, daß die kleinen Diebe das Stehlen unterlassen sollen, wenn ihr es doch ganz in der Ordnung findet, daß die großen in Palästen wohnen und in prächtigen Equipagen herumfahren?

Unsere Zeit thut so dick mit ihren politischen Errungenschaften, mit ihren wissen-

schaftlichen Forschungen und Findungen, mit ihren technischen Eroberungen und materiellen Vorzügen. Aber all dieses Dickthun vermag sie doch nicht über das anfröstelnde Gefühl hinwegzuheben, daß sie in ihrem Innersten armsälig, öde und hohl. Kein großer Gedanke pocht in ihrer Brust, kein freudiges Streben pulsirt in ihren Adern. Ueberall, auf allen Gebieten, in tausenderlei Weisen nur die gierige, ruhelose und zugleich verdrossene Jagd nach materiellem Gewinn oder, wenn's hoch kommt, nach den Befriedigungen erbärmlicher Eitelkeit. Niemals ist die ehrliche Arbeit so mißachtet, niemals die Unterwerfung unter das Geld so knechtisch, niemals die Skrupellosigkeit in Sachen des Erwerbs so pralerisch, niemals die Titel- und Ordenssucht so ausgeschämt gewesen wie heutzutage. Memmenhafte Heuchelei oben, nackte Brutalität unten. Charakter- und Grundsatzlosigkeit eine so allgemeine Voraussetzung, daß Ausnahmen von der Regel, Männer und Frauen von Charakter und Grundsätzen, mit höhnischer, im besten Falle mit mitleidiger Geringschätzung für Sonderlinge angesehen werden.

Sie wissen, liebe Freundin, nichts liegt mir ferner, als den „laudator temporis acti“ machen zu wollen. Aber man braucht auch kein solcher zu sein, um sagen zu können, daß zur Zeit, wo wir jung waren, die Menschen im Allgemeinen und unsere Landsleute im Besonderen von der gemeinen „Angst des Irdischen“ weniger, viel weniger befallen und befangen waren, als sie es dermalen sind. Dazumal, ja „da gab es noch ein Sehnen, da gab es noch ein Glüh'n“, ein Sehnen und Glühen für Dinge, die nicht im Kurszettel verzeichnet sind. Es mag ja sein, daß wir uns die Ziele zu hoch und zu weit steckten, mitunter sogar ins Blaue hinaus und hinauf; aber es war doch ein aufrichtiger Idealglaube in uns, eine begeisterungsvolle Ueberzeugung und eine Hingebung, die nicht anstand, das persönliche Glück und Behagen dem, was wir hoch und heilig hielten, zum Opfer zu bringen. Wir waren keine Rechner, keine Streber, keine Kompromißkünstler, aber dafür hatten wir reine Herzen und reine Hände und der größte Irrthum, welcher uns schuldgegeben werden konnte, war kein unehrenhafter. Denn es ist ja dieser gewesen, daß wir die Menschen für besser, für viel besser gehalten haben, als sie wirklich waren und sind.

Wir besitzen ein schönes und bleibendes nationalliterarisches Zeugniß für die angedeuteten freiheitlichen und patriotischen Anschauungen und Wollungen, auf welche dermalen jeder ohrenfeuchte Laffe von „Realpolitiker“ nach neuester Mode selbstgefällig herabsehen zu dürfen glaubt. Dieses Zeugniß sind Freiligraths „Neue Gedichte“ (1877), in Gehalt und Form ein edles Buch*). Die Bezeichnung „neu“ ist jedoch nicht streng wörtlich zu nehmen. Mit wenigen Ausnahmen erschienen die hier zusammengestellten Dichtungen schon früher, bei Lebzeiten des Dichters, da oder dort gedruckt. Das „neu“ sollte daher meines Erachtens wohl nur den Gegensatz andeuten, in welchem diese Schöpfungen aus Freiligraths späterer Zeit zu den Hervorbringungen seiner früheren Richtung stehen, welche letzteren bekanntlich in den 30ger Jahren entstanden sind und veröffentlicht wurden. Sie haben ihren Verfasser als einen 'ethnographischen Dichter ersten Ranges berühmt gemacht, als eine dichterische Charaktergestalt, an welcher selbst Heine's Witzpfeile, welche doch anderwärts so tief drangen und so fest hafteten, wirkungslos abprallten.

*) Durch die Besprechung dieser „Neuen Gedichte“ die aber in Wahrheit alte Gedichte sind, findet das in dem Strodtmann'schen Aufsatz gegebene Charakterbild Freiligrath's eine unseren Lesern gewiß willkommene Vervollständigung. Anm. d. Red.

Die vorliegende Sammlung kennzeichnet Freiligrath als Menschen und als einen poetischen Stimmführer der Opposition, wie diese in den 40ger und 50ger Jahren war. Da ist es nun vor allem psychologisch und kulturhistorisch merkwürdig, mitanzusehen, wie ein ursprünglich politisch ganz harmloser, ja gleichgiltiger Poet, dessen Phantasie unter dem Aequator, in tropischen Urwäldern, asiatischen Steppen, amerikanischen Savannen und auf unbegränzten Meeren heimischer gewesen als im eigenen Vaterlande, zum Liberalen, zum Radikalen, zum Demokraten und Republikaner sich entwickelte. An dieser Entwickelung eines durchaus lauteren Menschen, welche mit logischer Nothwendigkeit vor sich ging, können wir die Elendigkeit der deutschen Zustände von damals recht deutlich abmessen. Was aber Freiligrath als „politischen" Dichter weit über die andern stellt, ist seine geniale Fähigkeit, aus der oppositionellen Zeitstimmung heraus dichterische Gestalten zu schaffen, Gestalten von Knochen und Mark, von Fleisch und Blut, sowie charakteristische Geschehnisse zu Bildern zu formen, welche wie glühende Kohlen durch nächtliches Dunkel leuchten und wie in unsere Einbildungskraft, so auch in unser Gemüth förmlich sich einbrennen. Lesen Sie, liebe Freundin, wieder einmal die Gedichte „Vom Harze", „Aus dem schlesischen Gebirge", „Hamlet", „Von unten auf", „Die Todten an die Lebenden" und ich bin gewiß, daß sie davon den mächtigen Eindruck empfangen werden, welchen ich so eben zu kennzeichnen versuchte. Daß unser Dichter im Jahre 1870 das Vaterland über die Partei stellte, bedarf weiter keines Rühmens. Das durfte, konnte und mußte ja von jedem anständigen Deutschen erwartet werden. Aber zu rühmen ist von Freiligrath, daß er das beste Lied gesungen, welches dem „großen" Jahr entsprungen: — „Die Trompete von Gravelotte". Ich kenne in aller Literatur nur ein auf einer ähnlichen Situation beruhendes Gedicht, welches der wundersamen Freiligrath'schen Elegie nahekommt, „The burial of Sir John Moore", welches lange dem Byron zugeschrieben, in Wahrheit aber von Charles Wolfe gedichtet worden ist.

Den reichen Liedercyklus, welcher auch Solche, die unsern Dichter nicht persönlich gekannt haben, den Menschen Freiligrath unfehlbar liebgewinnen läßt, eröffnet das einzigschöne „O lieb', so lang du lieben kannst —" eine jener Liederperlen, deren auch die reichsten Literaturen nur wenige besitzen. Die Gedichte aus des Dichters Familienleben sind von herzbewegender Innigkeit und die bitterste Thräne, welche jemals in Freiligraths Augen stand, hat sich zu einem leuchtenden Diamant krystallisirt in dem Trauerliede „Otto zu Wolfgangs Hochzeit". Hier erkennen wir wieder einmal so recht die Magie des echten Dichters, der uns seinen Vaterschmerz über den Verlust seines in blühender Jugend weggestorbenen Sohnes wie einen eigenen, selbsterlebten mitfühlen macht. Weiterhin finden wir der vorliegenden Sammlung verschiedene Gelegenheitsgedichte einverleibt, aus welchem eine Eigenschaft Freiligraths hervorlächelt und hervorlacht, die man sonst weniger an ihm kannte, nämlich ein prächtiger Humor. So aus dem im gelungensten Rokokostil gehaltenen „Hochzeitslied", welches „Damon, jener vielgenannte Pfeiffer auf dem Haberrohr" sang und „blus"; ebenso aus den neckarsulmer „Kindtaufesprüchen" und aus dem köstlichen dito neckarsulmer „Aufweichungskarmen."

Den Schluß des reichen Bandes endlich bilden Proben der allbekannten und anerkannten Meisterschaft Freiligraths in der dichterischen Uebersetzungskunst. Vollendetere Aneignungen fremder Meisterdichtungen als Freiligraths Verdeutschungen von Burns' „Is there, fore honest poverty" und von Hood's „Song of the shirt" gibt es nicht. In

der letzten Zeit seines Lebens hat er seine Kunst als internationaler Dichter-Dolmetsch insbesondere dem Amerikaner Bret Harte zugewandt und die zackige Zeichnung, das flackernde Kolorit des Kaleforniers ist in den Freiligrath'schen Uebertragungen seiner Gedichte unübertrefflich wiedergegeben. Aber ich kann die Frage nicht unterlassen, ob der Gegenstand der aufgewendeten Dolmetschungsmühe auch wirklich werth und würdig gewesen sei. Ich weiß recht wohl, daß Bret Harte dermalen in Deutschland in der Mode ist; allein — Mode hin, Mode her — ich bin der unmaßgeblichen Meinung, Bizarrerie sei noch lange nicht Poesie. Weder die Lieder eines Goldgräbers, noch die kalifornischen Novellen, weder „Gabriel Conroy" noch „Thankful Blossom" haben mich zu erwärmen vermocht. Alle diese Sachen packen Einen zuerst mit einer gewissen brutalen Kraft, aber nach verwundener Ueberraschung empfinden wir alsbald den Ueberdruß, welchen alles Aufgereckte, Gewaltsame, Krampfhafte hervorruft. Von dem „Realismus" — bekanntlich einem Lieblingsstichwort der literarischen Mode von heute — des Amerikaners hat man viel Aufhebens gemacht. Nun ja, ich will diesen Realismus nicht bestreiten; aber ich meine, derselbe rieche verteufelt nach Brandy und nicht allzu selten dürfte dieser mit Fusel ganz richtig übersetzt sein.

Sardou's neueste Komödie.

Von **Gottlieb Ritter.**

Victorien Sardou, der erste Lustspieldichter des heutigen Frankreich, spricht sich in der Vorrede zu seinem Drama: La Haine folgendermaßen über die Art und Weise aus, wie die erste Idee eines Stückes in ihm Gestalt zu gewinnen pflegt: „Dieser Proceß ist bei mir immer ein und derselbe. Die dramatische Idee erscheint mir stets in Form einer Art philosophischer Gleichung, wobei es sich darum handelt, das Unbekannte zu finden. Sobald das Problem aufgestellt ist, tritt es mir nahe, beschäftigt mich unablässig und läßt mir keine Ruhe, bis ich die lösende Formel gefunden habe."

Die dramatische Idee seiner neuesten fünfactigen Komödie „Dora", die kürzlich mit sensationellem Erfolg im Vaudeville-Theater zu Paris zum erstenmal aufgeführt worden ist, mag sich ihm ohne Zweifel als folgende Frage präsentirt haben: „Unter welchen Umständen kann eine junge Dame ohne ihr Vorwissen am schwersten compromittirt sein?" Sardou dürfte darauf geantwortet haben: „Dann, wenn sie als ein Opfer von Mißverständnissen in den Augen ihres Gemahls als eine Spionin oder Diebin erscheint."

Diese Idee ist ebenso wenig neu, als die sämmtlicher Stücke Sardou's. Offenbar kannte er das Drama „Les Espagnoles en Danemarck", welches in Mérimée's Theâtre de Clara Gazul steht: Die Hauptsituation, daß der Held im Augenblick seiner Liebeserklärung erfährt, die Geliebte sei eine politische Angeberin, findet sich auch in dem neuen Sensationsstück. Wer hieraus dem Verfasser einen Vorwurf machen wollte, verdiente daran erinnert zu werden, daß die größten Dichter aller Zeiten und Völker in gewissem Sinne auch die größten Plagiatoren waren: daß Dante das ganze Gerüst der göttlichen Komödie den Visionen des Fra Alberto entnahm, daß Don Quijote eine Nachahmung ist, daß Molière seine besten Scenen aus der Commedia dell' arte schöpfte und Shakespeare's, fast sämmtliche Lust- und Trauerspiele Umarbeitungen älterer Stücke sind. Das Genie erfindet nicht, es findet.

Hätte aber auch Mérimée's Drama den Verfasser der „Dora" nicht inspirirt, ein Mann wie Sardou müßte doch früher oder später auf die Behandlung just dieses Themas verfallen sein. Sardou hat den Sinn der Actualität. Im Augenblick als der Luxus alles Familienleben unmöglich zu machen schien, schrieb er die „Familie Benoiton"; als die Republik unter Gambetta's und anderer Advokaten Dictatur Frankreich zu Grunde richten wollte, schuf er den Typus des „Rabagas"; als amerikanische Sitten sich einzunisten drohten, zeichnete er im „Onkel Sam" das Musterland mit satirischer Feder . . . Und heute, wo jeder gute Franzose darauf schwört, daß weder der preußische Schulmeister, noch der deutsche Soldat, sondern einzig und allein der mythische Spion Frankreich niedergeworfen habe, da versetzt der fingerfertige Sardou seine „Dora" auf die Bretter des Vaudeville und malt den Teufel der Spionage an die Wand. Die Diplomatie, sagte er, bezahlt ihre Spione. Die Spioninnen halten ihre anscheinlich schöngeistigen Cirkel, wo der arglose Franzose so weidlich ausspionirt wird, daß kein politisches Geheimniß in keinem Herzen zurückbleibt; unsere Feinde wollen uns mit der Frau erobern, nachdem sie uns mit dem Soldaten erobert haben. Doch lassen wir einer der

anziehendsten Personen des neuen Stückes, dem Abgeordneten Favrolle, das Wort, wo er seinem Freunde André de Maurillac auseinandersetzt, wie er und sein Schöpfer Sardou über diesen Punkt denken.

Favrolle. Die Correspondenz, mein guter Freund, die Information, die politische Indiscretion ist die herrschende Epidemie ... besonders bei den Frauen. Sie findet in ihnen einen völlig vorbereiteten Stoff in dem Erbübel dieses Geschlechts, der Schreibsucht.

André. Aber die Correspondenz, sogar die politische ...

Favrolle (lebhaft). O erlaube, wir müssen da wohl unterscheiden! Die offene Correspondenz, die unter freiem Himmel gedruckt wird, heißt Journalismus. Aber jene, wovon ich spreche, ist verborgen, unterirdisch, ohne Controle ... und was weißt Du von ihr? Nichts. Wer mäßigt sie, wenn es nöthig ist? wer bürgt Dir für ihre Ehrlichkeit? Niemand. Uebrigens bezeichne mir einmal die genaue Grenze, wo sie aufhört unschuldig zu sein, um gefährlich und strafbar zu werden. Bei welcher Zahl von Haaren beginnt der Kahlköpfige? Bei welcher Art von erlisteten und verkauften Geheimnissen fängt der Verrath an? Welcher ist der genaue, mathematische Punkt, das Haar, das den Schwätzer vom Ausplauderer und den Ausplauderer vom Spion trennt? Wie? Das Unbekannte erspüren, entdecken und verrathen ... wem? ... Dem Fremden! Thut man das ohne seine eigene Ehre zu beschmutzen, ohne sein Land zu gefährden? Daß es Menschen gibt, die ihrer Vaterlandsliebe sicher genug sind, um das ohne Furcht zu wagen, ich weiß es und bewundere sie. Aber wenn dieser Held eine Frau ist, und diese Frau eine ... (geringschätzige Geste) und diese ... (wie oben) eine Fremde! ...

André. Dann glaubst Du wohl, es gäbe deren solche in diesem Salon?

Favrolle. Wie überall, wo der Kosmopolitismus blüht. Früher genügte die Pariserin aus Gleichgültigkeit und Leichtsinn zu diesem Amt. Aber, zu ihrem Lobe sei es gesagt, man kann seit unserem Unglück nicht mehr auf sie rechnen. Man wandte sich also zu den exotischen Dämchen dieser Sorte. Und von da an sind diese lieblichen Zugvögel von allen Himmelsgegenden hergeflogen, und zwar so zahlreich, daß Du vom Park Monceau bis zum Triumphbogen kaum alle die Nester zu zählen vermöchtest, die diese schönen Um-die-Welt-Reisenden an die Dächer der Hôtel garnis befestigt haben. Am hellen Tag ist Versailles von ihnen bevölkert, und Alles das flattert, coquettirt, klatscht, schnäbelt über unsere Fehler und scharrt unsere Fehler zusammen. Und jeden Morgen, wenn jenseits der Grenze Herr von X. oder Herr von Z. erwacht, wartet man ihm mit seinem Kaffee gleichzeitig mit gewissen parfümirten Briefen auf, die er durchstöbert, indem er seine Tasse mit Zucker versieht. Und nicht Eine die nicht ihre kleine Mittheilung hätte! ... Und das Alles wird überschrieben, classificirt und methotisch in sein Fach geschlossen ... Es ist nur ein Detail, nur ein Wort, noch weniger als das! ... Ein einziger Brief, aber dieser Brief, zu einem andern gefügt, wird das ganze Wort ergeben und dieses Wort wird unsere ... (Er macht die Bewegung, als drehte er den Schlüssel des Tisches, auf dem er lehnt.) Und wer hat es verrathen? Du, ich, wir Alle, die man doch durch harte Lehren gewitzigt glauben sollte, die aber immer so mittheilsam dem Fremden gegenüber sind, der uns beobachtet, und allzu ritterlich, um ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Uebrigens, wo findet man so schöne Frauen, die bei ihnen zu Haus mit so viel Langerweile das thun, was sie bei uns mit so viel Annehmlichkeit thun ... für uns und für sie! ...

André. Geh! Du übertreibst! da ist er ja, mein Franzose, der überall Spione sieht.

Favrolle. Und da ist mein Franzose, der sie nirgends sieht.*) ....

Nachdem also Dumas fils die Damen der Halbwelt entdeckt hat, zeigt uns Sardou die der — Reise um die Welt und führt eine neue Figur auf die Bühne: die diplomatische Spionin. Hat Sardou diese der Wirklichkeit entnommen oder ist sie nur ein Product seiner Hallucinationen — Sardou ist bekanntlich ein gutes Medium — oder der Gespensterseherei seiner Landsleute? Die Frage scheint mir müßig zu sein. Die Zeit der historischen Spioninnen ist längst vorbei aus dem einfachen Grunde, weil die Regierungen von einer viel praktischeren „Spionin" bedient werden, als die Galanterie ist: von der Presse. Seitdem die Korrespondenten größerer Blätter ihre Informationen aus erster Hand, von den Ministerien selbst, beziehen und der Telegraph jede Geheimnißkrämerei durch seine blitzschnelle Sprache unmöglich macht, findet eine Krüdener oder Madame de Genlis keine Nachfolgerinnen mehr, und Napoleon, der die Staël nur darum so sehr haßte und verfolgte, weil sie die ihr zugedachte, ihres Charakters und Talents unwürdige Rolle einer politischen Reporterin von der Hand wies, könnte sich jetzt ihrer Helfershelferschaft vortrefflich entrathen. Die Spionin von heutzutage kann es über eine unschädliche Fraubaserei nicht hinausbringen. Bester Beweis: Sardou's Stück.

Die Spionage in „Dora" trägt einen überaus heiteren, um nicht zu sagen dummen

---

*) Sämmtliche hier mitgetheilte Probescenen sind eigens für die Monatshefte aus dem ungedruckten Original übersetzt.

Charakter. Da ist ein gewisser Baron van der Kraft, der in Paris zudem von einem Schauspieler gegeben wurde, dessen einfältiger Gesichtsausdruck keinen Zweifel an der Unfähigkeit seines Gehirns aufkommen läßt. Dennoch steht er im Sold einer fremden Regierung, die Sardou aus Furcht, einen Krieg mit Deutschland zu veranlassen (!), die österreichische nennt, was wohl die freundschaftlichen Beziehungen Frankreichs zu diesem Lande beweist. Er steht im unmittelbaren Dienst des ... österreichischen Ministers Fürsten von ... Paulnitz und ist das Haupt eines Regiments schöner weiblicher Spione, die vornehme Phantasietitel tragen und im Punkte der Galanterie umso eher mit sich reden lassen, als sie nebenbei in ihren Salons und Boudoirs liebebedürftigen Diplomaten mehr oder minder wichtige Geheimnisse zu entlocken suchen, die sie alsdann ihrem Brodherrn van der Kraft auszuliefern haben. Im zweiten Act erscheint van der Kraft mit einem ganzen Harem spionirender Weiblichkeiten in einem wildfremden Salon und ertheilt nun auf's Ungezwungenste seine Instructionen. Er dankt einer der Damen, die die Maitresse des Hauptmanns Masson ist, für ihren letzten Rapport: „Ihre Berichte über die Verwendung der Panzerplatten alter Kriegsschiffe für Festungswerke waren ausgezeichnet." Als ob solch' eine Dame von Panzerplatten und Festungswerken mehr verstehen würde, als gerade nöthig ist, um einen unbrauchbaren Galimatias zu verfassen! Und dann diese unnatürliche Naivetät der Opfer dieser Damen! Derselbe Hauptmann zeigt später dem kleinen Fremdenbataillon unter dem Kommando van der Kraft eine Generalstabskarte und erklärt ihnen die Schanzen von Pontoise. Ein anderer Offizier erzählt von seinen topographischen Studienritten und verräth, die Vertheidigungspunkte im Südosten des Pariser Festungsgürtel seien noch nicht armirt. In der That, man fühlt sich bewogen mit jenem Zuschauer, der in der Liebesscene eines modernen Trauerspiels lange philosophische Redensarten zu hören und ein gelangweiltes Paar zu sehen bekommt, verwundert auszurufen: Haben sie nichts Besseres zu thun? Gewöhnlich beschränkt sich das Interesse der Damen auf näher liegende Punkte als auf Generalstabskarten und Topographie, — aber die auszuspionirenden Gimpel des Herrn Sardou sind seine Spioninnen vollkommen werth. Gleichwohl sehen die französischen Zuschauer durchgängig das Absurde im Ausgangspunkt der „Dora" nicht im Entferntesten ein: ihre Spionagen-Riecherei hat ihr sonst so gesundes Urtheil getrübt und verherrlicht das interessante Stück eines genialen Faiseurs zu einer nationalen That.

Nachdem wir also gegen die Realität dieser eingebildeten Welt von Spionen und Spioninnen Einsprache erhoben, wollen wir sehen, wie der Verfasser die Brücke in eine andere Welt schlägt, deren Existenz weniger angezweifelt werden dürfte. In der That fühlen wir bald festen Boden unter uns.

Baron van der Kraft ist mit seinen Damen nach Nizza, dem Sammelpunkte der vornehmen Welt übergesiedelt. Dort ist reichliche Arbeit für die käuflichen Egerien. In dieser ewig bewegten kosmopolitischen Welt, die man in Seebädern und Spielhöllen findet, treffen wir die Marquise de Rio Zares, eine jener vielen Seebad-Mütter, die mit vornehmen Mienen und leeren Koffern all' ihre Hoffnungen auf die reiche Verheirathung ihrer Tochter setzen, um baldmöglichst im stillen Hafen einer vornehmen Schwiegermutterschaft einzulaufen. Jetzt bewohnt die Marquise mit ihrer Tochter Dora ein comfortables Chalet an der Promenade des Anglais. Ihre Situation ist kritisch. Die alte Rio Zares, obwohl — was auch der mißtrauische Favrolle denken mag — eine wirkliche Marquise und authentische Frau eines spanischen Granden, der als General im Dienste der Republik Paraguay den Tod fand, besitzt nicht das mindeste Vermögen; ja, sie ist noch die große Hôtelrechnung schuldig geblieben, so daß jetzt, wo die Saison zu Ende geht und alle Kurgäste sich zur Abreise schicken, Mutter und Tochter als Pfand zurückbleiben müssen, wenn nicht noch in letzter Stunde unter der Schaar von Verehrern ein ernsthafter Freier erscheint. Freilich ist die Hoffnung gering, denn die Excentricitäten der Marquise, die nach südlichem Geschmack als wahre Operettenmutter in kreischenden Farben gekleidet geht, und der Mangel jeder Mitgift scheuchten auch die Verliebtesten bis jetzt ab: den ungarischen Journalisten Tekly, den Marineoffizier André de Maurillac, dem Rumänen Stramir ... Ja, was schlimmer ist, diese unsolide Umgebung wirft

einen starken Schlagschatten auf die unschuldig gebliebene Dora. Die reizende Scene, wo die Tochter der Generalswittwe zum erstenmal erscheint, wird die Situation und die Charaktere der Abenteuerinnen besser beleuchten.

Dora (noch hinter der Scene ruft aus dem Nebenzimmer, dessen Thüre offen geblieben ist). Mama!

Marquise. Ja?...

Dora. Ist Niemand mehr da?

Marquise. Nein.

Dora. Ich finde meinen zweiten Pantoffel nicht.

Marquise (zum Kammermädchen). Mion, such' diesen Pantoffel 'mal.

Mion. Ja, Madame. (Im Augenblick, wo sie über die Scene geht, sieht sie nach dem Garten). Oh! Madame!

Marquise. Was?

Mion (zeigt gegen den Garten). Der Juwelier!

Marquise (erschrocken). Schnell! schließe! (Sie eilt nach dem Hintergrund, dreht den Schlüssel der Apartementsthüre zu und zieht die Vorhänge. Mion verschließt desgleichen die Läden am Fenster).

Dora (tritt auf im Frisirmantel, die Schultern blos und vollendet ihre Coiffüre). Nun, wird's bald, Mion? Mein Pantoffel!

Marquise (lehnt sich unbeweglich an die Thüre und macht ihr Zeichen zu schweigen). Chitu!

Dora (hüllt sich lebhaft in ihren Peignoir). Wer denn? Ein Mann?!

Marquise (halblaut). Der Juwelier!

Dora (ebenso). Ah! Du hast mir Angst gemacht! (Im Hintergrund wird geklopft. Stille. Man klopft wieder. Die drei Frauen theilen sich ihre Gefühle durch Gesten mit).

Mion (guckt durch die halbgeöffneten Läden). Na, er geht um's Haus herum! Er wird sich in die Küche schleichen!

Marquise. Schnell! sag' ihm, ich sei ausgefahren! in die See.

Mion. In die hohe See! (Ab.)

Dora. Bringt er seine Rechnung?

Marquise. Zum viertenmal bringt er sie! zum vierten!

Dora. Wir haben also kein Geld mehr im Hause?

Marquise. Woher? Die „Havannah" ist nicht angekommen ... Das Landgütchen ist den Weg alles Fleisches ... Nix, nix mehr!

Dora. Schlage ihm ein Arrangement vor.

Marquise. He, ich gebe ihm alle Orden Deines Vaters zum Pfand.

Dora (protestirend). Oh!

Marquise. Oh! rege Dich nicht auf! er wollte sie nicht.

Dora. Das ist mir lieber. (Mion kommt zurück.)

Marquise. Nu?

Mion. Er drückt sich! ... Hier ist der Pantoffel! (Sie zieht ihn Dora an.)

Marquise. Uff! Hasta manana! ... (Sitzt ab und fächert sich.)

Mion. Und das Diner, Madame?

Marquise. Mach' mir 'ne Knoblauchsuppe! Das ist genug!

Mion. Und dem Fräulein?

Dora (mit dem Haarputz fertig). Ach, mich hungert nicht.

Marquise. Ach geh, iß ein wenig! Sie wird es Dir aus dem Hôtel kommen lassen.

Dora (ungeduldig). Nein doch! nur eine Apfelsine! ...

Mion (legt eine Orange auf den Tisch neben ein Glas Wasser und geht ab).

Marquise (zeigt mit ihrem Fächer auf die Hôtelrechnung, die auf dem Tische liegt, mit Absicht). Und nun gar noch das Hôtel! ... Die Unverschämten schickten die Rechnung.

Dora (nach rechts). Ach Gott, sprich mir nicht mehr von Rechnungen, ich bitte Dich! ... Das reizt mich! ... (Sieht im Vorübergehen die Bouquets auf dem Tisch.) Wer war hier?

Marquise. Telly, der von London kommt ... Man erkennt ihn nicht wieder ... Den Jungen! Er hat seinen Bart rasirt ... Dann der kleine Engländer mit diesem Strauß ... Taupin mit diesem hier ... und Herr de Maurillac mit dem andern! ...

Dora (nimmt das Bouquet). Hollunderblüthen! ...

Marquise. Ja. (Dora bricht einen kleinen Zweig aus dem Strauße und steckt ihn ins Haar). Er wird heute Abend mit der Fürstin kommen, die morgen verreist.

Dora (traurig.) Alles reist ab, nur wir nicht.

Marquise. Da sind wir allerdings ... gefangen im Hôtel ... auf unserem Gepäck ... es sei denn daß ... (Hält ein).

Dora. Daß was?

Marquise. Na, iß mich nur nicht! ... Du machst schon Augen! ... Die Fürstin bringt heute jemand mit, der Dich heirathen will.

Dora (zuckt die Schultern und setzt sich ans Piano). Welche Idee! und wer das?

Marquise (zögernd). Stramir.

Dora (mit einem Zeichen der Verachtung, spielt einige Triller und zuckt die Schultern). Ah!

Marquise. Ei, wenn er Dich heirathet . .

Dora. Ach geh, arme Mama, Du machst Dir Illusionen! Er so wenig, als ein Anderer!..

Ja, ihr Herz in Prosa und Reimen mir anbieten ... mit Liedern und Bouquets, oh! das so viel, als man will! ... aber heirathen! ... (Sie spielt einige Tacte, die ihren Gedankengang vollenden).

Marquise. Und warum nicht?

Dora (immer spielend). Weil ich keine Mitgift habe und was weiß ich sonst! ... Und weil man bei einem Mädchen in meiner Stellung immer hofft, nicht so weit gehen zu müssen ...

Marquise. Oh!

Dora (bricht ihr Spiel plötzlich ab). Nein, nein, nein, nein, ich will nicht.

Marquise. Du regst Dich auf! aber wenn er Dich hübsch genug findet ...

Dora. O ja! o hübsch! und auch nicht zu dumm, nicht wahr? Genügt das, damit ein braver Mann mich ohne Geld heirathet? Und doch, er würde nicht fehlgehn, der! ... Ich fühle, ich wäre so gut ... so zärtlich, so hingebend! ... (seufzend) Ach, der, den ich liebte und der mich liebte ... wie würde ich ihn lieben!

Marquise. Wohlan, Stramir ...

Dora (spielt wieder, lebhaft). O Dein Stramir! ... ein Dummkopf! ... er langweilt mich! .. Soll ich mich auf diese Art verkaufen? ... Nein, es empört mich?

Marquise. Welch harter Kopf! ... Und was soll dann aus Dir werden.

Dora. Ich werde ins Kloster gehen. (Greift ernste und tiefe Accorde).

Marquise. Du eine Mönchin! (Sie wendet sich gegen die Wand, wo das Riesenportrait ihres Mannes in Generalsuniform hängt.) Hör' Deine Tochter, Don Alvar! ich bitte Dich, höre sie!

Dora (spielend). Ihr seid Beide gleich schuldig ... warum bin ich kein Mann! ...

Marquise. Ein Mann!

Dora (spielt einen Marsch). Ich wäre Soldat!

Marquise. Soldat! ... und ich alsdann? ... ganz allein und ganz alt? ...

Dora (erhebt sich, eilt lebhaft zu ihr und umarmt sie gerührt). Allein? ... Ach, arme, vergötterte Mutter! Du allein? ... ohne Deine Nina? Ach, querida mia! Nie, Du weißt es, nie, nie! (Trocknet die Augen der Mutter, fröhlich.) Und wenn wir zu arm sind, dann werden wir auf den Straßen singen gehen ... die Guitarre schlagen ... from, from, from! Willst Du wohl lachen? Willst Du wohl Deiner Nina zulächeln? Ich will, daß Du lachest! Lach' doch!

Marquise (trocknet sich die Augen und lacht). O, tolles Köpfchen!

Dora (schneidet die Apfelsine und preßt ihren Saft in ein Glas.) Oder ich werde Stramir heirathen, um Dir ein Vergnügen zu machen. Na, bist Du zufrieden? Aber ist nur er bereit, um meine Hand anzuhalten?

Marquise. He, wenn ich Dir sage, ja? ...

Dora (ahmt ihre Sprechweise nach). Und he, wenn ich Dir sage, nein? ... Uebrigens ... ei, befragen wir das Orakel.

Marquise. O, Neger-Kindereien! als ob in einer Orangeade ...

Dora (sieht ins Glas). Da schau, die Kerne, die darin herumschwimmen, sind meine Liebhaber. Sie steigen, sie sinken, sie wirbeln durcheinander! Auch nicht einer schwimmt obenauf! ...

Marquise (schaut ebenfalls mit Spannung). Schüttle einmal.

Dora (erstaunt). Ei, ja ... da steigt einer empor ... und bleibt!

Marquise (lebhaft). Stramir.

Dora. Nein, Stramir ist unten, ganz im Grund.

Marquise (ruft). Mion! ... Entschieden, ich geh' aus?

Dora. Wohin?

Marquise. Nebenan in die Kirche, damit Stramir obenauf schwimmen möge. (Zur eintretenden Mion). Gib mir Geld für eine Kerze! (Mion sucht in ihrer Schürze und gibt der Marquise einen Sou.)

Dora (Noch immer in ihr Glas blickend). Ach, arme Mutter, geh! ...

Marquise (zu Dora). Geh zieh Dich an, denn man kommt zu Besuch.

Mion. Und die Erfrischungen?

Marquise. Du brichst ein paar Eier und machst Spumas à la canelle.

Dora. Und wenn es die Besucher nicht lieben?

Marquise. Um so besser, dann lassen Sie's bleiben. (Ab).

Dora (schaut noch sinnend ins Glas). Wer mag es sein?

Die eine Hoffnung der burlesken Mutter wird bald zu Wasser. Der bewußte Stramir, ein zweifelhafter Rumäne und sicherer Tölpel, von dessen Millionen die Gesellschaft von Nizza spricht, wie der Blinde von den Farben, findet sich ein und bietet Dora mit einem prächtigen Bouquet seine Hand an. Da er aber hinzufügt, er könne ihr umso eher eine glänzende Position versprechen, als er ... von seiner Frau gerichtlich getrennt, wenn auch nicht geschieden sei, so weiß Dora vollkommen, was sie davon denken soll, springt auf und schlägt dem Laffen das Bouquet ins Gesicht, so daß ihm nichts weiter übrig bleibt, als die Gesellschaft so bald wie möglich zu verlassen. Dora aber sinkt vor Schmerz und Scham überwältigt auf einen Stuhl, was namentlich dem einen der Liebhaber, dem jungen André de Maurillac, für einen neuen Beweis der Unverdorbenheit Dora's gilt.

Sein skeptischer Freund, der bereits eingeführte Abgeordnete Favrolle, urtheilt wesentlich anders, denn er schließt von der Umgebung des Mädchens auf dieses selbst. Was ist das auch für eine demoralisirende Gesellschaft von Lebemännern, Abenteuerinnen, Spielern aus Profession und Courtisanen! Sardou liebt die kleinen episodischen Genrescenen. Die Befragung des Orangeaden-Orakels ist eine solche, und sie zeichnet uns die Marquise und ihre Tochter auf einen Strich. Eine zweite Episode charakterisirt die Gesellschaft, worin sich Dora bewegt. Auf dem Tisch liegt eine Visitkartenschaale. Einige Herren ziehen auf gerathewohl etliche Karten heraus und versuchen es, die darauf Genannten zu kennzeichnen. Da stellt sich heraus, daß Keines vom Andern, mit dem es verkehrt, etwas Näheres und Bekanntes weiß, und daß das Leben in den Seebädern einem Maskenball gleicht, wo man die Masken nicht lüften darf. Favrolle macht diese Bemerkung, und nimmt davon die Marquise sammt angeblich unschuldiger Tochter und wohlklingendem Adelstitel nicht aus. Im Gegentheil. Schon die ersten Minuten seiner Bekanntschaft mit der Marquise ließen ihm die spanische Wittwe in keinem sehr günstigen Licht erscheinen. Die Marquise hat den Abgeordneten zu sich gebeten, um ihm eine phantastische Geschichte in ihrem französisch-spanischen Kauderwelsch zu erzählen. Indem sie nämlich mit theatralischer Geberde auf das Portrait ihres Gemahls zeigt, der in seiner goldgestickten Uniform wie der richtige Eisenfresser von der Wand glotzt, fabelt sie von einer Schiffsladung Gewehre, die auf Rechnung des Generals de Rio Zares auf einem französischen Kauffahrer nach Cuba gelangen sollte, um dort an die Insurgenten vertheilt zu werden, die der reisende Haudegen der Abwechslung halber befehligte. Aber das Unglück wollte, daß ein spanischer Kreuzer die ganze Flintenladung abfing. Die Marquise, die zudem bald nachher ihren Gemahl verlor, gibt sich seither eine ebenso unsägliche, als vergebliche Mühe, die Herausgabe der sequestirten Gewehre zu erlangen. Nun will sich die unermüdliche Wittwe an die französische Regierung wenden und hält zu diesem Zweck eine Unterredung mit Favrolle, der keinen Augenblick mehr daran zweifelt, daß hinter dieser phantastischen Reklamation eine ganz gewöhnliche Prellerei oder doch Bettelei stecke. Schon ist er bereit, seinen Hut zu ergreifen und der bunten Dame ein Goldstück in die Hand zu drücken, als ihm sein Freund Maurillac, der in Paraguay den General Rio Zares gekannt, die volle Wahrheit aller Angaben der Andaluserin bestätigt. Favrolle denkt mit dem Kaiser im Faust:

> Zwar hör' ich doppelt, was ich höre,
> Und dennoch überzeugt's mich nicht . . .

und entdeckt gleichzeitig, daß sein Freund in Dora wahnsinnig verliebt ist und nur auf die nächste Gelegenheit harrt, um den dümmsten Streich seines Lebens zu begehen, d. h. Dora zu heirathen.

Leider läßt diese Gelegenheit für die Marquise allzulang auf sich warten. Sie muß abreisen, um in Versailles für ihre gute Flinten-Sache zu agitiren, aber die Mittel fehlen ihr, um die Rechnung zu bezahlen und sich damit die Freiheit zu erkaufen. Hier ist nun der Punkt, wo die reale Welt der Genre-Komödie: „Die Seebadgäste“ mit der eingebildeten Sphäre der Feerie: „Die Spioninnen“ zusammentrifft.

Baron van der Kraft hat nämlich mit seinen Agentinnen ebenfalls sein geheimes Bureau in Nizza eröffnet und ist in voller Thätigkeit. Er und seine Correspondentinnen gehen im Salon der excentrischen Spanierin aus und ein, denn hier ist der Sammelplatz junger Diplomaten und Militärs, welche gewöhnlich ebenso liebebedürftig, als plaudersüchtig sind. Die prima donna assoluta van der Kraft's ist eine gewisse Gräfin Zicka von unbestimmter Herkunft. Sie erscheint und verschwindet in der Wohnung der Marquise und hat ihre Augen und Ohren überall. Der schon genannte junge Ungar Tekly, welcher mit Kossuth gegen die österreichische Regierung conspirirt hat, steht im Begriff, nach Triest abzureisen und schenkt Dora zum Abschied seine Photographie mit einer artigen Widmung. Sogleich legt die Gräfin Zicka Proben ihres Talents ab. In einem unbewachten Augenblick nimmt sie Tekly's Bild aus dem Album und läßt es mit der Gewandtheit eines Pickpockets in ihre Robe verschwinden. Die practische Seite dieser Photographien-Sammlerin könnte man schon würdigen, aber unverständlich bleibt sie, wenn

sie uns einen Blick in ihr ... Herz gestatten will. Da stecken wir mit einem Schlag in voller Feerie.

Die Gräfin erinnert sich nämlich, daß eine gewisse Miß Clarkson, die der jüngere Dumas unter dem Namen einer Fremden auf die Bühne geführt hat, eine dreihundert Zeilen lange biographische Rede gehalten und dafür viel Applaus geerntet hat. Flugs muß auch sie ihre Geschichte haben und Rede halten. Sie beginnt, zu van der Kraft gewendet, also: „Mein Leben ist so schön vom ersten Tage an! Ich weiß nicht einmal, wo ich geboren bin! Von meinen Eltern kenne ich nur eine immer von Gin betrunkene Frau, welche mich, als ich noch ganz klein, auf die Straße von London betteln schickte und mit Prügeln züchtigte, wenn ich mit leeren Händen nach Hause kam. Wie es scheint, war das meine Mutter! ... Wer mein Vater war ... (sie vollendet ihren Gedanken mit einer Bewegung.) Eines Abends sagte man mir, sie habe sich auf dem Straßenpflaster die Stirne zerschmettert und sei daran gestorben. Was mich am meisten bewegte, war, daß ich an jenem Abend nicht geschlagen wurde! ... Ein Nachbar nahm mich in seiner Behausung auf. Er lehrte mich stehlen. Als ich genug Erniedrigung, Hunger, Elend und Schande empfunden, entfloh ich. Tagüber lebte ich, Gott weiß wie und Nachts schlief ich in Zufluchtshäusern oder in den Höhlen der City. Da wurde ich, da ich das einzige Handwerk trieb, das man mich gelehrt hatte, aufgegriffen und in ein Gefängniß geworfen, das ich nicht gebessert verließ. Dann, da ich jung und trotz meines Elends schön war ... ich erlasse Ihnen die Erzählung jener Jahre. Ich kam bis nach Wien mit einem zu Grunde gerichteten Wüstling, Zicka ... er war ein Fälscher ... ich wurde ungerechterweise als seine Gehülfin und Mitschuldige festgesetzt ... und wieder ... wieder ins Gefängniß! ... Ich war entehrt, krank, todtkrank. Man bot mir die Freiheit an und die Mittel zum Lebensunterhalt, wenn ich der österreichischen Regierung jene Dienste leiste, die Sie kennen. Das war beinahe die Unabhängigkeit für mich, die Rechtschaffenheit um den Preis ... des Uebrigen .... Ich nahm an ... und das ist dies Leben! ... Es ist, ja, bei Gott! für Niemand schrecklicher, als für mich. Niemand hat mehr Recht, als ich, Eure vortreffliche bürgerliche Gesellschaft zu verachten! ... und ihr zu sagen: Das ist Dein Werk! ... das Alles ... Rabenmutter! ... Du hast Alles gethan, um mich zu verderben und nichts um mich zu retten! O, wenn es jemand dort oben gibt, dann schuldet mir der Himmel eine schöne Genugthuung! ... Wohlan, in dieser Hölle habe ich meinen Sonnenstrahl: die Liebe, die Liebe zu diesem Manne!"

Wer ist dieser Mann, den das ehemalige Bettelkind mit den untadeligen Manieren einer Weltdame zu lieben vorgibt? Es ist André de Maurillac, der sich bereits in den Netzen Dora's verstrickt hat. Mit dem scharfen Auge einer Spionin von Fach verfolgt die Gräfin Zicka die Entwickelung des Romans, der sich zwischen ihrem Geliebten und Dora entsponnen hat. Aber auch der König der Spionage-Feen, Baron van der Kraft, richtet sein Augenmerk auf Dora. Mit einer seiner Dummheit würdigen Sicherheit, hat er in dem kreuzbraven Mädchen eine treffliche Agentin gewittert. Um zu diesem Ideal einer Spionin zu gelangen, beschließt der Diplomat erst die Mutter zu gewinnen. Er erhascht den richtigen Augenblick für seinen Antrag. Die Marquise erklärt sich bereit, gegen einen monatlichen Gehalt von tausend Francs ihre Denkwürdigkeiten von tra los montes und insonderheit ihre Liebesbriefe des seligen Espartero an van der Kraft für den Fürsten Paulnitz auszuliefern. La Châtre hat gewiß keine köstlicheren Briefe erhalten, als sie van der Kraft von seiner spanischen Sévigné bekommen dürfte!

Wie viel wahrer und logischer ist ein anderer Typus der Spioninnen, die Fürstin Bariatin! Man erfährt zwar nie recht, ob sie eine echte oder falsche Prinzessin ist und ob sie auch in van der Kraft's Diensten steht oder für eine andere Macht spionirt. Jedenfalls ist sie ebenso ungefährlich, als liebenswürdig. Ihre Leidenschaft ist die große Politik, sie schwärmt für parlamentarische Kämpfe und hat sich in den Kopf gesetzt, um jeden Preis eine hervorragende Rolle in gouvernamentalen Kreisen zu spielen. Ihre zahlreichen Freunde schmeicheln ihrer Schwäche und lassen sie glauben, das Ministerium fürchte sich vor ihr. Es ist ein offenkundiges Geheimniß, daß Sardou diese Figur dem Leben entnommen hat. Das Urbild der Fürstin Bariatin ist die in Paris allbekannte Nichte

Gortschakoff's Fürstin Elise Trubetzkoi, die sich ebenfalls einbildet, Thiers, Gambetta und Buffet gestürzt zu haben und in deren Salon der indiscrete Sardou eine Zeitlang Zutritt hatte.

Die Fürstin Bariatin hat ein gutes Herz. Leider mißlang ihr Versuch, Dora an Stramir zu verheirathen, — umso eifriger ergreift sie den nächsten Anlaß, um der befreundeten Marquise gefällig zu sein. Sie hat von der Affaire bezüglich der gekaperten Gewehre gehört. Das schlägt in ihr Fach. Sofort ist sie Feuer und Flamme und beschließt, ihren ministerstürzenden Einfluß für die Petition Rio Zares geltend zu machen. Sie ladet die Marquise und ihre Tochter ein, sofort mit ihr abzureisen, — nicht nach Paris, sondern in ihr in Versailles, dem Sitz der Regierung, gelegenes Palais, um in nächster Nähe zu sein, wenn Dank ihrer Intriguen das Ministerium in die Luft fliege und eine Entschädigung für die Gewehrsendung votirt werde.

Im zweiten Act, der in den Salons der Fürstin spielt, sehen wir in der That Alles in fieberhafter Aufregung. Im Parlament wird der Fall Rio Zares verhandelt. Eine stürmische Sitzung hat stattgefunden. Van der Kraft und seine Damen, Abgeordnete und Neugierige von den Tribünen rennen hin und her. Was geht vor? Die siegesgewisse Fürstin lächelt stolz.

Fürstin. Wie, was es gibt? Ganz einfach, ich stehe im Begriff, das Ministerium zu stürzen.
Alle (erstaunt). Sie?
Fürstin. Ich.
Ein Abgeordneter. Aber wieso, Fürstin?
Fürstin. Die Affaire mit der „Antilope!“ ...
van der Kraft. „Antilope?“
Fürstin. Ja doch? Kommen Sie denn aus einer andern Welt? — Uebrigens wie es sonst geht? Gut. Ich danke.
Alle. Die „Antilope!“ Die „Antilope!“
Fürstin. Die „Antilope“ ist einfach ein französischer Kauffahrer, der an der spanischen Küste gekapert wurde ... und zwar von der spanischen Regierung ... weil das Schiff den Insurgenten eine ganze Ladung Hinterlader zuführen wollte.
van der Kraft. Ach, die Gewehre von ...
Fürstin. Von Dora! Englisches System Stoulton! ... zwanzig Francs das Stück ... fünf oder sechshunderttausend Francs! ... Die Affaire war eingeschlafen ... vergessen ... die Marquise kommt zu mir! ... Dora begeistert mich für dieses Arsenal, das ihre ganze Mitgift vorstellt! ... und nun rennen sie hin und her in alle Ministerien, Bureaux, Boudoirs, wo man die Mama bald nur noch unter dem Namen der „Flintenmutter“ und die Tochter unter dem der „schönen Kanonierin“ kennt. Reclamation gegen Spanien ... still! gegen Frankreich ... nichts da! ... Ich bin entrüstet und sage mir: Helfen wir! ... Die Zeitungen ventiliren die Sache ... allgemeines Aufsehen! ... Die Agitation beginnt! ... Der kleine Bardin, der nur vom Sturz des Ministeriums träumt, sagt sich: Da hab' ich ja meine Interpellation! Er interpellirt also: Die Gewehre waren für Cuba bestimmt! Das Schiff war französisch! man läßt unsere Flagge beleidigen! Ich verlange Untersuchung! — Untersuchung, Commission, Berichterstattung und bald Discussion, Angriff, Antwort! Die Debatte verschärft sich, das Gewitter bricht los! Die Gewehre, Dora, die „Antilope“, Alles zum Teufel! ... das Ministerium ist schuld! Cabinetfrage! Amendement Rasteul abgelehnt! Dubois — Crancel, abgelehnt! Bouvard, desgleichen ... brrr! ... Dann Geschrei! sieben Uhr, man hungert! eine Nachtsitzung! Angenommen! ... Schluß der Sitzung! .. und die Sitzung ist aufgehoben bei einem Lärm! ...
van der Kraft. Und heute Abend?
Fürstin. Ja, wenn das Ministerium fällt, dann ist das neue Cabinet genöthigt, uns die Gewehre ausliefern zu lassen. Siegt es aber, dann ist's aus mit den Gewehren und der Mitgift! So daß die Kammer, indem sie erklärt, ob das Ministerium das Vertrauen der Versammlung genießt, zugleich darüber entscheidet, ob die „schöne Kanonierin“ einen Mann bekommen soll oder nicht!
Alle (erstaunt). Ach!
Fürstin. Und das Alles ist mein Werk!

In diesem Salon der Prinzessin machen wir auch die Bekanntschaft einiger ergötzlicher Typen, wie sie Sardou zur Erheiterung gleich dutzendweise in seine Dramen zu versetzen liebt. Man findet da Parlamentarier und Salonmenschen von allen Farben, Leute voll komischer Manieren und lustiger Redensarten, meistens ein wenig chargirt, oft sogar carikirt. So zeigt uns der Verfasser im ersten Aufzug einen Parlamentscandidaten, der an der Seite einer eifersüchtigen Frau in dem „trotz seines berühmten Senfs widerwärtigen“ Städchen Dijon zu verbauern meint und sich nach einem Abgeordnetensitz

sehnt, blos um für einige Zeit von seiner Frau befreit zu sein und — last not least — das lebenslustige Paris genießen zu können. Er verwirklicht seinen Traum und ist einer der Habitué's des Salons Variatin. Aber seine Eheliebste, die in Dijon zurückgeblieben, verlangt unter Androhung ihres baldigen Erscheinens in Versailles die Beweise der parlamentarischen Thätigkeit ihres Mannes in den Zeitungen gedruckt zu lesen. Vergeblich bestrebt sich der Unglückliche durch Unterbrechung der Reden seiner Collegen in die Journale zu kommen. Das genügt seiner Frau nicht. Da erhebt er sich zu einem heroischen Entschluß. Er beschließt eine Rede zu halten, liest sie sogar seinem Freunde Favrolle vor und bittet ihn, er möge ihn dabei dadurch unterstützen, indem er ihn fortwährend unterbreche. Das wolle dann der Redner schlau benützen, indem er voll Entrüstung erkläre: Angesichts der scandalösen Unterbrechungen verzichte ich auf's Wort! — —

Unterdessen mehren sich die Vorzeichen, daß die Interpellation in Sachen der „Antilope" wenig oder gar keine Aussicht auf Erfolg hat, trotzdem die Freunde der Fürstin sich als glühende Vertheidiger derselben geberden. Dies ist der kritische Moment, wo die Spionage wider operiren kann. Baron van der Kraft steuert also geradewegs auf sein unsinniges Ziel los und wirft Dora gegenüber seine Maske ab. Selbstredend muß er sich bald davon überzeugen, daß nur ein Kurzsichtiger in dem anständigen und ehrlichen Mädchen das Zeug zu einer routinirten Spionin entdecken kann. Er hüllt seine ehrlosen Anträge in finanzielle Redensarten. Ihre Mutter sei arm, die Gewehr-Affaire habe einen sicheren Mißerfolg, sie gehe dem Elend entgegen. Dora versteht kaum, was sie dem Baron für Berichte schreiben soll und lehnt die Zumuthung ab. Aber der Muster- und Hauptspion treibt seinen Unverstand noch weiter. Statt nunmehr von Dora's Ehrenhaftigkeit belehrt zu sein, versucht er es, mit plumper Hand in ihrem Herzen zu wühlen. Er sagt ihr, er habe bemerkt, daß sie André liebe, — mehr noch, er warnt sie vor ihm und nennt ihn einen gefährlichen Wüstling. Und Dora? Sie behandelt diesen ungebetenen Seelenrath verdientermaßen nicht so, wie sie Stramir abgefertigt hat oder protestirt wenigstens gegen diese Einmischung in ihre heiligsten Angelegenheiten. Sie schweigt . . . und glaubt wörtlich Alles, was dieser fremde Mann ihr sagt. Der Baron ist weder verwandt, noch so befreundet mit ihr, um ihm diese Vertraulichkeit zu gestatten. Kurz, diese ganze Scene entbehrt jeder Wahrheit und Logik. Da urtheilen die Salonhelden ihrer Mutter viel richtiger über den Baron. „Niemand von uns kennt ihn," sagt Einer, „und wenn man ihm begegnet, weiß man nie recht, ob man ihn Herr Baron nennen oder wie einen Hallunken behandeln soll und in dieser Verlegenheit gibt man ihm zuletzt die Hand nach Pariser Art: das verpflichtet zu nichts."

Aber Sardou brauchte diese falschen Motive für die folgende Scene. André de Maurillac kommt und erklärt sich Dora. Doch diese erinnert sich der Warnung van der Kraft's und antwortet ihm mit Heftigkeit und unter Weinkrämpfen. Ein Wort André's verwandelt den Schmerz in Seligkeit. Nicht seine Maitresse soll sie werden, sondern sein Weib, sein ehrliches Weib. Dora springt auf und jubelt: „Ein Mann! mein Mann! welch ein Glück!" Und beseligt wirft sie sich in des Bräutigams Arme, während ihre Mutter mit dem ganzen Chorus des Stücks in den Salon eilt. Was liegt daran, daß die Kammer soeben die Gewehr-Interpellation abgewiesen hat, daß das Ministerium nicht gestürzt wurde und daß Dora's Mitgift verloren ist: unsere Heldin sieht sich von einer loyalen Hand der ungesunden Sphäre entrissen und ihren Traum eines anständigen, stillen und glücklichen Lebens verwirklicht. Sie dankt ihrem Retter mit schlichten und tiefempfundenen Worten und verspricht ihm, er werde seine Liebe und seinen Edelmuth nie bereuen. Die Scene ist reizend und schließt vortrefflich einen Act, der zwar unterhaltend ist, aber zum übergroßen Theil aus Episoden besteht. Damit endet die Genre-Komödie im Geschmack des jüngeren Dumas. Wie in den „Guten Landleuten" und fast allen Stücken Sardou's erinnert sich der Dichter plötzlich daran, daß es nach diesem Hors-d'oeuvre des zweiten Actes höchste Zeit ist, an die Haupthandlung, an das Drama zu denken. Es läßt sich an den Fingern abzählen, was für Situationen wir jetzt noch zu gewärtigen haben. Es sind ihrer drei: der Mann erfährt, seine Frau sei eine Spionin, Erklärung zwischen Mann und Frau, der Sieg der Unschuld. Das ergibt nach

der Schablone der neufranzösischen Dramaturgie drei Scenen, welche, breit ausgeführt und mit dem nöthigen Beiwerk versehen, drei Acte zu füllen haben.

Das erste Erforderniß des dritten Aufzugs muß demzufolge darin bestehen, daß das Mißverständniß, welchem die unschuldige Dora zum Opfer fällt, vorbereitet wird. Theilweise geschah dies bereits in den erster Acten durch die Exposition der Spionage-Feerie. Wir wissen genau, daß Dora in Kreisen lebt, wo die Spioninnen blühen. Die Vorbedingungen sind also da. Auch weiß André aus Favrolle's Rede über die Damen der Reise um die Welt, daß es kluge Leute gibt, die in Dora's Umgebung politische Kundschaft wittern. Es handelt sich also blos noch um die Beweise von Dora's Spionage, und diese herzuschaffen ist für einen Tausendsasa wie Sardou Kinderspiel. Er setzt dafür einfach eine Komödie der Irrungen, der Verwechslungen, der Taschenspielerei à la Scribe oder Kotzebue in Scene. Da er in der Wahl seiner Mittel ebenso wenig scrupulös, wie in der seiner Quellen ist, so verschmäht er es auch nicht, zu dem zu greifen, was in der Pariser Dramaturgie la ficelle, die Schnur heißt, vielleicht deshalb, weil ein Theaterstück einem farbenprächtigen Teppich gleichen soll, dem man es nicht ansehen darf, daß er auf grobe, dicke Schnüre gewoben ist. Aber die Schnüre kommen im dritten Act der „Dora" so störend zum Vorschein, daß die ganze Arbeit Gefahr läuft, bloßer Ausschuß zu werden. Doch der Leser urtheile selbst.

Zuerst wird der Kniff des Contrastes angewendet, dem die Franzosen in ihrer Kunst so viele Erfolge verdanken. Die Verdüsterung der Handlung muß in dem Augenblicke stattfinden, wo die Personen allen Grund haben so heiter wie möglich zu sein. Die Hochzeit Dora's wird gefeiert. Die Neuvermählten kehren von der Kirche zurück und stehen im Begriff, die Reise der Flitterwochen anzutreten. Die Gräfin Zicka betritt mit dem Baron van der Kraft die Wohnung der Reisefertigen. Wir erfahren, daß diese abgefeimte Spionin und Diebin unter Umständen unglaublich sentimental sein kann. Hier spielt offenbar wieder die „Fremde" des jüngern Dumas herein; sehr zum Nachtheil des Stücks, denn durch dieses Doppelwesen einer Person, die im Stück jene „Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft" vorstellt, wird der Zuschauer in seinem Urtheil unsicher — namentlich wenn sie, wie im Vaudeville, verkehrterweise von der jugendlichen Liebhaberin gespielt ist — und fühlt da Sympathie oder wenigstens Mitleid, wo nur der entschiedenste Ekel am Platz sein sollte. Diese sentimentale Seite der Spionin ist einer der größten Fehler des Stücks.

Die Gräfin Zicka liebt also gerade André, den Mann Dora's. Diese Liebe wäre für sie eine Art Sühne gewesen. „Der einzige Sonnenstrahl in meinem Leben! Und da kommt dies Weib und stiehlt ihn mir!" Deshalb haßt sie Dora, deren Glück so sehr mit ihrer eigenen Enttäuschung und Traurigkeit im Widerspruch steht. Sie muß sich rächen. Mit Gier ergreift sie den nächsten Anlaß, den ihr Brodherr ihr dazu bietet. Baron van der Kraft hat nämlich in Erfahrung gebracht, daß André mit seiner Hochzeitsreise zugleich einen diplomatischen Zweck verbindet. Der Minister des Auswärtigen hat nämlich André die Copie eines geheimen Allianzvertrages gegeben, den dieser nach Rom bringen soll. Diese Copie liegt in dem Sekretär André's, das hat der gegenüber wohnende Baron mit Hülfe eines Teleskopes entdeckt. Van der Kraft will dies wichtige Actenstück besitzen und beauftragt die Gräfin Zicka, es ihm zu stehlen. Diese erkennt darin gleich eine Rache, denn André wird den Diebstahl sofort seiner neuen Familie zuschreiben und dadurch alles erträumte Glück Dora's zerstören. In der That, es geschieht dem schlauen Minister, der seine wichtigsten Staatsgeheimnisse Hochzeitsreisenden anvertraut, ganz recht, wenn Schlauere sich ihrer bemächtigen. Und dazu kommt es wirklich vermittelst einiger sehr abgegriffener und fadenscheiniger „Schnüre".

„Sehen Sie diesen Schlüssel, meine Herren," ruft Taschenspieler Sardou. „Wie Sie sich vielleicht besinnen, wurde schon im ersten Act, als Favrolle von den Spioninnen sprach, darauf hingewiesen. Ich weiß nicht, ob sie es bemerkt haben. Das war eine Vorbereitung, die so zufällig und nebensächlich sie auch scheinen mag, fein ausgeklügelt war. Also hier ist der Schlüssel. Er steckt an einem Bund und öffnet den Sekretär André's, wo der Allianzvertrag liegt. An demselben Ring hängt aber noch ein zweiter

Schlüssel, der einen Reisesack öffnet. Meine operirenden Personen sind André, Dora, die Marquise, die Gräfin Zicka. Nun passen Sie auf. Changez passez! Geschwindigkeit ist keine Hexerei!"

Dora bringt den Reisesack. André gibt ihr die Schlüssel dazu und geht. Dora öffnet das Köfferchen, läßt die Schlüssel daran stecken und geht. Die Marquise bemächtigt sich ihrer einen Augenblick und geht auch. Und das ganze hin und her ist ziemlich geschickt motivirt. Die Gräfin ist also allein, und der gefällige Verfasser läßt ihr just die nöthige Zeit, um den Schlüsselbund vom Reisesack zu nehmen, mit seltener Gewandtheit den Sekretärschlüssel zu finden, das Fach zu öffnen, die Copie des Tractats zu stehlen und in ihre Tasche gleiten zu lassen, den Sekretär wieder zu verschließen und die Schlüssel neuerdings ans Köfferchen zu stecken. Und was das Erstaunlichste ist, der Zuschauer folgt diesen banalen Handgriffen mit größter Aufmerksamkeit!

Nun kommt der zweite Kniff. Die Zicka bedarf noch eines anderen Beweises für Dora's Spionenthum. Sie erzählt also der jungen Frau, Baron van der Kraft sei beleidigt, daß sie nicht ihm zum Zeugen gewählt habe. Statt diese lächerliche Zumuthung zu bespötteln, ergreift Dora die Feder um an den so gut wie unbekannten Mann eine briefliche Entschuldigung zu richten, deren Liebenswürdigkeit der verletzten Eigenliebe des Hauptspions schmeicheln dürfte. Natürlich lautet Dora's Brief im Interesse der Intrigue so zweideutig wie möglich: sie schreibt ihm von ihrer Dankbarkeit und bittet ihn, in diesem kurz vor ihrer Abreise verfaßten Billet den letzten Beweis ihrer Erkenntlichkeit zu sehen. Nun folgt eine andere Taschenspielerei. Dora schreibt nach dem Briefchen noch schnell die Adresse, hat es aber so eilig, daß sie vergißt — den Umschlag zu schließen. Zicka steckt den gestohlenen Vertrag hinein und läßt durch die Marquise den Brief an den Adressaten befördern. Dora ist compromittirt.

Nach diesen charakterischen Proben von Sardou's Manier, seine Theatercoups zu arrangiren, folgt eine große Scene, wo sich das außerordentliche Talent des Lustspieldichters offenbart. Es ist die seither berühmt gewordene Drei-Männer-Scene. Sie hat den Erfolg der Komödie entschieden und gehört weitaus zum Besten, was Sardou geschrieben hat. Sie bezeichnet den Höhepunkt der Handlung und erschöpft die bereits von mir signalisirte Situation, wo der Gatte erfährt, seine Frau sei eine Spionin. Zur Herbeiführung dieser Katastrophe beschwört Sardou den Ungar Tekly, der, wie wir bereits gesehen, nach der Abschiedsscene mit Dora im ersten Act nach Triest verreist ist.

Favrolle. Es ist jemand draußen, der Dich zu sprechen wünscht. Empfängst Du?

André. Gewiß nicht. Im Augenblick, wo ich abreisen will! . . . Ich bitte Dich, schau wer es ist.

Favrolle (liest die abgegebene Karte). Tekly!

André. Er? O, freilich. Das glaub ich, er soll eintreten.

Favrolle. Unser Ungar von Nizza? . . .

André. Von dem man schon seit Langem keine Nachrichten hatte. Ich bin glücklich ihn wieder zu sehen. Treten Sie ein, mein lieber Tekly und seien Sie willkommen bei mir.

Tekly (tritt auf und schüttelt ihm fröhlich und herzlich die Hand). Ich komme ungeschickt wie es scheint? . . .

André. Im Gegentheil!

Tekly. Wirklich? Störe ich nicht?

André. Nie!

Tekly. Sie werden mich entschuldigen, mein lieber Freund . . . (Er hält ein, wie er Favrolle sieht den er grüßt).

André. Herr Favrolle. (Complimente).

Tekly. Ah, mein Herr . . . (Fortfahrend) Sie werden mich entschuldigen, daß ich mich in einem solchen Augenblick bei Ihnen einfinde. Ich langte heute Morgen von Wien an. Ich erfuhr von Ihren freundschaftlichen Erkundigungen über mein räthselhaftes Verbleiben, während ich in jener Stadt verhaftet war.

André und Favrolle. Verhaftet?

Tekly (lächelnd). Verhaftet, ja, — ich komme aus der Festung Olmütz . . . ich will Ihnen das ein andermal erzählen! . . . Ich möchte umso weniger zögern, Ihnen für die Beweise Ihrer Zuneigung zu danken, als Sie, wie ich sehe, verreisen.

André. In zwanzig Minuten.

Tekly. Natürlich hat man mir ebenfalls die große Neuigkeit mitgetheilt. Ich wäre sehr ärgerlich gewesen, wenn ich Ihnen nicht noch hätte sagen können, welch großen Antheil ich an Ihrem Glück nehme.

André. Und wissen Sie auch, wen ich heirathe?

Tekly. Nein, eine Dame von Versailles, hat man mir gesagt, von hoher Familie.

André (lächelnd). Oh! kennen Sie ihren Namen nicht?

Tekly. Sie werden ihn mir nennen und mir zudem die Ehre erweisen, mich Frau de Maurillac vorzustellen als einen Mann, der Sie sehr liebt und den diese Lösung doppelt erfreut. Denn jetzt darf ich Ihnen ja die Wahrheit sagen, nicht wahr?

André. Ohne Zweifel.

Tekly. Nun denn ... in meiner unfreiwilligen Einsamkeit zu Olmütz habe ich sehr oft an Sie gedacht, — und immer mit der Furcht, daß Sie sich vielleicht in eine Verbindung eingelassen haben, die Ihrer unwürdig und höchst gefährlich ...

André. Welche Verbindung?

Tekly. In Nizza.

André. In Nizza?

Tekly. Ja, — jene beiden Intrigantinnen ... (André sieht ihn groß an, Tekly fährt lächelnd fort). Die Marquise und ihre Tochter.

André. Marquise? ...

Tekly. De Rio Zares! Und die reizende Dora! (Bewegung Favrolle's, um Tekly zu warnen. André hält ihn hastig zurück, indem er seine Hand ergreift. Tekly bemerkt diese Bewegung nicht).

André (sich bemeisternd). Ah! also? ...

Tekly (lächelnd.) Also bin ich glücklich, daß Sie jetzt ihren Klauen entronnen sind.

André (mit erzwungenem Lächeln). Ah, und ... worauf, mein lieber Tekly, gründen Sie solch ein scharfes Urtheil über diese Damen?

Tekly (leicht). O, wäre es nur wegen ihrer Lebensweise ... Aber wir sind nicht da, um von ihnen zu sprechen ... und ...

André. Doch ... Pardon! Ich habe nicht, wie Sie denken, mit ihnen gebrochen ... ganz gebrochen ... und Sie werden begreifen ...

Tekly (für ihn vollendend). In Ihrer neuen Lage ... Sie haben Recht ... Wohlan, mein lieber Freund ... in drei Worten — es sind zwei Abenteuerinnen der schlechtesten Art.

André. Ah! ... die Tugend der Tochter? ...

Tekly. Oh, das sag' ich nicht? Ich weiß nichts davon. Aber eine Frau kann auch in anderer Beziehung unehrenhaft sein.

André. Wieso?

Tekly. Mein Gott! ... wir plaudern später wieder davon.

André. Nein, nein, — ich bitte Sie.

Tekly (lächelnd). Meinetwegen ... so hören Sie, da Ihnen daran gelegen scheint! ... Haben Sie sich denn nie gefragt, wovon diese beiden Frauen leben?

André. Ei, von ihrem Einkommen, denk' ich.

Tekly. Das genügt nicht! ... ja, wenn sie nur das hätten! ...

André. Und was noch?

Tekly. Was ihnen ihr kleines ... politisches Handwerk einbringt, das sie bei solchen Einfaltspinseln treiben, wie ich einer bin.

André. Spioninnen?

Tekly. Ja, die mich an die österreichische Polizei verriethen.

André (aufspringend). Tekly!

Dora (tritt fröhlich ein, ohne Tekly zu sehen). Nun, reisen wir? (Bei ihrem Anblick schrickt Tekly zusammen).

Tekly (für sich). Sie ist's.

André (sich bemeisternd). Noch nicht, meine liebe Dora! noch nicht!

Dora (sieht Tekly). Ah, Tekly! da sind Sie ja wieder!

Tekly (stammelnd). Madame!

Dora. Ah, das ist reizend ... an meinem Hochzeitstag! waren Sie in der Kirche?

Tekly. Nein ich ...

André. Liebe Dora, wir haben zu reden, diese Herren und ich, und ...

Dora (fröhlich). Und ich störe! Gut, aber verspäte Dich nicht.

André. Nein, nein!

Dora (zu Tekly). Auf Wiedersehen, nicht wahr? (Tekly verbeugt sich stumm, — zu André.) Sie brauchen mir nur ein Zeichen zu geben, — ich bin reisefereig. (Ab. Favrolle versichert sich, daß die Thüre wohl verschlossen ist.)

André. Schon gut. (Pause. Tekly ergreift seinen Hut und will gehen. André vertritt ihm den Weg.)

André. Tekly, Sie werden einsehen, daß Sie so nicht fort können.

Tekly (ebenfalls ernst). Maurillac, das ist weder edel noch klug, was Sie da gethan haben. Es wäre ehrlicher von Ihnen gewesen, mich bei den ersten Worten zu unterbrechen und ...

André. Und Sie die Anklage nicht erheben zu lassen, um sie zu kennen!

Tekly (protestirend). Oh, die Anklage! ...

André. Das Wort ist richtig.

Tekly (sanft). Um Gotteswillen, Maurillac, legen Sie meinen Worten nicht mehr Wichtigkeit bei, als sie es verdienen. Vermuthungen ... nichts als unsichere Vermuthungen sind es. Ich bedaure sie, das versichre ich Ihnen ... und reden wir nicht mehr davon. (Tekly versucht abzugehn).

André (vertritt ihm wieder den Weg). Noch einmal, Tekly, so kommen Sie nicht fort.
Tekly. Wohlan, mein lieber Freund, was fordern Sie von mir? Ich habe vorausgesetzt, was nicht ist, was nicht sein kann ... Ich sehe es ein ... ich bin untröstlich ... ich nehme Alles zurück, was ich gesagt habe ... ich leugne es ... ich biete Ihnen dafür meine Entschuldigungen. Was kann ich mehr?
André. Sie werden mir offen und ehrlich Alles erklären.
Tekly. Aber ich habe ja wie ein Kind gesprochen! Ich gestehe es ein. Bin ich in einer Verfassung, um die Dinge klar und gesund anzusehen? Ich komme aus dem Gefängniß. Ich sehe überall Feinde. Ich klage unbesonnen an. Bedenken Sie das und entschuldigen Sie mich ein wenig.
André. Tekly, ich kenne Sie! Sie sind nicht der Mann, eine so schwere Anklage zu erheben, ohne ...
Tekly. Warum? ... Weil ich unbestimmt andeutete ...
André. Sie haben nicht unbestimmt, sondern in ganz präciser Form gesagt, die Marquise und ihre Tochter hätten Sie an die österreichische Polizei verrathen ... (Bewegung von Tekly.) Kurz, haben Sie das gesagt? ...
Tekly. Und beweist dies, das es wahr ist?
André. Nein, aber es erübrigt der Beweis, daß es nicht wahr ist.
Tekly. Kurz und gut ...
André. Kurz und gut, mein lieber Tekly, Ich beschwöre Sie, lassen wir jeden unnützen Wortwechsel. Ich appellire an Ihre Freundschaft, an Ihr Herz. Sehen Sie doch, in welch' fürchterliche Lage Sie mich bringen. Haben Sie Mitleid mit all meinen Schmerzen. Sie klagen eine Frau an, die ich verehre, meine Frau! Es ist die gräßlichste Anklage, und Sie glauben sie genügend vernichtet durch einen Widerruf, der gefällig, erzwungen und ohne Aufrichtigkeit ist.
Tekly. Gewiß.
André. Gewiß nicht. Sie wissen wohl, daß es nicht so ist, Tekly. Im Namen des Himmels die Wahrheit, wie sie auch sei! viel lieber, als dieser schreckliche Zweifel, der mich tödtet. Die Wahrheit, ich bitte Sie, die Wahrheit!
Tekly (in Verzweiflung). Ach Gott; warum hab' ich diese Schwelle betreten!
André (entschieden). Also ... Dora ist's, die Sie verhaften ließ?
Tekly (ebenso). Nein!
André. Sie haben es doch gesagt?
Tekly. Mit Unrecht.
André. Und haben Sie es geglaubt?
Tekly. Mit Unrecht.
André. Aber um es ... auch nur für einen Augenblick zu glauben ... mußten Sie einen Beweis haben!
Tekly. Keinen!
André. Wenigstens eine Spur!
Tekly. Nicht eine.
André. Und ohne Beweis, ohne Spur, ohne Vernunft, ohne nicht's haben Sie's gewagt?
Tekly. Ich habe unrecht. Ich bin schuldig, ich bekenne es. Ich gestehe es ja ein!
André. Dann ist es unwürdig, was Sie thaten.
Tekly (bemeistert sich). Ah!
André. Es ist Verleumdung ... Eine gemeine ... (Favrolle hindert ihn zu vollenden).
Tekly. Maurillac, um Gotteswillen, mißbrauchen Sie nicht die Achtung, die ich Ihrem Schmerze schulde. Bleiben wir dabei und lassen Sie mich gehen. Ich bitte Sie! Das ist besser für Sie und für mich!
André (entreißt sich Favrolle's Händen und vertritt Tekly den Weg.) Sie kommen nicht hinaus! Ich befehle Ihnen mir zu antworten!
Tekly. Kein Wort mehr!
André. Dann sind Sie ein elender Feigling.
Tekly (außer sich). Ah!
André. Und ich werde Sie tödten! ... Ich tödte Sie! ...
Tekly. Wohlan, es sei! Schlagen wir uns, um der Sache ein Ziel zu setzen! ... Und tödten wir uns! ... Ach, bei Gott! das ist mir lieber!
André. Und auf der Stelle! ... (Tekly geht gegen den Ausgang.)
Favrolle (hält ihn zurück, zwischen Beiden, kalt.) Und nachher, — wenn Sie sich geschlagen haben? Ihr Thoren! wird seine Anklage weniger Gewicht haben? wird Deine Frau unschuldiger sein?
André. Ich räche sie wenigstens für eine infame Verleumdung.
Favrolle. Die doch nicht aus der Welt geschafft wird.
André. Doch, wenn er todt ist.
Favrolle. Vorwärts, laß doch den einzigen Mann sprechen, der seine Kaltblütigkeit bewahrt hat. (Bewegung von André.) Laß mich sprechen! und für Dich sagen, was Du nicht zu sagen wußtest. (Zu Tekly.) Mein Herr, ich verstehe sehr wohl das Gefühl, daß Sie leitet. Sie wollen nicht eine Frau durch ihr Zeugniß verderben ... und glauben, die Pflicht eines Ehrenmannes sei, zu schweigen. Wohlan, mein Herr, nein, Sie dürfen nicht mehr schweigen. Sie müssen Alles sagen.

Man erhebt nicht eine Anklage wie die Ihrige, ohne sich die Nöthigung aufzuerlegen, sie aufrecht zu erhalten und die Beweise dafür zu liefern. — Denn wie?... wenn Sie sich irren würden? Bewegung von Tekly.) Wie würden wir es dann wissen? Man kann anfechten und verkämpfen und Alles seinem Werthe nach abschätzen!... Aber ihr Schweigen? Wie soll man ihm beikommen, um Licht zu schaffen? So daß in Folge dieses seltsamen Irrthums Ihrer Ehrenhaftigkeit gerade Ihre Handlungsweise, um diese unglückliche Frau zu retten... sie unerbittlich verurtheilt, indem sie sie jener heiligen Sache beraubt, die Sie ihr um jeden Preis schuldig sind: des möglichen Beweises ihrer Unschuld!... Vorwärts also, mein Herr, ich frage Sie: ist das ehrenhaft, ist das gerecht? Fragen Sie ihr Gewissen. Sie werden sehen, was es Ihnen antwortet!

Tekly. In der That, mein Herr, aus diesem Gesichtspunkt...

Favrolle. Es ist der einzig richtige.

Tekly (entschlossen). Sie haben Recht, mein Herr, vollkommen Recht. Es ist das einzige Mittel. Suchen wir also zusammen die Wahrheit und glauben Sie mir, daß ich den ganzen Eifer eines Mannes dransetze, der nichts so sehr wünscht, als sich selbst seinen Irrthum beweisen zu können.

Favrolle. So ist's recht!

Tekly. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Am 21. März verließ ich Nizza, wie Sie wissen. Ich reiste nach Triest, um dort das Schiff nach Corfu zu besteigen, wo ich Geschäfte zu besorgen hatte, die hier nicht in Frage kommen. Ich sollte in Triest mich kaum einige Stunden aufhalten, und zwar ganz incognito, da mir der österreichische Boden verboten ist. Um Mitternacht langte ich an, eine Stunde später war ich verhaftet. Meine Gefangenschaft, meine Verhöre... was liegt daran? Man bringt nichts gegen mich auf, als meine Anwesenheit auf österreichischem Gebiet... und Herr von Kaulben (!) ein alter Freund meines Vaters und Direktor der kaiserlichen Polizei, läßt mich in sein Zimmer rufen und sagt mir: „Na, großes Kind, wieder dumme Streiche! Geh sogleich Deine Koffer packen und komme nicht wieder, denn das nächstemal läuft es nicht so glimpflich ab!“ — Dann als ich ihn grüßte, um zu gehen, sagt er freundlicher zu mir: „Halt, noch einen guten Rath! Nicht der Polizeidirektor, sondern jener Mann spricht jetzt zu Dir, der Dich als kleiner Junge auf seinem Knie reiten ließ. Wenn Du wieder einmal eine neue Thorheit ausheckst, dann nimm nicht eine schöne Frau zur Vertrauten. Und gib ihr namentlich Dein Signalement nicht, damit sie es nicht wieder eine Stunde später an uns schicke.“ — Und also sprechend zieht er aus einem vor ihm geöffneten Schreibfach eine Photographie... mein Bild!... und zeigt mir auf der Rückseite meine Aufschrift: „An jene, die mein Herz verehrt“ mit Signatur und Datum; und weiter unten lese ich die Worte von Frauenhand: „Nach Triest verreist.“ Ich bin von Erstaunen ergriffen, will fragen, wissen... er wirft die Karte weg, schließt das Fach, klingelt und — man führt mich hinaus.

André. Und diese Karte?

Tekly. Diese Karte? Ich hatte sie in Nizza Fräulein de Rio Zares gegeben.

André. Dieselbe?

Tekly (immer bewegter). Dieselbe.

André. Mit jenen Worten?

Tekly. Die ich für sie geschrieben.

Favrolle. Und hat sie diese Karte auch erhalten?

Tekly. Sie ging aus meiner Hand in die ihrige.

André. Aber sie hat sie offenbar verlegt?...

Tekly. Sie steckte sie ins offen vor uns liegende Album.

André (lebhaft). Ah, das Jedem zugänglich war. Vielleicht hat sich jemand später ihrer bemächtigt.

Favrolle (für sich). Ja.

Tekly. Vielleicht! Und Gott weiß ob ich es glauben möchte!

André. (hastig). Aber...

Tekly. Aber... (Hält ein, zu Favrolle, schmerzlich). Ach, mein Herr, es ist grausam, ich schwöre, was Sie mich da zu thun heißen.

Favrolle. Muth, mein Herr, man muß Alles wissen.

André (flehentlich). Tekly!

Tekly. Wohlan... jene andere Person, die die Karte vielleicht nahm... (Pause.) Wie konnte sie wissen, daß ich nach Triest ging? Ich habe es nur allein Fräulein Dora gesagt. Und außer uns Beiden war Niemand im Zimmer.

André. Sie waren allein?

Tekly. Ganz allein! (André wankt, Favrolle stützt ihn).

Favrolle (nach einer Pause). Herr Tekly, haben Sie Geschäfte, die Sie nach Paris zurückrufen?

Tekly. Nein, mein Herr. Und großer Gott! Sie können sich denken, daß Alles der gegenwärtigen Nothwendigkeit weichen muß.

Favrolle. Wo kann man Sie vorkommenden Falls treffen?

Tekly. Im Hôtel nebenan, wo ich ganz zu Ihren Diensten stehe!... immer!... zu jeder Stunde!...

Favrolle. Ich danke, mein Herr! (Tekly will ab.)

André. Tekly! ... Ich würdige ... glauben Sie es ... all Ihre Bemühungen ... um mir zu ersparen, was ... (Er kann nicht vollenden.) Und jedes beleidigende Wort von meiner Seite ... bitte ich Sie, zu vergessen ... Ich bedaure es von ganzem Herzen! ...

Tekly (bewegt). Und ich ebenfalls, ... mein Lieber! (Er geht instinktiv zu André, um ihm die Hand zu reichen. Favrolle verhindert ihn daran, indem er sie herzlich schüttelt und ihn nach dem Hintergrunde begleitet.) Und ich ebenfalls! o glauben Sie es! (Ab.)

Sieht man von dem Anachronismus ab, daß in einem in vollster Gegenwart spielenden Stück ein Anhänger Kossuth's von der österreichischen Polizei drei Monate lang in den Kerker geworfen wird, so kann man dieser Scene nur Lob spenden. Sie ist überaus kunstvoll gebaut, kühn entworfen, voll Wahrheit und dramatischen Lebens und verdient ihren Erfolg. Sardou versucht noch eine Steigerung, aber es gelingt ihm nicht, trotzdem André eine neue Entdeckung macht, die Dora in seinen Augen noch mehr compromittirt. Der Leser hat wohl längst errathen, daß in diesem Moment André den Verlust des Tractats entdecken muß. Wer hat diese wichtigen Papiere entwendet? Wer hatte den Schlüssel des Sekretärs? Dora! Also hat Tekly Recht. Dora ist eine Spionin! Favrolle protestirt und versucht den Verdacht auf eine andere Person zu lenken, indem er ganz einfach sagt, die Mutter Dora's habe Alles gethan. Die Marquise? In der That, ja, — nur sie kann es sein. Umsomehr als man erfährt, daß der Bediente vor einigen Minuten einen Brief dem Baron van der Kraft überbringen mußte. Steckte der gestohlene Vertrag darin? Jedenfalls muß man sich dieses Briefes zu bemächtigen suchen, um die Schuld der Mutter constatiren zu können. Favrolle verspricht seinem Freunde, diesen Brief zu verschaffen.

Im vierten Act sehen wir, auf welche plumpe Weise — noch immer am Hochzeitstage! — der für seine Schlauheit nicht sehr berühmte Generalagent der Spioninnen in die Schlinge fällt. Der Brief Dora's wurde schon vor geraumer Zeit in der Wohnung des Barons abgegeben, aber dieser war nicht zu Hause. Favrolle kommt demnach noch zeitig genug, um van der Kraft just in dem Augenblicke zu treffen, wo er im Begriffe steht, den Brief zu öffnen. Favrolle bittet ihn, zu André zu kommen, was der Baron, ahnungslos wie ein unschuldiges Kind, sofort zu thun bereit ist. Noch mehr, statt wie Jeder in solcher Lage — namentlich wenn er sich wie der Baron eines so wichtigen Briefwechsels erfreut — Fravrolle um einen Moment Verzug zu bitten, der ihm genügen würde, von dem Inhalt des Briefes Kenntniß zu nehmen, steckt ihn der Edle uneröffnet in die Tasche und begleitet sogleich den Deputirten zu dessen Freund. Dort findet eine sehr schwache Scene statt. André erstattet dem Baron das Geld, das dieser der Marquise für deren unbrauchbare Liebescorrespondenz mit Espartero und Bolivar bezahlt zu haben angibt, baar zurück und fordert dafür den uneröffneten Brief der — Marquise. Noch nicht genug! Van der Kraft, der doch die Schrift der spanischen Generalswittwe kennen sollte, nimmt an, der Brief enthalte wieder einen Liebesseufzer Espartero's und liefert den Beweis seiner Spionage-Agentur ab. Und nun noch der Knalleffect der Unmöglichkeit! Der Baron streckte nach dieser höchst ungewöhnlichen Auseinandersetzung erst dem Deputirten, dann Favrolle seine Rechte hin, die natürlich ignorirt wird. Seine komisch sein sollenden Abgangsworte lauten: „Nie gibt man mir die Hand! Das ärgert mich!" Sie sind einfach falsch und fallen aus dem Ton. Wie, diesen niederträchtigen Leisetreter soll das ärgern? Er ist viel zu sehr Schuft um sich daran zu kehren und allzu sehr Weltmann, um den Aerger zu zeigen. Aber das Wort macht das schadenfrohe Publikum lachen, und das ist Alles, was Sardou wollte. Ein Beweis mehr, daß Sardou es nicht vermag, einen Charakter consequent zu zeichnen.

Folgt die zweite in Aussicht gestellte Situation, die Erklärung zwischen Mann und Frau. Sie ist ebenso wirksam, als unwahr in ihrer Ausführung. André hat den Brief eröffnet und findet den gestohlenen Vertrag. Aber das ist nicht die Schrift seiner Schwiegermutter, sondern die seiner Frau. Also ist Dora doch schuldig! Wie sehr wird sie durch die Worte ihres Briefes angeklagt! „Empfangen Sie hiermit den Beweis meiner Dankbarkeit" ... André braucht nicht weiter zu lesen, die Sache ist furchtbar klar. Ja, die „Pattes de mouche", der Brief von Frauenhand, der in sämmtlichen Kömödien Sardou's eine so entscheidende Rolle spielt, im „Letzten Brief" den Kern des Stücks

bildet und in „Fernande“ Alles glücklich löst, verwickelt in „Dora“ ganz bedenklich die Sache ... namentlich am Hochzeitsabend! André möchte beinahe, als ihm seine junge Frau in einem den Umständen angemessenen Negligé entgegenkommt, am liebsten gar nichts erfahren haben. Dennoch stellt er sie zur Rede. Dora ist außer sich. Wer hat das gesagt? Tekly? Tödten Sie ihn, mein Herr, denn er beleidigte Ihre Frau! Was weiß ich von diesem gestohlenen Bild und Vertrag? Ich weiß nur, daß man mich verleumdet und daß Sie mich beleidigen, wenn Sie mich schuldig glauben! — Und so wüthet sie bis zum Actschluß, statt das einzig Richtige zu thun, was jede Frau in ihrer Lage thun würde: sich mit ihrem Manne verbinden, um den Schuldigen zu finden. Das thut sie allerdings auch, aber erst im fünften Act — weil Herr Sardou nothwendig einen fünften Act haben muß! — während jetzt gleich oder eigentlich schon früher nach der Drei-Männer-Scene der günstigste Zeitpunkt zu einem Verhör wäre, wobei sie mit sich selbst und ihrer Mutter zu Rathe gehen müßte, ob niemand außer ihnen Beiden den Sekretärschlüssel erwischen konnte. Mit diesem unnatürlichen Verlauf der wirksamen Scene versöhnt uns noch ein sehr schöner und wahrer Zug. Die schwache Männerseele André's wird beim Anblick von Dora's Schmerz gerührt. Der Ankläger verwandelt sich in den Vertheidiger. André entschuldigt seine Frau und findet es beinahe in der Ordnung, daß Dora in ihrem Elend lieber die politischen Geheimnisse seines Vaterlandes, als — sich selbst verkaufte. Er will vergessen, verzeihen und nur daran denken, daß er sie liebe, daß sie schön sei und daß die Brautnacht begonnen habe ... Aber der Verfasser braucht einen rührenden Melodrama Actschluß. Dora empfindet anders als ihr Mann. Sie will nicht die Seinige werden, solange er nicht ganz von ihrer Ehre überzeugt ist und erklärt, sich lieber vom Balkon hinunter stürzen, als seine feige Liebe entgegennehmen zu wollen. André erröthet über seine Schwäche: als Mann einer Spionin, die ihn obendrein verachtet, bleibt ihm nichts anderes übrig als der Tod. Er stürzt ab. Dora fällt in Ohnmacht. Das Rührstück: „Auch ein Hochzeitstag!“ ist zu Ende und das Lustspiel kann wieder beginnen, um die glückliche Lösung auszuführen.

Nach den großen Effecten kommen die kleinen, kleinlichen Mittel. Im neufranzösischen Theater spielt der Vertraute eine bedeutendere Rolle, als im klassischen: er ist ein Nachkomme von Voltaire's Zadig, der Deux ex machina, zu dessen Obliegenheiten es gehört, nicht nur Alles zu wissen, sondern auch Alles zu leiten und zum glücklichen Ende zu führen. In sämmtlichen Komödien des jüngern Dumas findet sich diese typische Person: zuletzt noch in der „Fremden“ als Doctor Remonin. In Sardou's „Guten Freunden“ ist es ebenfalls ein Arzt, Doctor Tholosau, denn dieser Stand scheint sich am Besten zu Hausfreunden zu eignen. In „Dora“ spielt der Abgeordnete Favrolle die Vorsehung, und bei ihm geht auch der letzte Aufzug vor. Am Morgen nach dem aufregenden Hochzeitstag André's trifft der Courier ein, der unter Anderm die Nachricht bringt, der lächerliche Deputirte von Dijon habe sich, von dem anderweitig in Anspruch genommenen Freund im Stich gelassen, mit seiner nicht unterbrochenen Kammerrede unmöglich gemacht, worauf seine Wahl für ungültig erklärt worden sei. Hierauf erscheint die Gräfin Zicka unter einen nichtigen Vorwand, um zu sehen, ob und wie ihre Brief-Manipulation gewirkt habe. Einen Augenblick allein gelassen, durchstöbert sie, ihrer Gewohnheit gemäß, die Briefmappe des Abgeordneten. Dieser kommt zurück und erkennt an einer Spur, daß die Gräfin indiscret war. An welcher Spur? Die saubere Spionin erweist dem verlegenen Dichter die Gefälligkeit, ihre Handschuhe mit einem nur ihr eigenen, starken japanesischen Parfum zu versehen, der ihre Anwesenheit überall verrathen muß. Favrolle, der eine so feine Nase hat, kennt diesen Wohlgeruch der gräflichen Handschuhe und siehe da! er findet ihn wieder in seinen Briefschaften, die die neugierige Evastochter berührt hat. Also hat sie in seinen Papieren gewühlt! Und wenn sie das gethan, so war sie auch im Stande, den geschlossenen Sekretär zu öffnen und zu durchstöbern. Der Argwohn Favrolle's hat sein Ziel gefunden, — und als die Marquise und ihre Tochter eintreten, beginnt der Abgeordnete jene Untersuchung, die zur Ersparung aufregender Scenen die Personen des Stücks und zur Vermeidung eines forcirten vierten und schwachen fünften Actes der Dichter schon lange vorher hätte einleiten

sollen. „Wohin, Dora, legten Sie die Photographie? — Ins Album. — War Niemand anwesend? — Nein, aber gleich darauf kam die Gräfin Zicka, und ich sagte ihr von Teklys Bild. — Ergo! . . . Was fingen Sie, Dora, mit dem Schlüsselbund am Hochzeitsabend an? — Ich gab ihn der Mutter. — Und Sie, Marquise? — Ich gab ihn der Gräfin Zicka und ließ sie allein im Zimmer. — Ergo, ist die Gräfin Zicka die Diebin des Portraits und des Vertrags.

Nun handelt es sich noch darum, das Geständniß der Schuldigen zu erlisten. Dazu greift Sardou zu einem wirksamen, aber schon öfter theatralisch verwendeten Mittel. Favrolle sagt der zurückkehrenden Gräfin frei heraus, sie sei die doppelte Diebin und zeigt ihr zugleich einen geschlossenen Briefumschlag. „Gestehen Sie," sagte er zu ihr, „daß Sie das vermißte Aktenstück unterschlagen haben, sonst lese ich Allen die Information vor, die mir da die kaiserliche Kanzlei in Wien über ihre Person geschickt hat." Und die abgefeimt sein sollende Spionin und Diebin fällt wie ein unschuldiger Backfisch in die plumpe Schlinge. „Sie werden das nicht thun," schreit sie entsetzt, „es wäre eine Feigheit!" — „Ich thue es, wenn Sie nicht Alles eingestehen." — „Dann aber verbrennen Sie den Brief?" — „Auf Ehrenwort!" — Vor den eintretenden Bekannten, vor André, dem Heißgeliebten, vor der Marquise und vor Dora legt also die Gräfin ein umfassendes Geständniß ab und verlangt den Brief. „Sie sind auf den Leim gegangen," sagt Favrolle lachend, „der Brief ist leer." Und während die geprellte Spionin entflieht, um ihr anrüchiges Gewerbe anderswo zu treiben und — hoffen wir es für sie — alsdann mehr Schlauheit zu entwickeln, umarmt André seine schuldlose Frau und dankt seinem Freunde.

Dergestalt ist das neue Stück von Victorien Sardou. Ein trefflicher erster Act, ein unterhaltender aber überladener und doch leerer zweiter Act, ein dritter und vierter Act, die das Drama beginnen und schließen — könnten und ein unglücklicher, aber doch noch spannender Schlußact. Die Form, gepflegter, als es Sardou sonst gewohnt ist, und dessen Sehnsucht nach einem Fauteuil der Academie verrathend; der Dialog voll Lebendigkeit, Kraft und — freilich meist geborgtem — Witz; kurz Alles in Allem ein wirksames Theaterstück und eines der besseren Werke des Dichters. Verfehlt ist nur die Tendenz. Sardou wollte einem lächerlichen Vorurtheil seines Volkes schmeicheln und — im Augenblick, wo Paris das Ausland zu seiner Ausstellung einlädt! — vor den Gefahren der fremden friedlichen Invasion warnen. Man hat bezweifelt, ob Sardou an die Existenz solcher Spionage-Agenturen glaubt, wie van der Kraft eine unterhält. Ich weiß es bestimmt, daß der geistreiche Komödiendichter die allgemeine Spionenseherei gerade so theilt, wie die Besten seiner Nation . . . Nomina sunt odiosa. Unbestreitbar ist aber, daß seine „Dora" ganz dazu angethan wäre, das Thörichte solcher Hallucinationen zu erweisen und jeden in diesem Punkte nüchterner Denkenden von der Spionage-Furcht ein für allemal zu heilen. Ich bin aber überzeugt, daß der Durchschnittsfranzose ebenso innig an einem Spionage-Glauben hängt, als Shylock an seinem Schein, und nach wie vor glaubt, die Größe und Stärke Frankreichs sei von der Geheimnißkrämerei unzertrennlich, und daß demnach Sardou die unnatürlich dummen und darum unmöglichen Spione und Spioninnen der „Dora" umsonst verbrochen hat.

---

*) Der Brief, womit unser geschätzter Pariser Mitarbeiter die vorstehende Besprechung begleitet, enthält eine so interessante Mittheilung des Urtheils von Alexander Dumas fils über Sardou und seine „Dora", daß wir uns nicht enthalten können, unseren Lesern die betreffenden Stellen zu reproduciren. „Im Begriff, meinen Theaterbrief an Sie abzusenden", schreibt uns Gottlieb Ritter, „erhalte ich den Besuch von Dumas fils. Wir sprachen über Sardou und sein neuestes Stück. Gewiß interessirt es Sie, einige Bemerkungen des berühmten Autors, der meine Ansicht über Dora vollkommen theilt, zu erfahren. „Das neueste Stück meines lieben und liebenswürdigen Freundes", sagte mir Dumas, „würde ohne meine Komödien und besonders ohne L'Etrangère nicht existiren. Es ist bekannt, daß sich Sardou mit seinen Quellen gar nicht genirt. Die Grundidee des Stücks hat er aus dem letzten Abgang der „Fremden" geschöpft, wo diese kurz vor Actschluß erklärt, nach Amerika reisen zu wollen und ihr an der Thüre ein Polizeisoldat den Ausgang verbieten will; sie zeigt ihm eine Karte und wird sofort durchgelassen, denn sie gehört zur geheimen Polizei. Auf der Generalprobe sah ich, daß dieser Zug die Schauspieler nicht minder

verblüffte, als die Zuschauer. Einige Freunde baten mich, die leicht mißzuverstehende Passirkarte zu streichen. Ich gab ihnen Gehör, ersetzte es aber in der Buchausgabe des Stücks mit folgender Parenthese: „Die Fremde geht nach hinten, sagt den Polizeibeamten ganz leise ein Wort, dieser grüßt sie sehr respektvoll, — dann geht sie ab.“ Da hätten wir also das Urbild der Spioninnen Sardou's! Auch andere Züge sind meinem Stück entnommen; namentlich der biographische Monolog der Zicka. Die vielbestaunte Drei-Männer-Scene ist nach der Zwei-Männer-Scene in meinem „Demi-Monde“ gearbeitet. Die Marquise und ihr komisches Motiv, das Riesenbild ihres verstorbenen Mannes und Generals an alle Wände ihrer Hôtelwohnungen zu hängen, stammt aus meiner „Affaire Clémenceau“, woraus sonst noch vielfache Dialogpointen entnommen sind. Und was ist, von Allem abgesehen, die Entlarvung der Zicka mittelst eines fingirten Briefes anderes, als abermals eine Copie aus „Demi Monde?“ Nur habe ich in meinem Stück viel schlauer angestellt, was in „Dora“ sehr plump und unlogisch ist. Eine so schlaue Spionin, für deren Dienste eine ohnehin geldarme Regierung schon viele Tausend Francs ausgegeben hat, weiß zu gut, daß sie von ihren Brodherrn, deren schönste Geheimnisse sie kennt, nie und nimmer verrathen wird. Sie müßte also, um ihn ihrem Charakter zu handeln, Favrolle einfach auslachen und auffordern, den compromittirenden Brief zu öffnen und vorzulesen, gerade wie im „Demi Monde.“ Hier ist es ein wirklicher Brief, und meine Heldin spielt einen unerwarteten Trumpf aus, indem sie beschwören kann, daß der Brief nicht von ihr sei, sondern eine fremde Handschrift zeige. Und wohlgemerkt, wir haben es hier nur mit einer raffinirten Cocotte und nicht mit einer Intrigantin und Spionin von Fach zu thun! Ich hätte das in „Dora“ ähnlich gemacht: Favrolle ist genöthigt den Brief zu öffnen und die Nutzlosigkeit der „Mausefalle“, wie er diesen Kniff nennt, einzugestehen. Die Zicka lacht ihn darob aus und sagt ihm: Wissen Sie was, finden wir ein Abkommen! Ich sehe, daß Ihnen an meiner Entlarvung liegt, also öffnen Sie Ihre Börse und erkaufen Sie mein schriftliches Geständniß und meine Abreise! Das wäre ebenso dramatisch und viel lebenswahrer gewesen. Aber freitich Sardou's Spioninnen sind — des mouchardes pour vire! Ueberhaupt, obwohl Sardou besser als viele Andere versteht, seinen Zuschauern Alles was er will vorzutäuschen, so ist er doch noch lange kein so großer Schlauberger (Malin) als das Publikum glaubt. Er ist nicht dramatisch, er ist theatralisch, scènique, und die Ficelle, die Mache ist bei ihm allzeit die Hauptsache. Er ist ein Arrangeur fremder Ideen und Motive. Deßhalb wird seine Kunst, zu der er so viel Talent besitzt, stets eine untergeordnete bleiben und werden seine Stücke sehr bald vergehen, auch die als Meisterwerk ausgeschriene „Dora“. Auf alle Fälle ist das Stück über die Spionin noch zu schreiben und es wird geschrieben werden, denn der Vorwurf ist sehr dramatisch: Die Spionin, die wider Willen ihr Liebstes, ihre ganze Familie, dem Verderben weiht ....“

Kritische Rundblicke.

Der getaufte Prometheus.

Armer Gott! du leidest noch immer schwer, und schlimmer als du unter den Hammerschlägen des Hephäst gelitten, lassen die spitzen Federn unsrer jungen Poeten dichs entgelten, daß der Geist des Aeschylus ihnen abhanden gekommen ist. Kann man doch schon in gelinde Verzweiflung gerathen, wenn aus einem guten Gedichte auch nur eine Zeile, ja ein einziges Wort dem Gedächniß verloren geht. Man hilft sich da wohl mit Flickwörtern und Lückenbüßern, aber um den Schmelz und Zauber des Ganzen ist es ein für allemal geschehen. Nun haben wir vom Prometheus des Aeschylus nicht nur den Anfang, sondern leider die ganze Schluß-Tragödie verloren, und dieser Prometheus mit seinen furchtbaren Leiden, mit seiner Erlösungs-Bedürftigkeit und seinem Trotze, die Erlösung einem Andern als dem eigenen vorblickenden Geiste zu verdanken, ist moderner als die modernsten Romane, als all der Salonduft unsrer Goldschnitt-Lyrik, was soll da ein Dichter unsrer Tage machen, dem die Urkraft des gewaltigen Marathonomachen nicht innewohnt und der sich doch mit dem Stoff abfinden möchte. Abfinden! als ließe so ein Granitblock, welcher seit Aeonen der ganzen Gegenwart quer im Wege liegt, sich nur mit einer graziösen Fußbewegung zur Seite schieben. Doch ist es geschehen und zwar von einem sehr begabten, erstaunlich jungen Musensohn, Siegfried Lipiner, in einem lyrisch-didaktischen Cyclus von Liedern, Schilderungen, Betrachtungen und Visionen, denen er den vielversprechenden Titel: „Der entfesselte Prometheus (Leipzig, Breitkopf & Härtel) gegeben hat. Er hat das Problem in seinem ganzen wuchtigen Ernste gefaßt, alles Leid, allen Jammer der Menschheit in der Brust des Titanen anwachsen lassen von der grauesten Vorzeit an bis auf die Revolution. Diese entfesselt bei ihrem Ausbruch auch ihn und insofern wäre eigentlich mit dem ersten der fünf Gesänge unsres Buches bereits die Aufgabe des Autors gelöst. Aber jetzt begleitet er ihn durch alle Irren und Wirren der großen europäischen Umwälzung: Throne und philosophische Systeme gehen in Trümmer, und um die einen ist es so wenig schade wie um die andern. Aber Lipiner's Prometheus ist anderer Ansicht. Fichte und Hegel werden zwar ins Lächerliche gezogen, aber die wilde Beutegier der Sansculotten macht dem alten Himmelsstürmer doch angst und bange. Dieser Prometheus ist von einer wahrhaft neunzehnjahrhundertlichen Humanität und hält sich jeden Augenblick das ästhestische Riechfläschchen vor die Nase. Und doch ist in der Darstellung an einzelnen Punkten Mark und Saft, die Sprache erscheint oft wie ein cyclopisches Mauerwerk gefügt und in den folgenden Versen z. B. ist eine Zartheit und ein Wohlklang, die ergreifend wirken:

> Ich bin dein! Mein Gott empfange,
> Was aus heißem Herzensdrange
> Tönt an deinem Hochaltar!
> Laß mich beten, laß mich knien;
> Was die Erde mir verliehen,
> Bring' ich dir zum Opfer dar.
> Denn du hast es mir gegeben,
> Und es diene dir allein, —
> Und mein ganzes, ganzes Leben,
> Liegt im Worte: Ich bin dein!
>
> Wie des Lenzes zarte Blüthen
> Vor des wilden Sturmes Wüthen,
> Der ihr junges Leben bricht,
> Demuthsvoll die Köpfe neigen,
> Fallen hin im Tod und schweigen,
> Seufzen nicht und jammern nicht;
> Also will auch ich ertragen
> Allen Harm und alle Pein,
> Will nicht murren, will nicht klagen,
> Will nur rufen: Ich bin dein!

Wirst du mir befehlend winken,
Einen Schmerzenskelch zu trinken,
Will ihn trinken still und stumm.
Was es frommen soll — du weißt es,
Und im Meere deines Geistes
Ruht das Was und das Warum.
Wirst du anmuthsvolle Weisen,
Wirst du Worte mir verleihn,
Will ich dich in Liedern preisen,
Will verkünden: Ich bin dein!

Naht mir einst des Todes Stunde,
Und es ruft aus deinem Munde:
Gib mir deinen letzten Tag!
Freudig will ich ihm entsagen,
Und für dich allein soll schlagen
Meines Herzens letzter Schlag.
Wie ich mich geweiht im Leben,
Will ich dir im Tod mich weihn,
Sterbensfreudig hingegeben
Will ich rufen: Ich bin dein!

Uns darf dies Lied rühren; kann und darf es aber auch einen Prometheus demüthig knien und heiße Thränen weinen lassen? Prometheus wollte die Welt nur entgöttert, sagen uns die nächsten Strophen, aber nicht entmenscht, wie die Revolution sie gemacht hat und hinc illae lacrimae! Aber diese Thränen sollen noch etwas mehr bedeuten, sie sind nur ein Vorspiel des Ungeheuern oder Lächerlichen, was nun kommen soll. Nicht ungestraft wandelt man unter Palmen, und nicht zum bloßen Zeitvertreib hat Prometheus dieses Lied in einem Dorfkirchlein vernommen. Als nach dem Freiheitsrausche die bittere Enttäuschung kam, da klagt Prometheus und verzweifelt und in der, Finsterniß rings um ihn her erblickt er Jesum Christum — geschieht ihm recht, dem unverbesserlichen Heiden, warum ist er auch in seinen alten Tagen ein Betbruder und Kirchengänger geworden! Hier ereignet sich nun eine höchst seltsame Geschichte. Der Gottessohn will Prometheus, der all das Unheil angestiftet, richten und legitimirt sich als Richter damit, daß er, liebend leidend und schaffend wie Prometheus, sich noch überdies gebeugt. Das gibt jedoch Prometheus mit nichten zu: er will sich auch demüthigen, ohne zu ahnen, daß er damit schon gerichtet ist, denn ein Prometheus, der sich beugt, ist so möglich wie ein Mohr, der sich weiß wäscht. Und doch thut es dieser Prometheus. Er erkennt einen Fehler in seinem schrankenlosen Streben, er zernichtet buchstäblich sich selbst in einer Art Feuertaufe, die er über sich ergehen läßt und weiht noch vor seinem Sterben einen sichern Siegfried Lipiner zu seinem Apostel, zu seinem ersten Promethiden. Aber trotz eines Ueberschwalles von Worten, der nun folgt und den ganzen fünften Gesang zum Theil mit prachtvollen Rhythmen ausfüllt, unter andern mit einer äußerst glücklichen Nachahmung der Schiller'schen Diction, Reimverschlingung und des Strophenbaus in „Ideal und Leben", erfährt man nicht recht, was die Promethiden und unser kühner Jüngling an ihrer Spitze eigentlich wollen. Sie sehen im Universum Geist von ihrem Geiste, sie umschlingen den Schmerz mit Inbrunst und werden durch ihn zu großen Thaten für das Allgemeine begeistert, so daß aus dem Weltschmerz Weltfreude wird — schön! Aber wird die Sache jetzt anders? Gibt es nunmehr keine Tyrannen zu besiegen, keine Revolutionen zu machen? Wird man den Promethiden auf ihr schönes lammfromm-christliches Gesicht hin alles nach Wunsche thun, oder wird die Qual und das Elend des Daseins nicht wieder zu erleben sein? Und wer soll nun helfen? Eine Massentaufe der Promethiden? Dann beginnt die Geschichte wieder von Neuem! Armer Gott Prometheus, du dauerst mich in tiefster Seele: Vielleicht liest dein Täufer Lipiner Shelley's „Prometheus unbound" und geht in sich und bekommt das, was man freilich durch bloße Lectüre nicht bekommen kann: Gesinnung.

S. Heller.

Miscellen.

Die schändliche Gewohnheit des deutschen Publikums, seinen ohnehin so kargen Lesebedarf erst aus Leihbibliotheken zu beziehen, geißelt ein Feuilletonist der „Breslauer Morgenzeitung" durch folgende drastische Schilderung des Buchs aus der Leihbibliothek: „Die Bücher haben halt ihre Schicksale. Das eine kommt in die Bibliothek eines Reichen und hat Jahrzehnte nichts zu thun, als mit seinem goldenen Rücken stumm im Regal zu prunken. Das andere kommt in einen Lesezirkel und wird vom tyrannischen Vereinsboten von Mitglied zu Mitglied geschleppt, oder in eine Leihbibliothek und muß von hier auf Hausarbeit ausgehen, zu Geheimrathstöchtern und Nähterinnen, zu Studenten und Commis, zu Frommen und Weltkindern, zu ehrlichen Leuten und Gaunern, um, socialdemokratisch gesprochen, einen faullenzenden Capitalisten zu unterhalten.

Eben so wenig ein Mensch die Spuren eines längeren Umgangs verleugnen kann, eben so wenig vermag ein Buch sich auf die Dauer gegen den Einfluß seines Leserkreises zu sichern. Unterzieh' es einer genauen Ocular-Inspection, vielleicht mit Hilfe eines Mikroskops, und du wirst finden, daß sein Gewand Spuren von Kaffee, Chocolade, Bouillon aufweist, daß Rothwein, Bier und Liqueur sich über seine Seiten ergossen haben, anderer Flüssigkeiten gar nicht zu gedenken, daß brennende Cigarren darüber gelegen und ihren Blättern ein unvergängliches Parfüm eingeprägt haben. Es finden sich Reste von Nachtischen vor, Kuchen-, Torten- und Zuckerkrümel, die sich zwischen den Blättern längs des Buchrückens durch Natur-Selbstdruck bleibende Stätten erobert haben, Residua aus der Botanik, ein Feldblümchen, womit die empfindsame Mamsell die Stelle markiren möchte, wo Arthur, das Ideal aller heirathsfähigen Männer, vor der blonden Melanie in die Knie sinkt und ihr seine Liebe gesteht, ein Myrthenblättchen, das sie jüngst aus dem Brautkranz einer Freundin kniff, weiß Gott, aus welchem Grunde; ja selbst unseres Herrgotts Thiergarten erkiest sich die ungemessenen Flächen der Leihbibliotheken-Aesthetik zur Errichtung von Depots seiner Abgänge; hier haben zwei Blätter in abendlicher Stunde beim Lampenlicht eine während des Umherfliegens musicirende Mücke gefangen und getödet, dort hat sich ein grausiges Stinkthier, aus dunkeln Bettpfosten-Ritzen zu einer nächtlichen Excursion aufbrechend, „zwischen den Zeilen" ein Grab gesucht.

Ach, was muß sich ein Leihbibliotheken-Buch Alles gefallen lassen! Oft das einzige in einem Familienhaushalt, welches gerade zur Hand ist, muß es in die Wäschkammer wandern und beschreibbare Stellen zur Notirung der zur Wäsche abgelieferten Stücke herleihen, oder es kommt in die Hände eines jungen Künstlers, der darauf geniale Aufrisse von Schweineställen der Zukunft zeichnet, Kirchen ganz neuen Systems, Entwürfe und Modelle zu Menschen- und Thierköpfen für die Eventualität einer Neuschöpfung.

In Büchern, die aus den von ihnen verarbeiteten Begebenheiten Moral abdestilliren, begegnen wir oft Seitenstrichen, Klammern, Ausrufungszeichen, die von jungen Leuten beiderlei Geschlechts herrühren, die gerade von der Sammelwuth sogenannter „schönen Stellen" angekränkelt sind. Auch finden wohl besonders gelungene Schilderungen von Sonnenauf- und Sonnenniedergängen Gnade, oder von Gegenden, Städten, Märkten, von weiblichen und männlichen Figuren. Kurz und gut, das Buch, das sich an alle Welt verdingen muß, um das in ihm steckende Kapital gut zu verzinsen, führt

ein gar erbärmliches Dasein und ist in einigen Jahren so herunter, daß es sich vor anständigen Leuten kaum noch sehen lassen kann.

Vor allen aber mögen die Bücher, die viel in Krankenzimmern verkehrt haben, unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken. Sie tragen die Spuren der Gebreste ihrer armen Leser in den Krankenstuben nicht weniger an sich. Der Hauch des Typhus wehte über die Seiten weg, und der fiebernde Finger imprägnirte Blatt nach Blatt mit klebrigem Schweiß. Können unsere stark gelesenen Leihbibliotheken in schlimmen Zeiten nicht zu Trägern von Epidemien werden? Diese Frage drängt sich uns unwillkürlich auf, nachdem wir umfassende Studien mit „leichter" leihbibliothekarischer Lectüre gemacht haben. Es ist unser bitterer Ernst, wenn wir das Reichskanzleramt ersuchen, die Leihbibliotheken nach ihrer sanitätspolizeilichen Gefährlichkeit in's Auge zu fassen!"

*

Die Poesie der Brief-Adresse.

von Oscar Blumenthal.

Die Zeitungen theilten in den letzten Wochen wiederholentlich gereimte Briefadressen als Kuriosa mit und fügten sogar hier und da noch ironische Randbemerkungen hinzu. Wir gestehen aber, daß wir in jenen Adressen durchaus nichts Kurioses finden, sondern im Gegentheil eine sehr beachtenswerthe Neuerung darin erblicken, ja wir meinen sogar, daß man sich nicht mit der Einführung der Poesie in die Briefadresse begnügen darf, sondern nun auch die Einführung der Briefadresse in die Poesie darauf folgen lassen müßte....

Das ist so zu verstehen:

Die Dichter begnügten sich bisher, ein anonymes „Liebchen" anzusingen, ohne ihren Namen und ihre Wohnung auch nur anzudeuten. Wollten sie aber ihre Liebesseufzer an die Adresse der Holden gelangen lassen, so bedienten sie sich dazu mit Vorliebe der Flügel des Gesanges oder benutzten den allbekannten Mantel des Windes. Man wird aber zugeben, daß dies zwei höchst unzuverlässige und unkontrolirbare Bestellanstalten sind und darum ist es auch gar nicht zu verwundern, daß unsere klassischen Lyriker von so viel unglücklichen Liebschaften zu sagen wissen, denn ihre meisten Seufzer werden eben als unbestellbar zurückgekommen sein. Wie anders dürften sich aber die Chancen der Liebenden gestalten, wenn sie sich von Hause aus daran gewöhnen, den Namen und die Wohnungsangabe der Geliebten in ihr Gedicht organisch mit einzuschalten und bei aller Innigkeit der Empfindung doch niemals die Rücksicht auf die postgemäße Korrektheit des Ausdruckes außer Acht zu lassen.

Wir geben einige Probevorlagen.

Wie leicht wird es also z. B. jedem Briefträger gelingen, sich in folgendem Liebespoem zurechtzufinden:

An Fräulein Stein,
W., Lützowstr. 13.
Du hast mich ganz umstrickt mit Deinen Reizen
Erhörst Du mich, so lass' nicht lange lechzen
G. Schmidt,
NW., Luisenstr. 16.

Hat der Absender besondere Wünsche in Bezug auf den Bestellungs-Modus, so lassen sich diese ebenfalls leicht unterbringen, wie Figura zeigt:

An Frau Levin,
3 Schloßplatz.
Eingeschrieben.
Darf ich erwarten, daß Sie mich noch lieben?
Zu meines Zweifels tröstlicher Erhellung
Erbitt' ich Antwort mir —
per Eilbestellung.

Selbstverständlich ist aber diese Art von Lyrik nicht auf die Stadtpost beschränkt. Für die Korrespondenz nach Auswärts führen wir folgendes Beispiel an:

Seit Du, Geliebter, mir entflohn,
Ist Kummer mein Gevatter ....
Stets denk' ich:
An Herrn Samelsohn,
den Reisenden von J. S. Cohn.
in
Kyritz
an der Knatter.

Auch kleine Geldangelegenheiten können auf diesem klangreichen Wege erledigt werden Probe:

Das wär' utile et dulce,
Hätte ich der Thaler drei!
Hol' sie, Brieflein, von
Herrn Schulze,
C., Dragonerstr. 2.

Für Börsenaufträge ist lakonische Kürze bei klarster Fassung das Haupt-Erforderniß, etwa in folgender Melodie:

Herrn
Becker, Kraus & Co.
Wie nehmen Stargard-Pos'ner Sie?
Wie stehen Halle-Gub'ner dort? . . .
Bezahlt ist Ihre —
Rückantwort.

Ist hier die straffste Form geboten, so hat man dagegen bei Werthsendungen und Paketen auf den Begleitadressen Raum zu behaglicheren lyrischen Ergüssen, in welchen sogar schon eine strophische Gliederung möglich ist. Beispiel:

Wenn Dich in Leipzig, Floßplatz 9,
Mein Brief erreicht,
Dann August Knoll, gedenkst Du mein
Mit Schmerz vielleicht.
Auch meine Seufzer früh und spät,
Sie gelten Dir;
Anbei ein längliches Packet
In Grau-Papier.
Und quält uns auch der Trennungsschmerz,
Sei treu und stark.
Nur dir allein gehört mein Herz —
Werth 20 Mark.

Wir denken, daß durch diese Beispiele der poesiekundige Adressenschreiber genügend orientirt sein wird und schließen in dem Bewußtsein, der deutschen Lyrik neue Wege geebnet zu haben.

(Aus Nr. 10 des „Ulk").

*

Ein Zeitungsjubiläum der seltensten Art feierte kürzlich das „Berliner Tageblatt": Die Erreichung des fünfzigtausendsten Abonnenten. Die Verleger des Blattes, die Herren Rudolf Mosse und Emil Cohn, deren Unternehmungsgeist und unermüdliche Ausdauer dies Ergebniß vor Allem hat herbeiführen helfen, versammelten zur Feier des Tages eine Reihe der hervorragendsten künstlerischen und schriftstellerischen Capacitäten Berlins zu einem Gastmahl, das sich als ein echtes journalistisches Jubelfest entwickelte. Von dem Dessert dieses Gastmahls habe ich mir in treuer Erinnerung an die „Monatshefte" einiges humoristische Naschwerk eingesteckt, das ich hier meinen freundlichen Lesern nicht vorenthalten will. Aus den Gazevorhängen und dem Wappenschmuck nämlich, mit welchem die Wände des Festraumes verziert waren, lugten und kicherten allerhand lose Reime hervor, die einen Abdruck an dieser Stelle verdienen. Da wurden z. B. die Gäste in folgenden Versen an ihren Becherberuf gemahnt:

Eheu fugaces!
Heißt bei Horaz es.
Venus und Satyr
Geben den Rath dir:
Ama et bibe —
Trinke und liebe.

Mit muntrer Rede würzt den Schmaus, —
Das rathet Euch ein Weiser:
Der beste Schmuck fürs neue Haus
Sind lust'ge alte Häuser.

Im Wein ist Wahrheit. Leben soll,
Wer Wein und Wahrheit liebt.
Ein Pereat der Fälscherschaar,
Die Wein und Wahrheit trübt.

Politik, sie sei verbannt
Aus gesell'gem Bund:
Hier nimmt man kein Blatt zur Hand,
Keines vor den Mund.

Auch an journalistischen Anspielungen, die für die Gelegenheit paßten, fehlte es nicht:

Herr Luther schlug dem Lügengeist
Das Tintfaß um die Ohren.
Ihn hat zum Vorbild, wie es heißt,
Der Journalist erkoren.

Statt Tinte fließt heut Rebenblut.
Die Scheererei des Tagwerks ruht.
Decipere wird ratio,
Delectat variatio.

Ein erfahrenswerthes Idealbild von publicistischer Einigkeit war ein Freskogemälde, das aus über tausend Zeitungstiteln zusammengeklebt war und die Unterschrift trug:

Die Blätter, die ein Kampfplatz sonst
Für fehdelust'ge Geister,
Vereinte hier zum Friedensbund
Die Scheere und der Kleister.

Der Verfasser dieser Sprüche ist Hugo Littauer, der witzige Mitarbeiter des „Ulk", den unsere Leser auch aus einigen hübschen Epigrammen kennen, die er zum vorigen Bande der „Monatshefte" beigesteuert hat. — Die Speisekarte hatte Siegmund Haber in Verse gebracht und dabei u. A. folgende zwei Kernkalauer geleistet:

Vor Allem gilt's, den Hunger zu bezwingen.
Wer Filets bringt, wird Jedem etwas bringen.

Dein Sinn sei rein, lax aber nicht dein Handeln.
Dann bist du stark, mit Jedem anzubandeln.

Das Sprüchwort „Nähre dich redlich“ interpretirte Haber als Tafelpräsident in folgender Weise: „Nähre dich“ — nimm deine Nahrung zu dir; „redlich“ — während dabei Reden gehalten werden! . . . Endlich wurden noch gleichzeitig mit dem Dessert Papierbogen herumgereicht, welche die Inschrift trugen:

Packt ein, was ihr nicht selbst bezwingt!
Denn wer soll Eure Kleinen lehren,
Den kneipenden Papa zu ehren,
Wenn ihr nichts mit nach Hause bringt!

Dieser Aufforderung bin ich denn meinerseits nachgekommen, indem ich die hier gesammelten epigrammatischen „Zuckerl“ und Kichererbsen mir zu Gemüthe zog.

*

F. Groß hat die Redaktion der „Heimath“, um welche er sich hervorragende Verdienste erworben hat, niedergelegt, um die Redaktion des Prager Tageblatts zu übernehmen.

*

Aus Graz erhalten wir folgendes Schreiben:

„Ein Artikel „Vom jung-österreichischen Parnaß“ von Robert Hamerling in der „Neuen freien Presse“ vom 7. Dezbr. 1869 enthält folgende Stelle: „Auch auf dem epischen Gebiet ist Manches hervorgetreten, was wirksam um sich greift, wie sehr auch Einige sich davor bekreuzen, die es nur aus den Recensionen kennen, welche sie darüber geschrieben.“ Dies die Quelle der in Ihrem Februarheft reproducirten „hübschen Anekdote“ H. Lorms.“

Offenbar liegt hier eine zufällige Uebereinstimmung vor.

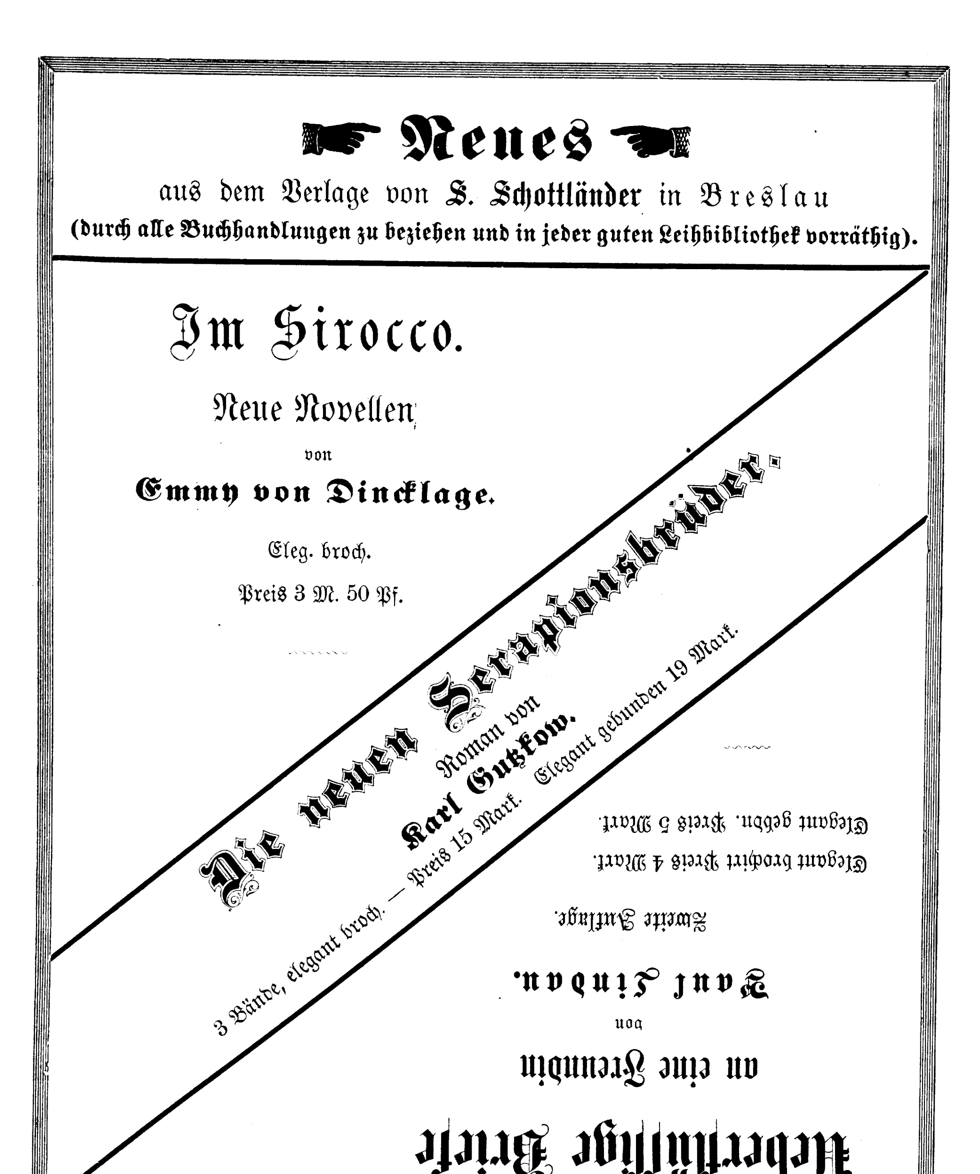
*

Im Verlag von Ernst Julius Günther ist H. Taine's hochbedeutendes Werk: „Les origines de la France contemporaine“, das J. J. Honegger in diesen Blättern ausführlich gewürdigt und als ein Meisterwerk culturgeschichtlicher Quellenforschung anerkannt hat, in einer deutschen Uebersetzung von Leopold Katscher erschienen. Das Buch stellt sich der Buckle'schen „Geschichte der Civilisation in England“ als ebenbürtiger Geistesbruder zur Seite und wird hoffentlich nun auch in Deutschland die verdiente Verbreitung finden.

*

Wir freuen uns, unsern Lesern mittheilen zu können, daß uns für das nächste Heft ein höchst interessanter Beitrag vorliegt: „Aus Heine's Studentenzeit.“ Neue Mittheilungen über den Dichter, mit ungedruckten Briefen und Gedichten desselben. Von Adolf Strodtmann. — Dem Herrn Verfasser hat für diesen Aufsatz ein überaus reichhaltiges Material von Briefen, Tagebuchblättern und Gedichten vorgelegen. Besonders werden die Mittheilungen über den Faust, den Heine als Student schreiben wollte, hohe Aufmerksamkeit erregen.

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte“** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.



Neues
aus dem Verlage von S. Schottländer in Breslau
(durch alle Buchhandlungen zu beziehen und in jeder guten Leihbibliothek vorräthig).
Im Sirocco.
Neue Novellen
von
Emmy von Dincklage.
Eleg. broch.
Preis 3 M. 50 Pf.
Die neuen Serapionsbrüder.
Roman von
Karl Gutzkow.
3 Bände, elegant broch. — Preis 15 Mark. Elegant gebunden 19 Mark.
Ueberflüssige Briefe
an eine Freundin
von
Paul Lindau.
Zweite Auflage.
Elegant broschirt Preis 4 Mark.
Elegant gebdn. Preis 5 Mark.

Seine Poesien zeichnen sich durch eine seltene Reife der Weltanschauung, ein tiefsinniges, edles Empfinden und ein sinniges Erfassen der Natur aus. Frisch und unmittelbar zum Herzen dringend tönen seine Lieder; die Melancholie, die sich in manchem zarten Liebesverse ausprägt, ist nicht nach der üblichen Weltschmerz-Schablone gedrechselt, sie ist, wenn wir so sagen dürfen, eine „gesunde" und achtbare. Auf den weiten Wanderungen, die Marx in den Reihen des kaiserlichen Heeres gemacht, hat er manches Blümchen echter Poesie gepflückt, und zu dem duftigen Kranze gewunden, den er uns mit der Sammlung bietet. Die italienischen Kriegsjahre fanden ihn nicht allein als tapferen Kämpfer, sondern auch als scharf beobachtenden Poeten, dem unter dem Lärm des Kriegshandwerkes nicht der Sinn für die Liebes- und Lebensgluth, für die Schönheit und Pracht des Südens abging. Wir finden in dem Buche originelle und ansprechende Genrebilder aus Krieg und Frieden, Minnelieder, feurig und schwungvoll und wieder fein und zart, dann aber auch Reflexionen, in denen sich ein hoher Geist, ein echt christliches Gemüth und eine allumfassende Menschenliebe abspiegelt, harmonisch vereinigt.

(Bohemia in Prag.)

Der „Nürnberger Correspondent" schreibt: Unter die wirklich begabten Lyriker der Neuzeit darf mit vollstem Rechte der österreichische Hauptmann Friedrich Marx gezählt werden, von welchem nunmehr bereits die 3. Auflage seiner Gedichte „Gemüth und Welt" vorliegt, die um die Hälfte vermehrt ist. Welche Stoffe der Dichter poetisch verwerthete? Nahezu alle: Natur und Religion, Menschenwelt und Geschichte, das Herz in Freud' und Leid 2c. Aber es bilden diese Poesien nicht etwa bloß ein artiges Kaleidoskop, sondern sie wurzeln sämmtlich auf einer tiefen, weit umfassenden poetischen Weltanschauung, und wir vermissen nirgends das leuchtende Centrum, von dem alle Verse des Dichters ausstrahlen.

(Grazer Tagespost.)

Wenn die Gedichte Marx's schon bei ihrem ersten Erscheinen eine wohlwollendste Aufnahme fanden, so kann es nicht fehlen, daß diese jüngste Ausgabe sich des allgemeinen Beifalls erfreuen wird.

Nicht nur hat der Inhalt des Buches eine bedeutende Erweiterung erfahren, auch an die in den früheren Auflagen bereits enthaltenen Poesien ist eine strenge Feile gelegt worden, so daß bezüglich der Form auch die rigoroseste Kritik keinen Tadel aussprechen kann.

Was aber den Kern und das Wesen der Dichtungen betrifft, werden sie durch die Wahrheit und Tiefe der Empfindung, durch Zartheit und Sinnigkeit zuversichtlich die Herzen aller Leser und Leserinnen gewinnen.

Da findet sich nichts Erzwungenes, nichts Ueberkünsteltes. Das Abbild alles Großen und Schönen auf Erden, wie es in einer Dichterseele eigenthümlich sich spiegelt, tritt uns aus den Liedern entgegen.

Möge somit das treffliche, von Seite des Verlegers sehr nett ausgestattete Buch seine Wanderfahrt mit unserem besten Geleitsbriefe antreten und des Erfolges theilhaftig werden, den es verdient.

(Ludwig Bowitsch.)

Die soeben erschienene dritte Auflage seiner lyrischen und epischen Gedichte enthält neben einer kleinen Auswahl aus den ersten zwei Auflagen von „Gemüth und Welt" nunmehr in 8 Abschnitten Neues und Gehaltvolles. Abgeklärte Reife der Weltanschauung, hohe männliche Kraft und zartes lyrisches Empfinden in eigenthümlicher Mischung, Lebensbilder voll plastischer Naturwahrheit und von einem oft glühenden Colorite, — Gefühlstöne, wie sie nur dem echten Dichter zu Gebote stehen. Adel der Gesinnung, dazu eine bilderreiche, formvollendete Sprache, klangvolle, abwechslungsreiche Rythmen sind nach den Urtheilen seiner Kritiker die Vorzüge dieses Dichters, auf dessen Gedichtsammlung wir als auf eine interessante Novität aus dem noch immer zu wenig gekannten und gewürdigten Gedanken- und Gefühlsleben des deutschen Bruderstammes in Oesterreich hiermit nachdrücklichst aufmerksam machen. Das Buch ist sehr elegant ausgestattet und eignet sich vortrefflich als Festspende.

(Hamburger Zeitung.)

Inniges Gefühl und schöpferische Bildkraft, eine von eingehender Beobachtung der Länder und Völker, des wechselnden Menschenlebens und des historischen Zeitenlaufes genährte Anschauung verbindet sich bei Marx mit feinem Formgefühl und einer sichern Gestaltungsgabe. Diese vier Elemente innig gesellt schaffen uns eine Reihe echtdichterischer Gebilde, in welchen bald die lyrische Stimmung, bald der reflective Gedankenausklang überwiegt. Die vorliegende Auflage erscheint wesentlich bereichert, namentlich durch eine Reihe vortrefflicher Gelegenheitsgedichte, auf welche das bekannte Göthe'sche Urtheil über diese Gattung seine Anwendung findet. Gegliedert ist die Sammlung in folgende Abtheilungen: Junge Liebe, Heimath und Fremde, Zeit und Leben, Sonette, Vermischte Gedichte, Prologe, Gedenkblätter. Eine dankenswerthe Beigabe bilden die musterhaften Uebersetzungen verschiedener Gedichte von E. A. Poe, H. W. Longfellow und A. Poerio. (Mainzer Tageblatt.)

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Todtentänze.

Phantasien

von

Hermann F. Grieben.

Auf der Brücke stand ich und sah hinab in den Strom. Das Leben reizte mich nicht mehr, darum reizte mich der Tod. Aber auch ich reizte ihn, denn, wie ich so lebhaft an ihn dachte, stand plötzlich, ungehörten Schrittes, ein Mann im Mantel neben mir und schlug mir freundschaftlich auf die Schulter, daß es mich kalt durchrieselte.

„Was wollen Sie von mir?" fragte ich befremdet.

„Du kannst mich Du nennen; ich bin der Tod!" antwortete er. „Die Menschen haben mich oft ihren besten Freund genannt, seitdem ist der Duzcomment zwischen uns eingeführt."

„Kommst Du, mich zu holen?" fragte ich so gleichgültig wie möglich.

„Du magst mitkommen, wenn Du willst. Doch ehe wir uns trollen, muß ich noch ein paar Andre abholen, deren Sanduhr abgelaufen ist. Komm' mit!"

Ich folgte ihm. Wenn ich mich eines Schauders in seiner Nähe auch nicht erwehren konnte, so war mir die neue Bekanntschaft immerhin interessant; die abgrundtiefen, melancholisch dunklen Augen des Todes hatten für mich sogar etwas Anziehendes. Er trat zuerst in ein palastartiges Haus, vor dessen Front auf der Straße dick Stroh angehäuft lag, um das Rasseln der vorüberrollenden Wagen zu dämpfen. Innen waren Flur und Treppe mit weichen Teppichen belegt.

„Was hast Du hier vor?" fragte ich mit flüsternder Stimme.

„Ich will eine Knospe brechen," antwortete der Tod und lächelte schwermüthig.

Dann verschwand er droben in einem matterleuchteten Corridor, und bald darauf knarrte eine Thür. Mehrere Herren mit weisen Mienen und verdrossenen Gesichtern kamen eilig die Stufen herab. Sie zuckten die Achseln, murmelten etwas von „nicht mehr helfen können" und „zu spät" und entfernten sich geschäftig. Es waren die vier berühmtesten Aerzte der Stadt. Gleich hinter ihnen kam lautlos der Tod geschritten. Er trug ein kleines Mädchen auf dem Arm, das sich wie im Schlummer über seine Schulter lehnte. Die blonden Locken hingen über das weiße Hemdchen herab; noch blühten die Wangen im Purpur des Fiebers. Und droben gellte der Schrei der Mutter und schnitt mir ins Herz.

„Nimm ihr das Kind nicht!" bat ich. „Trag es ihr zurück!"

„Wenn ich nur die nehmen wollte, die mir gern gegeben werden oder die freiwillig kommen, würde ich eine schlechte Ernte machen, und ich soll doch Platz für die Kommenden

schaffen!" antwortete der Tod und schritt unerbittlich mit seiner rührenden Last weiter, die er dann in die Tiefe versinken ließ.

„Aber so räume doch erst die Alten und Kranken aus dem Wege!" wand ich ein. „Mähe das welke Gras und die verblühten Blumen! Es gibt so Viele, die sich nach Dir sehnen und Dich stündlich rufen ...."

„Und wenn ich auf diesen Ruf erscheine, bitten sie mich, sie noch zu schonen. Du glaubst es nicht? So komm, wir wollen die Probe machen."

Wir stiegen in einem baufälligen Hinterhäuschen eine knarrende Stiege empor. Hier wohnte eine alte, vergessene Großmutter. Sie war fast hundert Jahr alt. Ihre Kinder und Enkel waren vor ihr ins Grab gesunken und ihre weiteren Verwandten kümmerten sich nicht um sie. Nothdürftig lebte sie von einem geringen Vermögen, und nur eine Dienerin, die mit ihr ergraut war, hielt treulich bei ihr aus, um — dereinst das geringe Vermögen zu erben. Die alte Großmutter saß in einem wurmstichigen Lehnstuhl, der fast so alt war wie sie und wohl beschlossen hatte, nur noch so lange zu halten als die alte Großmutter lebte, um dann befriedigt zusammenzukrachen. Die alte Dienerin las mit lauter Stimme, wie täglich seit 16 Jahren, aus dem Buche Hiob vor, — mehr zu ihrer eignen Erbauung, als zur Erbauung der Hörerin, denn die alte Großmutter konnte nicht mehr recht hören, und, was sie hörte, konnte sie nicht mehr recht fassen. Sie gab auch nicht Acht auf das Gelesene, sondern lenkte ihre volle Aufmerksamkeit auf die Kaffeetasse in ihren zitternden Händen, damit sie den dampfenden Trank nicht verschütte. Abwechselnd nippte sie an dem Kaffee und dann stieß sie einen Seufzer aus, und zwar sagte sie, wie sie seit zwanzig Jahren gewohnt war:

„Du lieber Gott, bring bald den müden Leib zur Ruh'!"

„So stell' die Tasse fort und komm!" antwortete der Tod.

„Wie?" fragte die alte Großmutter und that, als ob sie nicht recht gehört hätte.

Der Tod erhob seine scharfe Stimme so laut, daß sie ihn wohl hören mußte: „Es ist jetzt Zeit, Mütterchen, mit dem Tode abzugehen und den müden Leib zur Ruhe zu bringen!"

„So unvorbereitet?" sagte die Großmutter und verschüttete vor Schreck ihren Kaffee.

„Was, unvorbereitet?" lachte der Tod. Seit zwanzig Jahren wartest Du auf mich, rufst mich stündlich, und nun ich endlich komme — willst Du nicht?"

„Ja, ja, ich will schon ... aber .... Du könntest mich wohl erst meinen Kaffee austrinken lassen!"

Die Bitte klang so schmeichlerisch — so hatte die alte Großmutter vielleicht vor 80 Jahren ihren Eltern das Jawort abgeschmeichelt. Der Tod war gerührt.

„Nun denn, so lange will ich warten," sagte er und setzte sich auf die Ofenbank. Und nun nippte und schlürfte sie an ihrem Kaffee, so langsam wie eine alte Großmutter irgend nur nippen kann.

„Du lieber Gott, bring' bald den müden Leib ..." begann sie, da es ihr zu sehr zur Gewohnheit geworden war, doch unterbrach sie sich rechtzeitig und blickte vor Angst auf den lauernden Tod. Dieser hatte wohl zehnmal ungeduldig nach der Uhr gesehen, ehe der braune Trank zur Neige ging — endlich spülte die Großmutter den letzten Schluck hinunter. Da erhob sich der Tod, um sie fortzuführen. Ehe er sich's aber versah, hatte sie mit fast jugendlicher Geschwindigkeit aus der Bunzlauer Kaffeekanne, die neben ihr auf dem Tische stand, die Tasse wieder vollgeschenkt.

„Was heißt das?" fragte der Tod.

„Ich hatte erst eine," erwiderte die Großmutter.

Mit der unbestimmten Vorstellung, daß die Menschen sich bei ihrem Thun meistens an ein bestimmtes Zahlensystem klammern, und im gewöhnlichen Leben vom Familien-Kaffee immer zwei Tassen trinken, entgegnete verdrossen der Tod:

„Nun meinetwegen! Du sollst zu guter letzt von Deiner alten Gewohnheit nicht abweichen! Da Du aber so langsam trinkst, will ich inzwischen die Zeit benutzen und in der Nachbarschaft noch Jemand abholen. Nachher spreche ich wieder vor." —

Ich folgte ihm in ein andres Gebäude. Es mußte ziemlich unbewohnt sein, so tiefe Stille herrschte darin; auch unsre Tritte wurden von den wolligen Matten des Flurs gedämpft. Weiße Marmorbüsten von Gelehrten und Philosophen des Alterthums schmückten das Treppenhaus.

„Wer wohnt hier?" fragte ich feierlich gestimmt.

„Ein berühmter Philosoph, ein ausgegohrner Pessimist, dem das Leben schlecht und zwecklos erscheint und der mich daher stündlich mit seiner Feder citirt," antwortete mein Begleiter.

Wir betraten ein Vorzimmer. Ein Diener in Filzschuhen, der hier postirt war, um jeden störenden Besuch zurückzuscheuchen, damit die kostbare Zeit seines gelehrten Herrn nicht bestohlen würde, war auf dem Stuhl eingenickt. Unbemerkt schritten wir hindurch in das Allerheiligste des Weisen. Die Fenster des Zimmers waren verhangen und verrammelt, damit kein störender Sonnenstrahl, kein Laut von außen hereindringe. Eine Ampel flammte über dem eckigen, kahlen Schädel und geistreichen Antlitz des Gelehrten. Er saß an seinem großen Schreibtisch und schrieb an einem bereits stark angeschwollenen Manuscript, das den Titel trug: „Die Todessehnsucht, vom philosophischen Standpunkte gerechtfertigt". Wir blickten über seine Schulter und lasen, was die tanzende Feder soeben zu Papier brachte:

„Die bewußte Intelligenz ist im Stande, sich gegen den unseligen Trieb zum Leben, durch den das fragwürdige Phänomen der irdischen Jammerexistenz Bestand hat, aufzulehnen und das Leben als ein Danaergeschenk von sich zu schleudern, kurz: den Tod zu wollen. Den Willen auf dies Object richten, ist das einzig Menschenwürdige und Jeder, der es fertig bringt, sein eigener Erlöser, — der arme, verirrte Idiot, der sich verzweifelt in den Abgrund stürzt, wie der erleuchtete Philosoph, der von der Zinne seines Geistes den Kopfsprung ins Nichts wagt. Das Leben ist eine Galeere; der Wille aber, der die Fessel ist, die uns daran kettet, kann auch zur Waffe werden, die uns zum Tode, d. h. zur Freiheit verhilft." —

Hier legte der Tod seine Hand auf den Arm des Schreibenden:

„So streif' die Fessel ab und sei frei! Komm mit mir!"

Das blasse Antlitz des Weltweisen röthete sich vor Zorn.

„Wie kommen Sie herein? Warum stören Sie mich? Wer sind Sie?"

„Ich bin der Tod."

Und nun hätte man sehen sollen, wie plötzlich der Philosoph die Basis aller Philosophie, die contemplative Ruhe und das Gleichgewicht der Kräfte verlor, denn er begann zu zittern und machte einen großen Tintenklex.

„Deine Feder beschwor mich unzählige Male mit eigenen und fremden Ausdrücken, als „ein Ziel aufs Innigste zu wünschen", als „den seraphischen Pförtner von Nir-

vana", als „den wahren Heiland der gequälten Menschheit", als „den einzigen Freund, welcher den Begriff wahrer Freundschaft nicht illusorisch mache" u. s. w." fuhr der Tod ungerührt fort. „Hier kommt also der gepriesene Freund, der Heiland, der Dich vom jämmerlichen, vielgeschmähten Dasein erlösen, Dich mit Seraphsschwingen ins erträumte Nichts tragen will. Warum freust Du Dich nicht des Langersehnten?"

„Ich wußte nicht, daß der Tod ironisch sein kann!" stammelte fassungslos der Gelehrte.

„Ironisch? Behüte! Die Ironie hast nur Du in die Situation gebracht! Kämst Du mir freudig, freiwillig entgegen und handeltest nach Deinen Worten, so würdest Du Deinem System durch die That die Krone aufsetzen!"

„Das darf ich aber erst, wenn ich mein System ganz dargelegt habe!" warf der Gelehrte, wieder Muth schöpfend, ein.

„Wozu?" fragte der Tod.

„Wozu?" wiederholte entrüstet der Gelehrte. „Um die Grenzen menschlichen Wissens zu erweitern, meinen weniger erleuchteten Menschenbrüdern die Fackel der Aufklärung zu reichen."

„Das sind Redensarten!" fiel der Tod ein. „Du weißt recht gut, daß Alles, was Du geschrieben hast oder noch schreiben wirst, bereits vor Dir ein Andrer gedacht, gesagt und geschrieben hat — wozu also das ewige Nachplappern? Der größere Theil der Menschheit will es nicht hören und der andere weiß es bereits oder kann es sich allein denken. Leg' also Deine Feder fort und komm!"

„Meine Feder fortlegen?" jammerte der Weise. „Ich soll mich von dem theuren Instrument trennen, das mich groß gemacht?"

„Ja, denn Du kannst es in meinem Reich nicht brauchen!"

„Ohne Feder kann ich aber nicht leben!" betheuerte der Philosoph.

„Das sollst Du ja auch nicht!" lachte herb der Tod.

„Schone mich!" flehte der Philosoph. „Nur ein Jahr — ich bitte Dich — ein paar Monate!"

„Sie hätten ja keinen Zweck für Dich!"

„O doch! Einen großen, erhabenen! Ich würde dies Manuscript beenden!"

„Das wird Dir jetzt unmöglich sein! Deine Abneigung, mit mir zu kommen, hat Dir soeben bewiesen, daß Dein Werk eine dicke Lüge ist. „Die Todessehnsucht vom philosophischen Standpunkt gerechtfertigt" wird ein trauriges Fragment für Deinen Papierkorb bleiben."

„Nein, nein! Wenn Du fort bist, arbeite ich mich wieder hinein!"

„Dann würde ich Dich sogleich wieder beim Wort nehmen!"

Der Gelehrte seufzte bedrängt.

„So laß mir wenigstens noch Zeit, das Leben ein bischen zu genießen!"

„Dazu wirds wohl zu spät sein, da Du 50 Jahre ungenossen verrinnen ließest. Du weißt, genießen kann nur die Jugend!"

„O, es gibt auch noch fürs Alter so manche Freude!"

„Meinst Du?"

„Zum Beispiel den Naturgenuß."

„Du aber hast den Sinn dafür verschlossen, wie Du Dein Zimmer sogar den Sonnenstrahlen absperrtest."

Der Gelehrte riß mit hastiger Hand die Fenstervorhänge von einander und schlug

die Läden zurück. Ein voller Strom goldigen Abendlichtes drang durch die Scheiben. Der Philosoph öffnete dann auch das Fenster. Frische erquickende Luft ergoß sich in die dumpfe Zelle. Er that einige tiefe Athemzüge und blickte träumerisch, fast wehmüthig zum fernen Horizont.

„Nun?“ sagte der Tod nach einer Weile und trat zu ihm. „Hast Du Dich besonnen?“

Der Angeredete deutete in die Ferne:

„Sieh dort, wo der Strom sich im Walde verliert, da ist es schön, da hab' ich einst einen frischen Knabentraum geträumt — es ist lange her; auch hatte ich es längst vergessen — jetzt fällt es mir lebhaft wieder ein und die Sehnsucht packt mich, unter den tiefherabhängenden Zweigen noch einmal zu liegen und die Wellen noch einmal vorübergleiten zu sehen — es mag recht thöricht sein, ich glaube, der Schreck hat mich um den Verstand gebracht, aber ich bitte Dich dringend, laß mich noch einmal dort einen Sommertag verleben!“

„Der Schreck hat Dir den Verstand wieder gebracht,“ verbesserte der Tod und setzte dann milder hinzu; „Damit Du wenigstens nicht ganz die gute Meinung von mir verlierst, die Du so oft ausgesprochen hast, erlaube ich Dir zu leben, bis Du Dich in Wahrheit und nicht nur in der speculativen Phrase nach mir sehnst! Lerne aus unsrer Begegnung, wie morsch die Brücken über der Kluft zwischen Theorie und Praxis sind und predige nie mehr die Verwerflichkeit des Lebens!“

„Den Tod werde ich aber dennoch fortan als einen Freund betrachten,“ setzte der Gelehrte mit erheitertem Gesicht hinzu, „da er dem Leben Werth verleiht, durch die Erinnerung an die Endlichkeit!“

„Sophist!“ lächelte der Tod im Abgehen und drohte mit dem Finger.

Eben trat lautlos der Diener in Filzschuhen mit dem ersten Stoß Correcturbogen der „Todessehnsucht vom philosophischen Standpunkt gerechtfertigt“ ein. Der Philosoph machte eine heftig abwehrende Handbewegung zum Papierkorb hin und schalt den Diener ärgerlich, daß er bei Tage die Lampe angezündet habe; dann schlug seine Stimmung plötzlich in Weichheit um; er umarmte den bestürzten Diener, deutete auf Correcturbogen und Manuscript und sagte:

„Alte, treue Seele, mach Dir einen vergnügten Tag damit!“

„Damit?“ stotterte verlegen die alte, treue Seele.

„Ja, mach ein Feuer und braue Dir einen Punsch darauf! Ich weiß, wie sehr Du ihn liebst!“

Mehr hörten wir nicht. Der Tod zog mich lächelnd hinaus. Er war so guter Laune, daß er im Vorübergehen der Büste des Heraklit einen Nasenstüber versetzte.

„Nun, habe ich nicht Recht gehabt?“ fragte er mich auf der Straße, „Daß die mich am meisten rufen, sich am heftigsten gegen mich sträuben? Was meinst Du?“ setzte er hinzu. „Wird die Großmutter jetzt ihren Kaffee aus haben?“

„Es läßt sich erwarten; wir sind fast eine Stunde fort gewesen,“ antwortete ich.

„So laß sie uns abholen!“

Wir mußten an einem eisernen Gitter vorüber, welches einen Garten von der Straße trennte. In der äußersten Ecke war eine dichte Laube; die Rosen glühten und dufteten daran und von innen klang zärtliches Geflüster. Der Tod machte mir ein Zeichen still zu stehen und zu lauschen.

„Adolf!"

„Adolfine!"

„Hab ich Dich wieder?"

„Du liebst mich noch?"

Durch einen Spalt zwischen Gitter und Rankenwerk konnte ich Adolfine und Adolf bequem sehen, wie sie in stürmischer Umarmung und süßem Gekose sich dort ihres Wiedersehens freuten.

„Der Tod wird doch nicht dies Turteltaubenpaar grausam trennen wollen?" dachte ich erschreckt und blickte besorgt auf Adolf, der allerdings etwas erhitzt und apoplektisch aussah. Dieser Gedanke, in einer Kußpause angestellt, ward durch erneutes Geflüster unterbrochen.

„Wie liebe ich Dich, Adolfine!"

„Und ich Dich, Adolf!"

„Ach, jetzt so in Deinem Arm zu sterben!"

„Ach ja, im Kuß dahin zu schwinden!"

„Solch Tod muß Seligkeit sein!"

„Wir würden dann nie wieder getrennt!"

„Wir wären ewig vereint!"

„Ich stehe ganz zu Eurer Verfügung!" sagte nun der Tod, der plötzlich mitten in der Laube vor dem entsetzten Paare stand. Mit einem nervösen Schrei sprang Adolfine auf und wollte entfliehen, da der Tod ihr jedoch den Ausgang vertrat, sank sie wieder in Adolf's Arme.

„Um Gottes Willen .... Adolfine, was ist Dir?"

„Ich weiß nicht .... vielleicht eine Vision .... es geht vorüber!"

„Nein, es geht nicht vorüber!" antwortete der Tod und trat wieder näher. „Seht mir nur ins Antlitz. Ich bin der Erwünschte, der Euch die Seligkeit der ewigen Vereinigung bereiten will! Benutzt nun die Gelegenheit, Euch Euer Beisammensein für ewig zu sichern. Das Leben mit seinen Hindernissen, die Gesellschaft mit ihren Vorurtheilen werden Euch auseinander reißen — nur ich vermag Euern Bund dauernd zu erhalten!"

Adolf und Adolfine wechselten scheu einen fragenden Blick.

„Entschließt Euch!" drängte der Tod.

„Ich möchte wohl, aber ...." begann endlich Adolf.

„Aber?"

„Laß mich wenigstens erst mein Assessor-Examen absolviren."

„Es ist einerlei, ob Du als Assessor oder Referendarius in mein Reich eingehst. Ueberdies hast Du bisher das Examen als unliebe Zukunftsstation immer wieder hinausgeschoben!"

„In diesem ernsten Moment aber packt mich der heiße Wunsch, es zu machen."

„Und Adolfine?"

„Ich — ich — möchte doch sehen, ob Adolf durchkommt!"

„Nun so lebt, thörichte Menschenkinder, die Ihr nie wißt, was Ihr wollt! Künftig ruft mich aber nicht, wenns Euch nicht Ernst ist."

Mit diesen Worten war der Tod aus der Laube verschwunden und mit einem spöttischen Lächeln wieder neben mir.

„Sie sind im Liebesrausche! Man muß es nicht so genau mit ihren Reden nehmen; ich wußte das im Voraus!" sagte er.

„Auch sind sie jung und hoffnungsvoll und ihre Lebenslust natürlich!" setzte ich hinzu.

„Die Alten und Hoffnungslosen hängen jedoch nicht minder am Leben. Ehe wir zu der alten Großmutter zurückkehren, tritt mit mir in dies Spital ein! Sieh, Alle, die hier auf armseligem Lager in Reih und Glied liegen, sind arm, alt, krank und hoffnungslos, traurige Prädikate, um sie auf ein unglückliches Subject zu häufen, und dennoch hängt jedes dieser unglücklichen Subjecte zäh am Leben und kehrt mir scheu den Rücken, wenn ich erlösend an ihr Bett treten will!"

Der Tod hatte wahr gesprochen. Keiner der Spittelleute mochte mit ihm gehen; alle hatten eine Ausrede, so nichtig diese auch oft war. Ein alter Mann hatte es sich in den Kopf gesetzt, erst seinen Bettnachbar heraustragen zu sehen; der Bettnachbar wollte erst seine neue Medicinflasche ausbrauchen; eine alte, gelähmte Frau wollte erst noch einmal ihren Geranium in Blüthe sehen, eine andre sich erst noch beim Inspector über die schlechte Aufwartung beschweren, eine dritte gar erst ihren Strickstrumpf zuspitzen.

„Du siehst, wie schlechte Geschäfte ich mache, wenn ich nicht mit Gewalt vorgehe, obwohl alle diese Leute unaufhörlich nach mir rufen!" bemerkte der Tod, indem er mich wieder hinausführte. Er sah nach der Uhr und beschleunigte seinen Schritt.

„Du lieber Gott, bring bald den müden Leib zur Ruh!" hörten wir die zitternde Stimme schon wieder von innen murmeln, als wir uns der Stube der alten Großmutter näherten. Der Tod riß hastig die Thür auf — die alte Großmutter trank noch Kaffee!

„Noch nicht fertig?" schrie der Eintretende sie ungeduldig an.

„Nein," erwiderte die Großmutter naiv, „ich bin erst bei der fünften!"

„Und wie viel Tassen trinkst Du denn täglich?"

„Sieben," erwiderte mit freundlicher Zuversicht die Alte.

„Du meine Güte! Das kann ich nicht abwarten! Da muß die zäheste Geduld verzweifeln. Auf Wiedersehen denn — später!"

Ich sah nur noch, wie sich ein Schein der Freude über die runzeligen Züge der Greisin stahl — ja wahrhaftig, sie freute sich noch des Lebens!

„Bist Du nun noch der Ansicht, daß ich nur die holen soll, die sich nach mir sehnen und nach mir rufen?" fragte mich draußen der Tod.

Ich konnte weder ja noch nein sagen, sondern nur meine Verwunderung über die wankelmüthige Menschheit aussprechen.

„Und Du selbst!" fuhr mein Begleiter fort. „Als Du vorhin von der Brücke in den Strom unter Dir schautest, gabst Du da nicht auch so eine Art ungedruckter Broschüre über „die Todessehnsucht vom philosophischen Standpunkt gerechtfertigt" heraus — wie denkst Du jetzt?"

Ich mußte gestehen, daß mich die Lebenslust der Andern angesteckt habe, und daß ich das Lebensjoch auch lieber noch einmal auf mich nehmen wolle. Er lächelte überlegen und blickte mich mit seinem magnetischen Blick so durchdringend an, daß ich die Augen niederschlug; als ich den Blick aber wieder emporrichtete, war der Tod verschwunden und ich stand allein auf der Brücke. Ob ich geträumt hatte? Dann aber, wie ein Hase, mit offenen Augen! Schlaf, Traum und Tod sind ja Geschwister: sie mögen wohl zuweilen auf Urlaub gehen und sich gegenseitig vertreten.

Der Mond von Chantilly.

Historische Erzählung

von

Otto Girndt.

I.

Der Juli des Jahres 1764 ergoß über den größten Theil Frankreichs eine so brennende Sonne, wie es seit langer Zeit keiner seiner Vorgänger gethan. Die Arbeit war während der Tagesstunden den Menschen fast unmöglich, und die bevorzugte Gesellschafts-Classe, die der Himmel ernährte, ohne daß sie die Hände rührte, sah sich außer Stande, dem Vergnügen nachzujagen. Alles hielt sich unter Dach und schöpfte erst Luft im Freien, wenn die Sterne auftauchten.

An einem jener Abende promenirte im Park von Chantilly, seinem Sommersitz, der Prinz von Bourbon mit seinen Cavalieren und dem jungen Grafen Roussillon, der am Nachmittag aus Paris eingetroffen war, um sich Seiner Hoheit als glücklich heimgekehrter Reisender vorzustellen; er hatte seine damals übliche große Tour durch Europa gemacht.

„Wirklich, meine Herren," bemerkte der Prinz, vor einer Laube stehen bleibend, „wir haben es unsrem lieben Grafen hochanzurechnen, daß ihn die maßlose Hitze nicht abgehalten, uns seine Ergebenheit zu bezeigen. Niemand hätte ihm zürnen können, wenn er den Besuch bis zum Eintritt kühlerer Witterung verschoben."

„So lange," entgegnete Roussillon, „wollte mein Herz sich nicht gedulden. Man erwartete vom gestrigen Vollmond mildernden Einfluß auf die Temperatur, aber wieder vergeblich. Sehen Euer Hoheit, dort steigt die Scheibe in förmlich hohnlachender Klarheit über die Baumwipfel herauf!"

Der Prinz folgte jedoch der Hinweisung nicht, wandte vielmehr dem glänzenden Gestirn beinahe heftig den Rücken und schlug einen von Gebüsch beschatteten Seitenpfad ein. Schweigend, wie er selbst, schloß seine Umgebung sich ihm an; nur der Ritter Macdonel, ein geborener Schotte, der seit vielen Jahren als Edelmann in Bourbon's Suite diente und allgemein „der brave Schotte" hieß, blieb bei dem betroffen stehenden Grafen zurück und gab ihm durch leisen Druck der Hand zu erkennen, daß er ihm ohne Zeugen eine Mittheilung zu machen wünsche. Der junge Mann sah fragend den Alten an, der sogleich im Flüsterton das Wort ergriff:

„Sie konnten das nicht wissen, wir Alle nennen nie mehr den Mond vor dem Prinzen. Er mag's nicht hören, es thut ihm weh."

„Ich greife sicherlich nicht fehl," versetzte Roussillon, „wenn ich die Ursache in irgend einem betrübenden Ereigniß suche, das in meiner Abwesenheit —"

„So ist es!" bestätigte unterbrechend der Ritter. „Seine Hoheit wird an eine Katastrophe erinnert, die sich vor Jahresfrist hier in Chantilly eingeleitet. Der Prinz mißt sich eine Mitschuld bei, obwohl er so frei davon ist wie ich. Er behauptet, den ersten Anlaß gegeben zu haben, daß der Marquis de la Touche sein Weib verloren."

„Was sagen Sie?" fuhr der Graf erschrocken auf. „Die reizende Marquise todt? Davon hat mir Niemand eine Sylbe geschrieben."

Der Schotte schüttelte den Kopf: „Alle, die darum wissen, haben sich das Wort gegeben, zu schweigen. Die Marquise lebt — in England!"

„Um Gotteswillen," stammelte Roussillon, „was werde ich hören?"

„Der Prinz," fuhr Macdonel fort, „befahl mir soeben durch einen Blick, der Ihnen entging, Sie von dem Geschehenen zu unterrichten. Da Sie jetzt wieder in unsren Kreis treten, ist Ihre Orientirung erforderlich, damit Sie Ihr Verhalten danach regeln."

„Setzen wir uns," bat der junge Mann, „der Schreck hat mich halb gelähmt!"

Der Schotte folgte in die Laube und ließ sich neben ihm nieder, ohne Umschweif beginnend:

„Sie wissen, daß der Liebreiz, die sanfte Schönheit, vor Allem aber die Keuschheit der Marquise ihr den Beinamen „„Der Mond"" erworben hatte. Im Frühsommer vorigen Jahres zählte sie mit ihrem Gemahl mehrere Wochen hier zu unsren Gästen. Ein halber Landsmann von mir, ein junger Engländer, überbrachte im Auftrag seines Königs unsrem Prinzen einen prachtvollen Schimmelhengst als Geschenk und ward aus Dankbarkeit gleichfalls in Chantilly behalten. Sein Geburtsname ist Evelyn Pierrepont, durch den Tod seines Onkels ist er Herzog von Kingston geworden. Mehr, als dieser Rang und sein Reichthum, fesselte sein feines Wesen und die unleugbar vorzügliche Bildung, die er sich angeeignet, unsre Damen. Doch Keine eroberte ihn, vielleicht weil sie ihm ihre Herzen zu offen entgegentrugen. Ich sah zuweilen, wenn er sich unbeachtet glaubte, daß er Blicke auf die Marquise warf, in denen heimliche Leidenschaft loderte. Indeß Niemand außer mir altem Knaben schien es zu gewahren, am wenigsten die liebliche Frau selbst, die den Herzog mit immer gleicher Freundlichkeit behandelte, ohne ihn vor andern Männern besonders auszuzeichnen. Einmal ward ich von ungefähr Ohrenzeuge eines Gesprächs zwischen Beiden. Sie saßen in derselben Laube, wo Sie jetzt das Unglück vernehmen, lieber Graf. Kingston rühmte die Einfachheit ihrer Toilette im Gegensatz zu dem überladenen Putz, wie er heutzutage Mode. „„Ich muß sparen,"" lachte sie, „„wir haben drei Kinder und verhältnißmäßig geringe Revenüen."" Er ging auf ihre geistigen Vorzüge über und hob namentlich die wohlthuende Ruhe ihres Wesens hervor, die sie auch über ihre Umgebung verbreite, so daß Keiner ihrer noch so begeisterten Verehrer im Ausdruck seiner Empfindungen für sie die Grenzen der Ehrfurcht jemals verlasse. Sie lachte von Neuem: „„Ich kenne meine Pflichten als Gattin und Mutter zu wohl und fühle mich zu glücklich in deren Erfüllung, um mich nach Huldigungen von fremden Männern zu sehnen, wie sie Mancher meines Geschlechts Bedürfniß sind. Es gehört in unsrer Gesellschaft leider zum guten Ton, einen, wenn nicht gar mehrere Galane zu haben; ich will lieber schlechten Ton und dabei gute Sitte festhalten."" Aus meinem Versteck dort hinten entdeckte ich, wie der Herzog die Farbe wechselte; seine Stimme klang zitternd, indem er ihr zu erwidern wagte, sie täusche sich über sich selbst,

wenn sie sich für glücklich erkläre; denn sie habe ihren Gemahl als sechszehnjähriges Kind beim Austritt aus dem Kloster erhalten, und wenn sie ihm ergeben sei, könne sie bei ihren sechsundzwanzig Sommern den achtundvierzigjährigen Gatten doch nur wie einen väterlichen Freund verehren; herzaufwühlende, markverzehrende Leidenschaft hingegen habe sie nie kennen gelernt. „„Gott sei Dank,““ rief die Marquise, „„ich will es auch nie!““ Fiebernd warf der Herzog hin: trotz Allem, was man dagegen sagen möge, sei die Sturmfluth der Seele das höchste, das einzige Glück des Lebens. Er wurde so deutlich, daß die junge Frau nicht mehr zweifeln konnte, den glühendsten Liebhaber vor sich zu sehen. Sie stand lautlos auf und begab sich eilenden Schritts ins Schloß. Kingston fiel auf den Sitz zurück und nagte lange die Lippe, eh' er wieder ein ruhiges Aussehen gewann. Als er der Marquise endlich nachging, schlich auch ich mich davon. Mit Freude nahm ich wahr, wie sie an den nächsten Tagen ihn ignorirte. Da eines Morgens bekam der gute de la Touche Briefe aus Paris, die seine schleunige Rückkehr in die Stadt nothwendig machten. Die schöne Sophie wollte ihn begleiten. Unser Prinz bat den Marquis, den lieben Mond uns noch einige Tage zu gönnen, und das ists, was er sich jetzt nicht verzeihen kann, worin er seine Schuld erblickt. Ich billigte den Vorsatz der Marquise, sogleich mit nach Paris zu gehen; doch mein Herr und Gebieter, der ja nicht ahnte, was ich wußte, verwies mir mein Dareinreden und setzte es bei dem gefälligen Marquis durch, daß uns Sophie blieb. De la Touche war vierundzwanzig Stunden fort, als ein paar Jäger die Nachricht brachten, im Forst sei ein mächtiger Hirsch zu spüren. Augenblicks ließ der Prinz zur Jagd blasen. Wir saßen auf, Kingston mit uns. Allein schon am Waldsaume klagte er über heftige Schmerzen im Fuß und bat um Urlaub, ins Schloß umkehren zu dürfen. Wir fanden ihn nach der Jagd noch hinkend. Daß er die Schmerzen erheuchelt, war mir klar. Wie er den Tag benutzt, zeigte sich an der veränderten Haltung der Marquise. Sie sah den Herzog bei der Tafel nie an, aber statt der unbefangenen Heiterkeit, die ihr sonst stets eigen, lag ein sinnender Zug auf ihrem Gesicht, und wenn sie sprach, schien ihre Seele anderswo befindlich. Der Prinz machte einen Scherz darüber, er wähnte ihre Gedanken in Paris bei Mann und Kindern. Ich faßte mir das Herz, ihn zu tadeln, daß er die zärtliche Gattin vom Gemahl getrennt, und erbot mich, Sophien in die Stadt zu bringen. Sie schlug es aus, nahm aber am folgenden Morgen Abschied, um allein nach Hause zu fahren. Der Prinz hielt sie nicht länger. Nach einer halben Woche kam die Gräfin Egmond und setzte Alles in Aufruhr durch die Mittheilung, das Mondlicht sei verdunkelt, die Marquise liege krank daheim. Der Herzog von Kingston war ungemein bereit, nach Paris zu eilen und dem besorgten Prinzen täglich Bülletins über das Befinden der Patientin zu senden. Er hielt auch Wort, bis plötzlich statt seines Boten die Kunde eintraf, die Marquise sei verschwunden, Kingston desgleichen.“

„Unglaublich! Unfaßlich!“ warf Roussillon, der bisher athemlos gelauscht, jetzt erregt ein.

Der ehrliche alte Schotte legte ihm die Hand auf den Arm: „Mein lieber Graf, in jedes Menschen Gemüth liegen Abgründe, an denen er oft lange vorbeiwandelt, bis sie ihn auf einmal in ihre Tiefen ziehen.“

Roussillon stützte die Stirne in die Rechte: „Auf diese Frau hätte ich geschworen!“

Macdonel zuckte die Achsel: „Wer nicht?“

„Durch welche Künste konnte es dem Herzog gelingen —“ begann Jener zu fragen.

Der Ritter ließ ihn nicht enden: „Er hatte es verstanden, ihr Mitleid zu wecken, hatte ihr mit Selbstmord gedroht —"

„Woher wissen Sie das?" fiel der Graf lebhaft ein.

Ruhig berichtete der Vorige: „Aus London empfing der Marquis einen Brief von der mitentflohenen Kammerzofe seiner Frau. Darin stand es. De la Touche gab ihn mir zu lesen."

„Und weiter?"

„Sie meinen, ob er keinen Versuch unternommen, sich an seinem Weibe oder dem Entführer zu rächen?"

„Allerdings?"

„Hunderte in seiner Lage hätten das wohl gethan, bester Graf, mein edler Freund de la Touche handelte anders und hat sich dadurch höhere Achtung erworben, als durch einen Act der Vergeltung. „„Wenn ich,"" sagte er mir, „„um die Liebe meiner Frau zu dem jüngeren Manne gewußt hätte, würde ich, wie Cato von Utica mit seiner Marcia gethan und meine Frau dem Herzog überlassen haben. Ich suche keine Rache und wünsche auch nicht, daß mich das Schicksal an Sophien rächt.""

„Merkwürdige Großmuth!" kritisirte Roussillon.

„Sie sehen," sprach Macdonel, „daß diese Tugend selbst in einem Zeitalter, welches von falschen Ehrbegriffen wie von Lastern strotzt, sich immer noch vereinzelt findet."

„Aber was sagen die Kinder zur Flucht ihrer Mutter?" begehrte der Graf zu wissen.

Der Schotte lächelte traurig: „Den Kleinen hat der Vater erzählt, die Mutter sei auf Anrathen der Aerzte nach England in ein Seebad gereist, um ihre gefährdete Gesundheit herzustellen; er selbst habe gewünscht, daß sie heimlich aufbreche, damit das Weh des Abschieds von ihren geliebten Kindern ihr Herz nicht zerreiße. Von Zeit zu Zeit liest der verlassene Mann nun dem Knaben und den beiden Mädchen fingirte Briefe der Mutter vor, worin sie ihre Genesung und Heimkehr bald näher, bald ferner in Aussicht stellt."

„Wie lange will er die Täuschung fortsetzen?"

Macdonel stand auf. „Bis es eben nicht mehr möglich ist. Ich gebe ihm darin Recht: die Zeit mag für sich selbst sorgen. Sie aber, Graf Roussillon, nehmen, wie ich merke, an dem ganzen Betragen des Marquis Anstoß. Sie halten ihn für schwach —"

„Ich gestehe: ja!"

„So warten Sie ab, bis Sie ihn sehen. Mir ist selten Jemand vorgekommen, der Leiden mit solcher Selbstbeherrschung trägt. Sie begegnen ihm vielleicht zufällig, obwohl er selten ausgeht. Dann werden Sie ihn sehr verändert finden."

„Sie deuten mir an, daß ich ihn nicht aufsuchen soll?"

Der Schotte nickte: „Er wird Ihnen dankbarer dafür sein, als wenn Sie sich bemühen wollten, ihm Theilnahme an den Tag zu legen. Doch jetzt kommen Sie ins Schloß, der Prinz wird uns erwarten!"

So war es in der That. Als der Ritter den jungen Grafen in den erleuchteten Speisesaal führte, saßen die Cavaliere bereits um die Tafel. Der Stuhl zur Linken des Prinzen stand leer. Bourbon winkte: „Ich hätte Ihr langentbehrtes Gesicht mir gern gegenüber, lieber Roussillon, aber da ich während Ihrer Abwesenheit zu andern schönen Eigenschaften auch noch die der Schwerhörigkeit bekommen, müssen Sie schon neben mir Platz nehmen. Macdonel wird sich drüben niederlassen, mit ihm verstehe ich

mich auf den Wink." Der treue Diener wußte, was der Herr meinte, verneigte sich und ließ in seinem sprechenden Blick den Prinzen lesen, daß Roussillon jetzt wisse, was er nach Bourbon's Wunsch wissen sollte.

„Nun erzählen Sie von Ihren Reisen, Graf," forderte das Haupt der Gesellschaft, „was Sie Lustiges gesehen und erlebt! Sie erwerben sich ein Verdienst um uns, wenn Sie uns zum Lachen bringen. Der Teufel hole die schwüle Atmosphäre, die hypochondrisch macht! Mir ist manchmal, als sei Nichts in der Welt mehr des Lachens werth."

II.

Der Herzog von Kingston sah sich im unangefochtenen Besitz der Geliebten. Die Sturmfluth der Seele, die er für das höchste, einzige Glück des Lebens erklärt, mußte aber dadurch zur Ruhe gelangen. Wäre Sophiens Gatte oder ein Freund des Marquis dem Entführer über den Kanal nachgedrungen, hätte ihn in seinem Palais zu London aufgesucht und zur Rechenschaft gezogen, wahrscheinlich würde er seinen Raub mit dem letzten Blutstropfen vertheidigt haben. Da jedoch Monat um Monat verging, ohne daß ein Strafgericht ihn bedrohte, sank der Werth seiner Eroberung in seinen eignen Augen. Galt die Marquise ihrem Gemahl nicht soviel, wie es in Frankreich geschienen, weil de la Touche sie gleichgültig aufgab? Oder hielt ihn persönliche Furcht ab, einen Waffengang auf Tod und Leben mit dem Zerstörer seines Eheglücks zu thun? Gründliche Eifersucht hätte der Furcht nicht Raum gegeben, sondern nur den Zorn sprechen lassen. Das sagte sich der Herzog im Stillen und kam zu dem Schluß: „Du hast ein Weib an dich gerissen, dessen ein Andrer vielleicht bereits überdrüssig war! Er lacht möglicherweise über dich als einen Verblendeten, einen Thoren; du hast ihm keine Kränkung zugefügt, vielmehr einen Gefallen erwiesen!"

Vergebens mühte er sich bei solchen Reflexionen, dagegenzuhalten, welch Opfer ihm Sophie gebracht, welche Dankbarkeit er ihr schulde. Wenn es erst nöthig wird, gute Gedanken gewaltsam heranzuziehen, um bösen die Spitze zu bieten, ist der Kampf von vornherein entschieden, und Liebe aus bloßem Pflichtgefühl hört auf, Liebe zu sein. Kingston hatte der Marquise, als er London mit ihr erreicht, seinen ganzen Haushalt untergeben und in der ersten Zeit jede ihrer Anordnungen vortrefflich, unvergleichlich gefunden. Nach und nach schwand jetzt der Enthusiasmus dafür; Manches, was sie eingerichtet, dünkte ihn eine Beschränkung seiner Freiheit, über seine Stirne flog bisweilen ein Wölkchen, er fing an, Dies und Jenes zu tadeln. Sofort änderte Sophie es seinem Wunsche gemäß, doch gerade ihre Fügsamkeit und Willfährigkeit in allen Stücken fand üble Auslegung bei ihm: er schrieb sie der Ueberzeugung zu, die ihr selbst aufgehe, daß ihre Reize nicht mehr unbedingte Herrschaft ausübten, daher sie durch andre Mittel trachten müsse, sich in seiner Gnade zu erhalten.

Wie irrig war die Meinung! Der Marquise fehlte der Geist der Herrschsucht wie die Anlage zur Koketterie, der Grundzug ihrer Natur war Güte; Niemand, der ihr nahe stand, sollte Etwas entbehren, lieber versagte sie es sich. Noch eins kam hinzu, was sie antrieb, sich dem Herzog immerdar nachgiebig und gefällig zu zeigen: sie wollte ihm den Zwiespalt verbergen, in den ihr neues Verhältniß sie mit sich selbst gebracht. Der Mutter war es unmöglich, sich innerlich in gleicher Weise von ihren Kindern loszulösen, wie sie es äußerlich gethan, ihr Herz blieb getheilt zwischen Vergangenheit und Gegenwart, und wenn sie ihres ehrenwerthen Gemahls gedachte, der die Treubrüchige mit

Recht verachten durfte, so zitterte sie; Kingston aber sollte glauben, sie fühle sich durchaus zufrieden bei ihm, nachdem sie ihm einmal Alles preisgegeben, was ihr früher heilig gewesen.

Dem Britten fiel es nie ein, nach ihrem Seelenzustand zu fragen; als echter Egoist beschäftigte er sich nur mit seinem lieben Ich, und sobald ihm klar ward, daß sein jetziges Leben ziemlich eintönig sei, genirte er sich keinen Augenblick länger, Zerstreuungen zu suchen, an denen die Marquise nicht Theil nahm. Sie ließ ihn ohne Vorwurf gehen; sie ertrug es, daß er bei Tische wortkarg und allmälig ganz schweigsam wurde; die innere Stimme flüsterte ihr zu: wenn sein Sinn auf dem Wege sei, sich von ihr abzuwenden, würden Vorstellungen und Bitten aus ihrem Munde den völligen Bruch nur beschleunigen. Doch was dann, wenn eines Tages auch trotz ihrer Duldsamkeit von Kingston's Seite die Erklärung fiel: „geh' hin, woher du gekommen, ich bin durch kein heiliges Band an dich gekettet, ich mag dich nicht länger?" Nagende Angst vor der Zukunft befiel sie, Schuldbewußtsein, Reue und die Qual der Empfindung, ihr Loos verdient zu haben, marterten das junge Weib, das vor dem Spiegel erschrack; denn Sophie erschien sich nicht mehr siebenundzwanzigjährig, sie kam sich matronenhaft vor. Gram ist der schechteste Hüter körperlicher Schönheit.

Eines Morgens kündigte Kingston Sophien an, sie müsse sich den Tag über allein unterhalten, er werde mit Freunden einen Ausflug aufs Land unternehmen. Sie schwieg. Er verließ den Frühstückstisch ohne Lebewohl. Da löste sich ihr verhaltener Schmerz in brennenden Thränen, und als sie sich ausgeweint, suchte sie mit frostbebender Hand aus ihren Papieren einen Brief hervor, den sie kurz nach ihrem Eintreffen in London von einer ehemaligen Klostergespielin aus Brüssel empfangen. Diese hatte von dem Schritt gehört, den die Marquise gethan und ihr geschrieben: „Ueber kurz oder lang — wahrscheinlich aber das Erstere — wird er Deine Hingebung mit Füßen treten, Du wirst Dich verschmäht, verstoßen, vereinsamt sehen, wie Deine unglückliche Freundin, wie ich, die ebenfalls Vernunft, Sitte und Pflichten bei Seite gesetzt hat und dem teuflischen Lockruf der Leidenschaft gefolgt ist."

Sophie hatte den Brief das erste Mal mit Entsetzen gelesen und nie wieder zu berühren gewagt. Heut' las sie ihn ruhig, murmelte: „nur allzuwahr!" und schickte sich zur Beantwortung an. Die Einsamkeit kam ihr ja zu Statten, der Tag war lang, was ließ sich da nicht Alles mit der Feder sagen? Und der Marquise war es Bedürfniß, sich auszusprechen, zumal Niemand sie besser verstehen konnte, als die gleichgeprüfte Leidensgefährtin. „Ich will mich," schrieb sie, „nicht vertheidigen, noch meinen Fehler beschönigen. Du selbst magst urtheilen, inwieweit ich zu verdammen bin. Mein Herz war frei von jeder heißen Regung, bis er, die Pistole in der Hand, vor mir stand und sich vor meinen Augen zu tödten drohte, wenn ich ihn nicht erhöre. In seiner Nation ist der Selbstmord eine Art Krankheit, die manchem jungen Leben um geringerer Ursachen willen ein Ende macht. Er dauerte mich, die Bestürzung wirkte mit, ich bat ihn, sein gräßliches Vorhaben wenigstens aufzuschieben. Am nächsten Tage reiste ich von Chantilly ab, in der Hoffnung, ihn zu curiren, wenn er mich nicht mehr sähe. Aber der Schrecken, den seine Heftigkeit mir eingeflößt, verließ mich nicht. Im Traum nahte mir der Herzog wieder, mit fliegendem Haar über einem Abgrund schwebend, ein blutiges Papier vor meine Füße schleudernd. Schreiend, schweißgebadet fuhr ich auf, mein Kammermädchen Fanchon stand an meinem Bett und behauptete, ich habe mehrmals im Schlaf laut die Namen

Evelyn und Kingston gerufen. Ich wußte damals noch nicht, daß die Creatur schon in Chantilly von ihm bestochen, zu meiner Verführung erkauft war. Ein mehrtägiges Fieber folgte jenem grausigen Traum, ich blieb im Bett, doch der Arzt fand keine Gefahr und redete meinem Gemahl zu, sich nach Saint-Germain zu begeben, wo ein hoffnungslos Kranker ihn zum letzten Mal zu sprechen verlangte. Kaum ist der Marquis eine Stunde fort, als Fanchon hereineilt: der Herzog stehe im Nebenzimmer. Bisher hatte sie ihm täglich Rapport über mein Befinden in sein Absteigequartier gebracht, aus der Entfernung meines Mannes läßt die Falsche ihn den Vortheil ziehen, nach dem er getrachtet. Unter einer Vermummung war er in unser Hotel geschlüpft. Fanchon beschwört mich, ihn nicht abzuweisen, ihm wenigstens einen Blick, einen Handkuß zu gestatten. Ungeachtet meiner entschiedenen Weigerung fliegt sie an die Thür, eine Secunde später ist Kingston in meinem Schlafgemach, meine Sinne schwinden .... Geschehen war geschehen. Was half mein Weinen? Er erstickte es unter neuen Küssen. Hoch und theuer schwor er, alle Güter, die er sein nenne, mit mir zu theilen, wenn ich ihm nach London folge; mache das Schicksal mich zur Wittwe, so werde er mir auch seinen Rang verleihen. Er ließ mich zu keinem Besinnen kommen, die Flucht war vorbereitet, Fanchon hüllte mich in Kleider und Decken, der Herzog trug mich in den Wagen hinab, ohne daß einer meiner Domestiken uns bemerkte — auch dafür hatte Fanchon gesorgt — und die Pferde jagten mit uns davon. Keins meiner Kinder hatte ich mehr umarmen dürfen; Kingston litt es nicht, aus Besorgniß, ich möchte, von Mutterliebe zurückgehalten, seine Pläne vereiteln. Bis nach Calais ging die wilde Fahrt, dort erlag ich den Aufregungen. Wieder war ich Tage lang krank, Kingston wich nicht von meiner Seite. Mit einer Zärtlichkeit, deren ich keinen Mann fähig geglaubt, leistete er mir alle Dienste, obgleich Fanchon noch bei uns war, die erst in London ihren Abschied und Sündenlohn erhielt. Ein eigens gemiethetes Schiff, mit jeder Bequemlichkeit versehen, fuhr uns nach Dover. Tom, des Herzogs Kammerdiener, den er vorausgeschickt, erwartete uns bei der Landung; auf allen Stationen bis zur Hauptstadt standen Relais bereit. Auch hier im Palais, wo ich jetzt — wie lange noch? — wohne, mangelte Nichts, was zu den Bedürfnissen einer Frau gehört. Kingston ertheilte mir unbeschränkte Vollmacht im Hause und bot mir für meine Privatausgaben ein Jahrgeld von 22000 Livres. Ich nahm nur 5000 an und verwende sie größtentheils zur Unterstützung hülfsbedürftiger Personen, deren es hier noch mehr giebt, als in Paris. Für mich brauche ich Nichts, will Nichts brauchen. Die große Welt hätte mich wohl aufgenommen, da die englischen Ladies so wenig prüde denken wie unsre Damen in Frankreich; allein mein Schamgefühl hielt mich von der Gesellschaft fern, und meine Zurückgezogenheit mußte zugleich dem Herzog beweisen, daß ich nicht aus versteckter Eitelkeit und Sucht nach Glanz die Seine geworden, sondern einzig, weil die Macht der Umstände mich überwunden. Anfangs schmeichelte ihm mein Verhalten und machte ihn stolz auf den Zauber, den seine Persönlichkeit auf mich geübt; aber unser Blut siedet nicht immer, und geht es bei den Männern in sanfteren Fluß über, dann wehe uns Armen, wir sind verloren! Du hast es erfahren, Therese; Du hast mir prophezeit, was ich erleben würde — jetzt erlebe ich's! Evelyn wird kälter von Tag zu Tag, ich wage ihm mit keiner Liebkosung mehr zu nahen; ob er aus eignem Antrieb je wieder danach begehrt? Die Hoffnung ist matt wie meine Hand, die Dich grüßt, Unglücksschwester! Ich kann nicht sagen: „lebe wohl!“ ich kann nur beten: „tröste Dich Gott!“ Wenn ich zurückdenke an meinen braven Gatten, dem ich so schweren

Kummer verursacht, an meine theuren Kinder, die unter fremder Pflege vielleicht hinsiechen, während die Mutter einst jeden ihrer Athemzüge bewachte — nein, Therese, ich darf nicht zurückdenken, die Verzweiflung streckt furchtbare Krallen aus nach Deiner Sophie —"

Hier brach die Schreiberin ab, sie besaß nicht den Muth, den Namen ihres Gemahls mit aufs Papier zu setzen, der Brief ging unvollendet nach Brüssel ab.

Hätte die Marquise geahnt, daß in der nämlichen Stunde daheim der Vater ihrer Kleinen ein andres Papier entfaltete und die jungen Herzen, wie schon so oft, mit einer neuen liebevollen Lüge über den Aufenthalt der Mutter täuschte! Er spiegelte ihnen vor, der Kranken gehe es besser und der Doktor meine, im Herbst könne sie, wenn kein Rückfall eintrete, nach Frankreich reisen. Die Kinder klatschten jubelnd in die Händchen und liefen hinunter auf ihren Spielplatz im Garten, den Mund des Vaters umzog ein bittres Lächeln. In dem Moment ward ihm der Ritter Macdonel gemeldet.

„Marquis," begann der Eintretende, „mein Herr, der Prinz, ist dem König von England bis jetzt ein Gegengeschenk für den Schimmel schuldig geblieben; die Gobelins, die dazu bestimmt waren, fanden den Beifall Seiner Hoheit nicht; endlich sind nun neue Gewebe aus der Fabrik hervorgegangen, von denen der Prinz glaubt, daß die brittische Majestät sie mit Wohlgefallen betrachten wird. Ich bin mit der Ueberbringung beauftragt. Sie errathen, weshalb ich zu Ihnen komme. Ohne Ihre ausdrückliche Zustimmung würde ich in London keine Erkundigung einziehen über — nun, Sie wissen!"

De la Touche drückte dem Schotten leise die Hand: „Thun Sie, was Sie wollen!"

„Wenn es Sie nicht interessirt, Marquis —"

„Thun Sie, was Sie wollen, mein Freund!" wiederholte dieser und sah den Ritter bedeutsam an. „Aber um Eins muß ich bitten."

„Befehlen Sie!"

„Was Sie hören oder sehen" — er betonte das Wort — „ich wünsche, wenn Sie mich wieder besuchen, die volle Wahrheit, nicht die halbe!"

„Die volle!" versicherte Macdonel. „Sie haben bis jetzt gar keine Kunde von ihr?"

„Gar keine!" De la Touche bedeckte seine Augen.

Der Andre blickte theilnehmend auf den Leidenden und fuhr nach einer Pause fort: „Geben Sie mir für alle Fälle auch Freiheit, zu handeln?"

Rasch befreite der Marquis sein Gesicht: „Gegen den Herzog? Nein! Ist sie glücklich, so bleibe sie's; wenn nicht, so soll ein Mann von Ehre wie Sie sein Leben nicht gegen das eines Buben setzen!"

Der alte Schotte schüttelte den Kopf: „So meinte ich's nicht, Marquis! Gesetzt, ich fände eine Reuige —"

„Niemals!" rief de la Touche mit lebhafter Bewegung, „niemals sie wiedersehen!"

„Und doch," versetzte Jener, „ist Ihr Gefühl nicht erstorben."

„Leben Sie wohl, reisen Sie mit Gott!" beendete der Marquis hastig das Gespräch. Ein stummer Händedruck und Macdonel verabschiedete sich.

Er kam später in die Themsestadt, als er gehofft; denn nach Calais gelangt, konnte er nicht wagen, die kostbare Ladung, deren Transport ihm anvertraut war, dem feuchten Element zu übergeben, wenngleich er für seine Person nicht fürchtete. Im Kanal brausten Stürme und trieben die Brandung an beiden Küsten dergestalt auf, daß kein Schiff die Anker zu lösen vermochte. Länger, als eine Woche rastete der Schotte in dem Hafenort,

ehe die verstörte Natur ihr Gleichmaß wiedergewann. Bis sein Fuß den Boden des Inselreichs berührte, war Sophiens Brief an die Jugendfreundin nach Brüssel gewandert, und Therese hatte ihn mit wenigen Begleitzeilen an den Marquis de la Touche nach Paris adressirt.

Wie im Krampf zuckten die Finger des Mannes, als sie das Blatt ergriffen. Mit immer wachsendem Schmerz las er die Bekenntnisse seiner Frau, deren Vergehen ihm jetzt weit geringer erschien, als die List des Herzogs und der erkauften Fanchon, die den Frevel sammt allen Folgen herbeigeführt. „Armes Kind!" sprach er erschüttert vor sich hin. „Armes Kind!" wiederholte er stets von Neuem. Plötzlich aber wallte er heftig auf: „O Macdonel, Macdonel!" Der Gedanke, der sich mit dem Ausruf verband, ward nicht laut; de la Touche stand, die Arme in die leere Luft gestreckt, als bewegte sich die Gestalt des Schotten sichtbar, ergreifbar vor ihm.

III.

Sophie kam von Tag zu Tag mehr zu der Erkenntniß, daß Kingston sie nur noch in seiner Nähe dulde. So konnte das Verhältniß nicht fortbestehen. In einer schlaflosen Nacht faßte die gepeinigte Frau ihren Entschluß. Als der Herzog am folgenden Morgen sich wie ein Automat an den Frühstückstisch setzte und ebenso erhob, fragte die Marquise mit festem Ton und Blick: „Wohin?"

„Geschäfte!" lautete die Antwort so kühl wie kurz.

„Sonst erfuhr ich stets," suchte Sophie ihn aufzuhalten, „wohin Du gingst, seit einiger Zeit muß ich's nur errathen, und —" ihre Stimme verlor die Sicherheit, indem sie den Verdacht laut werden ließ — „wehe mir, wenn ich richtig rathe!"

„Guten Morgen!" Damit wollte Seine herzogliche Gnaden die Thür hinter sich zuwerfen.

Nun wars Gewißheit für die Französin, daß sie durch eine Rivalin verdrängt worden. „Bleib'!" rief sie in heller Verzweiflung. „Wem bietest Du diese Behandlung? Muß ich Dir ins Gedächtniß rufen, was ich Dir aufgeopfert?"

Kingston's Miene behielt ihre Marmorglätte: „Bereuen Sie Ihren Schritt, so bringen Sie mich in die gleiche Lage."

Das war deutlich und machte jede Entgegnung überflüssig. Dem unglücklichen Weibe versagte auch die Kraft dazu; ein Schmerz durchfuhr sie, als umklammerte eine eiserne Hand ihr Herz und zerdrückte es. Der Herzog verließ jetzt ungehindert das Gemach. Nicht lange, so erschien Tom, der Kammerdiener, und räumte das Service ab. Die Marquise kehrte sich weg, um ihm die heißen Zähren zu verbergen, die langsam in schweren Tropfen von ihren Lidern fielen. Tom aber hatte bereits gesehen, näherte sich und begann mit einer Gutmüthigkeit, die um so empörender war, als sie nur seine Bosheit übertünchte: „Die Frau Marquise weinen? Madame sollten doch das Band mit dem Herrn Herzog lösen! Man sieht ja nur allzudeutlich, daß Sie beide keine Freude mehr davon haben."

Die Angeredete wendete ihm das bleiche Antlitz zu: „Bist Du angewiesen, Tom, mir eine Trennung vorzuschlagen?"

Der Diener verneinte: „Ich thue es nur aus eignem guten Herzen; denn ich glaube zu wissen, daß Mylord sich für die schöne Hofdame der Prinzessin von Wales, Miß Chudleigh, interessirt." Sophie nickte trübe vor sich hin; die Mittheilung überraschte

sie nicht, der Name war ihr allerdings neu, aber was that er zur Sache? Jede Hoffnung, Kingston's Liebe zurückzugewinnen, war nun todt, und noch mehr: Die Marquise durfte nicht länger in seinem Hause bleiben, wenn sie nicht auch ihre Selbstachtung einbüßen wollte. Tom ging hinaus, sie ihrem Nachdenken überlassend, kehrte jedoch nach einer Minute schon zurück: im Vorzimmer befinde sich ein Fremder, der sich nur der Frau Marquise allein nennen wolle. Ihr ahnte neues Unheil, tonlos bewilligte sie: „er mag kommen!"

Doch ein lauter Schrei entrang sich ihrer Brust und alles Blut stieg ihr zu Häupten, als sie den Ritter Macdonel erblickte. Mit ihm stand die ganze Vergangenheit, die friedenvolle Zeit ihrer Unschuld, ihr zertrümmertes Glück vor ihr.

Er verharrte in gemessener Haltung am Eingang, bis sie sich gefaßt und das erste Wort gab: „Wenn Sie gekommen, mich zu strafen, haben Sie sich sehr verspätet; ich bin gestraft, härter, als Sie sich vorstellen können."

„Ich weiß mehr, Madame," erwiderte er sanft, „als Sie im Stande sind, mir zu sagen. Ich verweile seit einer Woche in London und habe viel gehört."

Da er innehielt, fragte sie schüchtern: „Wer hat Sie gesendet?"

„Nach London der Prinz von Bourbon, zu Ihnen, Marquise, mein Herz."

Sie schaute ihn ungläubig an: „Macdonel!"

„Ja, ja," bestätigte er, „wer gern zum Monde aufgeblickt, vergißt ihn auch nicht, wenn er untergegangen."

„Untergegangen!" sprach sie nach und drückte schluchzend das Gesicht in die Hände.

Die Deutung, die sie dem Wort beilegte, hatte er nicht beabsichtigt: „Für uns!" fügte er daher schnell hinzu.

„Zeigen Sie mir," weinte sie, „nicht Güte, die ich nicht verdiene!"

„Marquise, ich habe nie geglaubt, daß Sie aus — wie soll ich sagen? — Veränderungssucht Ihr Vaterland verlassen. Meiner festen Ueberzeugung nach waren Umstände im Spiel, die Sie wider Ihren Willen bewogen."

„O mein Gott," stieß sie mit einem Seufzer hervor, als würde ihre Seele leichter, „es gibt also einen Menschen, dessen Auge ins Verborgene dringt! Aber wohl nur den Einen?" schloß sie mit fast kindlicher Scheu.

Die Frage blieb unbeantwortet. „Was gedenken Sie zu thun, wie die Dinge jetzt liegen?" lenkte der Schotte ab.

Tom's abermaliger Eintritt kam ihr zuvor. Er überreichte der Marquise ein Billet mit der Bemerkung: „Ich werde im Vorzimmer auf Antwort warten." Wie er gekommen, verschwand er.

Sophie de la Touche öffnete und blickte nach Macdonel: „Vom Herzog!"

„Lesen Sie, ich habe Zeit!" sagte der Ritter.

Sie gehorchte, plötzlich jedoch überlief sie ein Schauder, abgewendet hielt sie dem Gast das Schreiben hin. Er nahm es und las still gleich ihr; seine Stirn furchte sich zusehends. Das Billet enthielt die nicht allein lieblose, nein, die geradezu rohe Erklärung, Kingston wollte der Marquise 11000 Livres Jahrgehalt zahlen und, falls ihr die Summe nicht genüge, das Doppelte, das sie früher ausgeschlagen, wenn sie um diesen Preis — ihn verließe.

Macdonel warf den Zettel zur Erde und fragte: „Darf ich in Ihrem Namen antworten, Marquise?"

„Ja!" hauchte sie.

Er riß die Antichambrethür auf: „Herein, Bursche!"

Tom stand verdutzt: „Befehlen?"

Der alte Schotte wies verächtlich nach dem Papier: „Sagt Eurem Herrn, Mann, so handelt ein vollkommener Schurke!"

Da raffte sich der Kammerdiener beleidigt zusammen: „Wer wagt diese Aeußerung?"

Geringschätzig gab der Andere zurück: „Der Ritter Macdonel, den Euer Herzog in Frankreich kennen gelernt, wo er mich finden wird, wenn ihn gelüstet, mich zu suchen. Hut und Mantel für die Frau Marquise, Bursche!" Das Letzte klang so diktatorisch, daß Tom wie ein Hund lief, die geforderten Gegenstände zu bringen. „Ihren Arm, Madame!" fuhr Macdonel fort, „Sie stehen unter meinem Schutz, mein Wagen erwartet uns vor dem Portal!"

Wie sie ging und stand, verließ Sophie mit ihrem Führer den herzoglichen Palast. Tom folgte nicht aus der Thür, ihm schlotterten die Kniee; wie vom Ritter Macdonel, so hatte er sich noch nie im Leben behandelt gesehen, so hatte auch noch nie eine sterbliche Zunge vom Herzog Kingston gesprochen. Aber er mußte als pflichtgetreuer Kammerdiener seinem Gebieter das Prädicat „vollkommener Schurke" in tiefster Ehrfurcht zu Ohren bringen.

Kingston ließ die Titulatur auf sich sitzen. Hatte ihm Macdonel doch den größten Dienst geleistet! Kein störendes Element mehr im Hause, keine Rücksicht, keine Verpflichtung mehr. Er athmete auf wie ein Gefangener, dem die Ketten abgenommen werden, und beeilte sich, dem Fräulein Elisabeth Chudleigh seine Befreiung anzuzeigen. Sie sollte den Tag bestimmen, an dem sie seine Herzogin werden wollte. Da aber stellte es sich heraus, daß die Hofdame selbst nicht frei war, sondern durch eine heimliche Ehe an den Grafen von Bristol, früheren Lord Hervey, gefesselt, mit dem sie indeß nur — einen Tag zusammengelebt. Die Entdeckung hätte den Herzog zurückschrecken können, doch fachte sie seine Begier nach der sogenannten Miß Chudleigh nur höher an. Er drang in Bristol, sich scheiden zu lassen; dieser weigerte sich, weil er der Frau, die er in wenig Stunden hassen gelernt, kein Glück gönnte, und gab erst nach, als ihn selbst Neigung zu einer Andern umstrickte. Vier Jahre mußte Kingston nach dem Besitz Elisabeth's schmachten, die ihn in der Zeit durch alle Künste der Koketterie, worin sie Meisterin war, zu ihrem blinden Sklaven machte. Endlich, im Anfang des Jahres 1769, ward ihr Ehebündniß mit Hervey getrennt, und am 8. März zog sie als Herzogin in die Räume ein, wo ehedem die Marquise de la Touche wie eine sanfte Fee gewaltet, während die Chudleigh schon am Tage nach der Vermählung die Furie herauskehrte, die vom Verhängniß erlesen war, an Kingston die Strafe zu vollziehen, die ihm gebührte. Er mußte hören, wie sie ihm hohnlachend erklärte, sie habe seine Hand nur angenommen, um seinen Rang in der Gesellschaft zu erhalten und mit seinem Gelde jede ihrer Launen zu befriedigen. Die Enttäuschung war zu jäh, zu furchtbar, der Herzog fühlte sich gerichtet und vernichtet, seine Gesundheit untergraben, dem Tode verfallen. 1773 starb er, ein elender, in sich gebrochener, vereinsamter Mann, und konnte an der Schlange, die sein Leben vergiftet, nicht einmal Rache üben; denn die Schlaue hatte sich vorgesehen und, ehe sie an den Altar getreten, ein unumstößliches Testament von ihrem Verlobten erhandelt, worin ihr der lebenslängliche Genuß seiner bedeutenden Güter verbürgt war. Nur wiederverheirathen durfte sie sich nicht; was lag ihr aber auch daran? Der Wittwenstand verurtheilte sie ja zu keinerlei Entsagung.

Ihr späteres, abenteuerreiches Dasein, das sie meist auf Reisen verbrachte, kümmert uns hier nicht, wir haben zur Marquise de la Touche zurückzukehren.

IV.

Die Pförtnerin eines Nonnenklosters im Norden Frankreichs that einem bewaffneten Reisenden auf, der eine verschleierte Dame führte und die Priorin zu sprechen verlangte. Die Unterredung dauerte lange, dann kam der Kriegsmann mit der Matrone zu seinem Schützling, den er inzwischen der Pförtnerin anvertraut, und sprach: „Es ist Alles geordnet, ich lasse Sie in guter Hand, Marquise, bis Sie weiter von mir hören. Leben Sie wohl.“

Leises Schluchzen drang unter dem Schleier hervor, zarte Finger ergriffen die derbe Faust des ernsten Mannes, und ein weicher Kuß berührte dieselbe, ehe er's verwehren konnte. „Gott mit Ihnen, treuer Macdonel!“ lispelte kaum vernehmbar die Stimme Sophiens.

Der Schotte verbeugte sich tief gegen die Priorin und durchschritt das Portal, während Jene das junge Weib an sich zog: „Kommen Sie, mein liebes Kind! Werden Sie ruhig! Unser Herr und Heiland sprach: Wer ist unter Euch, der den ersten Stein auf sie wirft?“

Ueberwältigt von der Milde, welche sie empfing, sank Sophie in die Arme der Trösterin: „O meine Mutter!“—

Ein paar Wochen verstrichen. Die Schwestern des Klosters erfuhren nicht, warum die Fremde Zuflucht bei Ihnen gesucht, erriethen aber halb und halb, daß die schöne Frau das Opfer einer Verirrung geworden, der sie selbst nicht in den stillen, heiligen Mauern ausgesetzt waren, und Alle gewannen die stille Büßerin lieb. Da ließ eines Morgens die Priorin ihre Pflegebefohlene rufen und legte ihr ein Schreiben in die Hand, während sie ein zweites, das sie soeben gelesen, zu sich steckte. „Mein liebes Kind,“ sagte sie dabei, „es wird von Ihnen abhängen, ob dies Asyl Sie länger umschließt. Ich glaube aber, Sie werden von uns gehen. Lesen Sie und entscheiden sich, ich lasse Sie allein!“

Sophie hatte nicht gewagt, einen Blick auf die Schrift zu werfen, bis das Oberhaupt des Klosters die Zelle gemieden. Jetzt wendete sie den Brief zitternd um, er kam von ihrem Gemahl. Sie sank in die Kniee und preßte das Siegel an Mund, Stirn und Wangen, bevor sie es erbrach. Ihr Herz flog, als die Buchstaben sich zeigten. Der Marquis schrieb:

„Macdonel hat mich besucht. Ich war bereits von Ihrem Zustande unterrichtet. Therese hatte mir die Mittheilungen gesandt, die Sie ihr nach Brüssel gemacht. Wenn ich meiner innerlichen Regung nachforsche, finde ich, daß es schwer ist, Demjenigen nicht zu verzeihen, den man wahrhaftig geliebt hat, insonderheit wenn seine Reue aufrichtig ist. Kommen Sie zu den Kindern zurück, die meinem Herzen so theuer sind, und widmen Sie ihnen die Sorgfalt, deren sie bedürfen! Fürchten Sie von meiner Seite Ihres vormaligen Vergehens wegen keine Vorwürfe! Finden Sie an mir nicht den zärtlichen Gemahl, den Sie verließen, so finden Sie doch einen Freund, der geneigt ist, Ihnen eine erträgliche Lage zu bereiten. Ihre Pflichten werden Ihnen Beschäftigung geben, die Ihre Zeit besser ausfüllt, als unfruchtbare Betrachtungen des Vergangenen in der Einsamkeit des Klosters. Meine ganze Gesellschaft besteht hier aus einigen rechtschaffenen

Freunden, Leuten, welche über Vorurtheile hinweg sind. Ich habe ihnen meinen Vorsatz, Sie zurückzurufen, offenbart und bin durch ihren Beifall in meinem Entschluß bestigt worden. Ich habe Ihnen Zimmer nahe bei dem Ihrer Kinder herrichten lassen. Die Sorgfalt die Sie als Mutter zeigen, wird der Maßstab derjenigen sein, die ich Ihnen künftig widmen kann. Reisen Sie ohne Verzögerung ab, Alles ist bereit, Sie zu empfangen! Aber ersparen Sie mir bei Ihrer Ankunft jede Aeußerung der Reue! Keinen Fußfall, keine Erzählung des Vergangenen! die Kinder müssen in dem Wahn erhalten werden, den ich ihnen eingeflößt, wie Sie durch Macdonel wissen. Kommen Sie, als wenn Sie Ihren besten Freund besuchten — die Zeit wird das Uebrige thun!

De la Touche."

Jedes Wort war für die Marquise ein Befehl, den sie aufs Gewissenhafteste zu erfüllen suchen mußte, um sich der Gnade ihres Gatten würdig zu machen. Nur erschien gerade der Anfang sehr schwer, der erste Schritt über die heimische Schwelle, der Moment des Wiedersehens. Aber der Marquis hatte seinen Zeilen nicht umsonst die Nachschrift angehängt:

„Geben Sie von der letzten Station vor Paris wo möglich Nachricht, wann sie einzutreffen denken! Man wird Sie alsdann abholen."

Er schickte ihr die Gouvernante mit den Kindern entgegen und ließ sich entschuldigen, daß er nicht selbst komme, er sei unerwartet zum Prinzen von Bourbon befohlen und werde wohl erst nach einigen Tagen aus Chantilly zurückkehren, die Marquise möge sich inmittelst in ihrer Häuslichkeit einrichten.

Mit welchen Gefühlen die Mutter ihre arglosen Kleinen umarmte, läßt sich nur denken, nicht schildern. Vor der Gouvernante brauchte sie sich keinen Zwang anzuthun, das junge Mädchen war ihr fremd, stammte aus der Provinz und ahnte nicht das Geringste von den Schicksalen der jungen Frau. Im Hause fand die Marquise keinen ihrer ehemaligen Domestiken mehr, lauter neue Gesichter traten ihr ehrerbietig entgegen, und als sie zwei Tage wieder unter dem alten Dache wohnte, klopfte spät am Abend — die Kinder lagen bereits im Schlaf — der Marquis an ihre Thür. Lautlos trat er ein; die Hände gefaltet, das Haupt gesenkt, ein Bild tiefster Demuth stand sie da, bis er fast flüsternd, ohne ihr zu nahen sprach: „Ich heiße Sie willkommen und wünsche, daß Sie hier den Frieden finden, der Ihnen lange gefehlt. Gute Nacht!" Schnell zog er sich zurück.

Am andern Morgen begrüßte ihn die Dienerschaft, als wäre ein Fest. So leutselig, hieß es, habe man sich die Herrin im Traum nicht vorgestellt, seit ihrem Einzug erscheine Allen das Haus wie ein Paradies. Ruhig versetzte de la Touche: „Laßt die Marquise nie dergleichen hören, sie liebt Schmeicheleien so wenig wie ich!"

Macdonel kam, es kamen auch andre Freunde aus früherer Zeit. Jeder that, als wäre Sophie nie in der Ferne gewesen. Die Schonung, womit sie sich behandelt sah, verdoppelte ihren Eifer, ihr Vergehen zu sühnen. Beständig fand man sie von ihren Kindern umgeben, mit denen sie spielte, mit denen sie lernte, um ihnen Lust am Lernen zu wecken. Und was sie ihrem Gemahl an den Augen absehen konnte, das geschah; seine Wünsche erfüllten sich unausgesprochen.

Der Winter war zu Ende. Neuer Lenz, neues Leben! Der Prinz von Bourbon zog wieder nach seinem geliebten Chantilly hinaus. Sophie hatte ihn während der bösen Jahreszeit in Paris mit keinem Auge gesehen. Plötzlich empfängt sie eine Einladung in seine Sommer-Residenz. Ihr graut vor Chantilly, sie bittet den Marquis, ihr die Fahrt

zu erlassen, er lächelt zum ersten Mal wie vor Jahren: „Der Prinz besteht darauf, Sie dürfen nicht ablehnen, Madame!“ Den Namen Sophie hat de la Touche sich abgewöhnt. Sie erhebt keinen Widerspruch, sie fragt nur schüchtern: „Begleiten Sie mich?“

„Nein! Ich rathe Ihnen, gegen Mittag zu fahren. Adieu!“

Sie wählt die einfachste Toilette und will sich vom Marquis verabschieden; er ist nicht zu finden. Bangen Herzens steigt sie in den Wagen und läßt ihn trotz des schönen Wetters dicht verschließen. Was bezweckt der Prinz mit ihrer Berufung? Es bleibt ihr unerklärlich. Als sie in Chantilly anlangt, ersuchen die Diener, die ihr den Schlag öffnen, die Frau Marquise, sich nicht ins Schloß zu begeben, sondern mit ihnen zu gehen. Immer räthselhafter wird Bourbon's Absicht, bis der Schlangenweg, den die Führer eingeschlagen in einen kleinen freien Platz ausmündet. Dort steht ein offener Säulen-Pavillon, bekränzt wie ein antiker Tempel. In seiner Mitte ist ein Altar errichtet, auf dem eine Naphtha-Flamme in vergoldeter Schale brennt. Hinter dem Altar steht der Prinz, zu seiner linken der Marquis de la Touche, seitwärts in zwei Reihen die prinzlichen Cavaliere in höchster Gala.

Sophie erschrickt bis ins Innerste bei dem Anblick, ihr Fuß kann nicht vorwärts — da ist der alte Macdonel neben ihr, legt ihren Arm in den seinen und stützt die Wankende. Der Prinz hebt die Hände nach Priesterart, sein Auge strahlt freudig, laut tönt es von seinem Munde:

„Es steht geschrieben: im Himmel wird mehr Freude sein über einen Sünder, der Buße thut, als über zehn Gerechte, die der Buße nicht bedürfen! So auch auf Erden. Unsre Kirche löst das Band zwischen Mann und Weib nicht, das sie einmal geschlungen, daher kann die Kirche es auch nicht von Neuem knüpfen, wenn es zerrissen war trotz ihres Segens. Im Willen der Gatten liegt es allein, sich die Hände zu reichen und den einst beschworenen Bund wiederum zu beschwören für Zeit und Ewigkeit. So frage ich Dich denn, Henri Marquis de la Touche, als Freund Deines Hauses und nehme die Anwesenden zu Zeugen Deiner Antwort: willst Du von Stunde an die Mutter Deiner Kinder wieder ganz als Dein Weib halten?“

„Ja!“ betheuerte de la Touche fest.

Und Bourbon fuhr fort:

„Und Du, die gefehlt, gelitten und ihr Herz geläutert in Qualen, willst Du von heut an wieder in voller Gemeinschaft mit Dem leben, der Dir vergiebt nach dem Beispiel des höchsten Gottes, des Gottes der ewigen Liebe und des Erbarmens?“

„Henri!“ rief Sophie, ihre Arme streckten sich aus, ohne Scheu vor den Blicken so vieler Männer flog sie an seine Brust. Lange, lange hielten Beide einander umschlungen, der Prinz legte still segnend die Hände über sie. Es war das schönste Gebet ohne Worte, das da mit dem Naphthaduft aus dem Kreise der Menschen emporstieg in den klaren Aether. Endlich brach Bourbon das weihevolle Schweigen, blickte heiter in die Runde wie Jemand, der ein gutes Werk vollbracht sieht, und sagte: „Nun, Ihr Herren, ist auch der Mond nicht mehr aus unsren Gesprächen verbannt, freuen wir uns seines verjüngten Glanzes und erklären uns bis ans Ende zu seinen Trabanten!“

Die gnädige Frau von Paretz.

Dramolet.

von

Ernst Wichert.

Die Verfügung über das Aufführungsrecht ist der **Agentur der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten zu Leipzig** übertragen.

Personen.

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen.
Luise, Königin von Preußen.
Gräfin Voß, Oberhofmeisterin.
Baron von Schilden, Kammerherr.
Christian Daniel Rauch, Kammerdiener der Königin.
Ein Gärtner.

Ort der Handlung: Das königl. Landgut Paretz, zwei Meilen von Potsdam. Zeit: 1804.

Park. In der Mitte ein alter Baum und dahinter dichtes Gebüsch. Unter dem Baum, etwas erhöht, ein Tisch und Gartenstühle. Rechts, etwas weiter vor, ein Postament mit einer Vase von Sandstein. Wege nach rechts, nach links und nach dem Hintergrunde, wo seitwärts ein Flügel des Hauses sichtbar wird. Im Vordergrunde eine Steinbank.

Erster Auftritt.

Rauch (in der Livree eines Königl. Kammerdieners, das Umschlagetuch der Königin über den Arm.)

Rauch.

Sie bleiben lange. — Lange . . . ! Dummer Tropf,
Was heißt das? Was ist lang und kurz für dich?
Man stellt dich hin, gibt dir ein Tuch zu halten,
Ein Buch, ein Arbeitskörbchen —: nicht so viel,
Als einem Pfahl von Holz, soll dir das Maß
Der Zeit bedeuten.
(Seufzend.) Ach! die schönen Stunden!
Und Stunden werden Tage, Tage Monden,
Und Monden Jahre... Jahre nicht'gen Thun's,
Unwiederbringlich, leer —: die man verschläft,
Sind nützlicher! — Gibt's denn nicht Träume? Träume
Bei off'nen Augen, hellem Sonnenschein —?
Wer hat mehr Zeit, als du, zum Träumen, Narr?
Wir wollen Träumen, Narr! Wovon! Gleichviel.
Nur, daß dir nicht das Tuch der Königin
Zur Erde fällt, wenn du den Arm vergeßlich
Entgegenstreckst dem Traumbild deiner Sehnsucht.
Italien — ja, da ist's! Und Rom! — Nur sehen,
Nur sehen lernen — dann ein Marmorblock,
Gebrochen in Carrara, und ein Meißel,
Und eine kräft'ge Hand . . .

Zweiter Auftritt.

Rauch. Baron von Schilden von rechts.

Schilden.

He, guter Freund!
Was hämmert Ihr die Luft?

Rauch.

Vorbei der Traum.

Schilden.

Wo find' ich Ihre Majestät? (Nähertretend.) Ach so,
Sie sind es, Rauch! Ich sah nur die Livree,
Und Rock ist Rock.

Rauch (bitter).

Mitunter auch der Rock
Der Mensch.

Schilden.

Und oft der Mensch sein Rock —
Es gleicht sich aus.

Rauch.

Nicht immer, Herr Baron.

Schilden (lachend).

Der Schadow hat Sie rabbiat gemacht.
Er kann einmal den Tressenrock nicht leiden.

Rauch.

Ein großer Künstler, Herr Baron.

Schilden.

Gewiß!
Doch darin ist er, wie der kleinste, schwach.
Nicht dienen wollen! Dienen wir nicht Alle?
Und muß man dienen, scheint es doch ein Vorzug,
Der gütigsten der Königinnen dienen.

Rauch.

Die Kunst —

Schilden.

Ja, ja! Die Kunst. Das ist ein Wort,
Mit dem ihr Wucher treibt. Den freien Geist
Genirt kein Rock — Sie selbst beweisen's ja.
Dem schlafenden Endymion von Rauch —
Wer merkt's dem nackten Burschen an, daß ihn
Der „Künstler im Lakaienrock" geschaffen?
Und nun Ihr Fries —! Freund Schadow zeigt' ihn neulich
Und spendete dem Werk des Schülers Lob,
Das ich mich hüten will zu wiederholen.
Aus dem wird etwas werden, sagt' ich. — Ja,
Versetzt' er derb, nur schaffen Sie ihm bald
Den niederträcht'gen Tressenrock zum Teufel!
Da hatten wir's.

Rauch.

Er weiß mit mir zu fühlen. —
O, Herr Baron, am ganzen Hofe hab' ich
Nur einen, der in mir den Künstler ahnt
Und achtet —: Sie! Den Andern Allen bin ich
Ein Mensch, der sich zum Zeitvertreib vergnügt
Mit hübscher Spielerei. Man duldet ihn,
Kuckt ihm wohl gnädig am Bossirtisch zu
Und wundert sich, wie der Lakai geschickt
Das weiche Wachs zu formen weiß — nichts weiter.
Selbst meine engelgute Königin —

Schilden (abbrechend).

Ganz recht — die Königin! Wo find' ich sie?

Rauch (förmlich).

Sie ging vor einer Stunde schon ins Dorf
Mit der Frau Gräfin Voß, und hieß mich hier
Auf ihre Rückkehr warten.

Schilden (halb für sich).

Endlich wieder
Die gnäd'ge Frau von Paretz! Potsdam nicht,
Und nicht Charlottenburg sind ihr so lieb,
Als dieses stille Paretz, das ein Zeuge
Der hellsten Tage ihres Lebens war.
Das junge Paar ließ seine Fürstlichkeit
Daheim. Zwei Menschen wollten glücklich sein
In dem, was einzig Glück ist! in der Liebe!
Und glücklich waren sie und — machten sie.
Im Dorfe steht kein Haus, in dem man nicht
Der „gnäd'gen Frau" mit Dankbarkeit gedenkt
Und mancher Bauersohn weiß zu erzählen,
Wie froh sie mitgetanzt beim Erntefest. —
Seit Jahren ... Ernst're Pflichten hielten fern
Von hier den König und die Königin;
Doch nicht vergessen war im Königsschloß
Der heit're Spielplatz sorgenfreier Tage.
Und nun gerade, wo das Ungewitter
Von Westen näher droht und ihr Gemüth
Beschwert, sucht sie ihn auf, sich zu erleichtern. —
Wie war die Stimmung Ihrer Majestät?

Rauch.

Von Anfang trübe. Manchmal sah ich sie
Gedankenvoll beim Sonnenuntergang
In's Weite schau'n; wie eine Seherin
Erschien sie mir, die bange Zukunft ahnt.
Doch heit'rer ward ihr Auge jeden Tag
Und wolkenfreier ihre schöne Stirn.
Nur noch ein Hauch von Schwermuth —

Schilden.

Was ich bringe,
Wird ihn verscheuchen: Seine Majestät
Kommt zum Besuch.

Rauch.

Der König! das ist Freude.

Schilden.

Am besten scheint's, ich warte hier. Im Hause
Hab' ich auf den Empfang schon vorbereitet;
Hier kann ich nicht die Königin verfehlen.

(Setzt sich auf die Steinbank.)

Nun —? Hat man etwas Neues unter Händen?

Rauch (achselzuckend).

In Paretz, Herr Baron —!

Schilden.

Sie säßen lieber
Im Aktsaal zu Berlin! Gibts denn im Dorf
Kein hübsches Kind, an dem sich die Antike
Studiren ließe — „frei nach der Natur"?

Rauch.

Sie scherzen. Mir ist scherzhaft nicht zu Muth.
Nach der Natur — und frei —! Im Tressenrock!

Das klingt wie Hohn fast —! — Herr Baron,
Sie wollten
Die Güte haben, Seiner Majestät
Mein unterthänigstes Gesuch um gnäd'ge
Entlassung —

Schilden.

Ist gescheh'n vor vierzehn Tagen;
Ich selbst hab's überreicht.

Rauch.

Und dennoch nicht —?

Schilden.

Das Schreiben liegt noch auf dem Tisch des
Königs —
Vielleicht gelesen, jedenfalls noch nicht
Erledigt. Seine Majestät, Sie wissen's ja,
Entläßt nur ungern die gewohnten Diener.
Und mit Pension! Das Geld ist knapp bei uns,
Wir müssen sparen.

Rauch (bitter).

Für die Kunst ist's knapp.

Schilden.

Es ist mit den Genie's ein eigen Ding:
Man glaubt an sie erst; wenn sie fertig sind.

Rauch.

Der König zweifelt. Aber Sie —? Den Urlaub
Nach Dresden dankt' ich Ihnen, Ihnen dankt' ich
Die Gunst, im Vorgemach der Königin
Mit meiner Kunst beschäft'gen mich zu dürfen.
O, sprechen Sie auch jetzt für mich! Ich kann,
Weiß Gott, ich kann nicht länger Ketten tragen.

Schilden.

Vielleicht, daß hier ein günstiger Moment
Sich bietet, auf den König einzuwirken.
Was ich vermag . . . Es ist nicht viel. Sie
sollten
„Der gnäd'gen Frau von Paretz" Fürsprach sich
Erbitten.

Rauch.

Dürft ich's wagen?

Schilden.

Was nicht ihr
Gelingt, wem solls gelingen? Secundiren
Will ich ihr gern.
(Aufstehend.) Dort kommt die Königin.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Königin und die Gräfin Voß von links. (Rauch tritt zurück.)

Königin.

Baron von Schilden —? Ah? Was bringen Sie?
Dies schalkhaft freundliche Gesicht . . Ich wette,
Sie haben eine Ueberraschung.

Gräfin.

Schwerlich,
Wenn Majestät so eifrig sind zu forschen.

Königin.

Errath' ich's? Sind Sie postillon d'amour?

Schilden.

Nun hat die Gräfin Recht.

Gräfin.

Wie immer, denk' ich,
In solchem Fall. Was hat auch Ihre Majestät
Im Sinn, als —

Königin (rasch und freudig einfallend).

Ihren Mann. So soll's
auch sein. —
Nicht wahr, der König ist schon unterwegs?

Schilden.

Er schickte mich voraus von Potsdam, wo ihn
Geschäfte hielten.

Königin (lebhaft).

Ach Geschäfte, immer
Geschäfte! Doch er kommt. Wie froh ich bin!
Da seh'n Sie, liebe Voß, ich wachte nicht
Umsonst so heit'ren Sinnes auf, als hätt' ich
Von etwas Glückverheißendem geträumt,
Dies ist das Liebste, das der Tag kann bringen.

Gräfin.

Ich bitt' Ew. Majestät pflichtschuldigst, nicht
Im Voraus sich zu alteriren. Sollte
Ein Hinderniß . . . es gibt ja Zwischenfälle —
Und Ihre Nerven —

Königin.

Hab' ich nicht gelernt
Verzicht zu leisten? Gönnt mir doch die Freude
Des Augenblicks, der mir gehört. — Er kommt!
Und kommt er nicht, so hat er kommen wollen.
Ich frage nicht, wie lang er bleiben kann.
Wär's nur ein Händedruck, ein freundlich Wort,
Ein Willkomm's- und ein Abschieds-Kuß in
Einem,
Mein Herz wird dankbar sein.

Schilden.

Ich bin beauftragt,
Ew. Majestät acht Tage zu versprechen.

Königin.

Acht Tage, Gräfin, hören Sie? acht Tage!
Das nenn' ich unverhofft. Ich fürchte nur,
Er kürzt sich viele Wochen lang den Schlaf,
Sie den Ministern wieder einzubringen.
Der gute Mann!

Gräfin.

Beliebt's Ew. Majestät
Die Toilette passend zu verändern?

Königin.

Nein, nein! Ich bleibe wie ich bin. Er liebt

Das weiße Kleid ohn' allen Schmuck; es paßt
Zur Einfachheit der ländlichen Natur,
Zur gnäd'gen Frau von Paretz, die er sucht.

Gräfin.

Doch ohne jede Form —

Königin.

Ich lasse der Frau Ober-
Hofmeisterin den Zügel in Berlin,
Und denke, Busch und Wiese nehmen's uns
Nicht übel, geht's nicht nach der Etiquette.
Sie seufzen, liebe Gräfin — ja! da sind wir
Nun leider unverbesserlich. — Ich will
Den König hier erwarten, nicht im Hause.
Er kennt mein Lieblingsplätzchen, geht gewiß
Sogleich hierher. Wenn Sie die Güte hätten
Nach unsern Kindern auszuschau'n! Daß sie
Beisammen sind, wenn er sie ruft. Ich lese,
Die Zeit zu kürzen, in Jean Paul's Roman.
Wo blieb das Buch? (Setzt sich auf die Steinbank.)

Gräfin (gibt ihr das Buch).

Dies ist es, Majestät.

Schilden (zur Gräfin).

Darf ich den Arm . . .?

Gräfin (nimmt seinen Arm. Im Vorbeigehen zu Rauch.)

Er hält sich in der Nähe
Und meldet Seine Majestät.

Schilden (zu Rauch).

Die Zeit
Ist günstig — nützt sie!

Gräfin.

Wie?

Schilden.

Ich sagte nichts.

(Beide ab).

Vierter Auftritt.

Die Königin. Rauch.

Königin (das Buch in den Schooß legend).

Es ist doch um das schöne Buch nur schade.
Das Auge folgt der Zeilen krausem Tanz,
Der Sinn ist anderswo. Warum auch lesen,
Was weihevoll ein Anderer empfand,
Wenn unser Herz die schönsten Weisen dichtet?
In Worten nicht, auch nicht in Tönen. Ach!
Was ganz Empfindung ist, spricht sich nicht aus,
Und unermeßlich tief in stille Freude.

Rauch (schüchtern vortretend).

Befehlen Majestät das Tuch —?

Königin.

Die Luft
Ist warm, ich kann's entbehren.
(Da Rauch stehen bleibt.) Nun —?
Sie haben eine Meldung? Sprechen Sie.

Rauch.

Geruhen Majestät, mich anzuhören.

Königin.

Wie? Eine Bitte für sich selbst?

Rauch.

Ich wage —

Königin.

Warum nicht an die Gräfin Voß sich wenden?

Rauch.

Nur Ihre Majestät die Königin
Hat Macht zu helfen — wenn Sie helfen will.

Königin.

Was ist's?

Rauch.

Vor sieben Jahren, Majestät,
Ein junger Mensch trat ich in diesen Dienst.
Mein Vater war gestorben, bald nach ihm
Ein Bruder, der die Mutter unterstützte —
Ich war nun ihre Hoffnung. Meine Wünsche
Sie streiften freilich um ein and'res Ziel;
Doch mittellos und ohne Freund, noch wenig
Erprobt im Handwerk und des Wegs nicht kundig,
Sah ich nur Dorngestrüpp ringsum und fern,
Mir unerreichbar fern, die lichten Höhen
Der Kunst . . . Mein Jugendtraum schien aus-
geträumt.
Doch mächt'ger regte sich der Schaffenstrieb
In mir, sobald er seine Fesseln fühlte;
So lehrte mich der Zwang, was mein Beruf.
Ich bat um meinen Abschied und erhielt
Ihn nicht. Doch gab des Königs Gnade mir
Erlaubniß, meine Kunst zu üben, wenn ich
Im Dienste nichts versäumte; huldreich ließen
Ew. Majestät mir manche freie Stunde,
Und jede nützt' ich eifrig, mich zu bilden.
So wuchs, obschon nur langsam, meine Kraft
Und künstlerische Fähigkeit, bis endlich
Ein Werk von meiner Hand des Meisters Lob
Gewann. Nun endlich schien die Zeit gekommen,
Die ich so lang ersehnte: ganz der Kunst mich
Zu weih'n, und wieder wagt' ich drum die Bitte,
Mich meines Kammerdienstes zu entlassen.
Wohl weiß ich, daß ich nicht nach strenger
Ordnung
Den Gnadenlohn verdiene; doch nicht mir,
Der Kunst erbitt' ich ihn, daß ihr zum Handwerk
Sich zu erniedrigen erlassen sei.
Ein güt'ges Wort von Eurer Majestät
Vermöchte viel bei meinem Herrn und König,
Und ewig dankbar — (er läßt sich aufs Knie nieder).

Königin.

Steh'n Sie auf! — (Es geschieht.)
Ich mische
Mich ungern in Geschäfte dieser Art.

Der König weiß, was seinen Dienern frommt
Und was dem Ganzen tauglich ist. Sie selbst
Bekennen, daß man Ihren Dienst bei Hofe
Mit Nachsicht forderte, daß man Sie gern
In Ihrem Künstlerstreben unterstützte.
Auch künftig wird, ich zweifle nicht, die Gnade
Des Königs bei dem treuen Diener sein,
Der Wohlthat lohnt mit Dank. Vertrauen Sie
Ihr Schicksal seiner bessern Einsicht an.

Rauch.

Mich zwang die Noth zu handeln, Majestät.
Zu deutlich sprach in der beklomm'nen Brust
Des Gottes Stimme: werde frei! Die Kunst
Vermag auch sanfte Fesseln nicht zu tragen:
Nur wer ihr Alles ist, dem wird sie Alles.

Königin.

Was nützt die Freiheit dem, der in der Sorge
Des Lebens nicht die Wahl der Arbeit hat?
Hier sind Sie frei! Das Amt gibt Ihnen Freiheit
Zu schaffen, was dem Genius gefällt —
Es wirbt um Gunst, wer sich um Lohn bemüht.

Rauch.

Und doch —: Es zieht mich fort ins Ungewisse.
Im sichern Hafen schaukelt sich der Kahn
Vielleicht mit Anmuth auf den sanften Wellen;
Doch Der nur hat sein Lebensschiff erprobt,
Der es durch Sturm und Wogendrang gesteuert.

Königin.

Nicht Jeden stählt der Kampf. Wir überschätzen
Zu gern die Kraft, die Großes will, und bleiben
Weit hinter unserm richt'gen Maß im Können.

Rauch.

Wer, als wir selbst, vermag das Ziel zu setzen?
Gewiß ermatten tausend kühne Streber,
Und Einer nur gewinnt den Siegespreis.
Doch besser, tausend büßen ihren Muth,
Als daß nicht Einer für die Göttin wagt.

Königin.

Sie sprechen kühn.

Rauch.

Ich darf es, Majestät,
Weil ich bescheiden denke von mir selbst.
Noch bin ich Nichts, und Alles, was ich hier
Erringen könnte, scheint mir wenig mehr
Als Nichts. Ich weiß, die Welt verliert nicht viel
An einer Mittelmäßigkeit. Erproben
Kann ich mein Wachsthum auf dem Boden erst,
Der Meisterschöpfung aller Zeiten trägt . . .
Unwiderstehlich zieht es mich nach Süden!

Königin.

So wollen Sie Berlin verlassen, wo Sie
Doch Freunde haben, die Sie stützen können?

Rauch.

Die Sehnsucht nach Italien, Majestät,
Wird ungestüm in mir: im Schlaf' und Wachen
Hab' ich nur diesen einen Traum. Er ist
So mächtig, daß er alle Wirklichkeit
Mit einem düstergrauen Schleier deckt,
Von dem das Auge sich voll Trauer wendet
Dort, unter heit'rem Himmel, warmer Sonne,
Steht der jahrtausend alte Baum der Kunst
Mit mächt'gem Stamm und zackigem Geäste,
Dort treibt er Blüthen, trägt er reife Frucht
Und Niemand wird ein Künstler, der sich nicht
In seinem Schatten eine Werkstatt baute.
Die Meister alle, die in Stein und Erz
Der nord'schen Heimath reichen Schmuck verlieh'n,
Dort lernten sie, dort wuchsen sie heran,
Dort aus dem Urquell künstlerischen Schauens
Erfüllten sie mit Idealgestalten
Ihr geist'ges Auge, unermeßlich schönen,
Erhab'nen Bildern einer höh'ren Welt.
Hier tapp' ich wie ein Blinder. Ob in Rom mir
Der Sinn erschlossen wird, ich weiß es nicht,
Doch nirgends kann's gescheh'n, wenn nicht in Rom —
Und darum muß ich frei sein, Majestät!

Königin (nachdenklich).

Ich ahne wohl, was Sie bedrängt, entstammt
Den Tiefen des Gemüths, in die der klügste
Verstand hinabzuleuchten machtlos wird.
Ich warnte Sie. Wohlan denn: folgen Sie
Der Stimme des Gewissens. Ungern miss' ich
Den treuen Diener; doch bescheid' ich mich,
Nicht selbstisch ihm das Leben zu verkümmern.
Ich halte Sie nicht länger.

Rauch.

Majestät,
Ich wagte mehr zu bitten. Wenn Sie gnädigst
Ein Wort bei meinem hohen Herrn —

Königin.

Nur nicht
In Paretz, lieber Rauch. Der König sucht
Erholung hier, Erfrischung nach der Arbeit.
Man darf ihn an Verdrießlichkeiten nicht
Erinnern, die ihn schnell verstimmen müssen.
In Paretz — will der König mir gehören,
In Paretz gönnen Sie den König mir.
Vielleicht nach uns'rer Rückkehr in die Stadt —
Es findet sich dann wohl Gelegenheit —
Ich hoff' es und verspreche gern . . .
(Aufstehend, sehr lebhaft:) Der König!
(Sie geht ihm entgegen.)

Rauch (zur Seite tretend).

Umsonst —

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Von rechts der König, von zwei Leibhusaren gefolgt, die an der Coulisse stehen bleiben und sich bald auf einen Wink Schildens entfernen. Von links Gräfin Voß und Baron von Schilden.

König (die Königin umarmend).
Nun — ? Kommen doch gelegen?

Königin.
Bester Mann!

König.
Hab's gleich gedacht, Dich hier zu finden, stieg
Am Parkthor ab. Nun hast Du mich dafür
Mit allem Staub —

Königin.
Und zehn Minuten früher
Und gleichsam aus der ersten Hand. Erlaube...
(Klopft ihm mit dem Taschentuch den Staub ab.)

Gräfin (einschreitend).
Ich bitte, Majestät . . .!

König.
Ah! Gräfin Voß!
(Küßt ihr die Hand)
Respekt, Luise! Nicht vergessen, daß uns
Dame d'Etiquette mit strengen Augen mustert.
Wird wieder viel zu schelten geben, fürcht' ich.—
Ein Kuß erlaubt hier unter freiem Himmel?
(Küßt die Königin.)

Königin.
So viel Du magst.

König.
Was sagt die gnädige Gräfin?

Gräfin.
Ich bin erfreut, Ew. Majestät so froh
Gelaunt zu finden, halte willig still,
Wenn's hergeht über mich.

König.
Ha, ha, ha, ha!
Ist auch nicht schlimm gemeint. Sind hier in Paretz —
Da hat man's Necken frei. Die Kinder munter?

Königin.
So munter, wie im grünen Wald die Rehe.

König.
Kann's denken. Frische Landluft — freies Spiel —
Zu lernen nichts.

Gräfin.
Die jungen Prinzlichkeiten
Sind avertirt und harren nur des Winkes,
Dem gnädigen Herrn Papa die Hand zu küssen.

König.
Gleich, Gleich! Erst kommt die Frau — die Frau Mama.
(Legt ihren Arm in den seinen.)
Hielt's in Berlin nicht länger aus allein.
Ja, ja! das waren bess're Zeiten, als wir
Den ganzen Sommer hier verjubelten.
Du, wenn Du willst, kannst freilich immer noch
Die gnäd'ge Frau von Paretz sein — doch ich
Nicht mehr der gnäd'ge Herr dazu. Der König
Ist überall der König. Gib nur Acht,
Man wird ihm keinen Frieden lassen.

Königin.
Sei uns
Darum die Stunde tausendfach gesegnet,
Die unserm stillen Glück gegönnt ist. Scheuche
Die Sorge fort, erfrische Herz und Geist
Im Anschau'n dieser lieblichen Natur.
Auch sie hat ihren Herbst und Winter; aber
Der Sturm geht drüber hin, es schmilzt der Schnee,
Und immer wieder folgt ein sonniger Frühling.

König.
Voll Unruh ist die Welt. Erleben wir
Den Frieden? Bonaparte läßt uns nicht
Zu Athem kommen — alle Throne sind
Bedroht — gemeinsam muß die Abwehr sein.
Wir wollen nicht den Krieg, er wird erzwungen.

Königin.
So hoff' ich, daß uns Gott zum Siege hilft:
Er ist mit den Gerechten!

König.
Sei es so. —
Da hat uns gleich die garst'ge Politik.
Schnell zu den Kindern!
(Führt die Königin nach links, bemerkt Rauch und bleibt stehen.)
Kammerdiener Rauch.
Was war's doch — ?

Rauch.
Majestät — !

König.
Auf meinem Tisch . . .
Ganz recht.

Königin.
Du wolltest zu den Kindern.

König.
Gleich. —
(Halb für sich.) Erinn're mich, nun ich ihn sehe, Schilden
Empfahl mir sein Gesuch.

Schilden.
Es schien mir Pflicht,
Dem jungen Künstler —

König.
Hm — ! Man steht im Dienst,

Hat nichts voraus vor Andern — muß sich fügen
Ins Reglement, so will's die Ordnung.

Schilden.

Gnade
Für Recht nur, Majestät, ist's was er hofft.
Die güt'ge Nachsicht, die bisher ihm ward,
Ermuthigt ihn zu einer dreist'ren Bitte,
Und gern bezeug' ich ihm, daß Meister Schadow
Ihn seinen genialsten Schüler nennt.

König.

Unruhiger Kopf! Schon einmal abgewiesen —
Zu seinem Besten, denk' ich. Hat indessen
Gelegenheit gehabt, sich auszubilden.
(Halb zu Rauch gewendet.) Sehr wenig dankbar.

Rauch.

Majestät, der Dank
Des Künstlers soll sein Werk sein. Wenn es mir
Vergönnt wird, frei zu schaffen —

König.

Frei! Das ist
Ein Modewort. Gebunden sind wir alle,
Der König wie der letzte Kammerdiener.
Nur die Genie's sind ausgenommen — wie?

Rauch.

Es ist nicht Unbescheidenheit —

Königin.

Er wünscht
Zur Uebung seiner Kunst mehr freie Zeit,
Als mit dem Dienst verträglich.

König.

Die Genies
Sind Zeitverschwender. Wem die Stunde knapp
Bemessen ist, der lernt sie dreifach nützen.
Erst etwas sein, auf eig'nen Füßen steh'n —
Dann Vorschrift machen. Lobenswerth gewiß,
Was da zu Stande kam — kann besser werden;
Ist nichts so gut, das sich nicht bessern ließe.

Rauch.

Wie schwach die Leistung, Niemand mehr als ich
Empfindet das. Doch müßt' ich selbst mich schmähen,
Nähm' ich mein Maß von ihr. Ein Zeugniß nur
Der Kraft, die in mir wohnt, bedeutet sie —
Der Kraft, die noch gefesselt ist, die sich
In Zukunft erst bewähren soll. Es lebt
In mir der Glaube, Majestät, sie *wird* sich
Bewähren zu der Menschen Freude.

König.

Hm —!
Sehr zuversichtlich. Kenne solche Leute,
Die an sich selbst mehr glauben als an Gott,
Der Vorsehung ins Handwerk pfuschen möchten —
Kommt hinterher ganz anders.

Rauch.

Majestät,
Wer an sich selbst verzweifelt —

Schilden (raunt Rauch zu:)

Schweigen Sie
Der König wird erzürnt.

König.

Hab's gut mit Ihnen
Im Sinn. Der Vater war ein wack'rer Mann,
Der Bruder auch — verstarb in unserm Dienst —
Bleibt unvergessen. — Sollen sich bedenken,
Zu bess'rer Einsicht kommen mit der Zeit.
Hab' Ihr Gesuch absichtlich ruhen lassen —
Will's nicht gelesen haben. Können fleißig weiter
Studiren — soll mich freu'n, viel Löbliches
Von Ihrer Kunst zu hören. Lieber Schilden,
Den Dienst noch mehr erleichtern! (Will gehen.)

Rauch.

Majestät —

Schilden.

Nichts weiter!

Rauch (erregt).

Die Minute kommt nicht wieder. —
Wie gern ich dankbar mich beweisen möchte
Für so viel Huld und Güte —

König (stehen bleibend).

Noch nicht recht?

Rauch.

Ich fühl's, hier ist ein Wendepunkt des Lebens —
Nicht einen läßt sich Unverträgliches.
Für ewig lieber sagt' ich Lebewohl
Der Kunst, als daß ich stümperhaft sie triebe,
Geduldet nur, wo sie die Herrschaft fordert.
Und doch —! Der unglückseligste der Menschen
Wär' ich nach *dem* Verzicht. Drum bitt' ich nochmals
Ew. Majestät um gnädige Entlassung.

König (streng).

Sein Eigensinn wird sich bestrafen. Können
Nicht uns're Kammerdiener pensioniren
Bei jungen Jahren, kräft'gen Gliedern — gäbe
Kein gutes Beispiel. Haben nicht Pensionen
Für eigensinn'ge Leute, die kopfüber
Ins Unglück stürzen, keine Warnung achten.
Es bleibt dabei.

Rauch.

So zwingen Majestät
Mich zu verzweifeltem Entschluß. Ich *kann*
Das Kleid der Dienstbarkeit nicht länger tragen.
Und müßt' ich betteln gehn, müßt' ich verhungern —

König (erzürnt).

Genug, genug! Verschwenden nicht mehr Worte

An einen Unvernünft'gen, Sind entlassen —
Entlassen auf der Stelle —

Rauch.

Majestät —!

König.

Entlassen auf der Stelle, sag' ich. Kommen
Mir nicht vor Augen mehr in Paretz. Fort!
Das Kleid der Dienstbarkeit — das also! Haben's
Bisher gehalten für ein Ehrenkleid.
Sein Vater und sein Bruder... ah! nichts mehr.
Entlassen — sind entlassen. Gehen Sie!

Rauch (sich zurückziehend, schmerzlich für sich).

Ich hab's gewollt. (Auf einen Wink Schildens ab.)

Gräfin (Nach einer Pause).

Geruhen Majestät
Der kleinen Prinzen freundlich zu gedenken,
Die sicher schon recht ungeduldig warten.

König (in Gedanken).

Die Kinder! Ich vergaß — ganz recht; — die Kinder.

Königin.

Nicht jetzt — nicht gleich. Du bist erzürnt, Du siehst
So finster aus, und sie erwarten doch
Den frohgesinnten Gast. Die Kinder dürfen
Um ihre Freude so nicht kommen. Geh'n Sie
Voraus, wir folgen langsam, liebe Gräfin.

Gräfin (ab nach links).

König.

Hat mich verstimmt.

Königin.

Es war recht ungeschickt,
Daß wir ihn nicht entfernten, eh' Du kamst.
Er hatte seine Wünsche mir vertraut;
Ich wußte, daß man ihn nicht halten könnte.
Hätt' ich's an Dich gebracht, zu rechter Zeit,
Es wäre Dir so häßlich nicht erschienen.

König.

So häßlich! Damit triffst Du's. Ja: so häßlich.
Wär' es ein Andrer —! Haben Dank verdient
Um den. War uns're gute Meinung, ihn
Im Hofdienst sorgenfrei zu stellen, bis er
Ein anerkannter Meister seiner Kunst.
Unleidlich dieser Trotz und Eigensinn!
Glaubt sich in seinem Dünkel schon zu vornehm
Zum Dienst der Königin. Für alle Güte
Und Nachsicht das der Dank. Anhänglichkeit,
Hingabe, Treue — leere Worte das!
Und wie der eine sind sie alle — alle.

Königin.

Es ist Dein gutes Herz, das keinen Menschen
Verlieren mag, für den es sich erwärmte.
Wie lieb' ich dieses gute, treue Herz!
Doch kränkt sich's diesmal, hoff' ich, ohne Grund.
Oft hat ich Anlaß, meinen Kammerdiener
Zu prüfen; stets hat Rauch sich zuverlässig,
Gewissenhaft, ergeben mir bewiesen,
Dies Zeugniß schuld' ich ihm.

König.

Man sieht ja jetzt,
Wie viel das werth gewesen.

Schilden.

Majestät —
Wenn ich zu sprechen wagen darf — auch ich
Erprobt' ihn treu und herzlich zugethan
Dem Königshause. Schwerer, als es scheint,
Entschloß er sich den Abschied zu erbitten.
Nicht Leichtsinn gibt die sich're Stellung auf,
Zu spielen mit dem Leben; tiefster Ernst
Beschwert es rücksichtslos mit strengen Pflichten.
Wie Eure Majestät ungnädig ihn
Entließ, wird er in seinem besten Streben
Von denen, die er liebt, verkannt sich glauben.

König.

Weiß schon — sind für die Künstler passionirt,
Begreifen besser als wir bürgerliche
Naturen ihre Genialität.
Ist ja in Ordnung, daß die freien Geister
Ihr eigenes Gefühl von Anstand haben,
Lob prätendiren, wo sie Pflicht verletzen.

Königin.

Und wenn nun Pflicht und Pflicht einander kreuzen?
Wohl dem, der seinen Weg geebnet findet,
Sein Ziel sich selbst und aller Welt gewiß.
Doch wem die Noth des Lebens Bahn gewiesen,
Und eig'ner Drang die Abkehr anbefiehlt,
Dem rechne die Verirrung nicht als Schuld!
Er selbst zerstört, was Tausende beglückte,
Und sieht sein Glück in dem, was sie nicht fassen.
Er leidet mehr, als er beleid'gen kann:
Drum Mitleid und Verzeihung!

König.

Prüf' er denn,
Wie weit die Flügel tragen. Ihn zu binden
Ist nicht mein Wille. Fert'gen Sie sogleich
Ihm die Entlassung aus, Baron von Schilden —:
Auf seinen Wunsch entlassen. — Komm, Luise!
Die Kinder warten. Froh sein mit den Kindern —
Vergessen —!

Königin.

Das ist lieb und gut.

König (im Abgehen).

Vergessen.

(Beide ab.)

Schilden (ihnen nachsehend).

Wie gern der Mächt'ge doch die Allmacht spielt!
Der beste, gütigste —: so lang er leitet,

Ist nicht sein Edelmuth vor Opfern scheu.
Doch wird das Urtheil hart und lahmt die Hand,
Geht seinen Weg der Schützling. Andre Meinung
Wird Kränkung dann. Die Einsicht nicht, die Neigung,
Der Dank soll sich beweisen in der Wahl. —
Ach! nur zu oft ist schwach das Herz und schwach
Der Muth, der Gönnerschaft sich zu entschlagen,
Die der bequemen Leistung Lohn verheißt.
Dann krankt der Genius, und was er Großes
Zu schaffen träumte, schrumpft zu nicht'gem Spiel
Zusammen, kaum der Eitelkeit des Gönners
Genügend, der ihm seinen Stempel gab. —
Ich hoffe, Rauch ist fest. So widerspricht
Dem König sein geringster Diener nicht,
Ist's ihm nicht Ernst mit dem: selbst ist der Mann!
Entlassen —! wohl. Doch denk' ich nicht zu sehr
Die Ordre zu beeilen; schätz' ich richtig
Des Königs milden und gerechten Sinn,
Beschwert ihn morgen schon sein strenger Spruch,
Und gnädig fügt er der Entlassung zu,
Was ihr den rechten Werth gibt: die Pension.

(Aufhorchend.)

Wer naht? Ah — Rauch! Was will er noch? Er wagt . . ?
Mit ihm der Gärtner. Ei, was trägt er da
Verhüllt mit einem Tuch? Ich will doch seh'n.

(Tritt hinter einen Baum.)

Sechster Auftritt.

Schilden. Von rechts Rauch und der Gärtner, der einen Gegenstand vom Tuch bedeckt trägt.

Rauch (im Civilrock).

Hier soll es sein. Dies ist ihr Lieblingsplatz. —
Gebt mirs zu halten, Freund.
(Nimmt ihm den Gegenstand ab.) Indessen hebt
Die Sandsteinvase von dem Postament
Und stellt sie dort ins Gras. Nur hübsch geschickt,
Daß nicht der Henkel bricht — der Stein ist mürbe.
Es ist nur Nothbehelf; das Ding muß wieder,
So schlecht die Arbeit, an die früh're Stelle.
So ist es recht. — Nun helft ein wenig nach,
Daß nicht das Tuch beklemmt wird an den Zipfeln.

(Er stellt den Gegenstand auf das Postament, ohne das Tuch abzunehmen.)

So ist's in Sicherheit. Nun eilig fort!
Und morgen, oder heut' noch, wenn's der König
Befiehlt, vertauscht die Stücke wieder. Das da
Behandelt sorglich, denn es ist mir lieb,
Und schickt mir's in der Kiste nach Berlin.
Ich geh' zu Fuß voran noch diese Stunde.

(Der Gärtner ab.)

Ein schnelles Lebewohl an Haus und Garten,
Dann eilig fort — mein Ränzel schnürt sich bald.

(Will gehen.)

Schilden (vortretend).

He, Freund!

Rauch.

Ich ward belauscht.

Schilden.

Was soll das heißen?
So ohne Abschied wollt Ihr —

Rauch.

Herr Baron,
Der König hat im Zorn mich fortgeschickt —
Sie sind sein Kammerherr. Ich setze Niemand
Um meinetwegen in Verlegenheit.

Schilden.

Ich bin so ängstlich nicht. Hier meine Hand.

(Reicht ihm die Hand und betrachtet ihn lächelnd.)

Da sind Sie den verhaßten Rock nun los.
Sie waren flink im Wechseln.

Rauch (lebhaft).

Die Minute
Vergeß' ich nicht mein Leben lang, in der ich
Ihn abwarf. Sieben Jahre —! Nicht so froh
Sieht der Gefang'ne seine Ketten fallen
Von Hand und Fuß. Nun fühlt' ich erst mich frei.
Mir war's, als packte mich ein Riesengeier
Und riß mich aufwärts in die blaue Höhe,
Und unten lag die Welt, wie ich sie nie
Geschaut — die Peterskuppel mir zu Füßen,
Als dürft' ich gradenwegs nur niedersinken
Und wär' in Rom. — Dann aber . . .

Schilden.

Dann? Was dann?

Rauch.

Ich schloß die Augen wie berauscht. Da ward es
Wie um mich her, in meiner Seele dunkel;
Und eine tiefe Traurigkeit befiel
Mein Herz, daß ich allein gelassen war
Von denen, die ich liebt' und ehrte — denen
Ich nun ein Undankbarer schien. Ich hörte
Die Stimme meiner alten Mutter: fliege
So hoch du willst — du wirst nicht Frieden haben;
Nicht frei nur, froh sein mußt du, willst du schaffen,
Was Freude bringt, und froh sein kannst du nicht,

Wenn sie Dir zürnen. — Wenig fehlte da,
Ich hätt' im Schmerz die Zähne fest verbissen
Und wär' in den Lakaienrock zurück-
Geschlüpft. Doch überwand ich's. Aber was ich
Mir da gelobte für mein Künstlerleben,
Das — fordert Gott von mir!

Schilden.

Ich wußte wohl,
Sie würden noch mit sich zu kämpfen haben.
Mich freut's, daß Sie so tapfer Stand gehalten.
(Auf das Postament deutend.)
Doch was ist das? — Sie schweigen? Wenn die Hülle
Ein wenig von der Form errathen läßt:
Ein Kopf und Schultern. Ihre jüngste Studie
Nach der Antike — wie?

Rauch.

Nein, Herr Baron.

Schilden.

Was aber sonst? Ich bin begierig. Darf ich
Das Tuch entfernen?

Rauch (hebt das Tuch fort).

Wenn Sie schweigen wollten —

Schilden (mit freudigster Verwunderung.)

Die Königin Luise!

Rauch (lächelnd).

Eine Studie
Nach der Natur, die hier Modell nicht stand.

Schilden.

Die Königin — leibhaftig! Wohlgetroffen,
Und doch nicht ein Portrait. Ich finde Zug
Für Zug dem Leben abgelauscht, doch jeder
In künstlerische Harmonie gebracht
Zum Ganzen, das sein eig'nes Leben lebt.
Sie ist's — und ist es nicht — und ist es wieder
Verklärt in unvergänglicher Gestalt,
Wie sie der Künstler für die Nachwelt schaute:
Das Ideal der Lieblichkeit und Güte,
Der holden Würde, hehren Weiblichkeit!
O, das ist schön!

Rauch.

Ich sehe Sie ergriffen —
Das lobt mich mehr als Worte.

Schilden.

Hört' ich recht:
Die Königin hat Ihnen nicht gesessen?

Rauch.

Wie durft' ich's wagen, darum sie zu bitten —
Ihr Kammerdiener, Herr Baron! Doch hatt' ich
Ja lange Zeit, ihr Bild mir einzuprägen,
Und nicht um Aehnlichkeit war mir's zu thun:
Ich schuf, was ich in dieser Frau verehrte.

Schilden.

Und — sie erfuhr es nicht?

Rauch.

Kein Mensch erfuhr es.
In Feierstunden ist das Werk ganz heimlich
Entstanden, dann das Thonmodell in Gyps
Geformt, wie Sie es vor sich sehn, in Paretz
Legt' ich die letzte Hand daran.

Schilden.

Und zeigten
Der Königin die Arbeit nicht?

Rauch.

Sie hätte
Sie nie geseh'n, behielt ich meinen Dienst.

Schilden.

Allein warum, Sie sonderbarer Mensch?

Rauch.

Der Diener war zu stolz, mit einem Werk
Des Künstlers um der Herrschaft Gunst zu buhlen.
Was reinster Freude an dem Schönen, wärmster
Verehrung sein Entstehen dankt — es sollte
Nicht als ein Werk der Schmeichelei erscheinen,
Nicht Lohn begehren. Jetzt entließ der König mich
Ungnädig meines Dienstes — ich bin frei
Und greife nach dem Wanderstabe schon:
Da mag er wissen, wer sein Diener war.
(Grüßt und wendet sich zum Gehen.)

Schilden (bittend).

Sie bleiben noch.

Rauch.

Ich gehe, Herr Baron.
(Auf die Büste deutend.)
Bleibt das zurück, so muß ich geh'n.

Schilden.

Nun denn
Mit Gott!

Rauch.

Mit Gott! (geht.)

Schilden.

Doch eins noch, lieber Rauch.
Da fällt mir ein, daß mich der Graf Sandretzky,
Der nach Italien reist, vor Kurzem bat,
Ihm einen Reisemarschall zu empfehlen,
Wo möglich einen Künstler. Wenn der Platz
In seinem Reisewagen Ihnen ansteht —

Rauch (sehr erfreut).

Wie, Herr Baron, Sie wollten . . . ?

Schilden.

Sie empfehlen.
Auch hoff' ich, daß Sie mir erlauben werden,
Ein Reisegeld —

Rauch (abwehrend).
Nein, Herr Baron —
Schilden.
Schon gut!
Wir kennen uns — es darf Sie nicht beschweren.
Rauch.
Womit verdient ich —?
Schilden (schüttelt ihm die Hand).
Nichts als Selbstsucht, Freund.
Wird Rauch einmal ein hochberühmter Mann,
Vergißt man, denk' ich, auch den Schilden nicht.
Der allererst gemerkt, was in ihm steckte. —
Nun rüsten Sie zum Abmarsch; warten Sie
Auf mich am Parkthor: kann es sein, so drück' ich
Noch einmal Ihnen dort die Hand zum Abschied.
Rauch.
O könnten Sie mir sagen, daß der König
Verzeiht — dann fehlte nichts zu meinem Glück.
(Ab nach rechts.)
Schilden.
Da rechn' ich auf die gnäd'ge Frau von Paretz.

Siebenter Auftritt.

Schilden. Von links Gräfin Voß.

Gräfin.
Die Majestäten kehren gleich zurück.
Sie wünschen hier den Thee. Ging dort nicht Rauch?
Der widerwärt'ge Mensch! Dem König ist
Die gute Laune ganz verdorben.
Schilden.
Sprach er
Von ihm?
Gräfin.
Wie's seine Art ist, wenn ihn etwas
Verletzt hat, sprach er mit sich selbst davon.
Die Königin — ich hielt es nicht für klug —
Gab Antwort drauf; vergebens winkt ich ihr.
So ging ich.
Schilden (bietet ihr den Arm).
Arrangiren wir den Thee.
(Beide ab nach der Mitte.)

Achter Auftritt.

Der König und die Königin von links.

König.
Kann nicht dran glauben. Eigensinn — nichts weiter.
Die Menschen sind von gleichem Stoff; der Künstler
Hat nichts voraus in dem, was menschlich ist.
Königin.
Doch wohnt ein Göttliches in ihm, das sich
Mit unsern Sinnen schwer begreifen läßt.
Sein Auge sieht noch eine zweite Welt:
Aus seiner Schöpfung wird sie uns erkennbar.
Verwundert's uns, wenn er ein Träumer scheint?
König (mit sich kämpfend).
Ich that ihm Unrecht — wie?
Königin.
Dein Spruch war streng
Er hat uns sieben Jahre treu gedient —
Ihm waren's schwere Jahre —! und nun so...
König.
War meine Meinung nicht, er solle darben.
Königin.
So willst Du die Pension —?
König (freundlicher).
Ihm zahlen lassen,
Als wär' er dienstunfähig heut' geworden.
Nun recht?
Königin.
Mein herzensguter Mann! Nur fürcht' ich,
Man macht im Marschallamt ihm Schwierigkeit,
Wenn er sie auswärts —
König.
Auswärts? Wie —?
Königin.
Berlin
Ist nicht die Schule, meint er, die ihm nützt
Er strebt mit ganzer Seele nach Italien.
König.
Und außer Landes die Pension —? Das geht nicht
Ist gegen alle Regel. (Wendet sich ab.)
Königin.
Wenn der Fall
So wenig in die Regel paßt —
König (hat aufgesehen und die Büste bemerkt. Ueberrascht und dann im Anschauen vertieft.)
Luise —!
Königin (ohne ihre Stellung zu ändern).
Zürne
Mir nicht! Mir ist, als dürft' ich jetzt nicht schweigen,
Als müßt' ich für ihn bitten, der sein Schicksal
Vertrauensvoll in meine Hand gelegt.
Laß mich an jenen ersten Sommer Dich
Erinnern, den wir hier verlebten, Friedrich:
Wir waren froh und glücklich, wollten froh
Und glücklich Alles um uns seh'n — kein Tag
Verging, an dem wir einem Menschen nicht
Des Lebens Bürde zu erleichtern strebten.
Und wie viel Dank hat uns gelohnt! Wie herzlich

Gedenkt man unsrer unter nied'rem Dache!
Wie scheinen wir den armen Leuten recht
Vom Himmel hergesandt — ein Gottestrost!
So laß uns träumen, heute sei wie damals,
Und untergehen dürfe nicht die Sonne,
Bevor wir eines Menschen Glück gefördert.
Der eine Mensch —

König (sehr erregt).

Luise — siehst Du nicht . . ?

Königin.

Was, bester Mann?

König (auf die Büste deutend).

Dort!

Königin (die Büste bemerkend).

Ah! Wer hätte das —?

König.

Es überrascht Dich?

Königin.

Wie Dich selbst.

König.

Du bist's,
Und wunderbar — ergreift mich — dieses Bild.
Nicht nach dem Leben — weihevoll und ernst
Und himmlisch lächelnd, wie man sich die Guten
In seligen Gefilden wandelnd denkt . . .
Es überläuft mich.

Königin.

Und ich ahnte nicht,
Daß er —

König.

Du glaubst —?

Königin.

Ich rathe nur, doch wünscht' ich
Nicht falsch zu rathen. Rauch —!

König.

Ich that ihm Unrecht.
Wer das geschaffen . . . Nicht ein Diener nur,
Ein Freund —!

Königin (lächelnd).

Das Bild ist sehr geschmeichelt.

König.

Nein!
So seh' ich Dich, wenn ich nicht bei Dir bin,
Wenn ich mich sehne nach dem Liebsten, besten,
Was mir der Herr geschenkt in seiner Gnade.
So sollst Du immer bei mir sein. Wer hat's
Ihm eingegeben —?

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Zwei Diener serviren den Theetisch. Später Gräfin Voß. Baron von Schilden und Rauch von rechts.

König (zu einem Diener).

Rauch hierher berufen —
Sogleich! (Der Diener ab nach rechts.)

Wer hat's ihm eingegeben? Das
Ist mehr als Künstlerwerk. Wer das erschuf,
Der schaute vorwärts in die Zukunft — sah
Das Volk um eine güt'ge Mutter trauern,
Und gab ihm das zum Angedenken. Nein!
Es kann Dich nicht verlieren, bleibt dies Bild

Königin.

Du bist bewegt . . . was hast Du?

König (eine Thräne trocknend.)

Frage nicht —
Ich will's nicht denken.

Königin (verstehend).

Lange, hoff' ich, lange
Vertraut uns Gott des Lebens Loos gemeinsam.

König (sie küssend).

So sei es —: Amen!

Gräfin (zutretend).

Wenn's den Majestäten
Gefällig . . .

König (Rauch bemerkend).

Einen Augenblick Geduld.

Schilden und Rauch (treten von rechts ein, letzterer reisefertig).

Schilden.

Wie Ew. Majestät befehlen, bring' ich —

König (Rauch freundlich musternd).

So eilig? Konnten wohl nicht schnell genug
Aus der fatalen Hofluft?

Rauch.

Majestät —

König.

Schon gut! Bedarf nicht der Vertheidigung,
(Auf die Büste deutend.)
Das spricht für Sie. Ist doch von Ihrer Hand?

Schilden.

Von Rauch ist diese Büste hergestellt,
Nicht seine Kunst, nur seines Herzens tiefstes
Gefühl den Majestäten zu bezeugen.

König.

Sehr brav! (Reicht Rauch die Hand.) Den Künstler
ehrt es wie den Menschen.
Sie lehren mich gerecht sein — bin es gern.
Versprechen viel und halten mehr. Sehr brav!
Ihr Jahrgeld —

Rauch (freudig).

Majestät —!

König.

Sie werden's brauchen,
Wenn Sie in Rom studiren. Nicht zu früh
Um's Brod sich mühen! Eins beding' ich mir:
Die Büste wird in Marmor ausgeführt,
Und Schilden soll den Preis der Arbeit schätzen.

Schilden (lächelnd).
Dann wird die Büste theuer, Majestät.

Rauch.
Wie find' ich Worte, warm genug zu danken?
Noch eben tief bekümmert, sorgenschwer,
Und jetzt... O, nehmen Sie mein ganzes Leben!
Nicht zu den alten Göttern blick' ich auf;
Es sammeln sich vor meinem innern Sinn
Die Helden meines Volkes. Könnt' ich sie,
Wie sie in seinem Herzen ruh'n, gestalten:
Wahrhaftig, schlicht und treu und ganz sie selbst—
Dann wüßt' ich reich gesegnet diese Stunde.

Königin.
Sie mag es sein — auch uns!

König (küßt ihre Stirn).
Auch uns, Luise —
Zieh'n Sie mit Gott!

Rauch (verneigt sich und geht).

Gräfin.
Darf ich zum Thee ...

Königin (zum König).
Du trinkst ihn
Heut wahrlich — bei der gnädigen Frau von Paretz.

Der Vorhang fällt.

Aus Heine's Studentenzeit.

Neue Mittheilungen über den Dichter, mit ungedruckten Briefen und Gedichten desselben.

Von **Adolf Strodtmann.**

Die verhältnißmäßig spärlichen Nachrichten über H. Heine's Jugendzeit haben unlängst durch die Mittheilungen des Herrn Professors Dr. H. Hüffer aus dem Nachlasse Christian Sethe's*) eine werthvolle Bereicherung erfahren. Zu weiterer Ergänzung der Lücken in jener Lebensperiode des Dichters, die zur Beurtheilung seiner späteren Entwicklung so bedeutsam ist, stelle ich hier in chronologischer Ordnung zusammen, was mir an authentischen Details in jüngster Zeit zu ermitteln gelang. Es ist zwar nur eine Fülle zerstreuter Einzelzüge, die sich zu keinem vollständigen Bilde zusammen schließen, und die ihre rechte Bedeutung erst erlangen können, wenn es mir vergönnt sein wird, sie in einer künftigen Auflage meiner Biographie des Dichters überall an den betreffenden Ort zu verweben. Das ungewöhnliche psychologische und literarische Interesse, welches sich an die meisten der nachfolgenden Aeußerungen Heine's knüpft, läßt mich indeß hoffen, daß die Mittheilung derselben einstweilen auch in fragmentarischer Form manchem Leser erwünscht sein wird. —

Zuerst eine Anekdote aus der Schulstube. Seit dem Herbst 1814 besuchte Harry Heine, zur Vorbereitung auf den kaufmännischen Beruf, für welchen sein Vater ihn bestimmt hatte, die Vahrenkampf'sche Handelsschule auf der Bolkerstraße zu Düsseldorf. In der Nähe des Schullokales befand sich die Bierbrauerei „Zum Specht", Eigenthum eines Herrn Faßbender, dessen Sohn als Mitschüler neben Heine auf der Bank saß. Den Platz auf der anderen Seite des Dichters hatte ein etwas älterer Kamerad, der nachmalige Kreisbaumeister Werner zu Bonn, inne, welchem ich die Mittheilung dieses Geschichtchens verdanke. Eines Tages erhebt sich ein plötzlicher Lärm in der Schulstube — Harry fliegt von seiner Bank unter den Tisch. „Was geht hier vor?" fragt der eintretende Lehrer. „Och", antwortet der junge Faßbender zorngerötheten Gesichts im breitesten rheinländischen Dialekte, „de verdammte Jüdd sähd:

Em Specht, em Specht
Do schlöft de Mähd beim Knecht.

---

*) Abgedruckt in der „Deutschen Rundschau", erster Jahrgang, Heft 2 und 9.

Do han ich em ene Watsch gegewe, on do es he von de Bank gefalle."*) Unter allgemeiner Heiterkeit ertheilt der Lehrer beiden Knaben eine derbe Rüge, und beginnt dann den Unterricht.

Als Heine während seiner Berliner Universitätszeit 1822 seinen ehemaligen Schulkameraden Werner, welcher auf der dortigen Bauakademie seinen Studien oblag, manchmal besuchte und ihm das eine oder andere neue Gedicht vorlas, erinnerte ihn derselbe einmal scherzend an jenen ersten poetischen Versuch, der ihm ein so unerfreuliches Honorar eingetragen. —

Unter den Bonner Universitätsfreunden des Dichters befand sich der Westfale Friedrich von Beughem, ein edler, liebenswürdiger Jüngling, der im anregenden Verkehr mit Heine manches hübsche Lied gedichtet hatte, nach absolvirtem Examen aber allen poetischen Neigungen entsagte und sich mit Eifer der juristischen Karrière zuwandte. Er trat bereits Ostern 1820 als Referendar in das königlich preußische Oberlandesgericht zu Hamm, und verstarb in den sechziger Jahren als Oberstaatsanwalt zu Paderborn. Beim Abschiede schrieb ihm Heine folgende Erinnerungszeilen auf die Rückseite einer gedruckten Ansicht von Nonnenwerth:

Oben auf dem Rolandseck
Saß einmal ein Liebesgeck,
Seufzt' sich fast das Herz heraus,
Kuckt' sich fast die Augen aus,
Nach dem hübschen Klösterlein,
Das da liegt im stillen Rhein.

Fritz von Beughem! denk auch fern
Jener Stunden, als wir gern
Oben hoch von Daniel's Kniff
Schauten nach dem Felsenriff,
Wo der kranke Ritter saß,
Dessen Herze nie genaß.

Harry Heine aus Düsseldorff
Bonn, 7. März 1820. Stud. Jur. & Philos.

Zu der Unterschrift dieses Blättchens sei bemerkt, daß Heine in das Bonner Universitäts-Album als Studiosus der Rechts- und Kameralwissenschaften eingeschrieben war, im ersten Semester aber fast ausschließlich germanistische und ästhetische Vorlesungen gehört hatte.

Es liegen mir zwei Briefe Heine's an Beughem vor, von denen der erste ein wichtiges Zeugniß für den Verkehr des jungen Dichters mit A. W. Schlegel enthält, auf dessen Anregung er u. A. die Geisterscenen aus dem „Manfred" und einige andere Gedichte Byron's übersetzte. Beide Briefe sind in hohem Grade charakteristisch für die damalige Stimmung des Verfassers, welcher das nachblutende Leid einer, in verhaßtem merkantilischen Berufe und unerwiedertem Liebestraum doppelt verfehlten Jugend bald durch frivolen Spott, bald durch sentimental ausbrechende Klagen zu beschwichtigen sucht. Die Verstimmtheit des eigenen Herzens macht ihn ungerecht gegen Andere, vor Allem gegen die alten Freunde, über welche einige Notizen zum Verständniß der Anspielungen hier am Platze sein mögen. Der „Staatsrath" ist Christian Sethe, jener Freund von den Bänken des Düsseldorfer Gymnasiums, dem die „Fresko-Sonette" gewidmet sind, und den Heine, wie die Schulkameraden Friedrich Steinmann, Joseph Neunzig (der

*) „Ach, der verdammte Jud' sagte:
Im Specht, im Specht
Da schläft die Magd beim Knecht.
Da hab' ich ihm eine Ohrfeige gegeben, und da ist er von der Bank gefallen."

unter dem „Juden“ zu verstehen ist), Pellmann († am 23. März 1869 als Appellations-Gerichtsrath zu Köln) und den Theologen Bölling, einen Verwandten der Sethe'schen Familie, hier in Bonn wiedergefunden hatte. Alexander von Daniels ist der als Verfechter des Gottesgnadenthums später so bekannt gewordene preußische Rechtslehrer und Kronsyndikus; Ludwig Schopen war nachmals Direktor des Bonner Gymnasiums. An den Prinzen Alexander von Witgenstein richtete Heine beim Abschiede von Bonn jenes witzige Stammbuchgedicht, worin er die Erde mit einer großen Landstraße vergleicht, auf welcher die Menschen als Passagiere sich im Vorüberjagen flüchtig grüßend begegnen. Der „Poet“ endlich ist J. B. Rousseau, mit welchem Heine derzeit in romantischen Träumen für das Nibelungenlied schwärmte.

Von beiden Briefen sind hie und da Fetzen abgerissen; doch glaube ich die dadurch entstandenen Lücken an den mit [ ] umschlossenen Stellen ziemlich richtig ergänzt zu haben. Der erste Brief beginnt mit einem noch ungedruckten burlesken Sonette:

An Fritz von Beughem!

Mein Fritz lebt nun im Vaterland der Schinken,
Im Zauberland, wo Schweinebohnen blühen,
Im dunkeln Ofen Pumpernickel glühen,
Wo Dichtergeist erlahmt, und Verse hinken.

Mein Fritz, gewohnt, aus heil'gem Quell zu trinken,
Soll nun zur Tränke gehn mit fetten Kühen,
Soll gar der Themis Aktenwagen ziehen, —
Ich fürchte fast, er muß im Schlamm versinken.

Mein Fritz, gewohnt, auf buntbeblümten Auen
Sein Flügelroß mit leichter Hand zu leiten,
Und sich zu schwingen hoch, wo Adler horsten;

Mein Fritz wird nun, will er sein Herz erbauen,
Auf einem dürren Prosagaul durchreiten —
Den Knüppelweg von Münster bis nach Dorsten.

Es war mir recht erfreulich, lieber Fritz, einen Brief von Dir zu erhalten. Mit Vergnügen habe ich daraus ersehen, daß Du Dich wohl befindest; aber mit Leidwesen sah ich auch, daß Du, der sonst so gern Musen und Busen gereimt hat, sich jetzt so ganz und gar vom Busen der Musen losreißen will. Ich habe oben meine wohlgereimte und ehrlich gemeinte Gesinnungen darüber ausgesprochen. Ich muß Dich wahrlich mit einer vierzehnknötigen Sonett-Geißel wieder zur alten Rüstigkeit aufgeißeln. Denn ich habe selbst die Erfahrung gemacht, daß die Musen, wie eitle Weiber überhaupt, jede absichtliche Vernachlässigung gar fühlbar zu rächen wissen. Auch ich hab' mal (schöner Busen halber) die Musen vernachlässigt. Meine Bestrafung hast Du selbst gesehen, nämlich meine poetische Unfruchtbarkeit vom vorigen Winter, die mich in so fern ärgerte, da ich mich auf immer von den Musen verlassen wähnte, und nicht einmal ein poetisches Klagelied hierüber zu Stande bringen konnte. Aber der alte Schlegel, der überhaupt mit den Damen umzugehen versteht, hat die zürnenden Schönen wieder mit mir versöhnt; und da er ihrer vielgenossenen Reize satt ist, oder sie vielleicht nicht mehr selber bespringen kann, so hat er sie mir gütigst zugekuppelt, und allen neun Schwestern habe ich bereits wieder dicke Bäuche gemacht.

Ueber mein Verhältniß mit Schlegel könnte ich Dir viel Erfreuliches schreiben. Mit meinen Poesien war er sehr zufrieden, und über die Originalität derselben fast [fre]udig erstaunt. Ich bin zu eitel, um mich hierüber [zu wun]dern. Ich habe mich sehr gedocken gefühlt, als [ich neulich] von Schlegel förmlich eingeladen wurde, [und bei der r]auchenden Kaffeetasse stundenlang mit [ihm

plaudertje. Je öfter ich zu ihm komme, desto mehr finde ich, welch ein großer Kopf er ist, und daß man sagen kann:

> Unsichtbare Grazien ihn umrauschen,
> Um neue Anmuth von ihm zu erlauschen.

Seine erste Frage ist immer: wie es mit der Herausgabe meiner Gedichte stehe? und scheint solche sehr zu wünschen. Auch Du, lieber Fritz, scheinst mich hierüber ebenfalls zu fragen. Leider habe ich, wegen der vielen Veränderungen, die ich auf Schlegel's Rath gemacht habe, noch viele Gedichte wieder abzuschreiben und viele ganz neue Gedichte und metrische Uebersetzungen der Engländer noch hinzuzuschreiben. Letztere gelingen mir besonders gut und werden meine poetische Gewandtheit bewähren. Genug des Selbstlobs.

Du kannst Dir nicht vorstellen, lieber Fritz, wie oft und wie lebhaft ich an Dich denke. Um so mehr, da ich jetzt ein höchst trauriges, kränkelndes und einsames Leben führe. Neue Freundschaften zu suchen, ist bei dem jetzigen Zustand der Dinge ein mißliches und unrathsames Geschäft, und was meine alten Freunde betrifft, so scheine ich denselben nicht mehr zu scheinen. Eines Besuches von Seiner Herrlichkeit, dem Staatsrath, habe ich mich lange nicht zu erfreuen gehabt. In stattlicher Schnödigkeit und vornehm nickend sehe ich ihn zuweilen bei mir vorüber schreiten. Seine Obskuranz, der Herr Konsistorialrath Bölling, den ich während seiner Krätz-Krankheit vorigen Winter tagtäglich zu bekneipen pflegte und während den Ferien oft den ganzen Tag mit mir herumschleppte, um seine Teufel zu bannen, besagter Bölling ist, gottlob, wieder gesund. Doch sehen wir uns jetzt nur im Universitätsgebäude; da ich es jetzt bin, der krank und teufelsbesessen ist, und er jetzt auf dem Strumpf ist. Das ist ganz in der Ordnung. Daniels und Schopen stecken meistens zusammen, und speisen zusammen, und lesen zusammen, und medisiren zusammen. Das ist auch ganz in der Ordnung! Mit Pelmann stehe ich jetzt wieder auf intimen Fuß, und wir wünschen uns oft auf der Straße einen guten Tag. Alle Andern freuen sich ihres Daseins.

Steinmann, ein Jude, ein Poet, der Prinz Witgenstein und dessen Hofmeister sind jetzt mein ganzer Umgang. Die Ferien über will ich wieder hierbleiben und durchochsen. Oktober aber werde ich mich nach Göttingen verfügen, und werde, auf meiner Durchreise, Dich in Hamm besuchen.

Das ist wieder eine von jenen freundlichen Rosen, die auf meinen dornigten Lebenswegen so sparsam gestreut sind.

O lieber Fritz! die Dornen ritzen mich jeden Augenblick; aber sie können mir nicht mehr so sehr wehe thun wie sonst. Denn ich sehe jetzt ein, daß die Menschen Narren sind, wenn sie über große Schmerzen klagen. Der Schmerz ist nicht so groß, aber die Brust, die ihn beherbergen soll, ist gewöhnlich zu eng.

Dein Freund

Bonn, den 15. Juli 1820. H. Heine, Stud. Juris.

Mit heutigem Postwagen sende ich Dir den längst versprochenen Pfeifenkopf.

Die Sommerferien nach dem Schlusse der Kollegien verbrachte Heine in dem Bonn gegenüberliegenden Dorfe Beul, wo er die ersten Akte seines „Almansor“, eben jener Tragödie schrieb, von welcher in dem folgenden Briefe die Rede ist. Nachdem er am 14. September sein Abgangszeugniß erhalten, trat er, nach kurzem Besuch bei den Eltern in Düsseldorf, die oben angekündigte Reise nach Göttingen an. Meist zu Fuße die anmuthigen Gegenden Westfalens durchwandernd, verweilte er in Hamm mehrere Tage bei seinem Freunde von Beughem, und lernte dort auch die Herausgeber des „Rheinisch-westfälischen Anzeigers“, Dr. H. Schulz und Wundermann, kennen, denen er auf ihren Wunsch einen poetischen Beitrag — „Das Liedchen von der Reue“ — hinterließ. Dies Gedicht, nach dessen Schicksal Heine sich bei seinem Freunde Beughem erkundigt, wurde am 14. November 1820 in Nr. 44 des „Kunst- und Wissenschaftsblattes“, einer Beilage des „Rheinisch-westfälischen Anzeigers“, abgedruckt. In Soest traf Heine mit Christian

Sethe zusammen, der zur Fortsetzung seiner juristischen Studien die Berliner Universität bezog. Der übrige Inhalt des Briefes erklärt sich selbst.

Göttingen, den 9. November 1820.

Lieber Fritz!

So eben bin ich aufgestanden, die Kaffeekanne steht dampfend auf dem Feuerbecken, und Zucker, und Brot, und Butter, und Milch, und Alles steht in schöner Ordnung drum herum. Und doch vermisse ich Etwas. Ich meine immer, nun müsse auch ein alter gelber Flausch kommen und sich freundlich plaudernd neben mir hinsetzen. Das ist der alte gelbe Flausch, worauf ich mehrere Nächte so behaglich geschlafen, und worin mein guter Fritz beim Frühstück wieder so hübsch paradirte. Die schönen Tage in Aranjuez sind aber vorüber. — Von meiner Reise kann ich Dir nicht viel Sonderliches erzählen. Bis Soest bin ich per pem gewandert. Dort blieb ich die Nacht und den folgenden Tag, da ich erwarten konnte, daß der Staatsrath gegen Abend kommen würde. Ich habe mich auch wirklich in meiner Erwartung nicht getäuscht gefunden. Da hat sich das alte ♡ wieder mal recht gefreut. Mir war's, als wär' der Christian vom Himmel herabgefallen. Doch nur bis zur nächsten Stadt fuhr ich mit dem Postwagen. Dort blieb ich den Rest der Nacht, und machte mich den andern Morgen wieder auf den Weg nach Göttingen. Ohne sonderliches Pech bin ich hier angelangt. Denk Dir, ich habe sogar noch einen ganzen Louis mitgebracht. — Es schien mir bis jetzt noch gar nicht in diesem gelehrten Neste. Hätte ich nicht die Länge des Wegs aus Erfahrung gekannt, so wäre ich richtig wieder nach Bonn zurückgelaufen. Patente Pomadehengste, Prachtausgaben wässrichter Prosaiker, plastisch ennuyante Gesichter — da hast Du das hiesige Burschenpersonal....

Hundeshagen's und Radlof's Empfehlungen haben mir bei Beneke sehr genutzt und mir viele Auszeichnungen verschafft. Ich höre Benekens Kollegium über altdeutsche Sprache mit großem Vergnügen. Denk Dir, Fritz, nur 9 (sage neun) Studios hören dieses Kollegium. Unter 1300 Studenten, worunter doch gewiß 1000 Deutsche, sind nur 9, die für die Sprache, für das innere Leben und für die geistigen Reliquien ihrer Väter Interesse haben. O Deutschland! Land der Eichen und des Stumpfsinnes!

Die ersten vierzehn Tage meines Hierseins habe ich durchaus Nichts anders gethan, als daß ich den dritten Akt meiner Tragödie schrieb. Dieser war der größte. Die noch übrigen zwei Akte werde ich erst künftigen Januar schreiben. Denn jetzt muß ich furchtbar ochsen. Dies geschieht auch. Ging ich ja doch des Ochsens halber hierher. Meine Bonner Freunde schreiben klägliche Briefe über meinen Abgang von Bonn. Besondes Steinmann. Ich habe ihm geschrieben, daß mir in Beul, als ich in der Dämmerung dämmerte, der Genius des Ochsens erschienen ist, mit der rechten Hand Mackeldey's Institutionen emporhaltend, und mit der Linken hinzeigend nach den Thürmen Georgia Augusta's. Noch durchschauert's mich, wenn ich denke, wie er mit hohler Stimme sprach:

„Ochse, deutscher Jüngling, endlich,
Reite Deine Schwänze nach;
Einst bereust Du, daß Du schändlich
Hast vertrödelt manchen Tag."

Sei nur ruhig, lieber Fritz, ich will schon zusehen, daß ich diesen Winter Etwas loskriege. — Ueber meine Gedichte werde ich Dir wohl schon nächstens etwas Erfreuliches mittheilen können.

[Dem Dr. Schulz habe ich gleich] geschrieben, [mir die Nummern des Kunst- und] Wissenschaftsblattes von Nr. 1 [dieses Jahres an schleunigst] allhier zukommen zu lassen. [Das ist zu meinem Aerger bis] jetzt noch nicht geschehen. Habe doch die Güte, lieber Fritz, die Westf. Anzeiger-Redaktion deßhalb zu rüffeln (welches Du doch noch von Alters her so gut verstehst), und wenn mein bewußtes Gedicht noch nicht im Wissenschaftsblatt abgedruckt ist so gehe zu Dr. Schulz und sage ihm, daß ich es mir zurück erbitte. Schicke es mir alsdann mit Deinem nächsten Briefe. Da ich jetzt alle meine Gedichte gesammelt habe und einen Verleger suche, so darf ich nicht einzelne derselben herumfliegen lassen. Wenn Du an Christian schreibst, so grüße ihn recht herzlich; auch sage, wo er jetzt ist und was er macht. Deinem Freund Wegener sage, daß ich seinen Auf-

trag halb vergessen habe, da ich vergaß, was und von welchem Pfeifenhändler er Etwas haben wolle. — Deinen Bruder (ich glaube Karl) grüße mir recht herzlich, so wie auch den Herrn Wundermann.

Ich erinnere mich dankbar, lieber Fritz, an all das Gute und Herzerfreuende, das Du mir in Hamm erzeigt hast; ich werde schon Satisfaktion zu nehmen wissen.

Du guter Fritz, Du gehörst wahrlich zu jenen seltnern Menschen, durch deren Freundschaft das Gemüth nicht gewaltsam aufgeregt und im tollen Tanz der Gefühle mit sich herumgeschleudert, sondern still erquickt, von alten Wunden geheilt, ich möchte fast sagen veredelt wird. Und mein tolles, zerrissenes und verwildertes Gemüth, wie sehr bedarf dieses einer solchen Besänftigung, Heilung und Veredlung! —

Addr. an H. Heine, Stud. juris. H. Heine.
bei Doktorin Wyneker in Göttingen.

Weitere Briefe Heine's haben sich im Nachlasse Friedrich's von Beughem nicht vorgefunden, und es scheint, daß der Dichter so wenig mit diesem, wie mit den meisten übrigen Bonner und Göttinger Universitätsfreunden im späteren Leben wieder zusammen traf. Auch mußte er bald nachher Göttingen verlassen, da er am 23. Januar 1821 wegen eines intendirten Pistolenduells mit dem Consilium abeundi belegt ward. Der Vorwand einer Krankheit verschaffte ihm jedoch die Erlaubniß, seine Abreise um einige Wochen zu verschieben. Aus dieser Zeit hat sich ein kurzes Billet erhalten, in welchem Heine einen Bekannten, den Stud. juris A. Meyer, der gegenwärtig als Oberjustizrath a. D. zu Hannover lebt, einlädt, einer Vorlesung – vielleicht des „Almansor" — beizuwohnen. Der in der Nachschrift genannte (Heinrich) Straube aus Kassel, identisch mit dem in der ersten Briefzeile erwähnten Wimmer, studirte von Michaelis 1816 bis Michaelis 1821 zu Göttingen Philologie, und führte bei seinen Kameraden den Spitznamen „Schraubenwimmer". Ein Freund Hassenpflug's, Haxthausen's und der Brüder Grimm, starb er bereits vor längeren Jahren. Die Bezeichnung Consiliarius — in Hannover derzeit ein Titel für Rechtsanwälte — ist hier eine scherzhafte Anspielung auf das über Heine verhängte Consilium abeundi. Das Billet lautet:

An den Stud. juris A. Meyer.

Zweitens muß ich Dir sagen, daß Wimmer mich gebeten hat, schon diesen Abend zu lesen. Ich bin's zufrieden. Kann Er auch kommen? Ich bitte Ew. Wohlgeboren mir das zu sagen, so wie auch die Stunde zu bestimmen. Du kannst mir auch Schlegel's „Charakteristiken" mitbringen. Hat Er mich verstanden? Ich

Ew. Wohlgeboren
herzlich liebender
Göttingen, den 1. Februar 1821. H. Heine,
königl. hannov. Consil.

P. S. Straube hat mir sagen lassen so eben: daß er um 8 Uhr käme.

Drei Jahre später — am 30. Januar 1824 — ließ sich Heine zum zweiten Mal auf der Georgia Augusta immatrikuliren. Er hatte inzwischen schon einen Band „Gedichte" und die Tragödien „Ratcliff" und „Almansor" nebst dem „Lyrischen Intermezzo" veröffentlicht, und der Stern seines jungen Poetenruhmes begann bis nach Göttingen zu leuchten. „Heute Mittag habe ich den Dichter Harry Heine gesehen," schrieb der Studiosus juris Eduard Wedekind am 23. Mai in sein Tagebuch; „er wohnt in einem Hause mit M.*), wo ich vielleicht Gelegenheit haben werde, seine Bekanntschaft zu machen"

*) Ein früherer Mitschüler Wedekind's, Johann Georg Ludwig Mertens, Sohn des Superintendenten und Konsistorialraths M. zu Osnabrück, welcher von Ostern 1823 bis Michaelis 1824 zu Göttingen Theologie studirte.

— und dies mir vorliegende Tagebuch enthält während der Sommermonate 1824 die sorgfältigsten Aufzeichnungen über jedes Zusammentreffen mit Heine und zahlreiche mit ihm gepflogene Gespräche. Dieser Umstand beweist zur Genüge, daß der jugendliche Poet schon damals die Aufmerksamkeit seiner akademischen Genossen in ungewöhnlichem Grade erregt haben muß, und jede Zeile des Tagebuches bestätigt diese Thatsache.

Der im August 1805 zu Osnabrück geborene Schreiber desselben, Herr Eduard Wedekind, besuchte mit seinem um anderthalb Jahre älteren Bruder Karl, welcher bis vor Kurzem als Oberamtsrichter in Melle stand und seit seiner Pensionirung in Hannover lebt, von Ostern 1824 bis Ostern 1825 die Göttinger Universität. Trotz seiner kaum neunzehn Jahre befand er sich im fünften Semester, und seine Aufzeichnungen bekunden, bei aller jugendlichen Unreife des Urtheils, eine frühzeitig tüchtige Entwicklung des Geistes und Charakters, welche uns den lebhaften Antheil erklärt, den der so viel ältere Heine an dem aufgeweckten, frischen Gefährten nahm. Herr Wedekind hat zwar schon im Sommer 1839 in der hannövrischen „Posaune" einen längeren Aufsatz über den Dichter veröffentlicht, den ich bei der Abfassung meiner Biographie desselben benutzen konnte; sein Tagebuch enthält jedoch einen Reichthum unveröffentlichter Notizen, deren Mittheilung mir um so werthvoller erscheint, als sie unter dem unmittelbaren Eindruck eines fast täglichen anregenden Verkehres niedergeschrieben worden sind und den Stempel größter Aufrichtigkeit tragen.

Die erste Begegnung mit Heine fand im Ulrich'schen (jetzt Marwedel'schen) Garten statt, in welchem damals noch das, später nach den Anlagen am Schwanenteich versetzte Sandsteindenkmal für den Dichter Gottfried August Bürger, eine trauernde Germania im zopfigsten Rokokostile, stand. Heine besuchte fast jeden Abend diesen, von den Studenten kurzweg „der Ulrich" genannten Wirthsgarten, in dessen kiesbedeckten Gängen er bald mit diesem, bald mit jenem Freunde, im Eifer des Gespräches häufig kleine Steinchen mit dem Fuße vor sich hinstoßend, auf und ab wandelte. Der erste Eindruck seiner Erscheinung war kein günstiger. „Sein Aeußeres verspricht sehr wenig," schrieb Wedekind, als er ihn zum ersten Mal erblickt hatte; „es ist eine kleine zwergartige Figur mit blassem, langweiligem Gesichte." Aber schon nach der ersten kurzen Unterhaltung mit ihm fügt er hinzu: „Wenn er spricht, ist sein Gesicht recht interessant." Auch Wedekind erzählt, in Uebereinstimmung mit allen sonstigen Berichten, daß Heine's Aussehen, je nach seinem körperlichen Befinden, beständig wechselte, und daß er damals viel an nervösen Kopfschmerzen litt. Einmal bat er ihn, eine Uhr, die auf dem Tische lag, wegzulegen, weil er das Ticken derselben nicht vertrüge; und auf die Frage, ob er immer oder nur zu Zeiten poetisch gestimmt sei, antwortete er: „Wenn ich mich wohl befinde, dann immer." — „Aus seiner Kränklichkeit," heißt es ein andermal, „erklärt sich wohl seine so sehr abwechselnde Stimmung. Manchmal ist er ganz hypochondrisch, und dann springt er mit einem Male in den feinsten Witz um. Wenn er bei guter Laune ist, ist er äußerst witzig, und kommt man dann auf seine Liebe zu sprechen, so fängt er immer an zu parodiren." Und in einer nachträglichen Ergänzung zu seinen Tagebuchsnotizen bemerkt Wedekind: „Heine, bekanntlich klein und schmal, sah damals — je nach seinem Befinden — sehr verschiedenartig aus. In guten Momenten hatte er eine ungemein gewinnende Freundlichkeit, und am interessantesten war sein Gesicht, wenn er irgend eine gutmüthige Schelmerei vorhatte. Dann blitzten die kleinen mandelförmigen Augen, deren Ränder oftmals geröthet waren, recht treuherzig listig." Auf die Frage, weshalb er, trotz seiner

außerordentlichen Kurzsichtigkeit, keine Brille trage, erwiderte er: „Bah, das sieht so affektirt aus!" „Wie mögen Sie das nur sagen," frug Wedekind neckisch, „da ich doch gerade eine Brille aufhabe?" „Ach Gott, das habe ich gar nicht bemerkt!" entschuldigte Jener sich rasch mit dem harmlosesten Lachen.

Heine hielt sich derzeit zu den Westfalen, und unter diesen besonders zu den Osnabrückern, die sehr zahlreich vertreten waren und eng zusammen hielten. Eigentliche Korps gab es damals noch nicht, nur Farben und freie Vereinigungen derselben, sogar ohne bestimmte Kneipe. Man traf sich bald hier, bald da, in der Regel auf dem Ulrich oder der „Landwehr", wo die Töchter und Nichten des Wirthes (darunter das liebliche Lottchen mit wundervollen, später erblindeten Augen) die freundlichste Aufwartung besorgten, und bei allen Tanzgelegenheiten flott mit herumgeschwenkt wurden. Heine liebte indeß so wenig den Tanz, wie den Tabak oder das Bier. Auch dem Weine sprach er nur mäßig zu, obgleich er erzählte, daß er in Bonn viele Saiten gerissen habe und in der Regel spät Abends stark angesäuselt nach Hause gekommen sei, so daß seine Wirthin, wenn er ausnahmsweise einmal schon um zehn Uhr heimkehrte, ihn ängstlich gefragt habe, ob ihm Etwas fehle.

Besonderen Aufwand machte Heine in keiner Weise — höchstens daß er gern Kuchen aß. Eben so wenig aber entzog er sich den gewöhnlichen Vergnügungen der Studenten, den sogenannten „Spritzfahrten" nach den umliegenden Ortschaften 2c., die mit dem üblichen Wechsel von 400 Thalern recht gut zu bestreiten waren. Er wohnte damals im ersten Stock des jetzt mit Nr. 5 bezeichneten Eberwein'schen Hauses auf der Gronerstraße, wo er ein Zimmer mit anstoßendem Kabinett inne hatte. Sein Logis bot den Anblick jenes nachlässigen Wirrwarrs, den man euphemistisch als „Künstlerwirthschaft" zu bezeichnen pflegt. „Bei Heine," schreibt Wedekind, „sieht es höchst unordentlich aus; das Bett steht mit in der Stube, obgleich er eine sehr gute Kammer hat, und Bücher, Journale, Alles liegt auf den Tischen umher, bunt durcheinander. Ich sagte ihm, daß ich einen Teniers herbringen würde, es abzukonterfeien."

Zu den gemeinschaftlichen Bekannten Heine's und Wedekind's, deren das Tagebuch gedenkt, gehörten vor Allem der geistvolle Siemens, welcher vor einigen Jahren als Oberamtsrichter zu Hannover starb; der noch daselbst lebende jetzige Oberkonsistorialrath und Generalsuperintendent Niemann, damals ein flotter Bruder Studio; Otto von Raumer, welcher später als preußischer Kultusminister das Verbot des „Romancero" ergehen ließ; der durch sein vorzügliches Klavierspiel ausgezeichnete Ferdinand Heinrich Ludwig Oesterley, welcher am 6. Juni 1858 als Bürgermeister zu Göttingen verstarb; Adam August Caspar Louis von Diepenbroick-Grüter, der älteste Sohn des damals schon verstorbenen Gutsbesitzers Joh. Adolf Gustav Adam von Grüter und der Freiin Wilhelmine von Diepenbroick zu Haus Mark bei Tecklenburg, ein junger Mann von hervorragenden Geistesgaben, aber allzu schwärmerischer Sentimentalität, welcher seinen leichtblütigeren Kameraden oft wie ein trümmerhaftes Ueberbleibsel aus der Wertherperiode erschien*); und der liebenswürdige Spaßvogel G. Knille, der sich beständig mit Heine neckte. Wenn dieser, nervös abgespannt, sich häufig beim Eintritt ins Zimmer mit der stereotypen Phrase: „Laß mich, lieber Junge, ich bin krank!" auf den

*) Nachdem er bereits 1831 den Staatsdienst verlassen hatte, ward er am 15. Oktober 1840 in den Freiherrnstand erhoben.

nächsten Stuhl sinken ließ und in mürrisches Schweigen versank, war es immer Knille, der ihn, nach einigen Redewendungen, mit den gleichfalls stereotypen Worten ermunterte: „Sag mal, Heine, wie war das doch neulich? wie lautete das hübsche Gedicht?" Dann war unfehlbar die Wirkung, daß Heine, sich langsam erhebend und ihm die Hand auf die Schulter legend, alles Leides vergaß und freundlichst nachfragte: „Was meinst Du, lieber Junge?"

Ob Heine Jude oder Christ, ob er im letzteren Falle bereits als Kind getauft oder Konvertit sei, darüber gingen die verschiedenartigsten Gerüchte. Er selbst sprach nie darüber, und als er im Sommer des folgenden Jahres in Heiligenstadt zum Christenthum übertrat, theilte er keinem seiner Freunde vorher seine Absicht mit. Auch über seinen mehrjährigen Aufenthalt in Berlin redete er selten mit seinen Göttinger Bekannten; nur der gegenwärtige Moment schien ihn zu interessiren.

Mit Wärme erzählte er häufig von seinem jüngeren Bruder Max, welcher noch in Lüneburg das Gymnasium besuche, und gleichfalls poetische Anlagen besitze. In den Hundstagsferien kam derselbe nach Göttingen, doch machte er keinen erfreulichen Eindruck. Das Tagebuch bemerkt über ihn: „Er hat eine sehr jüdische Physiognomie, und kam mit einer ungemein aufdringlichen Frechheit zu mir, so daß ich gleich gegen ihn eingenommen wurde. Später ist er jedoch in meiner Meinung gestiegen; er ist in Wirklichkeit so frech nicht, nur ein bischen frei, übrigens recht gut und offenherzig, aber für ein großes Genie halte ich ihn nicht. Sein Bruder führt eine Art geistiger Vormundschaft über ihn. Er ist zum Besuch hier, und will nun in Berlin Medicin studiren."

Seine juristischen Studien hatte H. Heine stark vernachlässigt. „Er steht jetzt im zehnten Semester," bemerkt Wedekind im Juni 1824, „und muß noch bei den Pandekten schwitzen. Er hört sie bei Meister, weiter Nichts. Gestern sagte er mir: wenn das Corpus juris in Kalenderformat gedruckt wäre, würde er es gewiß loskriegen; jetzt scheue er sich vor dem großen Format." — „Ich sprach heute absichtlich mit ihm über das jus," heißt es wenige Tage später. „Von Meister sagte er: „Das ist ein göttlicher Kerl — erstens, zweitens, kurz Alles, und man sieht gleich, wie man es anwenden kann." Das römische Recht interessirt ihn schon, mehr noch das kanonische. „Es würde interessant sein," bemerkte er, „den Kampf des kanonischen und des römischen Rechts mit einander darzustellen, wie denn die Dekretisten und Romanisten in Bologna sich ihrer Zeit fast todt darum schlugen. Uebrigens," sagte er, „habe ich vom jus Nichts los, als was so hie und da hängen geblieben ist; manchmal ist aber doch mehr hängen geblieben, als ich selbst glaubte. Ich habe überhaupt Nichts los, als die Metrik." Michaelis will er ausstudirt haben, und dann auf Reisen gehn, wahrscheinlich nach Italien. In der Folge gedenkt er in die Juristen-Karrière zu treten; ob aber in Preußen, weiß er noch nicht. Umgang hat er wenig; wir haben uns gegenseitig gebeten, Einer den Andern zu besuchen."

In der That entspann sich zwischen den beiden Jünglingen bald ein lebhafter und offenherziger Verkehr, der für Beide gleich erquicklich war. Dem jüngeren Gefährten imponirte von vornherein der Reichthum überraschend neuer Ansichten und Ideen, die Heine in jedem Gespräch entwickelte. „Ich glaube, seine Bekanntschaft wird für mich von großem Nutzen sein," schrieb Wedekind nach den ersten Unterhaltungen mit dem Dichter. „Er ist ein ungeheures Genie, dabei durchaus nicht von sich eingenommen, so daß sein Umgang mir außerordentlich interessant ist. Ich glaube auch, daß er wohl an mir Gefallen findet, und so viel ich ihn jetzt kenne, werden wir uns sehr gut zusammen

vertragen, obgleich wir in vielen Punkten sehr von einander verschieden sind. Ich habe Alles, was er bis jetzt herausgegeben hat, gelesen, und weiß es zum Theil auswendig. Daß ihm dies einigermaßen schmeichelt, ist natürlich; auch konnte ich ihm mit gutem Gewissen manches Kompliment machen. Seine Gedichte, sagte ich ihm, hätte ich alle durchstudirt. „Studiren," antwortete er, „sollte man sie eigentlich auch, denn sie sind nicht so ganz leicht zu verstehen." Er sagte dies übrigens ohne allen Stolz." Dies Urtheil wird freilich später wesentlich eingeschränkt und berichtigt: „Jetzt noch Einiges über Heine, und zwar in Beziehung auf seinen Charakter. Dieser ist ein wenig leichtfertig. An eine Unsterblichkeit der Seele glaubt er nicht, und thut groß damit, indem er sagt, alle großen Männer hätten an keine Unsterblichkeit geglaubt, Cäsar nicht, Shakespeare nicht, Goethe nicht. Eitel ist er sehr, obgleich er es durchaus nicht scheinen will; er hört von Nichts lieber sprechen, als von seinen Gedichten. Ich habe einmal gesagt, daß ich seinen Ratcliff zu recensiren wohl Lust, aber keine Zeit hätte; seitdem hat er mich sehr oft aufgefordert, ich möchte doch Prosa schreiben. Er hat eine unglaubliche Lust, Jeden zu mystificiren, und spielt daher Jedem das Widerpart. Bei mir fährt er aber sehr schlecht damit, weil er sich deshalb Inkonsequenzen in seinen Ansichten zu Schulden kommen läßt, die ich ihm dann gewöhnlich nachweise. Ein wahrer Freund kann er mir nie werden; ich gehe aber doch recht gern mit ihm um. Unsre Ansichten sind mehrentheils sehr verschieden, und das giebt viel zu sprechen; nur weiß ich manchmal nicht recht, ob ich das, was er sagt, für seine eigentliche Meinung zu nehmen habe, oder ob er mich mystificiren will. Merke ich das, so sage ich es ihm geradeheraus, und breche das Gespräch gleich ab. Er thut es indeß selten bei mir. Neulich hat er zu Grütter gesagt, es wäre unter den Westfalen kein Einziger, der wüßte, was ein großer Dichter wäre. Gott segne ihn, wenn er es weiß! So Etwas kann mich nicht irre machen. Ich kann Viel von Heine lernen, und das ist der Hauptzweck, den ich beim Umgange mit ihm vor Augen habe. Eins aber mißfällt mir sehr an ihm, und Anderen noch mehr, nämlich daß er seine Witze selbst immer zuerst und am meisten belacht."

Heine's Lust an Mystifikationen und Foppereien liefert den Stoff zu mancher unwilligen Bemerkung des Tagebuchs. Die von Maximilian Heine erzählte Geschichte, wie sein Bruder einen sentimentalen Poeten gehänselt habe, den er in lustiger Gesellschaft aufforderte, Etwas von seinen Gedichten zum Besten zu geben, und der gleich darauf mit großen Heften unter dem Arme wieder kam und von Heine aufs ergötzlichste persifflirt ward, bestätigt auch Wedekind; doch nennt er als Gegenstand des Spottes nicht den kürzlich verstorbenen Adolf Peters, der vom Herbst 1822 bis Michaelis 1825 zu Göttingen Medicin studirte und im Sommer 1824, Heine gegenüber, bei Herrn Becker auf der Gronerstraße wohnte, sondern (vermuthlich durch einen Schreibfehler) einen gewissen St. — Besonders ungehalten war Heine über einen, seines arroganten Wesens halber übel berufenen Privatdocenten, Dr. L., welcher in einem Saale der Universitätsbibliothek mit dem Ausleihen der Bücher betraut war. „Der Mann chikanirt mich durch seine Launen, so oft ich mir ein Buch holen will," sagte Heine; „aber das soll er mir büßen!" setzte er lebhaft hinzu. „Nächstens gehe ich einmal mit einem ganzen Trupp Studenten auf die Bibliothek, und lasse ihn klettern, immer nach den höchsten Börtern; und wenn er dann die Bücher nicht finden kann oder will, so werfe ich ihm seine Ignoranz vor." — „Das soll auch wohl Gutmüthigkeit sein?" entgegnete Wedekind, mit Anspielung darauf, daß Heine ihn Tags zuvor gefragt hatte, ob er ihn in den

Liedern des „Lyrischen Intermezzo" nicht recht gutmüthig gefunden habe, was der Gefragte entschieden verneinen mußte. Heine brach in ein muthwilliges Lachen aus.

Ein andermal erzählt Wedekind: „Heine besuchte mich heute Nachmittag mit Siemens und frug mich, ob er mich mystificiren solle. Ich sagte ihm, daß er es nur thun möge, wenn er dazu im Stande sei. Abends gedachten wir nach der Landwehr zu gehen; Heine begegnete mir auf dem Heimwege, er wollte schon wieder zurück. Er sah sehr verstimmt aus, und als ich ihn bat, wieder mit mir umzukehren, frug er mich, ob ich an Siemens Nichts bemerkt habe, seine Stimmung scheine ihm so wunderlich. Ich hatte ihm vor einigen Tagen den „Werther" geliehen, und Heine wußte das. „Ich weiß nicht," fuhr er fort, „aber es kommt mir ganz so vor, als wollte er sich todtschießen. Als ich vorhin bei ihm war, hatte er sich eine Pistole gekauft und sie geladen, er brachte seine Rechnungen in Ordnung, war sehr aufgeregt, und als ich ihn zum Mitgehen bewog, suchte er mich auf alle Art loszuwerden. Hast Du ihn vielleicht später gesehen?" Ich verneinte es, und frug Heine, ob Siemens wirklich eine geladene Pistole gehabt habe. „Auf mein Wort," versicherte Jener; „ich wollte jetzt eben zu ihm und sehen, was er macht, nur fürchte ich, er wird sich mir nicht entdecken wollen." — Komm, ich gehe mit, sagte ich; wenn er sich Einem entdeckt, so wird er wohl gegen mich offen sein, und die Sache kommt mir jetzt wirklich bedenklich vor. Wir gingen eine Weile schweigend neben einander her, als Heine plötzlich mit einem hellen Gelächter stehen blieb und mir sagte: „Lieber Junge, ich habe dich bloß mystificiren wollen! Eine geladene Pistole hat er gehabt, wahrscheinlich aber an nichts weniger gedacht, als sich damit todtzuschießen. Uebrigens hast Du Dich brav benommen." Obgleich er mir seine Absicht vorhergesagt, ärgerte es mich doch nicht wenig, daß er mir auf Kosten meines guten Herzens diesen Streich gespielt hatte. Wir kamen jetzt auf den Selbstmord im Allgemeinen zu sprechen, und als ich erzählte, daß mir Siemens neulich einmal gesagt habe, er könne nicht begreifen, wie sich Jemand das Leben nehmen könne, sagte Heine: „Und ich kann nicht begreifen, wie sich Jemand zuweilen nicht das Leben nehmen kann."

In ein Exemplar von Immermann's „Trauerspielen" (Hamm 1822), das Heine an demselben Tage seinem Freunde Wedekind schenkte, schrieb er die Worte:

„Was ist der Mensch? Frage die Göttinger philosophische Fakultät!
Göttingen, den 25. July 1824. Heine.

„Neulich war ich mit Grüter bei Heine," berichtet das Wedekind'sche Tagebuch an einer anderen Stelle. „Er zeigte uns ein sehr schönes Exemplar von Walter Scott's „Lady of the lake", das er zum Geschenk bekommen hatte, und da Grüter ihn bat, ihm dasselbe zu leihen, und zugleich mich frug, ob wir das Gedicht mit einander lesen wollten, schlug Heine ein unbändiges Gelächter auf und sagte zu G., daß er ihm das Buch schenken wolle. Wir begriffen den Grund seiner Lustigkeit nicht. Heine aber fuhr fort zu lachen und ihm das Buch anzubieten, und setzte endlich, immer lachend, hinzu: Das sei gar keine Großmuth von ihm, wir würden das Buch doch nur schmutzig machen, deshalb wolle er's lieber verschenken. Grüter bedankte sich und nahm das Buch mit. Ich hätte das nicht gethan."

Die meisten Gespräche, welche Heine mit seinen Freunden pflog, bezogen sich auf literarische Dinge, vor Allem auf seine eigenen Produktionen. Einige Wochen nach seiner Ankunft in Göttingen hatte er dem Professor Bouterwek ein Exemplar seiner „Tragödien" mit folgenden Begleitzeilen gesandt:

Herr Hofrath!

Ich mache mir das Vergnügen, Ihnen beikommendes Buch, als ein geringes Zeichen meiner Hochachtung, zu verehren, und wünsche, daß Sie dem Lesen desselben eine milde Stunde widmen mögen. Sobald eine Unpäßlichkeit, die mich jetzt niederdrückt, es erlaubt, bin ich so frei Ihnen persönlich meine Aufwartung zu machen.

Ich bin,

Herr Hofrath,

mit Verehrung und Ergebenheit

Göttingen, den 8. März 1824. H. Heine.

Schon bei der ersten Unterhaltung mit Wedekind kam die Rede auf Bouterwek, der sich gegen Letzteren sehr anerkennend über das Talent Heine's ausgesprochen hatte. Nachdem Bouterwek sich früher der Kant'schen, dann der Jacobi'schen Lehre angeschlossen, verfolgte er jetzt eine vorwiegend empirische Richtung in der Philosophie, und Heine, der schon im „Lyrischen Intermezzo" mit den Traditionen der romantischen Schule und den Schlegel'schen Einflüssen gebrochen hatte, nahm jetzt ein größeres Interesse an den realistischen Entwicklungen des Göttinger Aesthetikers, als bei seinem ersten Aufenthalte auf der Georgia Augusta. „Der überspannten Romantik," schreibt Wedekind am 15. Juni in sein Tagebuch, „ist Heine früher sehr zugethan gewesen, besonders wegen seines engen Verhältnisses zu Schlegel, als er in Bonn studirte. Jetzt ist er ihr abgeneigt, und hält nun auch mehr auf Bouterwek. Nur dem Märchen legt er noch ziemlich viel Werth bei, und sagt, was bei ihm damit zusammenhängt, daß man die eigentliche Fabel noch nicht erfunden habe; das Wesen der Thiere, was uns ein Thier eigentlich zu sagen scheine, habe noch Niemand richtig erkannt. Am folgenden Tage kamen wir im Spazierengehen bei einfachen blutrothen Rosen vorbei. In Beziehung auf seine gestrigen Bemerkungen über die Fabel fragte ich ihn, was ihm diese Klatschrose zu sagen scheine. „Aufgeputzte Armuth," sagte er nach kurzem Besinnen ungemein treffend. Bei einer halb erschlossenen Rosenknospe, deren zarte Kelchblätter allerliebst aus der grünen Hülle hervorguckten, fragte er mich, ob die nicht fast naiv aussehe, was ich bejahen mußte. Nachher kamen wir bei ein Paar Putern vorbei, die auf das Geländer einer kleinen Brücke geflogen waren und nach der Wasserseite blickten. „Die möchten nun gern wieder herunter," sagte Heine, höchlich belustigt, „sind aber zu dumm, sich umzudrehen."

Mit der ersten Sammlung seiner Gedichte vom Jahre 1822 war er nicht mehr zufrieden; doch vertheidigte er die „Traumbilder" gegen Wedekind's Angriffe, und sprach die Absicht aus, einen neuen Cyklus derselben zu dichten. Kleine Lieder gedenke er fürs erste nicht mehr zu schreiben. Als die Rede auf seine Originalität kam, sagte er: „Anfangs hat sie mir Schaden gethan; die Leute wußten nicht, wohin sie mich rangiren sollten — jetzt nützt sie mir schon." — Ein Gespräch über das „Lyrische Intermezzo" führte auf Heine's Liebe und Liebesleid. „Das Alles beruht bloß in der Idee, wie bei mir," meinte Wedekind Anfangs; aber fünf Wochen nachher schreibt er: „Was seine Liebe betrifft, so ist die keine bloß ideale, sondern Wahrheit," und eine noch spätere Notiz lautet: „„Du bist ein verfluchter Kerl!" sagte mir Heine, als ich ihm, ohne mit seinen Liebesaffairen im geringsten bekannt zu sein, auf Grund seiner Gedichte und des Ratcliff demonstrirte, er sei ohne Zweifel in eine Kousine verliebt gewesen, ein Verhältniß, das — namentlich beim Hamburger Familientone — einen hohen Grad von Annäherung zuläßt, ohne irgend einen Anspruch auf Liebe zu gestatten." — „Wir sprachen heute viel von der Liebe in der Poesie," heißt es ein andermal. „Heine giebt der sinnlichen vor der

platonischen den Vorzug, ich nicht. Wir vereinigten uns aber bald, weil wir eigentlich derselben Meinung waren, und nur die Ausdrücke verschiedenartig nahmen. Platonische Liebe hält er für Hypersentimentalität, und die sinnliche Liebe nahm ich für bloßen thierischen Trieb. Wir kamen leicht dahin überein, daß die irdische Liebe in veredelter Gestalt, so daß sie gleich weit von der thierischen, wie von der himmlischen entfernt ist, für die Poesie die vortheilhafteste sei. Einer Dame, die, um ihn in Verlegenheit zu setzen, die Frage an Heine richtete: „Sie lieben wohl platonisch?" gab er die drastische Antwort: „Jawohl, gnädige Frau — wie der Kosakenhauptmann Platow. Da war sie aber ballerirt," setzte er mit einer unbeschreiblichen Miene hinzu."

Wedekind fragte ihn auch nach seinen Uebersetzungen aus Lord Byron. „Das war eigentlich eine große Eitelkeit von mir," sagte Heine. „Schlegel behauptete gegen mich, Byron sei nicht zu übersetzen; darum gab ich mich daran, und lag Tag und Nacht darüber mit der größten Anstrengung." — „Nun, und was sagte Schlegel da?" — „Ja, sagte er, es sei wie Original; das Uebersetzen müsse mir aber auch leichter werden, als jedem Andern, weil ich einige Aehnlichkeit im Charakter mit Lord Byron habe." Die Aeußerung Heine's bei Gelegenheit von Byron's Tod in seinem Briefe an Moser vom 25. Juni 1824 findet sich Tags zuvor fast wörtlich von Wedekind aufnotirt: „Heute sagte mir Heine: „Byron's Tod hat mich sehr erschüttert: ich ging mit ihm um wie mit einem Spießgesellen. Shakespeare dagegen kommt mir vor wie ein Staatsminister, der mich, etwa wie einen Hofrath, jede Stunde absetzen könnte."

An Heine's „Almansor" tadelte Wedekind, daß dessen Anfangs so reine und edle Liebe gegen das Ende hin zu thierischer Wildheit ausarte. Sein Held, entgegnete Heine, fange gleich so schwärmerisch an, daß er ihn, der Steigerung halber, fast bis zur Brutalität habe emporwachsen lassen müssen; auch sei es doch nothwendig, daß der Afrikaner durchblicke. Wedekind bestand darauf, daß Brutalität der Charakterzeichnung der früheren Anlage widerspreche, und daß in dem allmählichen Uebergehen der heiligen Liebe in die bloß physische keine poetische Steigerung liege. Heine schien das einzuräumen. Die Idee zum „Almansor" verdanke er, nach seiner Angabe, einer spanischen Romanze; „Ratcliff" sei ganz seine eigene Erfindung. Von dem letztgenannten Drama hatte Heine eine besonders hohe Meinung, und äußerte wiederholt die Ansicht, daß er nicht glaube, diese poetische Schöpfung übertreffen zu können. „Was Ratcliff eigentlich ist," sagte er, „daß er ein Wahnsinniger ist, habe ich noch Keinen aussprechen hören. Niemand hat es gefunden, und doch ist es ganz klar, denn er hat eine fixe Idee. Dieser folgt er, weil er muß. Daher kommt zum Theil die eigene Wirkung des Stückes; denn nicht Ratcliff ist es, welcher handelt und etwa gegen das Schicksal ankämpft, sondern das Schicksal ist das eigentlich handelnde Princip, Ratcliff ist eine unfreie Person, er muß so handeln, wie er es thut." Schon Wedekind bemerkte mit Recht, daß diese Voraussetzung einer fixen Idee bei dem Helden, deren willenloser Spielball er sei, die tragische Kraft des Stückes geradezu vernichte. Heine's Auffassung des Ratcliff erscheint hier offenbar als ein Nachklang jener romantischen Richtung, die ihn gleichfalls an den Fouqué'schen Romanen noch immer ein, dem Freunde befremdliches Gefallen finden ließ.

Ein Lieblingsthema, auf das er bei jeder Gelegenheit zurück kam, war die Metrik und die Theorie der Dichtkunst, mit welcher er sich schon in Bonn unter Schlegel's Anleitung auf das ernsthafteste beschäftigt hatte. „Sonst," sagte er einmal, „war es mein stehender Witz, wenn Jemand etwas Gutes oder Schlechtes geschrieben hatte: Der hat

die Metrik los oder nicht los. Fürwahr, die Metrik ist rasend schwer; es giebt vielleicht sechs oder sieben Männer in Deutschland, die ihr Wesen verstehen. Schlegel hat mich hineingeführt — der ist ein Koloß. Er ist durchaus nicht poetisch, aber durch seine Metrik hat er zuweilen Etwas hervorgebracht, was an das Poetische reicht. Auch Voß ist sehr gut."

„Sie scheinen mir da," bemerkte Wedekind, „einen weiteren Begriff mit der Metrik zu verbinden, als man gewöhnlich thut. Denn wenn man auch natürlich das Abzählen der Füße und Silben für bloße Nebensache oder für die ersten Elemente hält, so läßt sich doch selbst im Uebrigen, meiner Meinung nach, der Charakter der meisten poetischen Formen leicht ergründen. Man kann ihn zwar nicht immer in klaren Worten ausdrücken, aber das Gefühl, wenn es einigermaßen gebildet ist, wird Einen bald richtig führen. Ich bin überhaupt der Ansicht, daß der Dichter nie die Form suchen muß; er darf sie nicht von dem Kern und Inhalt trennen, sondern ich glaube vielmehr, daß mit dem Gedanken eines Gedichtes auch die ihm ganz eigenthümliche Form, als eins mit ihm, zugleich entsteht."

„In der Regel," sagte Heine, „ist das wohl so, aber nicht immer; manchmal kann man recht gut vorher über die Form nachdenken, weil sie kein bloßes Vehikel, sondern ihrerseits auch produktiv sein soll. Worin bei den Alten der eigentliche metrische Witz liegt, das habe ich bis jetzt nicht herausbringen können. Die antiken Versmaße sagen mir für die deutsche Sprache gar nicht zu, z. B. die Hexameter. Selbst wenn sie ganz richtig und vortrefflich gebaut sind, so daß Nichts daran auszusetzen ist, gefallen sie mir doch nicht; nur einige Ausnahmen giebt es, und das sind gerade nicht die besten, z. B. Goethe's römische Elegien. Schlegel sagte mir, Goethe habe ihm seine Manuskripte vorgelesen, und er (Schlegel) habe ihn auf manchen Verstoß in der Versifikation aufmerksam gemacht; aber Goethe habe dann in der Regel gesagt, er sehe wohl, daß das nicht ganz richtig sei, aber er möge es nicht ändern, weil es ihm so besser gefalle, als das Richtigere. Worin liegt das nun?"

„Im Geiste der deutschen Sprache," meinte Wedekind. „Das ist freilich sehr allgemein gesagt, aber bis jetzt kann ich es nicht näher entwickeln."

„Auch," fuhr Heine fort, „sind unter den Ausnahmen — ich meine solche Gedichte, bei denen die antike Form mir zusagt — einige Oden von Klopstock, der Zürchersee z. B. und die Oden an Ebert und Gieseke. Die Oden gefallen mir überhaupt am besten von Klopstock's Schriften. Den Messias könnte ich nicht lesen; der kommt mir vor wie eine poetische Predigt."

Die entschiedenste Abneigung hatte Heine gegen alle Reflexionen in Gedichten. „Die sind mir ganz unausstehlich," sagte er eines Tages, „besonders solche sentimentale Schneider-Reflexionen. Ich habe noch heute (das Gespräch fand am 16. Juni statt) einen kleinen Witz gemacht, worin ich sie parodire." Wedekind bat ihn, das Gedicht vorzutragen, wenn er es auswendig könne. „Ich habe es bei mir," sagte Heine, griff in die Seitentasche seines Rockes, und langte einen sauber zusammengefalteten halben Bogen Postpapier heraus. Das Gedicht, in welchem viel gestrichen und geändert war, lautete nach Wedekind's Aufzeichnung ungefähr so:

Wohl dem, dem noch die Unschuld lacht,
Weh Dem, der sie verlieret!
Es haben mich armen Jüngling
Die bösen Gesellen verführet.

Sie haben mich um mein Geld gebracht
Mit Kniffen und mit Listen;
Es trösteten die Mädchen mich
Mit ihren weißen Brüsten.

Drauf haben sie mich besoffen gemacht,
Da hab' ich gekratzt und gebissen,
Sie haben mich armen Jüngling
Zur Thür hinausgeschmissen.

Und als sie mich an die Luft gebracht,
Bedenke ich recht die Sache,
Da saß ich armer Jüngling
Zu Kassel auf der Wache.

Er las das Gedicht sehr lebhaft, und den affektirten, süßlichen Ton parodirend, vor. Wedekind sprach sein Gefallen daran aus. „Es ist für solche Gedichte," sagte er, „ein guter Probirstein, wenn man sich gleich eine konkrete Person lebhaft dabei vorstellen kann, und hier denke ich mir sofort einen süßlichen Zieraffen, der seine schrecklichen Fata mit aller ihm nur möglichen Weinerlichkeit erzählt. Uebrigens möchte ich, daß Sie im letzten Verse die Reime „Sache" und „Wache" änderten, und auch hier den J= und Ü=Laut setzten, der in den übrigen Versen steht und ganz vortrefflich zu dem Charakter der geschilderten Person paßt."

„Ich weiß wohl," entgegnete Heine, „die letzten Reime taugen nicht: „gebracht" und „Sache", zwei A=Laute hinter einander, das ist nicht gut; aber ich kann's nicht ändern, denn ich muß die „Wache" am Ende haben. Sehen Sie, das ist nun so ein metrischer Witz: „Zu Kassel auf der Wache" ist ganz etwas Anderes, als „Auf der Wache zu Kassel", und „Es haben mich die bösen Gesellen verführt", auch etwas Anderes, als „Die bösen Gesellen haben mich verführt". Die Hauptpointe macht der „Jüngling"; da fehlt immer ein Fuß, es wird so gezogen."

„Uebrigens," meinte Wedekind, „würde nicht Jeder das Gedicht verstehen, dem Sie es nicht vorläsen."

„Gott bewahre!" sagte Heine, „das versteht kein Mensch." Und auf die neckende Bemerkung des Freundes, daß er ja erst gestern die Absicht ausgesprochen habe, keine kleinen Gedichte mehr zu machen, erwiderte er: „Ach, das ist kein Gedicht." — Lange war er im Zweifel, welche Ueberschrift er demselben geben solle. Endlich rief er, strahlend vor Freude: „Ich hab's! Elegie!"

In der That veröffentlichte er das Gedicht bald darauf unter diesem Titel und mit der irreführenden Notiz: „In diesem Volksliede, das noch nirgends abgedruckt ist, mußte ich einige Veränderungen machen, ohne welche dasselbe nicht mittheilbar war" in der von seinem Freunde J. B. Rousseau zu Köln herausgegebenen Zeitschrift „Agrippina" (Nr. 93, vom 1. August 1824). Wie der Abdruck zeigt, hatte er inzwischen mit der zweiten und den folgenden Strophen nachstehende Veränderungen vorgenommen:

Sie haben mich um mein Geld gebracht
Mit Listen und mit Karten;
Es trösteten mich die Mädchen
Mit süßen Redensarten.

Und als sie mich ganz besoffen gemacht
Und meine Kleider zerrissen,
Da ward ich armer Jüngling
Zur Thür hinausgeschmissen.

Und als ich des Morgens früh erwacht,
Da wundr' ich mich über die Sache!
Da saß ich armer Jüngling
Zu Kassel auf der Wache.

Erst zwanzig Jahre später nahm Heine dies tolle Produkt studentischen Humors, mit der Ueberschrift „Klagelied eines altdeutschen Jünglings", in seine „Neuen Gedichte" auf, nachdem er noch in der ersten Zeile „die Unschuld" in „die Tugend" verändert, die zweite Strophe, wie folgt, verbessert:

Sie haben mich um mein Geld gebracht
Mit Karten und mit Knöcheln;
Es trösteten mich die Mädchen
Mit ihrem holden Lächeln.

und statt des Anfangswortes „Da“ in der zweiten Zeile der Schlußstrophe ein viel drastischeres „Wie“ gesetzt hatte.

In Anknüpfung an das obige Gespräch fragte Wedekind den Dichter, ob er niemals die eigentliche Satire behandelt habe. „Das ist ein gefährliches Handwerk,“ meinte Heine. — „Warum? Sie muß nur nicht persönlich sein.“ — „Pah! alle Satire ist persönlich.“ — Wedekind verwies ihn auf die Satiren des Horaz, in welchen die persönlichen Anzüglichkeiten doch stark verhüllt und gemildert seien. — „Das ist mehr guter Humor,“ war Heine's Antwort. „Aristophanes ist der größte Satiriker, und ich möchte wünschen, daß die persönliche Satire bei uns wieder in Schwang käme.“ — „Das würde nicht gut sein; es würde zu viele und zu bittere Federkriege absetzen.“ — „Was schadet's? Das Volk soll auch nicht versauern.“ — „Dann mag es zum Schwert greifen, und nicht zur Feder.“ — „Haben doch Erasmus und Luther auch mit der Feder gekämpft!“ — „Das war etwas Anderes; es war ein hoher und wichtiger Zweck, bei dem das Wohl von Nationen auf dem Spiele stand. Luther mußte natürlich jene höchsten Principien und Das, was er als Wahrheit ausstreute, auf alle mögliche Weise verfechten, damit es nicht wieder unterginge. Behandeln Sie indessen die persönliche Satire für sich — es ist eine gute Uebung und kann Ihre Freunde ergötzen, wenn Sie auch nicht Alles gleich drucken lassen.“ — „Ich habe schon einen Anfang dazu gemacht,“ sagte Heine, „indem ich Memoiren schreibe, die schon ziemlich stark angewachsen sind. Jetzt bleiben sie indeß liegen, weil ich Anderes zu thun habe; ich werde sie aber fortsetzen, und sie sollen entweder nach meinem Tode erscheinen, oder noch bei meinem Leben, wenn ich so alt werde, wie der alte Herr (Goethe).“ — „Dem wollte ich wünschen, daß er früher gestorben wäre,“ versetzte Wedekind; „die Welt hätte viel verloren, sein Ruhm aber hätte gewonnen.“ Das bestritt Heine durchaus. Er liebte, nach seinem Ausdrucke, freilich Schiller mehr, aber Goethe gefiel ihm besser. „Goethe,“ sagte er, „ist der Stolz der deutschen Literatur, Schiller der Stolz des deutschen Volkes.“ Auch stellte er, im Gegensatze zu seinem Freunde Wedekind, Goethe als Dramatiker über Schiller; den „Egmont“, meinte er, habe Letzterer nie erreicht. „Werther's Leiden“ hatte Heine noch nicht gelesen; er wollte eines Tages das Buch mit nach Haus nehmen, legte es aber wieder hin, weil er fürchtete, es werde ihn in seiner damaligen Stimmung zu sehr aufregen. Mit großer Verehrung sprach er von Bürger, dessen volksthümliche Art ihm ungemein zusagte.

Daß Wedekind auch poetisirte, hatte er Anfangs sorgfältig vor Heine verhehlt. Einige Tage nach der Vorlesung des oben mitgetheilten Scherzliedes zeigte ihm Heine die neuesten Nummern der „Agrippina“. „Von allen meinen Bekannten,“ sagte er, „erpresse ich Beiträge für diese Zeitschrift meines Freundes. Auch Sie möchte ich um solche bitten.“ — „Aber wie kommen Sie auf die Idee? Ich weiß gar nicht . . .“ — „Haben Sie nichts Poetisches?“ — „Nein.“ — „Ach, sagen Sie's doch nur gerade heraus! Ich kann das gar nicht leiden, wenn Jemand so züchtig thut! Lesen Sie mir Etwas von Ihren Sachen vor!“ Trotz dieser Aufforderung, schien er nicht allzu aufmerksam zuzuhören; doch brachte er hie und da manche feine kritische Bemerkung vor.

Von den Gedichten, die ein Gleichniß oder eine praktische Nutzanwendung enthielten, sagte er gleich: „Die taugen nichts." Bei einer Ballade „Donna Clara" bemerkte er: „Sie müssen da nicht sagen, daß sie zu ihrem Vater hingeht, und Dies und Das spricht, sondern Sie müssen sie unmittelbar jene Worte sprechen lassen, und dann hinzufügen: So sprach Donna Clara zu dem Vater." Unangenehm berührten ihn die vielen Reime auf den doppelten E-Laut, wie „leben — streben, gehen — stehen." „Solche Reime," sagte er, „muß man nach Möglichkeit vermeiden, es ist kein Metall darin." Das höchste Lob, zu welchem er sich verstieg, war: „Dies ist recht gut; aber," setzte er in der Regel hinzu, „Sie müssen konciser sein." — „Sie werden nie durchschlagen mit Ihren Gedichten," lautete sein Endurtheil; „aber es giebt eine gewisse Klasse von Lesern, die sehr groß ist — der werden Sie einen klaren, dauernden Genuß zu bereiten im Stande sein. Der Verstand ist bei Ihnen vorherrschend; Sie würden gewiß eine vortreffliche Prosa schreiben. Haben Sie sich nicht in Erzählungen versucht?" — „Nein, aber im Trauerspiel, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß mir Charakterschilderungen mit der Zeit immer besser gelingen werden." — „Das glaube ich auch," sagte Heine, „Sie sind ein guter Beobachter. Ihr Trauerspiel werde ich mir ausbitten, wenn ich mich ganz gesund fühle, um es mit Muße lesen zu können."

Als er Heine das nächste Mal wiedertraf, sagte ihm Wedekind: „Sie sind ein rechter Mephistopheles; meine Gedichte haben Sie mir ganz verleidet." — „Wie so?" antwortete Heine; „dann haben Sie mich falsch verstanden." — „O nein," versicherte der enttäuschte Poet, „aber ich habe mich jetzt selbst verstanden."

Ueber das schwülstige Trauerspiel „Chriemhildens Rache", das ein Student C. F. Eichhorn*) 1824 bei dem Buchhändler Rosenbusch zu Göttingen erscheinen ließ, sagte Heine: „Es ist ein Fehler an dem Stück: daß es geschrieben ist. Eichhorn ist nicht allein kein Poet, sondern durchaus antipoetisch." Dann fügte er, in seinen gewöhnlichen witzelnden Ton verfallend, hinzu: „Aber Eichhorn ist einer unserer größten Satiriker." Als Wedekind bemerkte, er habe dem Nibelungenliede und allen Heldengedichten niemals rechten Geschmack abgewinnen können, selbst der Ilias nicht, rief Heine aus: „Gott rechne Ihnen die Sünde nicht an!"

Daß er, wie vorhin erwähnt, schon damals an seinen „Memoiren" schrieb, stimmt durchaus mit den übrigen, an anderer Stelle**) von mir aufgeführten Zeugnissen überein. Das Vorhandensein derselben und einer gleichfalls unveröffentlichten Biographie seines Oheims Salomon Heine hat auch ein Verwandter des Dichters, Dr. Rudolf Christiani, in späteren Jahren wiederholt dem ihm befreundeten Wedekind bestätigt. Christiani war bekanntlich von Heine durch letztwillige Verfügung zum Herausgeber der Gesammtausgabe seiner Werke ernannt worden. Er vermochte jedoch in dieser Beziehung nichts zu unternehmen, da zur Grundlage seiner Befugnisse die eigentliche juristische Form

---

*) Joseph Kehrein vermuthet in seiner „Dramatischen Poesie der Deutschen," Bd. II, Seite 163, irrthümlich, daß der Verfasser identisch mit dem berühmten Rechtslehrer Karl Friedrich Eichhorn sei, welcher damals in Göttingen docirte. Der Verfasser des Trauerspiels, Christian Friedrich Eichhorn, Sohn eines Kanzlisten in Osnabrück, wurde am 18. April 1823 als Studiosus der Mathematik zu Göttingen immatrikulirt, machte Ostern 1826 sein Examen, promovirte dann als Dr. phil., wurde 1827 Privatdocent in der philosophischen Fakultät, 1830 Lehrer der Maschinenbaukunde an der höheren Gewerbeschule zu Hannover, und starb daselbst am 8. September 1836.

**) H. Heine's Leben und Wirken, zweite Auflage, Bd. I, S. 385.

fehlte, die Wittwe des Dichters ihm den literarischen Nachlaß desselben hartnäckig vorenthielt, und Salomon Heine's Erben die Herausgabe sowohl der Biographie des Onkels wie der „Memoiren“ nicht wünschten. Dr. Christiani war der Meinung, daß die Letzteren in Gemeinschaft mit Gustav Heine, dem Bruder des Dichters, beide Manuskripte angekauft hätten; doch hielt er sich fest überzeugt, daß die Wittwe für alle Fälle eine Abschrift zurückbehalten habe. So brauche man sich also nicht ganz der Hoffnung zu entschlagen, daß die kostbaren Schätze auf die eine oder andere Art früher oder später noch einmal ans Licht gelangen würden.

Die Gedichte, welche Heine im Sommer 1824 schrieb und seinem Freunde Wedekind vorlas, waren, nach dessen Tagebuchsnotizen, „fast alle vortrefflich, aber ganz in seiner sarkastischen Manier: am Ende jedesmal Ironie, die das Vorhergehende wieder aufhebt und zerstört. Er liebt diese Manier mehr als billig, und ist wirklich ausgezeichnet darin, aber es wäre mir doch lieber, wenn er eine andere Richtung einschlagen wollte. Neulich sagte er mir: „Ich werde nächstens meine Geliebte besingen, so idealisch ich nur vermag, werde sie aber immerfort Sie nennen.““ Einige Tage darauf schrieb er das bekannte Gedicht mit dem höhnisch bitteren Schlusse: „Madame, ich liebe Sie!“ — „Von seiner Manier, Alles zu parodiren,“ heißt es einen Monat später in Wedekind's Tagebuche, „möchte ich ihn gern abbringen, und gebe mir alle erdenkliche Mühe deshalb; weil er aber ganz in die Parodie vernarrt ist, hüte ich mich wohl, ihn geradezu vor den Kopf zu stoßen. Ich lobe die Gedichte, worin er parodirt, lobe diejenigen aber noch mehr, worin er es nicht thut.“ Einzelne dieser Scherzgedichte sind allerdings von so skabröser Natur, daß die Mittheilung derselben sich verbietet. So das Epigramm: „O zarte Seelenvereinigung“, welches aus Heine's Berliner Tagen stammt, und das Jubellied der Töchter Israel auf den im rothen Meer ertrunkenen König Pharao, welches ein Freund des Dichters an die Wand des Göttinger Karcers, des „Hôtel de Brühbach,“ schrieb.

Zuweilen sprach Heine von allerlei Plänen, die ihn neben den „Memoiren“ beschäftigten. Auf den „Rabbi von Bacharach“ bezieht sich seine Aeußerung, daß er „jetzt alte Chroniken aus der Bibliothek excerpire, und an einer Novelle arbeite, die ein historisches Gemälde aus den Zeiten des Mittelalters sein solle.“ Am interessantesten aber sind seine Mittheilungen über das Projekt einer „Faust“-Tragödie.

Was bisher über diesen Plan bekannt war, beschränkt sich auf einige Aeußerungen in den Briefen von Moses Moser, Friedrich Merckel und Varnhagen. Dem erstgenannten Freunde schrieb Heine am 25. Oktober 1824: „Im Geiste dämmern mir viel schöne Gedichte, unter andern — ein Faust. Ich habe schon an dem Karton gearbeitet.“ Und am 1. April 1825: „Im Grunde ist mir die ganze jetzige Literatur zuwider, und darum schleppe ich mich auch mehr mit Ideen zu Büchern, die für die Folge berechnet sind, als mit solchen, die für die Gegenwart passen. Z. B. ein angefangener „Faust“, meine Memoiren und Dergleichen.“ In einem Briefe an Merckel vom 28. Juli 1826 spricht er von „neuen Scenen“ zu seinem „Faust“, welche seine Phantasie während des Aufenthaltes auf Norderney verarbeite, und an Varnhagen schrieb er bei Uebersendung des ersten Bandes der „Reisebilder“ am 14. Mai desselben Jahres: „Ihnen ist es nicht hinreichend, daß ich zeige, wie viel Töne ich auf meiner Leier habe, sondern Sie wollen auch die Verbindung aller dieser Töne zu einem großen Koncert — und das soll der Faust werden, den ich für Sie schreibe. Denn wer hätte größeres

Recht an meinen poetischen Erzeugnissen, als Derjenige, der all mein poetisches Dichten und Trachten geordnet und zum Besten geleitet hat!"

Die erste Andeutung über Heine's „Faust"-Plan findet sich im Wedekind'schen Tagebuche am 20. Juni 1824: „Wir kamen auf Goethe's Faust zu sprechen. „Ich denke auch einen zu schreiben," sagte er; „nicht um mit Goethe zu rivalisiren, nein, nein, jeder Mensch sollte einen Faust schreiben." — „Da möchte ich Ihnen rathen, es nicht drucken zu lassen; sonst würde das Publikum"... — „Ach, hören Sie," unterbrach er mich, „an das Publikum muß man sich gar nicht kehren; Alles, was dasselbe über mich gesagt hat, habe ich immer nur so nebenher von Andern erfahren." — „Freilich haben Sie in so fern Recht, als man sich nicht durch das Publikum irre machen lassen, noch nach seiner Gunst haschen soll; aber man soll es auch nicht im Voraus gegen sich einnehmen, um ihm ein unbefangenes Urtheil zu lassen, und Sie würden es gewiß einigermaßen gegen sich einnehmen, wenn Sie nach Goethe einen Faust schrieben. Das Publikum würde Sie für arrogant halten, es würde Ihnen eine Eigenschaft unterlegen, die Sie gar nicht besitzen." — „Nun, so wähle ich einen anderen Titel." — „Das ist gut, dann vermeiden Sie jenen Nachtheil. Klingemann und de la Motte-Fouqué*) hätten Das auch bedenken sollen."

Am 16. Juli heißt es weiter: „Heine gedenkt einen Faust zu schreiben. Wir sprachen viel darüber, und seine Idee dabei gefällt mir sehr gut. Heine's Faust wird genau das Gegentheil vom Goethe'schen werden. Bei Goethe handelt Faust immer; er ist es, welcher dem Mephistopheles befiehlt, Dies und Das zu thun. Bei Heine aber soll Mephistopheles das handelnde Princip sein, er soll den Faust zu allen Teufeleien verführen. Bei Goethe ist der Teufel ein negatives Princip; bei Heine soll er positiv werden. — Heine's Faust soll ein Göttinger Professor sein, der sich in seiner Gelehrsamkeit ennuyirt. Da kommt der Teufel zu ihm und belegt ein Kolleg, erzählt ihm, wie es in der Welt aussieht, und macht den Professor kirre, so daß dieser nun anfängt liederlich zu werden. Die Studenten auf dem Ulrich fangen an, darüber zu witzeln. „Unser Professor geht auf den Strich," sagen sie. „Unser Professor wird liederlich," heißt es immer allgemeiner, bis der Herr Professor die Stadt verlassen muß, und mit dem Teufel auf Reisen geht. — Auf den Sternen haben die Engel inzwischen Theegesellschaften, zu denen sich Mephistopheles auch einfindet, und dort berathschlagen sie über den Faust. Gott soll ganz aus dem Spiele bleiben. Der Teufel schließt mit den guten Engeln eine Wette über Faust. Die guten Engel liebt Mephistopheles sehr, und diese Liebe, besonders zum Engel Gabriel, denkt Heine so zu schildern, daß sie ein Mittelding zwischen der Liebe guter Freunde und der Liebe der Geschlechter wird, die bei den Engeln nicht sind. Diese Theegesellschaften sollen sich durch das ganze Stück ziehen. — Ueber das Ende ist sich Heine noch nicht gewiß. Vielleicht will er den Professor durch Mephistopheles, der sich zum Schinder gemacht hat, hängen lassen; vielleicht will er gar kein Ende machen, weil er dadurch den Vortheil erhält, Manches in das Stück hineinbringen zu können, was eigentlich nicht hineingehört. — Mir däucht, dieser Faust kann sehr viel werden; nur fürchte ich, und Heine ebenfalls, daß durch die Theegesellschaften zu wenig Handlung hineinkommt. Wenn ich nur Zeit hätte, könnte ich von Heine noch eine Menge

---

*) Derselbe hatte vor Kurzem ein Trauerspiel „Don Carlos, Infant von Spanien, mit einer Zueignung an Schiller" (Danzig, 1824) veröffentlicht.

geistreicher und charakteristischer Züge aufführen, ich komme fast alle Tage mit ihm zusammen, aber mein Tagebuch nimmt mir so schon Zeit genug weg."

Eine Woche später, am 23. Juli, schreibt Wedekind zum letzten Mal über den Heine'schen Faust: „Mit seinen Plänen ist er sehr zurückhaltend. Ueber seinen Faust spricht er viel mit mir, vielleicht aus eigener Lust, vielleicht weil er auch von mir Etwas lernen zu können glaubt, vielleicht aber auch weil er nicht die ernstliche Absicht hat, ihn auszuführen; denn von seiner Novelle (dem „Rabbi von Bacharach") und dem Trauerspiele, was er jetzt vorhat*), spricht er gar nicht. — Den Professor in seinem Faust wollte er zu einem Professor der Theologie machen; ich rieth ihm aber, einen Philosophen zu nehmen, schon weil er dann für seine Parodie ein viel weiteres Feld hätte, was er auch angenommen hat."

Als Heine sich lange nachher — im Jahre 1846 — zu einer Bearbeitung der Faustsage als Ballet entschloß, griff er in keiner einzigen Scene seines „Tanzpoëms" auf diesen übermüthigen Entwurf aus der Studentenzeit zurück, dessen Ausführung in der angedeuteten Weise auch sicherlich jeder dramatischen und ethischen Kraft entbehrt und den Helden zu einem burlesken Spielball in der Hand der bösen Mächte herabgedrückt haben würde. —

Des gewöhnlichen Studententreibens war Heine, als er zum zweiten Male nach Göttingen kam, längst überdrüssig. Er wohnte zwar Anfangs, wie er an Moser schrieb, manchen Duellen als Sekundant, Zeuge, Unparteiischer oder Zuschauer bei, weil er keinen besseren Zeitvertreib habe. Als jedoch im Spätsommer 1824 eine große pro-patria-Paukerei zwischen den Osnabrückern und den übrigen Westfalen stattfand, weil Erstere sich als besonderes Abzeichen ein silbernes Rad — das Osnabrück'sche Wappen — vor der Mütze beigelegt hatten, nahm Heine keinen Theil an diesen Streitigkeiten, sondern verhielt sich neutral. „Wir sahen uns darüber seltener," schreibt Wedekind; „es gab auch, da die Geschichte vor den „Akademischen" kam, viel Karcer abzusitzen; dann kamen die langen Herbstferien, die uns in alle vier Winde entführten, und nach ihnen das letzte Semester. Da wurde das Leben stiller unter uns, und Heine fand, wie es scheint, keine rechte An- und Aufregung darin, obwohl er sich noch manchmal unter uns sehen ließ, und sich speciell zu einer unserer kleineren Koterien hielt. — Das spätere Leben führte uns nur einmal, bei der Rückkehr von seiner Reise nach England im September 1827, wieder zusammen. Ich stand damals als wohlbestallter königlich hannoverscher Amts-Auditor in Rotenburg, einem kleinen Ort zwischen Bremen und Hamburg, wo die Reisenden zu übernachten pflegten. Heine war ganz der Alte, voll herzlicher Freundlichkeit, und nahm meine Einladung, einige Tage bei mir zu bleiben, sofort an. Lange hielt er's freilich in dem prosaischen Neste nicht aus, und reiste am zweiten Tage, nachdem wir uns ausgesprochen hatten, weiter. — Mit Bedauern sah ich Heine seit seiner Uebersiedelung nach Frankreich sich mehr und mehr von Deutschland abwenden; seine jüdische Abstammung trug wohl viel dazu bei — er hatte doch so recht kein Vaterland. Nachdem der erste Band des „Salon" mit den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" und

*) Vermuthlich ist die venetianische Tragödie gemeint, deren Plan ihn seit dem Sommer 1823 beschäftigte, von der aber, wie er seinem Freunde Moser am 9. Januar 1824 gestand, bis dahin noch keine Zeile geschrieben war. Vgl. A. Strodtmann, H. Heine's Leben und Werke, 2. Aufl., Bd. I, S. 354.

der herausfordernden Vorrede erschienen war, schrieb ich nachstehendes Gedicht, das ich ihm mit einem Brief übersandte, auf den ich jedoch niemals eine Antwort empfing."

Sendschreiben an H. Heine. (1836)

Warum, o Heine, malst Du rothe Löwen,
Die aus der grellen Farbe widrig schrein,
Und malest nicht auf azurblauem Grunde
Wie Sterne goldne Engelein?

Die goldnen Engel kränzten Deine Jugend
Mit bunter Blumen märchenhafter Pracht,
Und winkten Dir aus thau'gen Farbenkelchen
In feenhafter Vollmondsnacht.

Sie zeigten Dir des Wunderglaubens Thale
In ihrer Wahrheit mildem Rosenlicht,
Und öffneten dein Auge, klar zu schauen
Den Strahl, der sieben Farben bricht.

Und jedes Ding umschillerten die Farben,
Wie Du es ansahst; doch die Mosaik
War reines Licht im Brennpunkt Deines Auges,
Vom Grund der Seel' ein heller Blick.

Nun wähltest Du vom ganzen Farbenbündel
Die roth' allein zu einer Löwenfratze,
Zu einem Wirthshausschild für durst'ge Brüder,
Zu einer Groschens- Strebekatze.

Denn mehr soll doch Dein Löwe wohl nicht sein?
Die Engel aber waren liebe Kinder;
Nun sind sie, groß geworden, wie es scheint,
Gar böse Buben, arge Sünder.

Der Grazien ungezog'ner Liebling stets,
Warst Du der Liebling doch der Grazien immer,
Dein Finger, selber wenn er Fratzen malte,
Getaucht in aller Farben Schimmer.

In diesem Schmuck schien Alles Dir erlaubt,
Genießen mocht' es selbst der Puritaner,
Der Schulstaub aber dämpfte diesen Schmuck,
Denn Heine selbst ward Heinianer.

O kehre um, so lang' und wenn's noch Zeit,
Eh' ganz verstimmt der Seele Saiten klingen,
Und aus versiegter Tiefe des Gemüths
Mißtöne nur noch matt zum Herzen dringen.

Laß ab von Bruchstück-Arbeit, laß sie über
Den Schwächlingen der Kunst und ihren Laffen
Komm, stärke neu die tiefe innre Kraft
Durch reines Wollen und ein großes Schaffen!

Du kannst, so wolle! Könntest Du selbst nicht,
So wäre besser Dir ein heilig Sehnen,
In Asch' und Trau'r an Babel's Wasserbächen
Auf Deine Harf' ein Strom von heißen Thränen,

Als Deines Ruhmes Lanze zu zersplittern
Am Schild polit'schen After-Märtyrthums.
Denk, was ich sagt' — mehr, was ich sagen wollte, —
Gedenk', o Heine, Deines Ruhms!

Dr. Eduard Wedekind, welcher, wie Albert Oppermann und Rudolf Christiani, der gesinnungstüchtigen Opposition in seinem engeren Vaterlande angehörte, und 1848 am Vorparlamente zu Frankfurt theilnahm, machte sich durch sein freisinniges Auftreten der hannövrischen Regierung so mißliebig, daß ihn dieselbe 1859 zur Niederlegung seines Richteramtes zwang. Seitdem lebt der treffliche Mann als Rechtsanwalt und Notar zu Uslar. Während er in den fünfziger Jahren als Amtsrichter zu Lüneburg stand, kam er häufig mit dem Dr. Christiani zusammen, der ihm mancherlei Erinnerungen an H. Heine und dessen Familie erzählte. So berichtete ihm Christiani: Als der Dichter nach dem Tode seines Vaters einmal wieder nach Lüneburg gekommen sei, habe er denselben sehr schmerzlich vermißt, und dann, mehr für sich als zu dem Hörer sprechend, gesagt: „Ja, ja! da reden sie von einem Wiedersehn in verklärter Leibesgestalt! Was thu' ich damit? Ich kenne ihn in seinem alten braunen Ueberrocke, und so will ich ihn wiedersehen. So saß er oben am Tische, Salzfaß und Pfefferdose vor ihm, das eine rechts, das andere links, und wenn mal die Pfefferdose rechts stand und das Salzfaß links, so stellte er das um. Im braunen Ueberrock kenne ich ihn, und so will ich ihn wiedersehn."

Der alte Salomon Heine war bekanntlich sehr unzufrieden damit, daß sein berühmter

Neffe in Hamburg nicht Karrière machte. Auf seine literarischen Bestrebungen gab der Oheim nicht viel, und äußerte das mehrfach gegen den Dr. Christiani, welcher damals sein besonderer Liebling war, und welchem er u. A. zehntausend Thaler zum Ankauf eines Hauses in Lüneburg schenkte. Da antwortete ihm Dieser einmal: „Und was glauben Sie wohl, Herr Onkel? Meinen Sie, durch Ihre großartigen Stiftungen der Welt ein dauerndes Andenken zu hinterlassen? Die werden nach hundert Jahren benutzt werden, ohne daß man des Stifters weiter gedenkt; aber eine einzige dankbare Erwähnung Ihres Namens in Harry's Schriften sichert Ihnen die Unsterblichkeit." Das, sagte Christiani, habe einen bedeutenden Eindruck auf den alten Herrn gemacht, und er habe sich seitdem viel generöser gegen den „Bücher schreibenden" Neffen bezeigt. —

Den Mittheilungen Wedekind's mag sich das Urtheil Heine's über eine hervorragende Dichtung der Neuzeit anschließen, wie Friedrich Hebbel dasselbe in seinen ungedruckten Tagebuchsaufzeichnungen während seines Aufenthaltes in Paris 1843 vermerkt hat. Er schreibt am 14. Oktober jenes Jahres: „Heine war bei mir, und sprach mir über die „Judith". Er habe sie in Einer Sitzung gelesen, und sie habe einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Ein Urtheil über das Werk als Werk habe er noch nicht, aber über Einzelnes sei ihm schon Manches klar geworden. Daß dies Werk in unserer Zeit möglich gewesen, sei ihm wunderbar; ich gehöre mit meiner außerordentlichen Gestaltungskraft noch unserer großen Literaturepoche an, in die jetzige Epoche der Tendenzen passe ich nicht hinein. Das Schöne des Werks, und besonders das Große, sei ihm gleich entschieden entgegen getreten; Vieles habe er bewundert und angestaunt. Es sei aber auch etwas Gespenstisches darin, und jedenfalls mehr Wahrheit, als Natur, unreflektirte Natur, wie man sie bei Shakespeare finde. Dies Gespenstische walte vorzüglich in der Schilderung der ersten Hochzeitsnacht, die sehr schön sei. Auch Holofernes in seiner Selbstvergötterung sei sehr tief angelegt, und ich hätte ihm, dem blassen jüdischen Spiritualismus gegenüber, gar noch mehr kecke Lebenslust geben können. Doch sei Holofernes nicht ganz so, wie das Uebrige, sondern gebrochen, wenigstens die Masse werde ihn nicht verstehen. Die Darstellung der Zeit und des Volkes sei mir ebenfalls, ohne daß ich nach Art der Romantiker in weitläufigen Einzelheiten luxuriirt hätte, außerordentlich geglückt, ein einziger Zug gebe oft das Bild. Ich ginge denselben Weg, den Shakespeare, Heinrich von Kleist und Grabbe gegangen. Einige Tage zuvor sagte mir Dr. Felix Bamberg schon, daß Heine mit größter Anerkennung zu ihm über die Judith gesprochen und geäußert habe, ich sei der Bedeutendste von Allen." —

Zum Beschlusse noch ein witziges Impromptü Heine's aus einem Briefe desselben, der sich, nach Angabe des Einsenders, im Besitz eines Herrn Christian Sternberg zu Trier befinden soll:

Stehst Du in vertrautem Umgang mit Damen,
Schweig, Freundchen! still, und nenne nie Namen:
Um ihretwillen, wenn sie fein sind,
Um Deinetwillen, wenn sie gemein sind.

Für die Echtheit dieser Verse vermag ich freilich um so weniger zu bürgen, als ein anderes angeblich Heine'sches Gedicht, das mir von demselben Einsender mitgetheilt worden war, sich, nach Ermittelung des Herausgebers dieser Zeitschrift, schließlich als ein Sinnspruch des alten Epigrammendichters Logau erwies.

Literaturbriefe.

Von
Johannes Scherr.

Ostern 1877.

Es ist doch recht eigen, liebe Freundin, daß auch solche Menschen, die einander verstehen, sich zumeist mißverstehen. Wäre dem nicht so, so hätten Sie aus meiner vorletzten Epistel nicht herausgelesen, daß auch ich „unter die Partikularisten gegangen“ und von der „rückläufigen Reichsströmung“ — oder besser Antireichsströmung — „mitfortgespült“ worden sei. Ich würde das nur für einen — entschuldigen Sie! — nicht ganz gelungenen Scherzversuch genommen haben, wenn nicht die bezügliche Satzkonstruktion in Ihrem Briefe etwas so fatal Borussisches hätte, daß ich die Spitze der bekannten Pickelhaube leibhaftig daraus hervorstechen fühlte. Ja, ja, meine Beste, auch Sie haben die Preußin noch nicht verwunden. Ihr alle kommt eben, Männlein und Weiblein, in der königlich preußischen Uniform auf die Welt und könnt euch demzufolge auch die Mutter Germania nicht anders vorstellen als in diese Uniform gesteckt. So aber will sie hinwiederum uns anderen Deutschen nicht gefallen. Wir merken die Absicht, die Germania allgemach ganz und gar in die Borussia hinüberzuuniformiren, und werden begreiflicher Weise verstimmt.

Diese Verstimmung hat sich neulich bei der Debatte und Abstimmung über den Reichsgerichtssitz im Reichstage deutlich genug bemerkbar gemacht. Ich für meine Person zwar hätte nicht bei den für Leipzig Stimmenden sein mögen, sintemalen mir die Gesellschaft zu gemischt, viel zu gemischt gewesen wäre. Auch erschien mir das große Argument, daß die Herren Reichsrichter an der Pleiße weniger der Korrumpirung ausgesetzt und zugänglich wären als an der Spree, so urlächerlich, daß ich selbiges sofort zu jenen Argumenten stellte, welche nur parlamentarische Auguren vorbringen können, ohne dabei einander ins Gesicht zu lachen. Endlich, maßen ich standhaft für die eine und untheilbare — Republik . . . hätt' ich fast gesagt, so das in unserer unterthänigst-ersterbenden Gegenwart nicht gar zu zukunftsmusikalisch klänge . . . . also vorderhand für das eine und untheilbare Reich bin, ja sogar soweit dafür schwärme, als die alleinseligmachende Realpolitik das Schwärmen gütigst gestattet, theil' ich keineswegs die Furcht der Herren Reichstägler aus Flachsenfingen und Hahnschrittlingen, aus Krähwinkel und Kuhschnappel vor dem Gespenst der Centralisation. Ja, ich gehe in der unitarischen Ketzerei kecklich fürbaß und sage: würde doch nur das erwähnte Gespenst einmal Wirklichkeit, eine Wirklichkeit mit so starken Händen, daß es damit alle Deutschen, die Flachsenfinger und Hahnschrittlinger, die Krähwinkler und Kuhschnappler inbegriffen, wirklich und

wahrhaft unter einen Hut bringen könnte. Ein Geßlerhut freilich dürfte es nicht sein, auch die Pickelhaubeform brauchte er nicht zu haben. Es sollte, mein' ich, vielmehr so ein Hut sein, wie im alten Rom der Prätor dem für frei erklärten Sklaven einen aufsetzte.

Warum ich heute so ausschweifend-idealistisch gestimmt bin? Nun, erstens hab' ich es seit vierundzwanzig Stunden himmelblau auf wiesengrün, daß es in unserem gemäßigten Hundeklima wirklich noch etwas wie Frühling gibt, und zweitens komm' ich von der Wiederlesung eines durch und durch idealistischen Buches her, welches auch Sie seit lange kennen und lieben. Es freut uns also beide, daß dieses Buch: „Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickelung und die Ideale der Menschheit“ von Moriz Carriere — in dritter vermehrter Auflage erscheinen konnte, was doch immerhin beweis't, daß es in unserem Lande noch eine zahlreiche Gemeinde gibt, welche sich nicht zur Soll- und Haben-Pöbelreligion bekennt. Weßhalb der Verfasser den breitspurigen und schleppenden Titel seines Werkes, welches kurz und gut „Geschichte des Idealismus“ heißen könnte, auch für die dritte Auflage beibehalten hat, begreife ich nicht recht, obzwar er sagen kann, das Publikum habe sich nun schon an diesen Titel gewöhnt . . . Carriere gehört zu den glücklichen Menschen, welche die Gabe besitzen, alles in tröstlichem Lichte zu sehen. Uns weniger glücklich begabten ist die vielgenannte und wenigbekannte „sittliche Weltordnung“, welche, wann sie überhaupt zum Vorschein kommt, richtig immer zu spät kommt, ein Postulat der „praktischen“ Vernunft. Ihm dagegen ist sie eine Thatsache der „reinen“. In seinem Glauben an sie nimmt er die Widersprüche der Welt für zeitliche Dissonanzen, welche nur dazu da seien, sich dereinst in eine ewige Harmonie aufzulösen. Die sogenannte Weltgeschichte gibt zwar einen etwas mißlichen Kommentar zu diesem Dogma; aber man braucht ja nicht alle Kapitel, geschweige alle Seiten derselben zu lesen, sondern man kann mit Auswahl verfahren und alles Mißfällige überschlagen. Ja, der Optimismus hat es gut. Er wohnt in der „Civitas solis“ des Kampanella oder auf der „Utopia“-Insel des Morus, will sagen in seinem Ideal als in einer Wolkenkuckuksburg, an deren Wällen die Brandung der gemeinen Wirklichkeit machtlos zerschellt. Wie es für die Realpolitiker unserer Tage eine pure Kleinigkeit ist, selbst die schneidendsten Dissonanzen, als da z. B. sind die Folgen einer verkehrten Wirthschafts- und Finanzpolitik, die keuchende Mühsäligkeit, das militärische Danaidenfaß zu füllen, item die widerwärtige preußische Pressehatz, — in die Harmonie der nationalliberalen Reichsphrase rhetorisch aufzulösen, so ist es für die optimistische Weltanschauung keine Hexerei, sondern bloße Geschwindigkeit, den Krieg, welcher unter den Menschen im Gange war, seitdem es Menschen gibt, in einen ewigen Frieden zu verwandeln, die blutrothe Menschheitstragödie in ein grasgrünes Idyll, allwo Börsenwölfe neben Socialistenschafen menschenbrüderlich-friedsam weiden und sogar die Pfaffen, selbst die christlichen nicht ausgenommen, nicht mehr fluchen, sondern nur noch segnen.

Glücklicher Weise ist Carriere kein Optimismus-Fanatiker. Er läßt andere, die nicht seiner Ansicht sind, auch leben und in ihrer Façon das Weltproblem ansehen und anfassen. Diese Humanität und Urbanität, dieser Gerechtigkeitssinn und diese Duldsamkeit sind es gerade, welche das Buch von den „Idealen der Menschheit“ so liebenswürdig und erquicklich machen. Auch für solche, welche die Grundanschauung des Verfassers nicht theilen. Schon der erste Band der neuen Auflage bezeugt im übrigen, wie sehr es sich Carriere angelegen sein ließ, sein ungeheures Material wiederholt und gewissenhaft

durchzuarbeiten, um sein Werk auf die Höhe der jetzigen Kulturhistorik zu stellen und auf derselben zu erhalten. Den einleitenden Abschnitten über Wesen, Ursprung und Entwickelung der Sprache, des Mythus und der Sage, sowie der Schrift hat sich ein neuer über die ältesten bildnerischen Versuche der Menschenhand gesellt. In dem Kapitel über die Naturvölker ist mit Bienenfleiß alles zusammengetragen, was inbetreff der Anfänge und Vorschritte idealistischer Kulturarbeit bislang erforscht worden. Eine ansprechende Probe, wie der Verfasser bei Veranschaulichung so fernabliegender Zustände verfährt, erhalten wir in der Schilderung der peruanischen Inkazeit, wo Carriere das merkwürdige Drama vom „Ollanta“, das uns Tschudi, Wickenburg und Flammberg nahegebracht haben, ganz vortrefflich zu seinem Zwecke zu verwerthen weiß. Eine wesentliche Bereicherung erfuhr sodann der Abschnitt „Semitenthum“ durch Heranziehung der in den Trümmerstätten von Babel und Ninive aufgefundenen und durch Schrader entzifferten Keilschriftpoesiefragmente. Das Kapitel „Israel“ zähle ich zu den gelungensten Sicherlich existirt innerhalb eines Rahmens von so mäßigem Umfang (56 Seiten) keine zweite Charakteristik der israelitischen Civilisation, welche die hier gegebene überträfe. Mit nicht geringerem Verständniß werden die asiatischen Arier behandelt und der Verfasser weiß in anziehender Weise deutlich zu machen, was die Inder und Iraner zu den Errungenschaften der intellektuellen Arbeit des Menschengeschlechtes beigesteuert haben. Sehr zu loben ist insbesondere noch, daß Carriere die Eintönigkeit des Referirens glücklich dadurch vermeidet, daß er so häufig wie möglich die alten Denker und Dichter selber redend einführt. Gewiß, liebe Freundin, stimmen Sie in meinen Wunsch ein, es möge ihm gegönnt sein, mit derselben Frische und Kraft die Durcharbeitung auch der folgenden Bände seines schönen, im besten Sinne volksmäßigen Werkes zu vollenden.

Weit mehr der fachmäßigen Literatur gehört der „William Shakespeare“ von Karl Elze an. Dennoch darf ich Ihnen, obzwar Sie keins der jetzo modischen „Mädchengymnasien“ durch- und auch keinen der nicht weniger modischen Studentinnenkommerse mitgemacht haben, das Buch guten Muthes empfehlen. Bedrohlich dick sieht es allerdings aus, aber Sie werden, weiß ich, vor den 651 Seiten in Größtoktav nicht erschrecken. Sie haben ja im letzten Sommer die baireuther Festspiele be- und überstanden und nach einer solchen Kraftprobe gibt es zwischen Himmel und Erde kein musikalisches oder literarisches Volumen mehr, welches Ihrer Leistungsfähigkeit nicht zugemuthet werden dürfte. Freilich ist es wahr, selbst ein deutscher Gelehrter von der striktesten Professorenobservanz schreibt keinen so weitläufigen und urgründlich-langweiligen Stil, daß er im Nothfall nicht vermöchte, alles Bestimmte, zweifellos Thatsächliche, was man von Shakespeare's Leben weiß, bequem in 12 Zeilen zu sagen. Allein Elze schreibt eben — Dank den Göttern! — keinen solchen G. G. Gervinusstil, sondern seinen eigenen, und das ist, wie schon früher seine Biographie Byrons ausgewiesen hat, ein zum Lesen, nicht bloß zum Drucken, Buchbinden und Katalogisiren eingerichteter Stil. Daß trotzdem der neueste Shakespeare-Biograph aller wünschenswerthen und menschenmöglichen Gründlichkeit keineswegs ermangele, das können Ihnen schon die beiden anhangsweise gegebenen Abhandlungen „Shakespeare's Bildnisse“ und „Die Schreibung des Namens Shakespeare“ sattsam bezeugen. Was diese Schreibung angeht, so begnügt sich Elze, die 14 verschiedenen Formen des Namens anzuführen, welche sich in den Rathsbüchern von Stratford vorfinden. Ich denke, auch wir beide haben daran genug und verlangen nicht nach den 1906 Schreibungen, welche ein sicherer George Wise aufgestochen hat .... Es ist nun

aber bekanntlich kein Spaß, sondern vielmehr ein Ergebniß langer und schwerer Arbeit, so einer mit Grund sich rühmen kann, die ungeheuer voluminöse Shakespeare-Literatur zu kennen. Als König William der Große „baute", ließ er sich nicht träumen, wie vielen Hunderten, wie vielen Tausenden von Kärrnern er zu „thun" geben würde, noch Jahrhunderte nach Vollendung seines Bauwerkes, um dessen Erhaltung er sich bekanntlich gar nicht kümmerte. Denn der genialste aller Pessimisten hat es ja nicht der geringsten Mühe werth gehalten, seine Dichtungen auf die Nachwelt zu bringen, auf die er mit derselben erhabenen Gleichgiltigkeit hinsah, womit er seine Mitwelt betrachtete. Ist doch seine Poesie eine Riesenfuge auf das Thema „Vanitas vanitatum", auf einer Riesenorgel von einem Riesen-Dämon gespielt. Also viel Arbeit muß einer gethan haben, der ein Kenner Shakespeare's und der Shakespeare-Literatur sein will, und diese Arbeit hat Elze redlich gethan. Die Frucht derselben ist das vorliegende Buch, eine gesunde und schmackhafte Frucht. Man darf wohl sagen, daß in diesem stattlichen Bande alles zusammen- und in vortreffliche Ordnung gebracht ist, was ein anständiger Mensch im allgemeinen und ein anständiger Deutscher im besonderen von Shakespeare's Leben, Dichten und Trachten zu wissen braucht und auch wissen soll. Summa: ein Buch, welches beweis't, daß sein Verfasser den „Et prodesse et delectare"-Wink eines der gescheidesten Menschen, welche je gelebt, sich zu Herzen genommen habe — ein belehrendes und unterhaltliches Buch, unterrichtend, erfrischend und anregend.

Elze's Arbeit darf eine abschließende genannt werden, insofern der Verfasser die bisherigen in Deutschland und England gewonnenen Resultate der Shakespeare-Forschung zusammengefaßt, kritisch erörtert und zu einem biographisch-literarhistorischen Gesammtbild abgerundet hat. Der Franzose H. Taine dagegen hat zu Ende des vorigen Jahres den ersten Band eines Werkes veröffentlicht — „Les origines de la France contemporaine" — welches ein aufschließendes zu heißen verdient. Denn hier ist einmal die Genesis der Revolutionen, welche Frankreich von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an zu dem gemacht haben, was es jetzt ist, in wirklich geschichtephilosophischem Geiste gefaßt und mittels der Ergebnisse fleißigster Detailforschung zu allseitig-kulturgeschichtlicher Darstellung gebracht. Der erste Band ist überschrieben „L'ancien régime", welche Ueberschrift schon an das mit Recht berühmte Buch von Tocqueville erinnert. Dieser kann darum allerdings als ein Vorgänger von Taine bezeichnet werden, aber der letztere hat das Problem tiefer gegriffen und vielseitiger angeschaut. Tocqueville hat die Theorie und Praxis des alten Staatswesens hinsichtlich der Verwaltung, der Finanzpolitik und Volkswirthschaft bewunderungswürdig dargestellt und damit zugleich die unausweichliche Nothwendigkeit einer Umwälzung erwiesen. Aber Taine hat sich nicht auf das Untersuchungsfeld seines Vorgängers beschränkt, sondern den Kreis seiner historisch-kritischen Mühwaltung viel weiter gezogen. So weit, daß die Peripherie seiner Untersuchungen die ganze „Gesellschaft" des vorrevolutionären Frankreichs in allen ihren Schichten und Abstufungen umfaßt. In fünf Büchern („La structure de la société" — „Les moeurs et les charactères" — „L'esprit et la doctrine" — „La propagation de la doctrine" — „Le peuple") wird uns Frankreich vorgeführt, wie es leibte und lebte, fühlte und dachte, arbeitete und schwelgte, praßte und hungerte, haßte und hoffte, als es zu dem großen Häutungsproceß der Revolution sich anschickte. Natürlich ist ein Mann wie Taine von dem Einflusse der revolutionären Phrase vollständig emancipirt und die Anschickungen zu dem erwähnten Häutungsproceß, sowie dieser selbst, erscheinen daher bei

ihm in anderer Beleuchtung als bei Thiers, Mignet, Michelet und Blanc, d. h. sie erscheinen bei ihm nicht wie bei den genannten Herren in phraseologischer, sondern in geschichtlicher Beleuchtung. Gegen das Ende des ersten Bandes zu, auf der Thürschwelle vom Despotismus zur Revolution, wirft Taine (pag. 521—22) einen Blick voraus auf diese und faßt, was er sieht, in die Worte zusammen: „Etliche Millionen von Wilden werden von etlichen tausend Schwätzern (parleurs) vorwärts getrieben und die Wirthshauspolitik (la politique de café) wird mittels Straßenputschen inscenirt und kommentirt. Hier stellt sich die brutale Gewalt dem radikalen Dogma zur Verfügung, dort thut das Dogma Handlangerdienste bei der brutalen Gewalt. Das sind die beiden einzigen Mächte, welche aufrecht bleiben in dem in Trümmer fallenden Frankreich. Diese beiden Mächte sind die Nachfolger und Hinrichter des alten Staatswesens, und wenn man betrachtet, wie dieses jene gezeugt, geboren, großgefüttert und mündig erklärt hat, so kann man nicht umhin, die Geschichte des alten Regiments für die eines langen Selbstmordes anzusehen." Es verdient Lob, daß neben allem dem Bafel und Schund, welcher jahrein jahraus aus dem Französischen, Englischen u. s. w. ins Deutsche übersetzt wird, doch auch dieses ausgezeichnete Buch, unbedingt das beste, welches seit langem in Frankreich erschienen ist, einen Uebersetzer gefunden und ein deutscher Verleger das Wagniß übernommen hat, das Werk dem größeren Publikum zugänglich zu machen. Der Herr Uebersetzer, Ludwig Katscher, hat sich seiner keineswegs ganz leichten Aufgabe vollständig gewachsen gezeigt und es ist nur zu wünschen, daß diese kürzlich erschienene autorisirte Verdeutschung von Taine's Werk — sie führt den Titel „Die Entstehung des modernen Frankreichs" — unter unsern Landsleuten recht viele Leser und Beherziger finden möge.

Von den düsteren Lehren der Geschichte — doppelt düster, weil es mit dem Beherzigen derselben zu allen Zeiten schlecht bestellt war — wollen wir uns zu den hellheiteren Ansichten wenden, welche „Das Schweizerland" von Woldemar Kaden in Bild und Wort vor uns aufthut. Diese durch die ausgezeichnetsten deutschen und schweizerischen Landschafter illustrirte „Sommerfahrt durch Gebirg und Thal" ist ein Prachtwerk, welches der deutschen Landschafterei, der deutschen Holzschneidekunst und der deutschen Druckerkunst gleichmäßig Ehre macht. Und dabei kein kaltes Pracht- und Prunkwerk, sondern ein herzerfreuendes Buch; für solche, welche die Schweiz aus eigener Anschauung kennen, eine liebe Erinnerung; für solche, welche sie nicht kennen, ein unwiderstehlicher Lockruf. Sie, liebe Freundin, werden sich vom Text und von den Bildern kaum weniger angeheimelt fühlen als ich; denn Sie haben ja vor Zeiten gemeinsam mit mir und mit Einer, die von uns gegangen, aber nicht vergessen ist, manche Sommerfahrt durch Gebirg und Thal in dem schönsten Land Europa's gemacht. Lassen Sie durch Kaden, der so frisch schreibt und so anschaulich schildert, in Ihrer Seele das Andenken an Stunden, Tage und Wochen wecken, welche — Sie widersprechen mir gewiß nicht — unbedingt zu den glücklichsten unseres Lebens gehörten. Ist es doch einer der besten Gewinnste des Menschendaseins, vielleicht geradezu der beste, zurückschauen zu können auf Tage, wo aus wolkenlosem Aether die Freude am Leben rein und voll sich auf uns niedersenkte, wie unmittelbar aus Götterhänden.

S. H. Mosenthal,

eine literarische Skizze

von S. Heller.

Motto: Die Tugend nahm Steine noch so schwer
Und trug sie ohne zu murren;
Der Leichtsinn hüpfte darüber her
Und sang seine Lieder und Schnurren.
. . Die Tugend flog stracks ins Himmelreich,
Der Leichtsinn blieb an der Schwelle,
Sprach: „Wenn ich auch nicht in den Himmel komm',
So komm' ich auch nicht in die Hölle!"
Mosenthal, Gedichte: Tugend und Leichtsinn.

Wenn zur Leichenfeier eines Poeten an fünftausend Menschen, und zwar vom Staatsminister bis zum einfachen Arbeiter herab, sich einfinden, so beweist das für den Werth des Mannes allerdings nichts oder nicht viel; immerhin aber wird man dadurch aufgefordert, die eigenen bis dahin festgehaltenen Ansichten über den Dahingeschiedenen einer ernsten Prüfung zu unterziehen und sich zu fragen, ob und inwieweit man sich einer solchen Kundgebung, wenn es eine wäre, anzuschließen vermöchte, ob und inwiefern eine solche öffentliche Theilnahme an einem Einzelstehenden, aus der Fremde Eingewanderten, nicht Weib noch Kind zurücklassenden als Kundgebung eines zustimmenden Urtheils über das dichterische Schaffen des Verstorbenen anzusehen ist. Salomon Hermann Mosenthal kam 1841 als zwanzigjähriger Jüngling aus seiner Heimat Kurhessen nach Oesterreich. Was er suchte, das fand er — Anstellung im Ministerium. Es hat dazu großer Verwendung bedurft, denn nicht so leicht hätte ein Jude im Reactionsjahre 1850 im kaiserlichen Staatsdienst, zumal in der Section Cultus und Unterricht, Verwendung finden können. Ich erinnere mich noch lebhaft, welch ein Aufsehen die Sache seinerzeit machte. Mosenthal ging in dieser bureaukratischen Laufbahn ruhig vorwärts, von Amt zu Amt, von Beförderung zu Beförderung, er wurde vor einem Decennium kaiserlicher Rath, und als ein Jahr darauf die Kaiserin glücklich entbunden wurde, war auch er unter den bei solchen Gelegenheiten von der allerhöchsten Gnade mit einer Auszeichnung Bedachten und erhielt das Ritterkreuz des Franz-Josefs-Ordens, und ich fürchte, der Schatten des für solche Vorzüge nichts weniger als unempfindlichen Dramatikers und Librettisten hat es mir schon übel genommen, daß ich in die Ueberschrift dieses Aufsatzes nicht seinen vollen Titel aufgenommen habe. Indessen haben weder Dichtkunst noch Kritik mit der socialen Geltung eines solchen Todten zu thun. Die Kritik zumal hat ihrem Zergliederungsgeschäfte nachzugehen, den Sections-Befund einfach abzugeben, die Beerdigungs-Ceremonien aber dem Gutdünken der Menge zu überlassen.

Es ist nicht gerade leicht, Mosenthal kritisch gerecht zu werden. Er selbst hat an seine Bühnenproductionen nur den rein theatralischen, fast möchte ich sagen geschäftsmäßigen Maßstab angelegt. War ein Stück aufgeführt und hatte es einen anständigen Erfolg errungen, so ließ ers zwar drucken, kümmerte sich aber weiter nicht viel darum. Durchgefallene oder wenig erfolgreiche Piecen ließ er wohl selbst ganz unbeachtet im

Manuscript liegen; zu einer, dem „Konrad Vorlauf“, der am Wiener Stadttheater ein klägliches Fiasco machte, hat er sich im Leben weislich nie bekennen mögen und die Handschrift desselben nach seinem Absterben dem Archiv der Stadt Wien vermacht, wo Mosenthal so vergnügt lebte und wo Konrad Vorlauf einst Bürgermeister war. An eine Gesammtausgabe seiner Werke hat er nie gedacht, man muß sie bei fünf oder sechs verschiedenen Verlegern mühsam zusammenlesen, wenn man sich eine Uebersicht darüber verschaffen will, wobei man Sachen wie „Gabriele von Precy“ oder das eben genannte Drama und andere, die niemals publicirt worden sind, ganz unberücksichtigt lassen muß. Auch die für die Entwickelung eines Talents so wichtige Zeitfolge der Dichtungen ist bei Mosenthal nicht genau zu verfolgen. Indessen habe ich auch nicht die Absicht, im Folgenden eine erschöpfende Analyse der Mosenthal'schen Arbeiten zu geben; diejenigen, welchen ein eigenthümlicher Gesichtspunkt nicht abzugewinnen war, sind von der Besprechung absichtlich ausgeschlossen geblieben. Die Kritik hat bei Mosenthal nach zwei Richtungen gefehlt. Sie ist ihm anfangs allzufreundlich entgegen gekommen und hat an seine Fähigkeiten Hoffnungen geknüpft, die er nie erfüllen konnte. Sie hat, als sie sich in ihrer Erwartung getäuscht sah, später an Mosenthal kein gutes Haar gelassen und ist insbesondere hier in Wien mit einer Erbitterung über ihn hergefallen, welche ihrer immer unwürdig ist. Mosenthal selbst hat sie in seinem Testamente bezüglich dieses Frevels großmüthigst pardonnirt. Wird sie ihm diese Großmuth zurückgeben? Kann die unvoreingenommene Kritik ihn pardonniren?

Wenn es wahr ist, daß das Pectus den Poeten macht, so haben wir vor Allem das Herz des Verfassers von soundsoviel Theaterstücken zu suchen. Vor mir liegt ein Band Gedichte, den Mosenthal in seinem 24. Lebensjahre herausgab, ein Jahr bevor er die weltbedeutenden Bretter beschritten. Was hat damals in deutschen Dichterseelen nicht alles gekämpft und gerungen! Selbst die maßvollsten waren tief beklommen über die trostlosen Zustände des deutschen Vaterlandes; die deutschen Dichter Oesterreichs wanderten nach Leipzig oder Stuttgart, um dem gepreßten Gemüthe Luft zu machen. Es war ein heiliger Schmerz, der alle durchglühte, ein flammender Zorn, der überall aufloderte — so konnte, so durfte es nicht bleiben. Unsern Kurhessen aber ficht das alles nicht an, er flieht vor keinem Hassenpflug, er kommt nach Oesterreich nicht, um da eine Ueberzeugung auszusprechen, er sucht Unterkommen. In seinen Gedichten braust kein Sturm, ihn bedrängt keine mächtige Empfindung mit überströmender Gewalt, er hat nur in den Gymnasialjahren ein paar mehr oder minder geschickte Verslein zusammengeleimt, er hat noch etliche Sächelchen dazu gemacht und möchte nun seine Waare an den Mann bringen. In so zahmen Gefühlchen braucht man freilich keinen Hoffmann und Campe, das verlegt Wien auch nebst andern Tractätlein und Gebetbüchelchen. Es starrt eine fürchterliche Oede aus diesen Primulae veris, Liedern, Balladen, Romanzen und Erzählungen. Ich gebe hier eines der kürzesten, um die Leerheit, das Gemachte, Anempfundene, Phrasenhafte und unerhört Triviale des ganzen Buches zu kennzeichnen:

Das Veilchen.

Ein Veilchen lag zerdrückt im Gras,
Und weinte.
Ein andres Blümchen meinte:
„Was weinst du, Schwester Maiengrün?
Wir Blumen müssen all verblühn!“
Ach, sprach das Veilchen, gern, ja gern!
Ich will ja nichts auf Erden:
Verblühen will ich gern,
Nur nicht zertreten werden.

Welch eine schale mattherzige Nachahmung Goethe's! Aus solchen todten Elementen wird sich schwerlich etwas Dauerndes, Lebenskräftiges gestalten.

Und doch hat Mosenthal ein ganzes Lebensalter hindurch eine Reihe bühnenfähiger Productionen geschrieben, die zum Theil durch ganz Deutschland gingen, ja von denen eines über die ganze Erde hin bekannt geworden ist, ein Erfolg, dessen sich kein Goethe

und kein Shakespeare rühmen kann. Mosenthal hat ein glückliches Auge für die Gruppe, für das Tableau; seine Figuren bewegen sich, daß es eine Lust ist, er hat immer deren Bühnenaction im Auge, ihr Gehen und Stehen, ihre Unruhe oder ihr Behagen, das Vorbeugen des Leibes, das Emporheben ein Fingers, es ist alles bis aufs Kleinste für den Effect ausgerechnet, sie kommen und gehen mit einer Leichtigkeit und Natürlichkeit, die auch den ergötzen muß, welcher von allem Uebrigen nichts hält, ja über mancherlei darin empört ist. Mosenthal hat sein Auge namentlich unter dem Landvolke gehabt, er weiß, wie die Leute da reden, er kennt die ausdrucksreiche Mimik ihrer Gesichter, ihrer Gebärden. Er versteht es nicht minder, alle die Scenen, welche er vorführt, in die möglichst interessante Beleuchtung zu rücken. Nie hat ein Poet so viel Abendröthe und Mondschein verschwendet wie Mosenthal, und nie that es der Schlaukopf aus purer Poesie, sondern in der Regel gilt es, irgend eine schlecht motivirte Situation zu verhüllen, für irgend ein falsches oder gar gemeines Gefühl Rührung zu erschleichen, und in der Regel gelingt ihm auch der Coup. Endlich ist Mosenthal nie um die Erfindung irgend eines wenn auch noch so unglaubwürdigen Umstandes verlegen, der ihm die Handlung weiter spinnen hilft, wo man sie längst abgelaufen glaubt. Gewöhnlich ist dies ein Mißverständniß oder eine Schwäche, die dem geübten Auge freilich auch die Schwäche des Autors verrathen. Denn da es ihm selbst an substantiellem Gehalt, an strengem Charakter und an wahrer Bildung, welche auf der Höhe der Zeit steht, vollständig fehlt, so wird man sich in dieser Fülle von Dramen, deren jede hinwiederum eine Fülle von Personen enthält, vergebens nach einem einzigen wahren Menschen umsehen: da gibt es eine Legion wirklicher Menschen, aber da gibt es keine wirkliche Menschen. Nimmt man dazu noch Mosenthal's Virtuosität im Versemachen, den die Diction niemals im Stiche läßt, der sie jeder Stimmung, welche er hervorrufen will, auf das Genaueste anzupassen weiß, und daß er namentlich seinen Schiller im kleinen Finger hat, so wird der Eindruck ganz erklärlich. Er ist auf den harmlosen Zuschauer hinreißend und unwiderstehlich, auf den Kenner zuerst verblüffend, dann erheiternd, zuletzt vielleicht anwidernd; denn nichts ist kränkender als der erhabene Donner des Perikles in dem unlautern Munde eines Kleon.

1846 wurde Mosenthal's erstes Stück, „Holländer Michel" im Theater an der Wien aufgeführt, kurze Zeit darauf „die Sklavin", beide sind verschollen; denn die Deborah, mit welcher er 1849 zuerst in Hamburg, dann in Brünn und Berlin zuerst allgemein bekannt wurde, verdunkelte alles Vorhergegangene und Nachfolgende. Auf deutschem Boden wird es kein Winkeltheater geben, auf dem die Deborah nicht gespielt worden wäre, ich selbst sah es von der Ristori und in einer Scheune, in letzterer waren die Darsteller und Zuschauer von einer Begeisterung erfüllt, die jeder Beschreibung spottet. Ins Englische, Böhmische, Polnische, Italienische und Dänische wurde die Deborah übersetzt und bis nach Californien und Ausstralien drang sie auf die Bühne. Es war ein zeitgemäßer Stoff, alles schwärmte damals für Judenemancipation, und klug behandelte Mosenthal den Gegenstand. Er ließ die Jüdin im Unrechte, er pries den Segen der christlichen Gesinnung, er verklärte den ehrwürdigen Pfarrer, als lieb und gut schilderte er den Menschenschlag in dem Dorfe, wo die Geschichte passirt, er verlegte die Handlung in die Zeit K. Josefs II. — ein Köder, der in jenen Tagen allmächtig wirkte. Und bei alle dem fliegt die Gestalt der jüdischen Landstreicherin wie ein Schatten über die sonnigen Gefilde, es ist eine ungesühnte himmelschreiende Ungerechtigkeit, und das Jahr 1848 hatte diese eben gut gemacht. Er verdarb es also mit keiner Seite, mußte vielmehr allenthalben als liebenswürdig, edelherzig und volksthümlich erscheinen. Daß alle diese Personen ohne Ausnahme ziemlich armselige Geschöpfe oder nur leere Phrasendrescher sind, daß hinter diesen farbigen Versen nichts stecke als die rauschende Tirade, daß das Mißverständniß mit dem Gelde, das Deborah genommen haben sollte, von lächerlichem Widersinn ist, das Alles wurde nicht in Erwägung gezogen. Das Thema schmeichelte einmal dem allgemeinen Bewußtsein, das Schauspiel enthielt eine Glanzrolle und zwei oder drei andere dankbare kleinere Rollen, daher der rasende Erfolg. Noch heute ist die Fluchscene auf dem Kirchhof in dem Munde einer Schauspielerin mit gesunder Lunge und glänzenden Mitteln von betäubender Wirkung. Die gute Klara Ziegler mag regelmäßig sagen:

„Die Eisendecke (statt: die Eisesdecke) meines Busens schmolz“, der frenetische Beifall wird nicht ausbleiben. Ziegler und Mosenthal, sie verstehen sich beide ausbündig auf ihr Handwerk.

Gleich nach der vieractigen Deborah kam eine große Haupt- und Staatsaction in flotten Versen und in regelrechten fünf Acten. Mosenthal zeigt sich darin mit der Bühnentechnik völlig vertraut, er gibt genau an, ob der Vorhang schnell oder langsam fallen soll, wie es Abend, dann immer dunkler wird, Kerzen gebracht werden, natürlich sind damit immer gewisse Wendungen und Wandelungen im betreffenden Dialog verbunden, immer irgend ein versteckter Anschlag auf unser Inneres durch Ausnützung leerer Aeußerlichkeiten. Es ist eine Tragödie, die jetzt auch ziemlich vergessen im Staube der Theaterarchive und Bibliotheken modert, das unleidliche Rührstück „Cäcilie von Albano“. Der Held ist Otto, Sohn Heinrich's des Löwen, im Kampfe um die Kaiserkrone Deuschlands mit Philipp von Schwaben und Friedrich II. von Hohenstaufen. Ein erbärmliches Menschlein, ohne Saft und Mark, mit der Titelheldin bei Lebzeiten seiner Frau in verbotenem Umgange lebend. Cäcilie ist des Geliebten vollkommen würdig und hat gleich ihm stets die schönsten Redensarten im Munde. So lange ihr gutes Einvernehmen dauert, erscheint er immer in ritterlicher Parade, sie immer in reizendem Anzuge; aber er ist schwach und sie noch schwächer, da kommt er auf einmal mit finstrer Miene und dunkelm Anzug, sie mit verdrossenem Gesicht und in schwarzer Gewandung; er wendet sich von ihr, sie verräth ihn. Dabei geschieht alle eigentliche Handlung hinter der Scene, wir hören auf der Bühne nur das Geliebel und Gezänke der beiden. Die Nebenfiguren sind womöglich noch flacher. In der Volksscene sucht Mosenthal immer auch eine komische Rolle anzubringen, da ihm aber die komische Kraft abgeht, so ist es gewöhnlich ein stereotypes Wort, das er der Person in den Mund legt. In der Deborah hat der Bader immer zu sagen: „Dafür sind wir Doctoren“; in der Cäcilie von Albano sagt ein Rathsherr immer: „Ich hab' ein Haus und sieben Kinder.“ Mit solchen Trivialitäten schleppt das Stück sich hin. Otto benimmt sich ziemlich feige, Cäcilie ziemlich nichtswürdig, zuletzt sterben sie beide und wir sind froh, die Geschichte los zu sein. Die Cäcilie von Albano wäre gar nicht der Erwähnung werth, wenn nicht Mosenthal vierzehn Jahre später, als er bereits zu den Gebietigern des Thespiskarrens gehörte, die Sache noch einmal aufgenommen hätte. Denn im Grunde war er dürftig im Erfinden und die Motive wie die Stoffe wiederholen sich bei ihm allzuoft.

Am liebsten gibt er sich selbst als Abenteurer in allen Gestalten. Menschen, die nichts zu verlieren haben, gehen in die Welt und greifen auf gut Glück zu, wo und wie sich ihnen etwas darbietet. Die Deborah und Cäcilie sind von dieser Sorte. Man betrachte einmal nach dieser Richtung hin Mosenthal's zweites Volksstück, das nächst der Deborah am geschätztesten ist, das ins Englische, Dänische, Böhmische und Französische übersetzt wurde und aus dem man sogar einen Operntext gemacht hat, ich meine den „Sonnwendhof“ (1857). Da wimmelt es von Abenteurern. Der gute Valentin ist ins Haus der guten Monica gekommen, man weiß nicht recht wie; dann der Lump Matthias, der Monica Schwager, ein Vagabund vom reinsten Wasser; die geheimnißvolle Anna, das Kind des rothen Balthasar, kommt hereingeschneit und siedelt sich ebenfalls an, des Kesselflickers gar nicht zu gedenken. Von Anfang bis zu Ende laborirt der Sonnwendhof an Unwahrscheinlichkeiten, ja an Unmöglichkeiten aller Art. Dieser Valentin ist kein Mann, er brauchte nur der Bäuerin im Beginn ehrlich Rede zu stehen und aller Verwickelung wäre vorgebeugt. Aber auf ihren Antrag, sie zu heirathen, stürzt er ab, wie ein beglückter Liebhaber und zuletzt stellt sich heraus, daß es Verzweiflung war — Mißverständniß! Anna meint, wie alle Welt, ihr Vater sei Mordbrenner gewesen und verbirgt ihre Abstammung deßwegen. Das ist wie gegen allen Verstand, überhaupt so auch insbesondere gegen den planen Bauernverstand, zudem redet diese Dirne mit ihren Selbstmordgedanken in so hohen Ausdrücken, in so kolossalen Monologen, als hätte sie den Schiller studirt, wie auch Valentin einmal: „Gott ist die Liebe“ citirt und zwar im Namen Gottes, der es „selber sagt“, worin Valentin wohl gelehrter ist als die gelehrtesten Theologen, die vergebens in der Bibel nach einem solchen Ausspruche fahnden

dürften. Und der Sünder Matthias? Es ist doch nur ein halbgesottener Sünder. Nach dem Schnickschnack mit dem Pfarrer geräth er gleich in reuige Stimmung, zu jedem Frevel möchte er gleich einen Genossen haben und bohrt ohne alle Menschenkenntniß jedermann an, der ihm in den Wurf kommt, zuletzt verräth und tödtet er sich gar. Der ganze letzte Akt wäre endlich überflüssig, wenn nicht die Memme Valentin die Anna schmählich im Stiche ließe. Was verschlagen aber alle diese Mängel gegen den Umstand, daß Mosenthal im Sonnwendhof sein ganzes reiches Register von Effecthascherei aufgezogen hat. Zwei oder gar drei Abendröthen, einmal liegt die Scene beim Mondschein „im Silberlicht verklärt," dazu zwei komische Personen: der Messner mit seinem ewigen: „und dergleichen" und die Crescenz, die immer sagt: „Ich bin eine erfahrene Person," wozu eigentlich auch noch das ziemlich läppische Sprüchelchen Monica's gehört: „Je nun, so dann!" und die Scene, wo der Pfarrer mit dem Mathias Karten spielt und dem alten Sünder haarklein demonstrirt, daß es nichts ist mit dem Communismus. Solche Sächelchen verfehlen ihren Zweck nie, Groß und Klein erbaut sich daran und befestigt sich noch mehr in seinen philisterhaften Grundsätzen. Auch ist es ein beliebtes Problem Mosenthal's, immer einen Mann von zwei Weibern umwerben zu lassen. Das geschieht dem Josef von der Deborah und dem Mädchen seines Dorfes; das ist bei Otto der Fall, der die Wahl zwischen Cäcilie und Constanzen hat; das ist auch Valentin's Verhängniß, den Monica beansprucht und der sich doch zu Anna hingezogen fühlt. Was das für Männer sind, die so in der Schwebe gehalten werden, ein Spielball ihrer Stimmungen und jeweiligen Launen, bedenkt Mosenthal nicht, weil ihm die Brutwärme für seine Erzeugnisse abgeht, ihm sind diese Wesen Schachfiguren, die er mit mehr oder weniger Geschicklichkeit zu seinem Spiele verwendet.

Innerhalb einer Dorf-Idylle mögen solche unreine Exemplare der Menschheit noch am Platze sein, obwohl strenge Charaktere gerade in den untern Schichten nicht selten und in der Poesie immer von der wohlthuendsten Wirkung sind. Indessen zählt Mosenthal immer nur auf ein Durchschnittspublikum, den geläuterten Geschmack hat er nie im Auge gehabt; der gewöhnliche Zuschauer ist aber vollkommen zufrieden gestellt, wenn er sich erinnert, den Personen eines Theaterstücks schon einmal im Leben begegnet zu sein, und daß sie ungefähr in derselben Weise handeln würden, wenn sie in dieselbe Lage kämen. Ganz anders jedoch wird die Sache, wenn Mosenthal mit Persönlichkeiten kommt, die auch der gemeine Mann in idealischem Lichte zu sehen gewohnt ist. Das ist aber namentlich bei großen schriftstellerischen Charakteren der Fall. Mosenthal hat in einem seiner Dramen einen solchen Charakter herausgegriffen, den Dichter G. A. Bürger und damit eine schwere Schuld auf sein Haupt geladen. Er hat an die Spitze seiner Gedichte ein Fabelchen vom Bach und Waldstrom gesetzt, worin dieser einem Bächlein spottend zuruft:

„Du brauchtest nicht zu fließen,
Das Meer wär' doch so tief,"

worauf das Bächlein ihnen zugibt, daß er, der Waldstrom ein gewaltiges Gewässer sei, aber doch bescheidentlich darauf besteht, daß auch das Veilchen von Gott getränkt sein will. Hierzu hat Mosenthal die Nutzanwendung gesetzt, daß auch er sich gering und unbedeutend gegen die großen Poeten vorkomme, sich aber damit tröste:

„Es will ja auch das Veilchen
Von Gott getränket sein."

Offenbar fühlte er eine geheime Wahlverwandtschaft zu Bürger, der ja auch vor Allem dem Volke etwas sein wollte — mit Unrecht! So erhaben die stolzragende knorrige Eiche über dem biegsamen, von jedem Windhauche zu erschütternden Weidenbaum steht, ein so weiter Abstand trennt den männlich kühnen Amtmann zu Altengleichen von dem demüthig gewesenen Ministerialen in Wien. Natürlich hat Mosenthal aus Bürger in dem häßlichen Rührstück „ein deutsches Dichterleben" eine ganz unleidliche Fratze gemacht. Ich sah dieses Stück vor mehr als 20 Jahren und der Eindruck der Niedergeschlagenheit, des Erbarmens und der Erbärmlichkeit, den es auf mich machte, wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Schon die Art, wie die Leonore als schale Bänkelsängerin eingeführt wird, der aus einer

läppischen Anekdote zu einem theatralischen Effecte benützte Gertenschlag schien mir ein Faustschlag in das Antlitz des edeln Bürger und erregte den Ingrimm des Jünglings. Noch tiefer empörte mich die schamlose Inscenirung von Bürger's Doppelverhältniß zu seiner Frau und deren Schwester. Kann man die Lieder an Molly gelesen haben und sie dann so entweihen? Kann man den einen Poeten nennen, der so dem Heiligsten in der Poesie und in der Menschenbrust Hohn spricht? Aber freilich! Mosenthal befand sich da im eigensten Fahrwasser: er hatte wieder einen Mann mit zwei Frauen, er ließ wieder das große und kleine Licht des Theaterfirmaments spielen — das Publikum aber hat dieses Dichterleben gänzlich abgelehnt.

Mit den Literatur- und Kunst-Dramen hat es überhaupt eine eigene Bewandtniß. Es gehört eine fleckenlose Dichternatur dazu, um so erlauchte Heroengestalten in ungetrübter Reinheit darzustellen. Man sehe sich nur Oehlenschläger's Correggio an, man vergleiche nur Goldoni's Torquato Tasso mit dem Goethe'schen, um sich zu überzeugen, daß es einen undankbarern Stoff sebst für einen Autor ersten Ranges kaum geben könne. Mosenthal ließ sich von der zweifelhaften Aufnahme seines Frevels an Bürger nicht abschrecken und schrieb „die deutschen Comödianten", die er seiner verstorbenen Frau widmet und in denen etwas von seiner eigenen unerschöpflichen Theaterbegeisterung pulsirt. Das Stück berührt schon beim bloßen Lesen mit erquickender Frische und wie ein Hauch unmittelbarer Eingebung. In einzelnen Stellen hat er sich recht vom Herzen geredet, so wenn der Held aussagt: „Besser Inhalt ohne Form, als Form ohne Inhalt! Ein Griff ins volle frische Leben, ein fröhliches Gestalten, des Künstlers werth. Pfui über den Mimen, dem die Action nicht klar und fertig, gepanzert, wie Pallas, aus dem Haupte springt!" Wir sehen alte bekannte Gesichter: den entlaufenen Theologen und Pastorsohn Ludovici, der unter die Schauspieler gegangen ist, den Hanswurst Prehauser und die edle treuherzige Neuberin. Mosenthal's Bühnentechnik steht hier auf ihrem Höhepunkte: breite, anschauliche Exposition, langsame Entwickelung, verdoppelter und verdreifachter Effect in der Peripetie des dritten Actes, wo wir eine symbolisch bedeutsame Improvisations-Komödie sehen, der die den Act schließende Gefangennehmung Ludovici's folgt, dann rasche Verwickelung und noch rascher eintretende Katastrophe im kurzen fünften Act. Der Gehalt des Stückes ist allerdings gleich Null. Denn nicht nur bleibt der deutsche Thespiskarren, wie der der Förster'schen Truppe im zweiten Acte, zuletzt ebenfalls stecken und der gute Ludovici mit seinem auf dem Königstein gefundenen Shakespeare stirbt ohne das Geringste ausgerichtet zu haben, ohne die leiseste Gewähr, daß es jemals besser werden kann, sondern wir haben es überall wieder nur mit unsersgleichen zu thun, und der Mechanismus ist der alte geblieben. Wieder hat der Wirth und Theaternarr Eusebius Hühnchen sein Stichwort: „der (die, das) sogenannte," wieder zwei Weiber (Meta und Conradine) um einen Mann u. s. w. Conradine ist arg verzeichnet: sie citirt Horaz, benimmt sich wie ein Zechbruder und macht allerlei geniale Lächerlichkeiten. Die Sprache ist von jener Vernachlässigung, wie Schauspieler sie sich in ihren Gesprächen, die immer halb und halb im Kothurn stecken, zu Schulden kommen lassen; wie in den Seydelmann'schen Briefen kann man hier manche Stellen — „die deutschen Comödianten" sind in Prosa geschrieben — in regelrechte Jamben auflösen, z. B. „Der lästert Gott, der nur vom Zufall redet," oder:

„Vergibst du dem, der um der Jugend Freuden,
Der um des Lebens Blüthe dich betrog?

oder:

„Und kann ichs nicht zu seinem Ziele führen,
So nimmt's ein Besserer aus meiner Hand."

Auch der folgende Passus Eusebius Hühnchen's mag als theatralische Schnurre ganz allerliebst sein: „Unser Faß faßt fast 200 Oxhoft mehr als das sogenannte Heidelberger Faß faßt." Dagegen ist ein österreichischer Hexameter: „Schüttet nun alles Glück über uns aus, ihr freundlichen Sterne!" Mit dem Studium hat es ja Mosenthal nie ernst genommen. Will er den Pastor Ludovici darstellen, so blättert er ein bischen im neuen Testament, begeht aber, so oft ers thut, eine kleine Ignoranz. Nie wird ein Pastor

citiren: „Paulus an die Corinther 13“; denn ein Pastor weiß, daß Paulus zwei Episteln an die Corinther geschrieben hat. Nie wird ein Pastor sagen: „Im Feuer der Leidenschaft löckt Satanas nach der menschlichen Seele.“ Auch ohne Pastor zu sein, sollte man wissen, was „wider den Stachel löcken“ bedeutet, und daß Mosenthal den Sinn des Wortes geradezu verkehrt hat. Zuletzt verläuft alles wieder in matte Rührseligkeit; wie Josef's Vater vom Himmel gestraft wird, weil er dem Sohne geflucht, so geschieht es auch dem Pastor, er erblindet und alles schließt mit der Umarmung der beiden Rivalinnen.

Zur Vervollständigung dieses Kreises Mosenthal'scher Dramen sei auch noch die dramatische Phantasie „das gefangene Bild“ erwähnt eine Anomalie in der ganzen Art und Weise Mosenthal's, ein rechtes Gegenstück zu den deutschen Comödianten. In diesen ein glühender Athem der Begeisterung, ein buntes Fastnachtstreiben, eine ergreifende Handlung; in den klappernden Reimen des gefangenen Bildes völliger Mangel eines eigentlichen Vorganges, geschweige denn einer Handlung, eine gedehnte, gelangweilte und langweilende Sprache, ein phantastisches, bis zur ekeln Fratze sich verzerrendes Spiel. Das gefangene Bild ist die Holbein'sche Madonna, welche nach einer Künstlersage eine Zeit nach des Malers Tode nicht zu finden war und unter altem Gerümpel hervorgezogen wurde. Hier hat ein alter Sonderling das Gemälde mit vielen andern in einer heimlichen Pinakothek, deren Zugang er sorgfältig bewahrt und von der Niemand etwas wissen darf. Seine Beschließerin, die alte Hexe Sibylle, treibt allerlei verrufenes unverständliches Zeug mit den Bildern, die Pflegetochter Maria hat eine leise, ihr unerklärliche Ahnung von dem Vorhandensein des auch vor ihr verschwiegenen Bildes. Da erscheinen zwei deutsche Maler aus Italien, die den Auftrag haben, die Madonna zu suchen, sogleich kommen sie vor das rechte Haus, fordern Einlaß, werden barsch abgewiesen, dann mit Mühe eingelassen, weil der Hausherr dem einen von ihnen einen Höllenbreughel abzulisten hofft, der andere verliebt sich in Marie. Der Alte läßt sich beschwindeln, glaubt in den Besitz einer kostbaren, die Bilder zur höchsten Kunstschönheit verzaubernden Tinctur zu sein, geht in seine Pinakothek, wo Sibylle bereits ähnliche Possen treibt, wird dort von den Gästen überrascht und die Modonna, deren unrechtmäßiger Eigenthümer er ist, ihm abgenommen — ein unerträglich insipides Machwerk!

Wenn diese, dem verstorbenen König Philalethes von Sachsen gewidmete Phantasie, wie billig, stets ein Buchdrama geblieben ist, so widerfuhr Mosenthal dagegen mit seinem ebenfalls wenig bekannt gewordenen „Düveke“ ein eigener Unstern, über den er sich in der Einleitung zur gedruckten Ausgabe bitter beschwert. Das Stück wurde im Hofburgtheater, wie er uns versichert, vor einem erlesenen Kreis von Zuschauern mit ungetheiltem Beifall gegeben, doch aber plötzlich, wahrscheinlich auf höhern Befehl, zurückgelegt und nie wieder aufgeführt. Das Süjet ist allerdings ein ziemlich heikles. Wir haben die Geschichte der unter dem Namen Düveke (Täubchen) bekannten Maitresse von König Christian II. von Dänemark vor uns, und Mosenthal gibt sich große Mühe, aus einer unerquicklichen Hof-Affaire etwas zu machen. Mißverständniß und Schwäche, die zwei Gebräuche seiner Theaterpraktik, spielen natürlich wieder die Hauptrolle. Düveke soll durchaus reingewaschen werden; zu diesem Zwecke darf sie zwei Acte lang nicht wissen, wer Christian ist. Daß sie aber nach der ersten Begegnung mit ihm sich ohne Weiteres von ihm entführen läßt, da sie's doch beide nicht nöthig haben, indem Düveke's Mutter ja mit allem und jedem einverstanden ist, möchte sich höchsten aus dem Umstande rechtfertigen lassen, daß es Mosenthal nur um einen eclatanten ersten Actschluß zu thun ist. Düveke lebt nun mit ihrem vermeinten Geliebten Faborg äußerst glücklich, und der sie wahrhaft liebende Schloßvogt Torben hat die unverzeihliche Schwäche, dieses ihr Mißverständniß nicht rechtzeitig aufzuklären, so daß Düveke erst bei einer Leichenfeier dahinter kommt, wer sie entführt habe. Da geräth sie plötzlich außer sich, sie will Christian nicht — warum? Wenn sie ihn wahrhaft liebt, was liegt daran, ob es der König ist oder irgend ein anderer? Da conspirirt sie plötzlich mit aller Welt, und Torben will ihr die Hand zur Flucht reichen, wobei er verrathen wird und den Henkerstod erleidet. In dem ganzen Stück sieht man sich vergebens nach einem halbwegs anständigen Menschen um. Christian ist ein Bluthund im rohesten Holzschnittstyl; Düveke mag durch ihr Lachen be-

zaubern, was sie aber spricht, ist ziemlich thöricht; der Kanzler Walkendorf ist ein Kuppler, Düveke's Mutter Sigbrit eine Kupplerin, Torben ein Schwachkopf. Die Liebesgeschichte ist eigentlich mit dem zweiten Aufzuge zu Ende, und nun werden allerlei politische Händel hineingefügt, so daß das Ganze ein widerliches Gemisch der unverträglichsten Elemente ist. Der dänische Krämer Stangesmal mit seiner vox comica: „es ist bitter!" kann uns nicht erheitern, der schauerliche Ausgang uns nicht das mindeste Interesse abgewinnen, so daß Alles in Allem diese Arbeit Mosenthal's verdientermaßen unbeachtet blieb. Mehr Glück machte „der Schulz von Altenbüren", das letzte Bauernstück, das er geschrieben. Unsern Heldenvätern zumal, denen seit Jahrzehnten die Kraft abgeht, einen Wallenstein, einen Lear, einen Götz von Berlichingen, zu geben, wird diese Titelrolle immer willkommen sein, nach der Deborah und dem Sonnwendhof muß die bloße Nennung hier genügen.

Im letzten Decennium seiner Thätigkeit für das Theater hat der unermüdliche Dramaturge mit Vorliebe den hohen Kothurn umgeschnallt, was er eigentlich schon nach der Deborah gethan hatte, aber durch die verunglückte Cäcilie von Albano abgeschreckt, wieder zu der ihm vertrauten Mittelgattung des Schauspiels oder doch zu minder waghalsigen, den bürgerlichen Verhältnissen näher liegenden Stoffen zurückgekehrt war. Nach mehr als zwanzigjähriger Praxis glaubte er endlich auch der großen Tragödie gewachsen zu sein und dichtete die „Pietra", vergaß jedoch, daß keine Praxis der Welt die urwüchsige Kraft des Gemüths und eine selbständige große Anschauung von den Dingen, wie die Tragödie sie bedingt, überflüssig machen könne. Bei der Pietra scheint ein in der Cäcilie nachlässig hingeworfenes Bild vorgeschwebt zu haben. Es ist auch ein Kampf zwischen Welfen und Ghibellinen auf italienischer Erde:

„Sie hatten bis in späte Nacht gekämpft,
Und auf dem Schlachtfeld lag mit breiten Flügeln
Der stumme Tod. Da zündete mein Vater
Um Mitternacht die kleine Leuchte an,
Und mit dem treuen Diener stieg er nieder
Nachlese haltend an geknickten Aehren.
Denn wo mit blut'ger Rose an der Brust
Ein Deutscher lag, den stießen sie ins Herz,
Die Andern aber trugen sie von dannen,
Und stahlen sie dem Tod, und wars zu spät,
So senkten sie sie in geweihte Erde.
Da gegen Morgen winkte mir mein Vater
Und führte mich zu einer Lagerstätte,
Auf der ein schöner, bleicher Jüngling lag;
Den Marmor seiner Stirne färbte Blut,
Stumm lag er da, dem todten Heiland gleich.
Ich löste seinen schweren Panzer ab,
Entfaltete die krampferstarrten Hände
Und thaute die erfrornen Lippen auf.
Versunken in das schöne, bleiche Bild,
Saß ich bei ihm und pflegte seine Wunden,
Bis er geheilt — und ich verwundet war."

Ganz das nämliche haben wir in der Pietra vor uns, nur spielt die Handlung ein halbes Jahrhundert später und Manfred, der natürliche Sohn Ezzelin's, ist der Geliebte Pietra's. Die Zusammenkunft auf dem Krankenbette füllt den zweiten Act und wäre sehr schön ohne die Hunderte von Versen, welche der auf den Tod verwundete Manfred mit wunderbar kräftiger Lunge hersagt. Der Schluß dieses zweiten Actes, wo Manfred von Pietra's wüthendem Vater und dem noch wildern Capellan gesucht wird, ist von fulminanter Kraft. Es fehlte nur ein Shakespeare, um ein Seitenstück zu Romeo und Julie zu liefern, was Mosenthal augenscheinlich beabsichtigte. Aber schon im dritten Act läßt der Schwung empfindlich nach. Wieder wird Manfred verfolgt, wieder soll uns Angst für ihn gemacht werden, aber es verfängt nichts, denn wir wissen, daß er vor seinen Verfolgern einen bedeutenden Vorsprung hat. Nun kommt im vierten Act ein unglückliches Mißverständniß mit einem Schlüssel; der bis dahin so kräftige Manfred

wird mit eins ohnmächtig, läßt sich den Schlüssel entwinden und seine Leute stürmen Pietra's Schloß. Diese verwandelt sich nun in Manfred's erbitterte Feindin, bis das Mißverständniß sich aufklärt und beide sterben. Fackelglanz, Fallthüren, Grabgewölbe eine hochdramatische Scenerie ist aufgeboten, aber unsere Theilnahme müssen wir diesem bloßen Gethue ohne innern Gehalt doch versagen. Mosenthal läßt Manfred von den Zaubergärten der Armida sprechen, welche Tasso erst 300 Jahre später erfunden hat. Die Verse sind hübsch, der Personen wenige, alles ist knapp bemessen, kurz wenn man nicht tiefer sieht, glaubt man alle Anzeichen zu einem Drama im reinsten Styl vor sich zu haben, und doch erweist das Ganze sich zuletzt nur als flach und geistlos.

Noch tiefer wird ein schön angelegter dramatischer Plan durch die bodenlose Gemeinheit der Gesinnung und das heillose Speculiren auf den Effect zerrüttet in dem Trauerspiel „Isabella Orsini". Die Heldin, ein hochgeistiges Weib, eine feinfühlende Mediceerin, welche an den eisenharten und ehrenfesten Herzog von Bracciano vermählt ist, soll an Goethe's Prinzessin Eleonore erinnern. In der That hat der glatte Fluß der Verse, ein gewisser Wohllaut und eine oft bestrickende Anmuth der Sprache viel Einnehmendes. Die Exposition, wie fast immer bei Mosenthal, ist sehr geschickt, aber schon der Schluß des ersten Actes, wo Isabella und Troilo, in den sie sich plötzlich verliebt, ganz versunken in einander dastehen, ohne daß der Herzog, der zugegen ist, das Geringste davon merkt, trägt auf einmal so dicke Farben auf, daß man ein Dorfstück vor sich zu sehen glaubt. Diese innere Rohheit des virtuosen Versesschmiedes tritt immer klarer hervor. Der Herzog hat Troilo zur Bewachung Isabella's gelassen, den Bock zum Gärtner gemacht, und Isabella, die doch, wie ihre Sangeskunst, um derentwillen sie eben erst zur Dichterin auf dem Capitol gekrönt wurde, und ihre Nachahmung des Anakreon sattsam beweist, von der Gewalt des Amor ein Wörtlein versteht, weit entfernt, Troilo auszuweichen, macht ihm noch alle möglichen Avancen, sie scheint gar nicht zu ahnen, daß dies die Pflicht gegen ihren Gatten verletze. Selbst als ihre Schwägerin, die Buhlerin Bianca Capello, in einer Angelegenheit vor ihr erscheint, die ihr den ganzen Werth edler Frauenwürde in Erinnerung bringen muß, ahnt sie noch nichts von ihrer Liebe und unmittelbar darauf stürzt sie Troilo bei „lichter, transparenter" Abendscenerie in die Arme unter dem Ausbruche der zügellosesten Leidenschaft:

„Gott, wie geschieht mir? die Besinnung läßt
Die Zügel fallen und mit fliegenden Mähnen
Braust der Gefühle rasendes Gespann
Und siegestrunken trägt es dir entgegen
Mein ganzes Herz und meine ganze Liebe."

Nach alledem (es ist fast komisch, so etwas zu sagen) fühlt die gute Isabella sich noch unschuldig. Es scheint, daß sie streng juristische Theorien vom Ehebruch hat und ein bloßes Umarmen und Küssen eines fremden Mannes für das unschuldigste Ding von der Welt hält. Noch unmittelbar vor ihrem Tode sagt sie in völliger Verdrehung des wirklichen Thatbestandes zu ihrem Manne, der sie umbringt:

„Und klag' ich selbst mich an,
So meß' ich mit dem Maße meines Herzens,
Doch für den Maßstab des gemeinen Lebens
Nicht eine Linie geb' ich preis der Schuld."

Nichts kann den dritten Actschluß an zündendem, wohlausgeklügeltem Effect übertreffen, mit diabolischer Souveränität verfügt Mosenthal über die kleinen Mittel, die für ihn natürlich Anfang und Ende der dramatischen Kunst sind. Denn um uns noch im letzten Augenblick zu martern, läßt er Isabella, die sich erst freiwillig dem Gericht ihres Gemahls gestellt, zuletzt doch den verzweifelten Entschluß fassen, Troilo's ihr dargebotene Rettung, die natürlich wieder vereitelt wird, anzunehmen. Daß dieser Troilo so frei umhergeht, verdankt er Bianca's Huld, welche ihm die ekelhaftesten Liebeserklärungen macht. Daß aber der junge Cardinal Fernando, Isabella's Bruder, der um Alles weiß, der Schwester unter dem nichtigen Vorwande: „Ein streng Gelöbniß schließt den Mund mir zu" nichts verräth, und dann doch, da es längst zu spät ist, ihr Warnungen und

Hilfsangebote zukommen läßt in directem Widerspruche zu diesem seinem angeblichen Gelöbniß — dieses und Aehnliches gehört in die reiche Vorrathskammer der Mosenthal'schen Retardirungsmotive, welche das Drama in einen angsterregenden Roman zu verwandeln bestimmt sind. Wenn dieser Cardinal zuletzt den Chorus des Stückes macht mit der Sentenz:

„Daß doch die derbe Menschenhand so schwer
Die feinen Fäden der Empfindung löst!
Des Herzens Recht und Pflicht sie sind ein — Räthsel,"

so muß man hinzufügen: „für einen Mosenthal" und es eine richterliche Sentenz oberster inappellabler Instanz des Autors über seinen eigenen Werth nennen, dem das Herz der reichen großen Bildergallerie seiner Dramen jederzeit ein undurchdringliches Geheimniß, ein unlösbares Problem geblieben ist.

Von den übrigen Trauerspielen Mosenthal's sei noch die „Maryna" hier behandelt, denn der Wurf ist ein sehr glücklicher und der Anlauf, den unser Poet dabei nimmt, vielversprechend. Verwandt mit dem Demetrius-Thema ist der Stoff nicht minder reichhaltig und anregend als dieses. Es ist dieselbe Marina, welche auch in Schiller's grandiosem Demetrius-Fragmente vorkommt, aber der Demetrius ist ein anderer, jener Iwan, genannt der Räuber von Tuschino, der sich ebenfalls für Demetrius ausgab und eine Zeit lang dem damaligen Czaren Schuiskoi furchtbar wurde. Wie immer ist es eine wahre Freude, Mosenthal exponieren zu sehen. Mit beneidenswerther Leichtigkeit zaubert er uns in einer einzigen Scene mit glühendem Colorit Land und Leute, den historischen Zeitpunkt und die momentane Situation hin. Ein Wirth, ein Zigeuner und dessen Schwester — das verrufenste Pack — und wir befinden uns mitten in der Handlung. Dazu hat er das ganze Sprichwörter-Lexicon Rußlands geplündert und der Zigeuner Koschelen weiß mit solchen Apophthegmen das jeweilige Stadium der Action haarscharf anzugeben: „Versprecher haben Lungen, doch nicht Beine"; „Besser ein lebendiger Bettler als ein todter Czar"; „Man kann die Mühle drehen, nicht den Wind, und wenn die Seifenblase platzt, wer flickt sie?" Eben dieser Koschelen kündigt seinen Spießgesellen Iwan, der durch seine Kühnheit und Schlauheit es so weit bringt, in einer Weise an, die dem ersten deutschen Klassiker keine Schande machen würde. „Der?" sagt er zum Wirthe Jephrem auf dessen Frage nach Iwan

„Ein Mordkerl! hört das Gräslein wachsen und
Die Flöhe husten, sag' ich dir, der spricht
Latein wie Zikerus, Hebräisch wie der
Erzvater Moses; seit der zu uns stieß
Komm' ich mir selber dumm vor wie ein Stör."

Dieser erste Act mit seinen typischen Figuren, seiner kecken Verve und den großen Erwartungen, die er erregt, dessen verhältnißmäßig enger Rahmen schon den vollen Ueberblick über das Verhältniß der Parteien zu einander gewährt, ist von großer Vortrefflichkeit. Der zweite Act überbietet beiweitem noch den ersten und er bewirkt diese großartige Steigerung überdies durch wahrhaft poetische Mittel. Freilich darf nicht vergessen werden, daß überall die Inspirationen von Schillers Demetrius ganz deutlich zu sehen sind. Der Czar Schuiskoi sendet die Bojaren Tatitschef und Romanow zu Maryna, wie Boris Godunow bei Schiller den Patriarchen Hiob zu Marfa. Maryna ist das leibhaftige Conterfei Marfa's in ihrer leidenschaftlichen Erregung, in ihrer Weigerung sich zu mäßigen, in ihrer geflügelten Sprache. Es sind ganz und gar Schiller's Ausdrücke, es ist ganz und gar Schiller's Pathos, wenn Maryna dem ihr zuredenden Vater antwortet:

„Dir zu gehorchen, tödtete ich still
Das Weib in mir — und Raum war für die Czarin!
Ja, als das Salböl von der Stirn mir troff,
Als Rußlands Fürsten mir zu Füßen knieten,
Und als vom Iwan Welike die Glocken
Mit ehr'nem Mund als Kaiserin mich grüßten.
Da fühlt ich dieses Herzens Oede plötzlich
Von wild berauschendem Gefühl erfüllt:

Caryca aller Reussen! schwindelnd trug
Mich der Gedanke auf der Menschheit Gipfel —
Da stößt mich eines Mörders Hand herab,
Zerschmettert sink' ich in des Abgrunds Tiefe."

Sprachschnitzer wie „mich ihr (statt ihrer) entäußern" macht ein Schiller allerdings nicht, aber Mosenthal ist in diesem Punkt ganz österreichischer Dichter. Die folgenden zwei Verse könnte Shakespeare nicht prägnanter gemacht haben:

„Du Romanow! was willst du, süßer Lügner?
Sprich du! du lügst doch Honig, jener Galle."

Wie schade, das Schiller mitten im zweien Demetrius-Acte gestorben ist! Hätte er seinen Schwanengesang vollendet, so würde auch die Maryna etwas Vollendeteres geworden sein. Aber von dem Augenblicke, wo Schiller's Genius sich von ihm wendet, wo er auf die eigene Erfindung angewiesen ist, verliert Mosenthal die Sicherheit, die Züge seiner Gestalten verblassen, vergröbern sich, aus dem so frisch aufgeweckten, so klug zugreifenden Iwan wird ein Wüstling, der fast vor den Augen Maryna's, die ihn als Gemahl anerkennt, ohne ihm Gattenrechte zu gewähren, sich mit einer Zigeunerin belustigt, Maryna, von der es jeden Augenblick heißt: „Maryna groß, Maryna blitzend, Maryna heilig" u. s. w., empfindet zärtlich gegen ihre erste Liebe, den Zaporogen Hetman Zarucki, ein wüstes Durcheinander verschiebt jede Ordnung, bis zuletzt wie in einem Spectakelstück Feuerkünste zu Hilfe genommen werden und Maryna und Zarucki bei ihrer ersten Umarmung verlodern, — ein trübseliges Ende, nicht nur der Maryna, sondern auch des Tragöden Mosenthal.

Wir sehen ihn wie im Leben, so auch im Dichter Carriere machen. Das letztere besteht bekanntlich nicht in einer innern Vervollkommnung, sondern in einer Erweiterung und Verstärkung der äußern Mittel. Maryna hat denselben abenteuernden und zigeunerhaften Zug wie Deborah, Mißverständnisse über Mißverständnisse und Schwächen über Schwächen schieben die Handlung, die jeden Augenblick still zu stehen droht, künstlich weiter, und doch wie vornehm ist die stolze Caryca gegen die arme Landstreicherin, wie ganz anders nehmen sich die hohen politischen Dialoge und die Kriegsscenen gegen das dörfische Gerede aus! Ja, Mosenthal der Ritter hat die Gesellschaft gesehen und kennengelernt, und das letzte seiner dramatischen Werke, das einzige Lustspiel, das er gemacht, ist ein Beleg dazu. „Die Sirene" hat jenen prickelnden Dialog, jene zündenden Pointen und die geistreiche Flüchtigkeit, worin Bauernfeld Meister ist. Ihr Bau verläugnet den echt Mosenthal'schen Stempel nicht. Wieder ist es ein abenteuernder weiblicher Wildfang, bezaubernd durch sein Lachen wie eine Sirene, oder richtiger wie das Düveke. Der junge Staatsmann v. Eggenburg hat sie in Rom als Begleiterin einer älteren scheinheiligen Dame kennen gelernt, er hört ihr anmuthiges Geplauder so gern wie das Plätschern eines Bächleins — ganz dieselben Worte, die Otto in der „Cäcilie von Albano" gebraucht, als er Constanzens kindliches Geschwätz vernimmt. Wir lernen neben dieser lieblichen leichtsinnigen Person noch einen gutmüthigen Präsidenten kennen, der unter dem Pantoffel seiner Präsidentin steht, eine gefallsüchtige Wittwe, eine alte Tante mit dem unveränderlichen Dictum: „ich habe nichts gesagt" und einen Zeitungsschreiber, an welchem letztern Mosenthal seinem Haß gegen diese ihm so lästig gewordene Menschensorte Luft gemacht hat. Die Handlung ist noch weniger als unwahrscheinlich, sie ist undankbar, und doch ist das Ganze amüsant und füllt ganz anständig den Abend aus. Mosenthal verdirbt eben nichts, wie man zu sagen pflegt, er hat noch mehr als ein Dutzend Opern-Libretti gemacht und alle ganz nett, er war ein praktischer anstelliger Mensch, er lebte und ließ leben, er nahm es mit nichts und mit Niemandem genau.

Es ist ein Unglück, daß die Kritik nicht so coulant sein kann, daß sie ihm sagen muß, was er sich oft genug selbst gesagt haben mag. Wenigstens spricht er es in seinem umfangreichen Testamente aus, daß er alle die Ausstellungen, welche seine Werke erfahren, besser herausgefunden habe als seine Verkleinerer. Mosenthal war ein liebenwürdiger Mensch; die näher mit ihm umgegangen können nicht genug seine Zuvorkommenheit, seine Artigkeit, seine Herzensgüte rühmen. In seinem letzten Willen hat er jeden seiner

Freunde mit einem kleinen Geschenke bedacht. Er war von weicher Empfindsamkeit, soll als Freund sehr hingebend gewesen sein, er wird als zärtlicher Gatte geschildert. Den Verlust seiner früh ihm vorangegangenen Frau hat er nie verschmerzt, seine deutschen Comödianten sind ihren Manen gewidmet, er ist dann zeitlebens Wittwer geblieben. Ein leiser Duft sinniger Beschaulichkeit hat ihn immer umgeben und noch testamentarisch verfügte er, daß man ihn mit Blumen und unter Musik begraben solle. Der Herzkrampf, dem er erlegen, scheint sich schon früher zeitweilig bei ihm eingestellt zu haben, wenigstens hatte er eine ausgesprochene Ahnung, daß er den Frühling nicht mehr erleben werde. Sein letztes Gedicht „mein Häuschen", auf die Villa, die er baute, verfaßt, enthält rührende Strophen:

„Wie erfreu' ich mich am Werden,
Ueberall bin ich dabei;
Etwas muß der Mensch auf Erden
Haben, was sein Eigen sei.
Jeder Knospe an den jungen
Sträuchen, die ich selbst gesetzt,
Lausch' ich, bis sie aufgesprungen,
Mich durch Blüthenduft ergötzt.
... Doch ein heimliches Erbeben
Schauert mir durch das Gemüth:
Wirst du es denn auch erleben,
Daß dein Gärtchen schattig blüht?
Wenn die vollen Rosen sprossen,
Flieder duftet und Jasmin,
Ist vielleicht dein Aug' geschlossen,
Und ein fremdes blickt auf ihn.
Und ein Auge, still befeuchtet,
Blickt das fremde Häuschen an;
Doch von seinem Giebel leuchtet
Mir der Spruch: je nun — so dann!"

Ist diese letzte Strophe in ihrer unschuldigen, selbstbespiegelnden Koketterie nicht köstlich? Er hat ein neues Haus gebaut, wie seine Monica auf dem Sonnwendhof und fügt sich bescheiden wie diese in das über ihn Verhängte. Dieses Leben in den eigenen Dichtungen versöhnt uns mit allen Schattenseiten der Mosenthal'schen Muse, sie ist, wie seine Sirene, ein leichtsinniges hergelaufenes Kind, sie möchte gern alles fein säuberlich zusammenhalten, wie die alte Tante Aesthetica es gern hat, aber kann sie dafür, daß in dem Augenblicke, wo sie das eine ordnet, ihre andere Hand eine kostbare Vase zerschlägt, daß sie den Staub mit einem kostbaren Battisttuch abwischt? Von Mosenthal's Werken wird ihn wohl keines lange überleben, dennoch ist sein Tod bei noch so rüstiger Kraft ein unersetzlicher Verlust für das deutsche Theater, das nicht blos von dem Aether seiner großen Genien leben kann, zumal für das Hofburgtheater, dem er nach dem Tode Halm's eine wahre Stütze gewesen ist. Und so gehen wir mit dem wirthschaftlichen Pauperismus auch einer geistigen Verarmung entgegen, welche uns auch die Häupter der Kleinsten unter den Kleinen wehmüthig zählen läßt.

Shakespeare in einem italienischen Spiegel.

Von F. Groß.

Nur mit Zagen nehme ich immer wieder Erzeugnisse der neuesten italienischen Literatur zur Hand. Wer die großen Trecentisten der appeninischen Halbinsel im Kopfe und im Herzen hat, der scheut sich, zu einem Vergleiche zwischen der italienischen Literatur von heute und jener von ehemals gedrängt zu werden. Es scheint, daß die Zeugungskraft einzelner Völker für Jahrhunderte erschöpft ist, sobald sie einige literarische Größen hervorgebracht hat. England, das der Welt den größten Dramatiker gab, sieht seine Bühne immer mehr versinken in den Pfuhl der Banalität. Spanien, die Heimat des größten Humoristen, fristet seine Literatur heute mit Uebersetzungen. Italien, dieses Paradies, aus dem man — nach Alfred de Musset — mit „einem Sonnenstrahl im Herzen" zurückkehren muß, lebt von französischem, englischem und neuestens auch von deutschem Brote; nur in der Lyrik und im Gedichte überhaupt, unterstützt von einer Sprache, die für den Dichter klingt und singt, leistet es Beachtenswerthes, wie in der Satire Carducci's, in den Heine-Nachdichtungen Zendrini's. Aber der liebe Gott beschütze einen ehrlichen Christenmenschen vor modernen italienischen Romanen! Langeweile und Lächerlichkeit reichen in diesen Werken einander die Hände zu rührendem Bunde. An und für sich müssen Schärfe der Charakteristik, tiefgehende Psychologie, unbestreitbare Lebenswahrheit — Existensbedingungen eines guten Romanes! — der italienischen Sprache gewaltsam abgerungen oder vielmehr: aufgezwungen werden.

Leopardi erwies sich als Meister, indem er in den Mutterlauten der Barcarola und der Gondoliera Schopenhauer'sche Ideen mit Schopenhauer'scher Präcision ausdrückte. Im Allgemeinen liegt in der Sprache Italiens etwas Opernhaftes, sie macht Flöten oder Orgeln ertönen aber, nur vom Genius gehandhabt, gibt sie die einfache Stimme des menschlichen Herzens wieder. Und fehlt solch ein Genius der Romanliteratur, so mangelt er nicht minder dem Theater Italiens. Man kömmt da auf ein geradezu trostloses Gebiet zu sprechen. Nachäffungen der französischen „Sittenbilder" beherrschen die Bühne, und nur selten, wenn eben ein berühmter Gast, Rossi, Salvini — in früheren Jahren Modena — umherzieht, werden klassische Dramen gegeben, aber in Einrichtungen, daß auf einem germanischen Haupte alle Haare sich zu Berge sträuben. Es hat sich in Italien unmöglich eine moderne Nationalbühne entwickeln können; nur etwas mehr als ein halbes Jahrhundert ist's, daß in Piemont nur derjenige, der mindestens 1500 Lire besaß, lesen und schreiben lernen, und nur der Besitzer von wenigstens 1500 Lire Jahresrente eine höhere Schule besuchen durfte. Kein Land der Welt hat wärmere Patrioten erzeugt als Italien; seine größten Dichter feiern das Vaterland, beklagen es in Zeiten der Bedrängniß, bewundern es in Tagen großer Actionen, und doch — eine Folge der ehemaligen Kleinstaaterei — ist in Italien periodisch immer wieder von Italienern gegen die Pflege nationalen Bewußtseins, nationaler Dichtkunst agitirt worden. Lange vor der Zeit der eben besagten piemontesischen Verordnung jammerte Poggio darüber, daß Dante seine „Göttliche Komödie" in einer Sprache geschrieben, die „für Handwerker und Pöbel gut ist." Solche Denkart tauchte stets von Neuem auf;

bis in die jünge Zeit schämte die vornehme Gesellschaft der Halbinsel sich, italienisch zu sprechen und nahm zum Französischen ihre Zuflucht. Erst die Einigung des Königreiches brachte einen Umschwung zum Besseren. Dieser Umschwung datirt entweder von zu kurzer Zeit her, oder der Vulkan der italienischen Literatur ist ausgebrannt — genug daran, letztere hat sich bislang zu keiner rettenden That aufgerafft, sie lebt von Erinnerungen und zehrt am eigenen, historischen Fette. Das Dutzend Poeten, welches derzeit Respektables leistet, macht noch keinen Parnaß; übrigens ist — nach dem Sprüchworte — da mancher Einäugige König, manche Mittelmäßigkeit trägt den Lorbeer der Größe. Ich habe Italien durchwandert die Kreuz und Quer, und die Genüsse unvergeßlicher Tage mit abendlichen Theaterbesuchen abgebüßt, aber was ich da an Zugstücken, an Werken beliebter, vielgespielter Dramatiker sah, übertraf meine schlimmsten Erwartungen. Ferrari, Giacometti, Torelli, Marenco u. s. w. würden bei uns pur et simple verlacht werden. In ihrer Heimat gilt Jeder von ihnen als applauditissimo autore — der Superlativ gehört in Italien zum täglichen Vergnügen! — einer oder der andere ist aber auch egregiosissimo und ingegnenosissimo. Ich weiß nicht, welchen Beinamen die, ewig in Bewunderungskrämpfen sich windende, italienische Tageskritik Herrn Ippolito Tito d'Aste zu verleihen pflegt. Signor d'Aste hat bereits eine stattliche Menge von Dramen zur Welt gebracht. Aber nur von einem einzelnen Gliede dieser dramatischen Kette möchte ich sprechen, von dem fünfaktigen Drama: „Shakespeare". Nicht, als ob dieses Bühnenwerk die Aufmerksamkeit des außeritalischen Urtheiles unbedingt herausforderte; nein, aber es hat daheim derart gefallen, daß es zu den meistgespielten Stücken zählt und deshalb wohl als vollgültige Probe der dramatischen Literatur-Physiognomie des heutigen Italien betrachtet werden kann. An und für sich wäre es nicht uninteressant, zu lernen, wie Shakespeare in italienischem Spiegel sich malt. Italien, diese Wiege alles Schönen und Guten, das Mutterland des Universitätswesens, dasjenige Reich, welches seinerzeit die meisten Buchdruckereien besaß, darf sich rühmen, der Weltliteratur nicht nur fertige Werke geschenkt sondern auch viele Anregungen geliefert zu haben. Shakespeare schöpfte aus italienischen Novellisten seine Stoffe. Milton schuf sein „Paradies" nach Andreini's „Adamo". So steht England in der Schuld Italiens. Dieses hat seine Forderungen gedeckt, indem es Shakespeare seiner Bühne einverleibte. Nicht die „Historien" nahm es auf und nicht die Scherzspiele sondern die Tragödien der Leidenschaft, das Hohelied der Liebe, das Schreckbild der Eifersucht, das Drama des Ehrgeizes und Anderes. Damit ist nicht bewiesen, daß Shakespeare in Italien allenthalben auf Verständniß stoße — die Uebersetzer zwängen den englischen Riesen nicht selten in ein echt romanisches Prokrustesbett, und es gelingt ihnen, die Realistik des Shakespeare'schen Wortes in hochgehendem Wortschwall zu ersäufen, scharfe Lebensweisheit in eine weichliche Phrase umzugestalten und die erhabensten Verse von Militairmusik durchrauschen zu lassen.

Herr Tito Ippolito d'Aste scheint Shakespeare nicht viele Nächte geopfert zu haben. Er kennt eine Biographie des Dichters, hat einige, zum Theil übrigens widerlegte, Anekdoten über Shakespeare gesammelt, und stellt nun den großen Britten auf das italienische Theater, damit er wandere von Stadt zu Stadt. Er hat in Deutschland einige Vorgänger: in Holtei, der einmal ein vieraktiges Schauspiel: „Shakespeare in der Heimat" geschrieben, ferner in Oswald Marbach, dem Verfasser des „phantastisch-satirischen Zauberspieles: „Shakespeare-Prometheus", in einem Anonymus, der ein Gelegenheitsstück: „Shakespeare in Deutschland am Tage seiner Jubelfeier" in die Welt gesendet, und in mehreren Anderen — nicht zu gedenken der Erzähler, unter denen Heribert Rau sich eines vierbändigen Romanes: „Shakespeare" schuldig gemacht hat. Bleiben wir aber bei Herrn d'Aste, so schwer uns das manchmal auch werden mag. Für mein bescheidenes Theil hasse ich alle biographischen Theaterstücke, alle sogenannten Künstlerdramen, wie namentlich Deinhardstein sie producirte; diese „Hans Sachs", „Garrick in Bristol", Boccaccio", „Salvator Rosa" u. s. w. sind mir ein Dorn im Auge, und ich glaube, mit dieser Idyosinkrasie nicht alleinzustehen. Wer kein interessantes Stück zu schreiben vermag, nimmt irgend einen berühmten Mann, gießt Worte herum,

läßt Jenen im Vorauswissen, was nach seinem Tode vorgehen wird, ihn von Ahnungen und Prophezeihungen erfüllt sein — frei nach Friedrichs des Großen Ausruf: „Kinder! Jetzt ziehen wir in den siebenjährigen Krieg!" .... Prüft man diese Gattung Dramen auf ihren Feingehalt, das heißt: denkt man sich statt der Celebrität eine andere Figur, eine rein menschliche Gestalt, so zerfallen Handlung und Dialog in interesselose Trümmer, und der Titelheld gewinnt uns kaum flüchtigste Beachtung ab ...

Herr von Aste führt sein Shakespeare-Drama im ersten Akte bis zum Jahre 1584, im zweiten bis 1586, in den folgenden Aufzügen bis 1598, 1604, 1613. In einer längeren aber überflüssigen Vorrede theilt er Bruchstücke aus Shakespeare's Testamente mit, hebt entrüstet hervor, Shakespeare hätte seine Familie in Stratford fast nie besucht, seiner Frau nichts als ein Bett vermacht, und sei überhaupt als Familien-Oberhaupt so reich an Mängeln gewesen, daß er — Signore Ippolito Tito — sich bemüssigt gesehen habe, des Dichters Charakter zu verbessern. Nicht ohne erheiternde Originalität ist die Idee, Caliban dem Personalstatus dieses Dramas einzufügen. Caliban ist, ich habe lange nicht so herzlich gelacht wie bei dieser Entdeckung, William Shakespeare's — Schwager, der Bruder von dessen Gattin, seines Zeichens aber, da das Schwagerthum nicht zu den bürgerlichen Beschäftigungen zählt, Hausknecht bei dem Metzgermeister John Shakespeare, dem Vater des zukünftigen Dichters. Der erste Akt spielt vor der Shakespeare'schen Fleischbank, auf einem freien Platze, als dessen Zierde der Dichter ausdrücklich einen Baum vorschreibt. Anfangs weiß man nicht, was dieser Baum bedeuten will, was sich aber später sehr befriedigend erklärt. Gleich zu Beginn lernen wir Shakespeare senior und seinen Hausknecht Caliban kennen; ersterer verbietet letzterem, sich je als Schwager des jungen Herrn zu geriren, da er des Teufels Sohn sei. Wir wissen aus dem „Sturm" von Caliban's höllischer Verwandtschaft, aber was in märchenhaft-grotesker Umrankung unsere Phantasie reizt und beschäftigt, das wirkt im vorliegenden Falle blos lächerlich. Wenn der Teufel einen Sohn bekömmt, so läßt er ihn nicht Hausknecht werden. Caliban erhält Auftrag, Alles vorzubereiten, damit William ein großes Kalb schlachten könne. Der Sohn des Höllenfürsten gehorcht, und alsbald hören wir William innen etwas von einem Opfer deklamiren, das er den Göttern darbringe. Caliban erklärt uns die Deklamations-Motive des jungen Shakespeare: „Wie es seine Gewohnheit ist, widmet er dem geschlachteten Kalbe einen Hymnus." Shakespeare père ermahnt hierauf Shakespeare fils, vernünftig zu sein, sich mit Eifer der Metzgerei zu ergeben, William sträubt sich, und wie der Vater ihn fragt, was ihm denn noch fehle, nachdem er in einer so schönen Fleischbank hantieren dürfe, erwidert der ungerathene Sprößling: „Der Frieden der Seele und des Herzens." Worauf Papa ihm aber, in der Meinung, er sei nicht recht bei Sinnen, den väterlichen Rath gibt, nicht zu viel Bier zu trinken, abgeht und William seinem Monologe überläßt. Unser Held will nicht Metzger werden, sondern Dichter:

„Reccaio? ... no ... poeta! ... eccolo ill sagno
Delle mie notti travagliose! ..."

Schon hat er insgeheim, in den Musestunden zwischen Kalbsschlägel und Beefsteack den „Raub der Lucretia" und „Venus und Adonis" geschrieben, betrachtet aber die Bühne als Ziel seiner Wünsche. Seinem Vater, der sich vor den Zuhörern bei ihm entschuldigt, er habe ihn nicht können studiren lassen, seitdem er das Amt eines Kigh bailliff (balivo) verloren und zur Fruktificirung des Rindviehes gegriffen habe, trägt William nichts nach. Er liebt den Alten, kränkt sich aber, weil dieser ihn nicht verstehen kann. Mit dem Schlachtmesser in der Hand deklamirt er: „Wehe! Nicht der Dolch Hamlet's ist's! .. ich muß Kälber tödten, und Du bist in meiner Hand das Werkzeug schnöden Gewinnes." Er wirft das kälbertödtende Messer weg. Da erscheint Caliban; er, der — nach dem Rezept der Vorrede — des Dichters „bösen Genius" bedeuten soll, hat erspürt, daß William, trotzdem er schon verheirathet und Vater zweier Kinder sei, Lady Elisabeth, die Schwester des in der Nähe residirenden Grafen Southampton, liebe, ferner, daß er Wilddieberei treibe und sich mittels eines Pasquills gegen Sir Thomas

Lucy vergangen habe. Caliban hegt etwas kommunistische Anschauungen, er variirt das bekannte Thema: „Alles muß verungeniret werden", und aus Wuth darüber, daß er, der Schwager, Hausknechtsdienste leisten müsse, nimmt er sich vor, William als Feind zu verfolgen. Zwischen dieser Versprechung und dem Erscheinen besagter Lady Elisabeth liegt ein einsamer Monolog, in welchem Shakespeare zugesteht, er rage als Gatte und Vater nicht besonders hervor, nur seine Gedichte seien seine eigentlichen Kinder. Lady Elisabeth kennt William's bisherige Werke. Shakespeare pflegte letztere in oberwähntem Baume zu verbergen — man sieht also, wozu ein literarhistorischer Baum gut ist — Graf Southampton entnahm sie diesem Verstecke, las sie im Vereine mit seiner Schwester, und diese treibt nun die Höflichkeit so weit, den jungen Metzger also anzusprechen: „Ich wünsche eine kurze Unterredung mit dem, der Englands zukünftiger Stolz sein wird." Man erfährt nicht, was Elisabeth eigentlich wünscht. Sie prophezeit William Alles, was in Gervinus' Shakespeare-Commentaren zu lesen steht, scheint auch die Erklärungen von Delius und Kreyssig zu kennen und begeistert William zu dem Entschlusse, in Zukunft kein anderes Messer in die Hand zu nehmen als den Dolch der Melpomene. Elisabeth versichert ihm, ein Dichter sei mehr als ein König, macht ihm über sein Verlangen die Zusage, seinen Kopf mit Lorbeerblättern zu garniren, sobald er einmal berühmt geworden sei, und geht dann ab, um nach London zu reisen. Auch William's Bleiben ist hier nicht. Shakespeare père theilt ihm mit, Sherisch und Aldermann suchen ihn in Folge einer Klage Sir Lucy's; der Vater ertheilt dem Sohne seinen Segen, gibt ihm aber auch Geld mit, und William flieht aus Stratford — wie der Alte meint, aus Furcht vor der Strafe, wie wir aber besser wissen: um in London unsterblich zu werden. Der zweite Akt bringt Shakespeare als Mitglied des Blackfriars-Theaters in London; die Scene spielt hinter den Coulissen, wo Shakespeare als Darsteller letzten Ranges sich unter seinen Collegen Burbadge, Condell u. s. w. bewegt. Wir erfahren, daß er ein Drama „Hamlet" von einem sicheren „Thomas Kyd" Burbadge übergeben hatte, und daß nun die Aufführung dieses Dramas bevorsteht. Auch Marlowe, der Dichter des „Faust", thut mit; er beweist, dieser Thomas Kyd habe seinen Stoff aus einem alten Buche geschöpft, auch von anderer Seite wird Neid gegen den Autor der Novität laut: einzelne Schauspieler lästern auch ihre Rollen, Condell insbesondere findet den ihm zugefallenen „Polonius" unerträglich. Bis zum Ueberdrusse wird auf der Bühne Literaturgeschichte getrieben und Shakespeare's früheres Gewerbe des Pferdehalters vor dem Theater besprochen. Um durch tiefe Ideen zu imponiren, läßt Signore d'Aste seinen Shakespeare ohne besonderen Anlaß den Monolog: „Sein oder Nichtsein" vortraegu, ein Mittel, das er im Verlaufe der fünf Aufzüge oftmals anwendet. Das Rezept ist probat — Herr A. Mels z. B. machte mit einem Lustspiele: „Heine's junge Leiden" nur dadurch Glück, daß Heine in selbem seine eigenen Gedichte recitirt. So gefällt denn auch Shakespeare's Monolog, und wenn der Dichter weiterhin ganze Strophen aus seinen Sonetten spricht, so muß er damit unbedingt Wohlgefallen erregen, umsomehr als alle Dinge, auch die Diskussionen über Kälberschlachten, in Jamben abgethan werden, und der Hörer bald an den Versgang gewöhnt ist . . . Inzwischen ist „Hamlet" zu Ende gespielt, Graf Southampton erscheint und hat es — in Erinnerung an den Baum vor der Stratforder Fleischbank — sofort weg, daß dieses Stück nur Shakespeare zum Verfasser haben könne. Nun wird unser Dichter, nicht Herr von Aste, sondern Shakespeare, allseitig gefeiert, und vor dem Fallen des Vorhanges anticipirt Marlowe sämmtliche kritischen Aufsätze, die von damals bis heute über sein Verhältniß zu Shakespeare erschienen: „Du wirst meinen Ruhm verdunkeln, aber ich grüße in dir den Genius! Mein „Faust" wird vielleicht vergehen, dein „Hamlet" niemals!"

Zum dritten Akte, der in der natürlichen Reihenfolge unvermeidlich eintritt, macht der Dichter vor Allem die Bemerkungen, die Darsteller müssen, da inzwischen Jahre vergangen seien, ihre Kleider wechseln; er scheint von dem Geiste der seine Schöpfung belebenden Künstler und Künstlerinnen nicht die vortheilhafteste Meinung zu haben. Wir sind in London beim Grafen Southampton. Dieser liebt Ketty, eine Schauspielerin, die sich auch Shakespeare's Neigung erfreut; Caliban, der in London lebt, sich von der

hausknechtlichen Thätigkeit zurückgezogen hat, und nur noch dem Zwecke lebt: William Shakespeare zu verfolgen — ein miserabler Hausknecht, das! — verspricht Southampton, der von Ketty's Verhältniß zu William nichts ahnt, ihm das Mädchen zuzuführen. Wir bekommen da in Caliban's neuen Beruf einen tieferen Einblick. Gleich darauf, ohne allen überflüssigen Zusammenhang, zeigt sich Susanne, Shakespeare's Tochter. Sie will bei ihrem Vater leben und ihn seiner verlassenen Familie zurückerobern. Der Vater, der sie seit ihrer frühesten Kindheit nicht gesehen, kennt sie nicht; vorerst sucht Susanne nicht ihn auf, sondern Lady Elisabeth, an welche der Pastor von Stratford sie empfiehlt, und zwar unter dem Pseudonym „Ariella", ohne weitere Bezeichnung. Ariella also tritt bei der Lady ein, diese ernennt sie stehenden Fußes zur Vorleserin, befiehlt ihr, sofort Einiges aus „Venus und Adonis" zu lesen, und in der That trägt Ariella nun Shakespeare'sche Verse vor, die Signore d'Aste nicht übel gelungen sind. Im Anschlusse an diese deklamatorische Produktion entspinnt sich, was in einem Drama außerordentlich amüsirt, ein Streit zwischen Southampton und seiner Schwester über die Regeln des Aristoteles. Der Graf plaidirt zu Gunsten des Dichters, mit dem er (während der Zwischenakte) innige Freundschaft geschlossen; seine Auseinandersetzungen endigen mit der Sentenz: „Aristoteles ist todt, Shakespeare lebt; jener legte dem Genius Zügel an, dieser gab ihn frei." Zur Abwechslung folgt nun ein kleiner Skandal; Shakespeare sieht Ketty in Southampton's Haus eintreten, darüber entspinnt sich wilder Hader unter den Freunden und Southampton macht zuletzt nicht übel Miene, den theuren Dichter schnöde hinauszuwerfen. Shakespeare hat in diesem Akte überhaupt kein Glück. Ergeht es ihm schlimm bei seinem Freunde, so erlebt er noch Traurigeres bei Lady Elisabeth. Er erinnert sie daran, daß sie ihm seinerzeit Lorbeeren versprochen habe, und da sie schon bereit ist, ihm diese zu gewähren, bittet er sie auch um etwas Liebe. Darauf hin ermahnt Lady Elisabeth ihn, das hehre Beispiel Dante's zu befolgen, der in der Art, wie er seine Liebe zu Beatrice auffaßte, ein herrliches Beispiel geliefert. Shakespeare ist damit keineswegs einverstanden. Lady Elisabeth verabschiedet ihn mit den Worten: „Zu viel schon hörte ich aus Eurem Munde; Sir William Shakespeare, der frohe Liebhaber leichter Triumphe, verlasse mein Haus für immer; an seiner Stelle kehre der große Dichter zurück, das Haupt mit dem verdienten Lorbeer geziert. Ein neuer Dante, rufe er seine Beatrice an, und zu neuen Gesängen werde ich seinen Genius anfeuern." Mit der Liebe ist es also nichts. Der Vorhang fällt. Wenn er wieder aufgeht, sehen wir Shakespeare's Wohnung. Wir erfahren, daß in derselben wüste Orgien gefeiert werden, und um das nach außen zu markiren, schreibt Signore d'Aste der Regie — halbgeleerte Bierflaschen vor. Während des Biertrinkens kömmt Shakespeare die Idee zu „Was ihr wollt" — es hat das weiter keinen Zweck, füllt aber die Pause aus, bis Lady Elisabeth bei Shakespeare erscheint, um Ariella — deren Herkunft sie (Alles im Zwischenakt) erfahren hat — für einige Zeit seiner Obhut zu übergeben. Lady macht nämlich eine Reise und will diese Gelegenheit benützen, um Vater und Tochter einander zu nähern. Shakespeare nimmt das Mädchen freudig auf; da er hört, Ariella stamme aus Stratford, erinnert er sich so nebenbei seiner Frau und seiner Kinder; daß sein Sohn gestorben sei, hat man ihm gerüchtweise erzählt. Sobald Susanna-Ariella allein ist, erscheint Caliban, sucht den Dichter bei ihr zu verleumden, macht Anspielungen darauf, daß Shakespeare sie aus unlauteren Gründen bei sich behalte — das Alles mit der Prämisse, daß auch Caliban Susanne nicht wiedererkennt. In Caliban's Begleitung befindet sich Lord Varlein, der Lady Elisabeth's Vorleserin schon seit Langem nachstellt. Shakespeare, der zur rechten Zeit hinzukömmt, weist dem Lord die Thüre — Herr von Aste scheint das Herauswerfen für einen sehr wirksamen Aktschluß zu halten — und ruft ihm zu: „Hinaus, Mylord! Shakespeare, der Spaßmacher, der Seiltänzer, der Komödiant, stempelt sonst Euer Antlitz mit seiner plebejischen Hand!" Ariella macht bald ihren wohlthätigen Einfluß geltend. Im fünften Akte sieht man bei Shakespeare schon keine Bierflaschen mehr. Burbadge und die übrigen Schauspieler halten Ariella für des Dichters neueste Geliebte; Shakespeare hat mittlerweile, an der Seite seines Schützlings, den „Sturm" geschaffen, ihr zu Ehren den Luftgeist: „Ariel" genannt, aber auch den gräßlichen ci-devant-Haus-

knecht verewigt. Lady Elisabeth kehrt, hochtrabende Phrasen auf der Zunge, zurück. Anstatt zu grüßen, schreit sie noch in der Thüre: „Eine unvergängliche Krone weiht Euch die Welt, nicht allein England. Dem Beifall des jubelnden Volkes fügt Elisabeth ein einziges Wort bei: Dank!" Nachdem Lady sich mit einer respektablen Anzahl solcher Tiraden vergnügt hat, vermittelt sie, daß Ariella sich zu erkennen gibt. Shakespeare beschließt nun, auf allen weiteren Ruhm zu verzichten, in den Schooß seiner Familie zurückzukehren und dort den Rest seiner Tage zu verleben. Nicht einmal seine Ernennung zum Direktor des Blackfriarstheaters vermag ihn in London zurückzuhalten. In Wirklichkeit führte er diese Direktion lange, bevor er London verließ, aber mit schönem Unabhängigkeitssinne setzt der italienische Dichter sich über solche Kleinigkeiten hinweg. Shakespeare führt noch einen kleinen Disput darüber, welche Grabschrift er sich wünsche, dann gibt er das Zeichen zum letzten Niedergehen des Vorhanges mit den an Susanna gerichteten Worten: „Der Poet ist todt, aber in ihm lebt der Vater wieder auf" ... So endet das Drama, das uns zeigt, wie aus dem Fleischerjungen ein großer Dichter und aus diesem ein — ordentlicher Mensch wird. Nichts habe ich hinzuzufügen als eine Bitte an italienische Schauspieler, die in deutschen Landen gastiren: mögen sie nie auf den Gedanken gerathen, unserer Shakespeare-Verehrung damit scheinbar Rechnung zu tragen, daß sie das Shakespeare-Stück des Herrn Ippolito Tito d'Aste auf die Scene bringen. Vor Allem würden sie ihrem Vaterlande einen schlechten Dienst erweisen, wenn sie vor der Rampe darlegen wollten, wie Shakespeare in einem italienischen Spiegel aussieht.

Kritische Rundblicke.

Ein platonisches Gespräch.

Von Ed. v. Hartmann.

In Carl Duncker's Verlag (C. Heymann) erschien soeben eine neue Schrift von Ed. von Hartmann: „Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart.“ In diesem geistvollen Werk, das als eine kritische Geschichte der neueren philosophischen Literatur bezeichnet werden kann, führt Ed. v. Hartmann in besonders schlagender Weise Hans Vaihinger ad absurdum, der als Schüler von F. A. Lange das System seines Meisters — Hartmann bezeichnet es als das System des „Confusionismus“ — weiter fortgeführt hat und dabei zu höchst abenteuerlichen und verworrenen Schlußfolgerungen gelangt ist. Hartmann kennzeichnet diese Folgerungen auf eine sehr drastische und einleuchtende Weise in folgendem „platonischen Gespräch“, das den Schluß seiner gegen Vaihinger gerichteten polemischen Untersuchungen bildet:

„Setzen wir den Fall, Herr Vaihinger stände im Begriff, um die Hand einer Dame anzuhalten, so könnte sich etwa folgende Unterhaltung entspinnen:

Hr. Vaihinger: „Mein Fräulein, ich liebe Sie! Bevor Sie Sich aber entschließen, Sich meiner Führung durchs Leben anzuvertrauen, fühle ich mich als redlicher Mann verpflichtet, Sie nicht darüber in Zweifel zu lassen, in welchem Lichte Sie mir erscheinen. So schön Sie auch sind, so ist nämlich Ihre Schönheit doch nur die ureigenste Schöpfung meines Geistes, und Ihr holder jungfräulicher Leib ein reines Product meines Vorstellungsvermögens.“

Die Dame: „Herr Doctor, ich bin Ihnen zwar sehr verpflichtet, daß Sie die Güte gehabt haben, mich zu produciren, indessen unter diesen Umständen . . .“

Hr. Vaihinger: „Entschuldigen Sie, mein Fräulein, auch von Anderen werden Sie auf dieselbe Weise wie von mir producirt, aber keiner von Ihren Bewunderern trägt dem lieblichen Schein, den er sich geschaffen, die gleiche Verehrung und Anbetung entgegen wie ich.“

Die Dame: „Aber, Herr Doktor, Sie werden doch nicht leugnen wollen, daß dieser Ihrer Erscheinung von mir eine Wirklichkeit entspricht.“

Hr. Vaihinger: „So leid es mir thut, so muß ich doch, um ganz ehrlich gegen meine eventuelle Zukünftige zu sein, Ihnen gestehen, daß ich kein Mittel für möglich halte, um über die bloße Subjectivität dieses Scheines hinauszukommen, oder denselben als einen durch eine entsprechende Wirklichkeit „wohl begründeten“ anzuerkennen.“

Die Dame: „Aber mein Herr, sie sprechen mir ja damit geradezu meine selbstständige Existenz ab!“

Hr. Vaihinger: „Um Vergebung, liebes Fräulein, in eine solche dogmatische Negation werde ich mich wohl hüten zu verfallen.“

Die Dame: „Kurz und gut, Herr Doctor, halten sie mich, abgesehen von Ihrer so schmeichelhaften Vorstellung von mir, für existirend oder nicht?“

Hr. Vaihinger: „Ich bedaure, die Entscheidung, zu der Sie mich drängen wollen, als kritischer Denker ablehnen zu müssen. Selbst am Tage unsrer goldnen Hochzeit würde ich so wenig wie heut in der Lage sein, ihnen diese Frage zu beantworten.“

Die Dame: „Sie geben vor, mich zu lieben, und glauben nicht einmal an meine Existenz?“

Hr. Vaihinger: „O theuerstes Fräulein gewiß glaube ich an Ihre Existenz, so fest wie

an die höchsten und heiligsten Träume des Menschenherzens, an das Gute und Schöne, — nur Ihre Existens zu wissen mußte ich ablehnen. Sie sind mehr als Wirklichkeit, Sie sind mein Ideal!"

Die Dame: „Herr Doctor, ich verstehe Sie nicht; wie können Sie an etwas glauben, von dessen Existenz Sie nichts wissen zu können behaupten?"

Hr. Vaihinger: „Ich glaube an Sie wie an die ewige Wahrheit der Poesie; ich bete Sie an als mein Gedicht, als das schönste und herrlichste, das mir je gelungen!"

Die Dame: „Sehr verbunden! Dann hätte ich also nicht blos die Ehre, ein Product Ihrer Sinnlichkeit, sondern auch eine Schöpfung Ihrer dichterischen Phantasie zu sein!"

Hr. Vaihinger: „Allerdings, mein Fräulein, und ich werde Sie ehren mein Lebelang, wie ich die Ideale meiner Jugend ehren werde."

Die Dame: „Aber würden Sie mich dann nicht eines Tages als eine „bewußte Illusion" betrachten?"

Hr. Vaihinger: „Sein Sie unbesorgt, Sie werden mir mit der Zeit zur „habituellen Illusion" werden, wie meine Liebe selbst."

Die Dame: „Gleichviel, einmal durchschaute Illusionen pflegt man sich nur noch so lange gefallen zu lassen, als sie süß, einschmeichelnd und angenehm sind, und ich habe keine Garantie, das wirklich zu sein, geschweige denn, immer zu bleiben. Wenn also Ihr Glaube an meine Existenz Ihnen bis jetzt nur als eine poetische Illusion Ihrer genialen Phantasie gilt, so habe ich von Ihrer interessanten Lection doch soviel kritische Vorsicht gelernt, um auf die Wahlentscheidung über Ihre Frage, ob ich Ihre Frau werden wolle, mindestens für so lange zu verzichten, als Sie auf die theoretische Entscheidung meiner Frage, ob ich existire oder nicht, verzichten zu müssen behaupten."

Hr. Vaihinger: „O mein Fräulein, wenn Sie nur ein Semester meine Collegien mit anhören würden . . ."

Die Dame: „Gott schütze mich!"

(Sie entflieht.)

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die wissenschaftliche Polemik in Deutschland wird so selten mit den Cavalierwaffen des Witzes und der Urbanität geführt, daß wir um so mehr Veranlassung hatten, auf die philosophische Satire, die in dem hier abgedruckten Dialog enthalten ist hinzuweisen.

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte,** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.

Im Verlage von **Ernst Julius Günther** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gemüth und Welt.

Gedichte

von

Friedrich Marx.

Dritte um die Hälfte vermehrte Auflage.

Miniatur-Format.

Elegant broschirt 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Urtheile der Presse.

Gemüth und Welt. Gedichte von Friedrich Marx. Leipzig. Ernst Julius Günther. Wenn ein Bändchen Gedichte es heutigen Tags bis zur dritten Auflage bringt, wie dies hier der Fall ist, so kann es keine Alltagswaare enthalten. Tiefe Empfindung, sympathische Wärme und natürliche Form sind die Vorzüge, die den Gedichten zur dritten, wie der Titel angibt, um die Hälfte vermehrten Auflage verholfen haben. (Süddeutsche Presse.)

Wer aber die dritte Auflage dieser so manigfaltigen Dichtungen, die dem Schönsten der modernen Literatur angereiht zu werden verdienen, unbefangen zur Hand nimmt, wird begreifen, daß der Name dieses österreichischen Dichters nicht bloß ein durch viele deutsche Gauen gedrungener, sondern auch ein solcher ist, dessen ehrenhafter keuscher Glanz niemals eine Trübung erfahren, sondern im Gegentheile von Jahr zu Jahr immer mehr an Ansehen gewonnen habe. Brachten schon die ersten Auflagen absolut Vollkommenes, so sind die als neueste Hinzuthat beigegebenen Gedichte dieser dritten relativ das Vollendetste. Marx hat sich überdies sein Selbstrichteramt bei Sichtung der ersten Auflagen nicht leicht gemacht. Eine eindringliche Kritik und ein feines Auge nimmt die vielfachen kleinen Varianten wahr, denen der Autor seine alten Gedichte stets zum Vortheil unterzogen hat.
(Karlsbader Anzeiger.)

Gemüth und Welt! zusammen ein einziges Ganzes und doch stets in zwei Theile geschieden zum ewigen Zwiespalt. Wie aber versöhnen diese Gedichte, nach beiden Seiten! Ein reines, treues Buch ohne jene bewußten Prätensionen und Effecthaschereien, aber voll inniger Seele, voll männlichen Ernstes und tiefen Gedanken, voll Liebe zu allem Schönen und Edlen. In herzenswarmen Liedern feiert der Dichter die Liebe zum Gespons, zu Eltern und Kindern, zum Freund, zum Vaterlande; in stimmungsvollen idyllischen und in hymnenschweren Gesängen verehrt er die Natur und vor Allem seine Heimat, unser herrliches Alpenland. Wohl etwas schwermüthig zuweilen, dann aber wieder weltfreudig und fromm blickt dieses gottgesegnete Auge hinaus, und wo Andere Elend, Trostlosigkeit und Niedergang sehen, erblickt es dort Hoffnung und Urständ des Idealen. (Heimgarten.)

Sie athmen tiefe Empfindung und gereifte Lebensanschauung. Anmuth des sprachlichen Ausdrucks und Formenschönheit stehen dem als Lyriker, Dramatiker und Uebersetzer ausgezeichneten Dichter in reicher Fülle zu Gebote. (Dresdner Zeitung.)

Habe ich gleich die erste Auflage dieser lieblichen Dichtungen gerne gelesen und mich daran erfreut so ergriff ich mit doppeltem Vergnügen das Büchlein der dritten vermehrten Auflage, denn ich wußte, daß Steiermarks allgemein beliebter Dichter Nichts bringen könne als wahre Poesie.
(Grazer Tagespost.)

Seine Poesien zeichnen sich durch eine seltene Reife der Weltanschauung, ein tiefsinniges, edles Empfinden und ein sinniges Erfassen der Natur aus. Frisch und unmittelbar zum Herzen dringend tönen seine Lieder; die Melancholie, die sich in manchem zarten Liebesverse ausprägt, ist nicht nach der üblichen Weltschmerz-Schablone gedrechselt, sie ist, wenn wir so sagen dürfen, eine „gesunde" und achtbare. Auf den weiten Wanderungen, die Marx in den Reihen des kaiserlichen Heeres gemacht, hat er manches Blümchen echter Poesie gepflückt, und zu dem duftigen Kranze gewunden, den er uns mit der Sammlung bietet. Die italienischen Kriegsjahre fanden ihn nicht allein als tapferen Kämpfer, sondern auch als scharf beobachtenden Poeten, dem unter dem Lärm des Kriegshandwerkes nicht der Sinn für die Liebes- und Lebensgluth, für die Schönheit und Pracht des Südens abging. Wir finden in dem Buche originelle und ansprechende Genrebilder aus Krieg und Frieden, Minnelieder, feurig und schwungvoll und wieder fein und zart, dann aber auch Reflexionen, in denen sich ein hoher Geist, ein echt christliches Gemüth und eine allumfassende Menschenliebe abspiegelt, harmonisch vereinigt.

(Bohemia in Prag.)

Der „Nürnberger Correspondent" schreibt: Unter die wirklich begabten Lyriker der Neuzeit darf mit vollstem Rechte der österreichische Hauptmann Friedrich Marx gezählt werden, von welchem nunmehr bereits die 3. Auflage seiner Gedichte „Gemüth und Welt" vorliegt, die um die Hälfte vermehrt ist. Welche Stoffe der Dichter poetisch verwerthete? Nahezu alle: Natur und Religion, Menschenwelt und Geschichte, das Herz in Freud' und Leid 2c. Aber es bilden diese Poesien nicht etwa bloß ein artiges Kaleidoskop, sondern sie wurzeln sämmtlich auf einer tiefen, weit umfassenden poetischen Weltanschauung, und wir vermissen nirgends das leuchtende Centrum, von dem alle Verse des Dichters ausstrahlen.

(Grazer Tagespost.)

Wenn die Gedichte Marx's schon bei ihrem ersten Erscheinen eine wohlwollendste Aufnahme fanden, so kann es nicht fehlen, daß diese jüngste Ausgabe sich des allgemeinen Beifalls erfreuen wird.

Nicht nur hat der Inhalt des Buches eine bedeutende Erweiterung erfahren, auch an die in den früheren Auflagen bereits enthaltenen Poesien ist eine strenge Feile gelegt worden, so daß bezüglich der Form auch die rigoroseste Kritik keinen Tadel aussprechen kann.

Was aber den Kern und das Wesen der Dichtungen betrifft, werden sie durch die Wahrheit und Tiefe der Empfindung, durch Zartheit und Sinnigkeit zuversichtlich die Herzen aller Leser und Leserinnen gewinnen.

Da findet sich nichts Erzwungenes, nichts Ueberkünsteltes. Das Abbild alles Großen und Schönen auf Erden, wie es in einer Dichterseele eigenthümlich sich spiegelt, tritt uns aus den Liedern entgegen.

Möge somit das treffliche, von Seite des Verlegers sehr nett ausgestattete Buch seine Wanderfahrt mit unserem besten Geleitsbriefe antreten und des Erfolges theilhaftig werden, den es verdient.

(Ludwig Bowitsch.)

Die soeben erschienene dritte Auflage seiner lyrischen und epischen Gedichte enthält neben einer kleinen Auswahl aus den ersten zwei Auflagen von „Gemüth und Welt" nunmehr in 8 Abschnitten Neues und Gehaltvolles. Abgeklärte Reife der Weltanschauung, hohe männliche Kraft und zartes lyrisches Empfinden in eigenthümlicher Mischung, Lebensbilder voll plastischer Naturwahrheit und von einem oft glühenden Colorite, — Gefühlstöne, wie sie nur dem echten Dichter zu Gebote stehen. Adel der Gesinnung, dazu eine bilderreiche, formvollendete Sprache, klangvolle, abwechslungsreiche Rythmen sind nach den Urtheilen seiner Kritiker die Vorzüge dieses Dichters, auf dessen Gedichtsammlung wir als auf eine interessante Novität aus dem noch immer zu wenig gekannten und gewürdigten Gedanken- und Gefühlsleben des deutschen Bruderstammes in Oesterreich hiermit nachdrücklichst aufmerksam machen. Das Buch ist sehr elegant ausgestattet und eignet sich vortrefflich als Festspende.

(Hamburger Zeitung.)

Inniges Gefühl und schöpferische Bildkraft, eine von eingehender Beobachtung der Länder und Völker, des wechselnden Menschenlebens und des historischen Zeitenlaufes genährte Anschauung verbindet sich bei Marx mit feinem Formgefühl und einer sichern Gestaltungsgabe. Diese vier Elemente innig gesellt schaffen uns eine Reihe echtdichterischer Gebilde, in welchen bald die lyrische Stimmung, bald der reflective Gedankenausklang überwiegt. Die vorliegende Auflage erscheint wesentlich bereichert, namentlich durch eine Reihe vortrefflicher Gelegenheitsgedichte, auf welche das bekannte Göthe'sche Urtheil über diese Gattung seine Anwendung findet. Gegliedert ist die Sammlung in folgende Abtheilungen: Junge Liebe, Heimath und Fremde, Zeit und Leben, Sonette, Vermischte Gedichte, Prologe, Gedenkblätter. Eine dankenswerthe Beigabe bilden die musterhaften Uebersetzungen verschiedener Gedichte von E. A. Poe, H. W. Longfellow und A. Poerio. (Mainzer Tageblatt.)

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Nach dem Tode.

Novelle

von **Marie v. Ebner-Eschenbach.**

„Still, mein guter Fürst! Sie wissen, ich halte die Liebe für das grausamste von allen Mitteln, welche die zürnende Gottheit erfunden hat um ihre armen Geschöpfe zu strafen. Wäre sie jedoch, wie Sie behaupten, das Schönste das es auf Erden gibt, dann würde es Ihnen in meiner Gegenwart vollends verboten sein, ein Glück zu preisen, das ich niemals kennen gelernt habe.“

Fürst Klemens stieß einen Seufzer aus, der ein minder kaltblütiges Wesen als Gräfin Neumark gewiß gerührt hätte, er blickte zum Plafond empor und gab, aus scheinbarem Gehorsam, dem Gespräche eine andere Wendung: „Was halten Sie von Sonnberg's Bemühungen um Thekla?“ sagte er. „Ich bin von dem Ernste seiner Absichten überzeugt. Machen Sie sich darauf gefaßt: dieser Tage — morgen vielleicht, kommt er, wirbt um Ihre Tochter, und im Frühjahr fliegt das junge Paar über alle Berge.“

„Möglich, möglich.“

„Und — Sie?“

„Und ich fahre nach Wildungen.“

„Sie werden sich dort sehr verlassen fühlen!“ rief der Fürst triumphirend aus. „Sie werden zum ersten Mal die Langeweile, am Ende sogar die Sehnsucht kennen lernen. Sie werden sich sagen, daß Sie eines Wesens bedürfen das Ihrer bedarf, und —“ er richtete sich auf, „die Hand ergreifen, die ich Ihnen — wir wollen nicht fragen wie oft, angeboten habe. Seien Sie aufrichtig —“ setzte er hinzu: „Könnten Sie wohl etwas vernüftigeres thun?“

„Vernünftigeres“, wiederholte die Gräfin langsam — „schwerlich.“

„Nun denn!“

„Nun denn? Sie sprachen vorhin von Liebe und jetzt sprechen Sie von Raison? Das sind Gegensätze lieber Freund.“

„Keineswegs! Gegensätze lassen sich nicht verbinden, Liebe und Raison hingegen, sehr gut; wir wollen es beweisen — Sie und ich!“

Marianne erhob das Haupt und richtete ihre glanzvollen Augen auf ihn; unter diesem Blicke fühlte Klemens seine Zuversicht schwanken, einigermaßen verwirrt und ohne rechten Zusammenhang mit seiner früheren Rede schloß er: „Früh oder spät, auch Ihre Stunde kommt.“

„Beten Sie zu Gott daß sie ausbleibe!“ entgegnete die Gräfin munter. „Wenn eine alte Frau anfängt zu schwärmen, dann geschieht es gewiß zu ihrem Unglück und zu ihrer Schmach, für irgend einen undankbaren Phaon, irgend einen flüchtigen Aeneas. Stellen Sie sich vor wie Ihnen zu Muthe wäre wenn Sie mich fänden in Verzweiflung wie Sappho, oder — wie Dido, im Begriffe den Scheiterhaufen zu besteigen. Stellen sie sich das vor!“

„Das kann ich mir nicht vorstellen“, sprach der Fürst.

„Es wäre Ihnen zu gräßlich. Aber Sie können ruhig sein. Keine falschere Behauptung als die, jeder Mensch müsse im Leben wenigstens einmal lieben. Im Gegentheil, die wahre, die furchtbare Liebe, gehört zu den größten Seltenheiten und ihre Helden sind an den Fingern herzuzählen, wie überhaupt alle Helden. Mit jener Liebe hingegen, die wir kleinen Leute fähig sind zu fühlen, sind wir kleinen Leute, wenn wir nur wollen und bei Zeiten zum Rechten sehen, auch fähig fertig zu werden.“

Der Fürst streckte mit würdevoll ablehnender Geberde die Hand aus, als wolle er diese Sophismen von sich weisen und antwortete: „Wir werden fertig mit ihr, oder sie wird fertig mit uns.“

Abermals glitt ihr Blick über sein rundes Gesicht, über seine breiten Schultern, die so rüstig die Last eines halben Säkulums trugen: „Das hat gute Wege, noch bin ich unbesorgt,“ sagte sie.

Der Fürst beendete den Wortstreit mit der Erklärung: zu reden verstände er, zu überreden nicht. Und in der That, dazu fehlte ihm das Talent und — die Gewissenlosigkeit. Ach, es ließ sich nicht leugnen, daß er trotz seiner verzehrenden Leidenschaft, besonders seit einiger Zeit, erstaunlich gedieh; ja, er mußte sich's gestehen, sogar in den Tagen, wo diese Leidenschaft am heftigsten gelodert, hatte sie nicht vermocht ihm die Freude zu verderben an seinen Jagdpferden, an der zunehmenden Anzahl Hochwilds in seinen Thiergärten, an seinem ganzen fürstlichen Junggesellen-Hausstand auf dem Lande wie in der Stadt.

Klemens war nicht im Reichthum, sondern als ein aussichtsloser Sprosse der gänzlich unbegüterten jüngeren Linie Eberstein geboren worden. Von Kindheit an für die militärische Laufbahn bestimmt, brachte er's bis zum Rittmeister, nach siebenundzwanzig, meist in elenden Garnisonen verlebten Jahren. Im Verlaufe derselben lernte er alle Bitternisse des durch „unfreie Association“ gebildeten Standes aus dem Grunde kennen, setzte ihnen jedoch den ruhigen Gleichmuth eines aufrechten Mannes entgegen, und verstand es die etwas schiefe Stellung des zugleich vornehmsten und ärmsten Offiziers im Regimente, mit würdevollem Takte zu behaupten. Der brave Schwadrons-Commandant stand bereits in reifem Alter, als eine Reihe von unerwarteten Todesfällen, die Verzichtleistung eines näheren Agnaten, die Mißheirath eines anderen, ihn zum Eigenthümer des zweiten Majorats seines Hauses machte. Sofort verließ der Fürst den Militärdienst und widmete sich mit fast jugendlichem Eifer dem Dienste der großen Welt. Die Begeisterung, mit welcher er dort aufgenommen wurde, berauschte ihn anfangs, doch begann er nur allzubald an dem Werthe seiner Erfolge zu zweifeln. Die Frage, die einen geborenen Majoratsherrn, der sich ohne sein Erbgut so wenig denken kann, wie seine Seele ohne seinen Leib, nie beunruhigt, die Frage: „Was gelte ich?“ bedrängte ihn und brachte ihn endlich um alle Zuversicht, um all sein unbefangenes Selbstvertrauen.

Da — zum ersten Male trat ihm in schwüler Ball-Atmosphäre, umrauscht von den Klängen der Musik, umweht von Blumendüften, umstrahlt von Kerzenschimmer, die glänzende Gräfin Marianne von Neumark entgegen, und er schloß sich sofort der dichtgedrängten Reihe ihrer Bewerber an. Wohl hieß es, Marianne habe kein Herz, ihre Liebenswürdigkeit sei werthlos, denn sie bestehe nur in Worten und werde gleichmäßig an alle, die ihr nahten, verschwendet; aber dennoch vermochte keiner der einmal von ihrem Zauber berührt worden, sich ganz aus demselben zu lösen. Der Fürst war kaum in das Bereich von Mariannens Anziehungskraft gelangt, als er sich davon mächtig ergriffen fühlte. Mit geradezu blendender Klarheit leuchtete es ihm ein, er habe das Weib gefunden, das für ihn geschaffen sei, und vierzehn Tage nach ihrer ersten Begegnung stellte er, sehr beklommen, sehr bewegt — wenn auch nicht ohne Siegesgewißheit — seinen Heirathsantrag.

Er wurde ausgeschlagen, kränkte sich, zürnte und verlangte die Gründe der erlittenen Abweisung zu kennen. Mit sanfter Ruhe setzte Marianne ihm dieselben auseinander und es waren lauter triftige Gründe: Sie hätte sich an Unabhängigkeit gewöhnt, sie taugte nicht mehr für die Ehe, längst stände bei ihr fest, daß ihr Töchterchen keinen Stiefvater erhalten dürfe . . . Und so weiter!

Klemens reiste nach England, kehrte von dort erst zur Winterszeit zurück und stürzte sich nach seiner Heimkehr mit erneuerter Unerschrockenheit in die große Welt. Man sah es ihm an den Augen an, es verrieth sich in jedem seiner Worte, daß er entschlossen war, aus diesem Fasching als Bräutigam hervorzugehen. Aber — wieder erwachten seine Zweifel, wieder stellte die Ernüchterung sich ein. Die Wahl war zu groß um nicht schwer zu sein, ein erster Schritt zu bindend um nicht reiflichste Ueberlegung zu fordern. Die Unternehmungslust des Fürsten sank von neuem, als er von neuem inne wurde, daß es sich nicht darum handle zu erobern, sondern erobert zu werden. Marianne traf er oft in Gesellschaft und ging dann mit stummem und feierlichem Gruße an ihr vorüber. Sie gefiel ihm wo möglich noch mehr als im verflossenen Jahre. Was waren Alle deren Besitz ihm erreichbar gewesen wäre, im Vergleiche zu der Einen Unerreichbaren? Konnte man einem hübschen Gesichte Aufmerksamkeit schenken, nachdem man diesen klassischen Kopf gesehen, in Haltung und Form, ja in jedem Zuge, dem der Venus von Milo so ähnlich? Konnte man dem Geschwätz eines Backfisches das geringste Interesse abgewinnen, nachdem man die Gräfin einmal sprechen gehört?

Auf einem endlosen Balle, dem Klemens und Marianne als Zuschauer beiwohnten, fügte es der Zufall, daß sie im selben Augenblicke aus dem Tanzsaale in den luftigeren Raum eines anstoßenden Salons traten. Klemens verneigte sich wie gewöhnlich schweigend, sie dankte freundlich lächelnd und doch schien es ihm als sei über ihr Gesicht ein Ausdruck leiser Trauer gebreitet, der ihn ergriff und ihm, halb gegen seinen Willen die Frage erpreßte: „Wie geht es Ihnen, Frau Gräfin?"

Sie antwortete unbefangen und ein Weilchen später saßen sie nebeneinander auf dem Kanapee, in eifriges Gespräch versunken. Klemens wußte nicht mehr, daß sie ihm schweres Unrecht angethan, und als er sich dessen besann, da hatte sie sich so eben erhoben, reichte ihm die Hand und sagte: „Warum besuchen Sie mich nicht mehr? Ich bin zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags immer zu Hause."

Von nun an wäre jeder fehl gegangen, der den Fürsten zu jener Stunde irgendwo anders gesucht hätte als im kleinen braunen Salon Mariannens. Er erschien mit einem

Lächeln und entfernte sich mit einem Seufzer auf den Lippen, täglich, den ganzen Winter hindurch. So ging es fort durch zwei, durch — zehn Jahre. Im Frühling reiste er nach seinen Gütern, sie nach den ihren; man sah einander erst im Herbste wieder, denn auf dem Lande liebte die Gräfin Neumark einsam zu leben und nahm keine anderen als die unentrinnbaren Besuche ihrer Nachbarn an. Von Zeit zu Zeit erneuerte Klemens seine Werbung und machte die Beobachtung, daß jeder ablehnende Bescheid, den er erhielt, ihn weniger schmerzte. Was doch der Mensch nicht alles gewöhnt! Es kam so weit, daß Marianne ohne grausam zu sein fragen durfte: „Wie ist mir denn? Nun sind anderthalb Jahre vergangen, in denen Sie nicht an meine Versorgung dachten. Ich scheine Ihnen reif geworden zur Selbständigkeit . . . O wie muß ich aussehen!“

Sie hatte gut lachen über ihr Alter; fast spurlos war die Zeit an ihr vorbei gegangen und hatte ihr kaum Einen Vorzug der Jugend geraubt. Ihr ganzes Wesen athmete die Frische, die nur denjenigen Frauen bewahrt bleibt, die niemals große Leidenschaften empfunden, niemals schwere Seelenkämpfe erfahren haben, und die einem mehr oder minder unbewußten Selbsterhaltungstriebe folgend, immer da nachzudenken aufhören, wo das Nachdenken anfängt weh zu thun.

„Sie ist gut“, meinte der Fürst „und doch nicht zu gut, gescheidt und doch nicht zu gescheidt. — Mit ihr zu verkehren ist eine Wonne.“ Klemens fühlte das heute wie vor zehn Jahren. Und wenn er auch das Ziel seiner Wünsche nicht erreichte — die besten Stunden seines Lebens hat er hier in diesem kleinen traulichen Gemache, an diesem Kamine zugebracht, an dem er jetzt ihr gegenüber saß und einen Vortrag hielt über seinen Mangel an Beredsamkeit.

Marianne, die Hände über einander gelegt, hörte ihm scheinbar zu. Sie mußte jedoch einen anderen Gedankengang verfolgt haben, denn plötzlich unterbrach sie seine Rede: „Und Sonnberg?“ fragte sie, „Haben Sie ihn heute schon gesehen? Kommt er Abends auf den Ball?“

„Wie sollte er nicht?“ antwortete Klemens, „er ist ja sicher, Sie und Thekla dort zu finden.“

„Sie gefällt ihm also, meinen Sie?“

„Gefällt? . . . Er ist entzückt von ihr, hingerissen, über und über verliebt! Verlassen Sie sich auf mich, ich wiederhole es: bevor diese Woche zu Ende geht, ist Thekla seine Braut.“

Marianne war nachdenklich geworden, eine Wolke lag auf ihrer Stirn als sie nach einer Pause erwiederte: „Ich könnte für sie nichts besseres wünschen.“

„Ja, der ist's,“ meinte Klemens, „der ist's! Ein Schwiegersohn recht nach Ihrem Herzen.“

„Und ein Mann nach Thekla's Kopfe“, fügte die Gräfin hinzu.

Marianne war bei der Erziehung ihrer Tochter vornehmlich von der Sorge geleitet gewesen, in dem Kinde keine „Sentimentalitäten“ und keine „Exaltationen“ aufkommen zu lassen. Thekla's Verstand sollte ausgebildet, und ihre Phantasie gezügelt werden. Wohlthätigkeit und Großmuth hatte man ihr als Anforderungen ihres Standes hin zu stellen. Sie sollte geben lernen, reichlich, mit vollen Händen, niemals jedoch ohne Ueberlegung, vor allem nie aus einer flüchtigen Wallung des Mitleids. „Wissen Sie

warum, liebe Dümesnil?" sagte die Gräfin zu der Gouvernante ihrer Tochter, „weil jede Wohlthat mit Undank belohnt wird, und weil wir den leichter verschmerzen, wenn unser Gefühl mit der Handlung, die ihn hervorrief, nichts zu thun hatte."

„Ah madame, à qui le dites-vous?" antwortete Madame Zephirine Dümesnil, wie bei jeder Gelegenheit, in welcher ihr der Sinn von Mariannens Reden völlig dunkel blieb.

Madame Dümesnil war eine trockene, auf ihren Vortheil bedachte Französin, die sich gegen alles in der Welt, sogar gegen ihre Pflegbefohlenen, gleichgiltig verhielt. Als aber Thekla heranwuchs, geläufig englisch und französisch sprach, ein brillantes Salonstück mit Sicherheit und Bravour auf dem Klavier vorzutragen verstand, wie ein Dämon zu Pferde saß, wie ein Engel tanzte und „un port de reine" bekam, da gerieth ihre Erzieherin zu Zeiten in Ausbrüche einer seltsam kalten, jedes Wort sorgsam abwägenden Bewunderung für die junge Dame.

Plötzlich jedoch wurde sie sparsamer mit ihrem Lobe und dafür verschwenderisch mit leisen Warnungen, die sich sammt und sonders auf die Gefahren des Unbestandes bezogen. Die Comtesse, die bisher so manche Stunde des Tages am Klavier zugebracht, hatte nämlich begonnen ihr musikalisches Talent zu vernachlässigen und sich mit einer bei ihr ganz unerhörten Leidenschaftlichkeit auf die Malerkunst geworfen. Mit Mühe nur bewog man sie ihre Staffelei zu verlassen. Freilich bot diese meistens einen interessanten Anblick dar. Da begraste sich eine magere Kuh auf fetter, oder eine fette Kuh auf magerer Weide; da schlich eine Ziege tiefsinnig durch die schauerliche Stille der Einöde, da ragte aus dem Abgrund eine schmale Klippe empor und auf derselben stand eine Gemse, mit Füßen, zusammengeschoben wie die eines in Ruhe gesetzten Feldsessels.

So oft Thekla's Zeichenmeister erschien, hatte sie ihm ein eben fertig gewordenes Werk vorzuweisen. Herr Krämer warf sich in einen Fauteuil, der Staffelei gegenüber, spreizte die Beine auseinander, stützte die Ellenbogen auf seine Schenkel und verschränkte die Hände. „Damit ich sie nicht über den Kopf zusammenschlagen kann —" sagte er, blickte zuerst zu Thekla und dann zu dem neuentstandenen Kunstwerk empor und fuhr fort, während es gar sonderbar in seinem Gesichte zuckte: „Schau, schau unser Comtesserl! . . . Aber was macht denn die Bank mitten auf der „Straßen"? . . . Ja so, ein Pferd ist's . . . Aha! — Also nur fort so — das heißt: ganz anders . . . ich mein' halt nur in der Ausdauer. Geduld überwindet Sauerkraut."

Madame Dümesnil warf ihm einen indignirten Blick zu, Thekla jedoch nahm Palette und Malerstock zur Hand und machte sich mit glühendem Eifer an die Arbeit. Krämer spaßte die ganze Stunde hindurch, ergriff manchmal einen Pinsel, und über die Schulter seiner Jüngerin hinweg verwischte er die Hälfte des Bildes, an dem sie sich mit so großer Emsigkeit abmühte. Sie nahm es nicht übel, erhob keine Einsprache, und Madame Dümesnil, auf solche, ihr von Thekla nie erwiesene Unterwürfigkeit eifersüchtig, nahm den Maler „en horreur".

Da ereignete sich eines schönen Wintermorgens etwas Ungeheures, etwas Unerhörtes. Madame Zephirine stürzte in das Schlafzimmer der Gräfin und legte eine Herrn Krämer gehörende Zeichnungsvorlage auf Mariannens Bett. Sie rief: „Madame, madame — voila!" und deutete mit „schauderndem Finger" auf eine Zeile, die an den Rand des Blattes hingekritzelt, die Worte enthielt: „Haben Sie mich lieb?" Daneben war von anderer, ach von schwungreicher, kühner, ach, von Thekla's Hand, ein deutliches: „Ja!" geschrieben.

Marianne starrte die unheilvollen Züge an und ihr Gesicht wurde weiß, wie das Kissen auf dem sie ruhte.

„Dieses Blatt“, keuchte Zephirine „dieses Blatt war bestimmt, heute dem Unverschämten übergeben zu werden . . .“

Marianne hemmte den Ausbruch von Madame Dümesnil's Zorn, dankte ihr bestens für die bewiesene Wachsamkeit und äußerte den Wunsch, allein gelassen zu werden.

Als Krämer, wie gewöhnlich zu spät, zur Unterrichtsstunde kam, wurde er an der Hausthür von dem Kammerdiener in Empfang genommen und anstatt nach Thekla's Lehrzimmer, nach dem Salon geleitet. Schon das machte ihn stutzen, als er aber die Gräfin erblickte, die ihm mit dem corpus delicti in der Hand entgegen trat, ward ihm recht übel zu Muthe.

„Herr Krämer“ begann Marianne mit gepreßter Stimme — „es ist unwürdig von Ihnen . . .“ Ihre hohe Erregung hinderte sie fortzufahren, und der burschikose junge Mann und die ruhige, weltgewandte Frau standen einander fassungslos gegenüber.

Er war's, der seine Geistesgegenwart zuerst wieder gewann.

„Frau Gräfin“, sagte er, auf das Blatt deutend, das sie früher vor ihm emporgehalten und das jetzt in ihrer herabgesunkenen Rechten zitterte — „Nehmen Sie's nicht übel, Frau Gräfin. Das Comtesserl ist immer so schön roth worden wenn ich gekommen bin, und so hab' ich mir halt einen Spaß gemacht. Einen schlechten Gedanken hab' ich dabei nicht gehabt. Nehmen Sie mir's nicht übel“, wiederholte er treuherzig.

Marianne sah ihn an und zum ersten Male fiel es ihr auf, daß Herr Krämer ein hübscher Mensch war, mit gewinnenden Augen und mit offenem Gesichte. Das ihre verfinsterte sich immer mehr und nach einer neuen peinlichen Pause sprach sie: „Meine Tochter nimmt von heute an keinen Unterricht im Malen mehr . . .“

Er fiel ihr rasch ins Wort. „Das ist gescheidt! denn, wissen Sie, Frau Gräfin, Talent hat sie gar kein's. Es ist schad' um die Zeit. Ich hätt' Ihnen das eigentlich schon lang' sagen sollen, aber ich hab' mir halt gedacht, bei Ihres Gleichen kommt es ja nicht darauf an.“

So großer Unbefangenheit gegenüber erlangte Marianne — wenigstens scheinbar — ihren Gleichmuth wieder. Mit einigen kalt verabschiedenden Worten reichte sie Herrn Krämer seine Zeichnungsvorlage, von der Thekla's „Ja“ sorgsam weggetilgt worden war, und ein wohlgefülltes Couvert.

Dem Maler schoß das Blut ins Gesicht; er senkte einige Sekunden lang den Blick auf das inhaltreiche Päckchen in seinen Händen und sagte dann: „Schauen Sie, Frau Gräfin, das kann ich nicht annehmen . . . Das hab' ich nicht verdient.“ Resolut legte er das Geld auf den Tisch, bat „dem Comtesserl“ einen Gruß von ihm auszurichten und ging seiner Wege.

Hätte Herr Krämer nicht so große Eile gehabt den Platz zu räumen, und sich in der Thür umgewandt, ihm würde ein Anblick zu Theil geworden sein dessen sich Niemand aus der nächsten Umgebung der Gräfin rühmen konnte. Er hätte die Frau, die man empfindungslos nannte, dastehen gesehen, bebend, gebeugt, das Gesicht von Thränen überströmt. — —

Abends hatte Madame Dümesnil wie gewöhnlich die aus dem Theater kommenden Damen mit dem Thee erwartet. Marianne trat vor den Pfeilerspiegel um ihre Coiffüre abzunehmen. Sie stand abgewandt von ihrer Tochter, die sich in einen Fauteuil nieder-

gelassen hatte, und auf deren Gesicht das Licht der von einem Schirme halb bedeckten Lampe fiel. Jeden Zug, jede Bewegung desselben konnte Marianne deutlich im Spiegel sehen.

Nach einigen Bemerkungen über die heutigen Vorstellung, sprach die Gräfin in gleichgiltigem Tone: „Unter anderem: der Zeichenlehrer hat abgedankt. Er gedenkt nicht länger seine Zeit mit unserer Thekla zu verlieren . . . Er meint, du hättest kein Talent, armes Kind."

Thekla's Augen sprühten helle Zornesfunken, die Röthe des Unwillens flammte auf ihren Wangen; ihre zuckenden Lippen öffneten sich wie zu rascher Antwort, aber — sie schwieg. Sie warf den Kopf mit einer stolzen Bewegung in den Nacken und — schwieg.

Nach einer kleinen Weile war Marianne mit ihrer Coiffüre zu Stande gekommen, setzte sich an den Tisch und ließ sich mit Madame Dümesnil in eine lebhafte Erörterung der neuen Kleidermoden ein, an welcher Thekla nicht theilnahm.

Das junge Mädchen befand sich zwei Tage lang in empörter Stimmung, dann verfiel sie in Melancholie, die nach abermals zwei Tagen einer unbestimmten Empfindung Platz machte, halb Groll, halb Reue, ganz und gar: Unbehagen. Noch waren nicht vier Wochen ins Land gegangen seit Herrn Krämer's improvisirter Liebeswerbung, als die kleine Gräfin sich ihres so rasch ertheilten Jawortes nur noch mit Entsetzen erinnerte; und ein halbes Jahr hindurch konnte sie von ihrem, oder von einem Zeichenlehrer überhaupt nicht sprechen hören, ohne vor Scham an Selbstmord zu denken.

Einen tiefen, ja, wie Madame Dümesnil meinte, unbegreiflich tiefen Eindruck, machte diese Episode im Jugendleben Thekla's, auf ihre Mutter.

Das kleine Ereigniß, es ist nicht anders möglich, muß die Gräfin zu einem Rückblick in ihre eigene Vergangenheit veranlaßt, muß schmerzliche Erinnerungen in ihr geweckt haben, dachte die Französin. Sie besann sich jetzt des halb vergessenen Gerüchtes, Marianne habe dereinst einen Menschen geliebt, der ihrer in keiner Weise würdig gewesen sei; einen Mann von vielem Geiste, scharfem Verstande, aber zweifelhaftem Rufe, der die Phantasie des jungen Mädchens zu fesseln, ihr Herz zu gewinnen wußte und sich plötzlich — sehr zur Beruhigung ihrer Eltern — von ihr abwandte, um ein mit Ostentation zur Schau getragenes Verhältniß mit einer stadtkundigen Schönheit einzugehen. Es gab Leute die behaupteten, vielleicht ohne es selbst zu glauben, die Gräfin habe ihre Neigung für Hans von Rothenburg niemals ganz überwunden. Diese schlecht belohnte Liebe habe Zeit und Entfernung, habe Mariannens Ehe mit einem ehrenwerthen Manne überdauert und den einzigen Schatten geworfen, der jemals in ihr glückliches Dasein fiel. Was an alledem Wahres sei, erfuhr die neugierige Dümesnil nie und blieb in dieser Sache auf die Gedanken angewiesen, welche sie sich selbst darüber machte. Nahrung gab ihnen allerdings die Unruhe, in die Marianne durch Thekla's kindische Herzensverirrung versetzt wurde. So ängstlich behütet man ein geliebtes Haupt nur vor selbst erfahrenem Uebel. Die Gräfin stand Nachts auf und wachte stundenlang am Bette ihrer schlafenden Tochter. Sie führte eine strengere Kontrole denn je über die Bücher die Thekla las, über die Musikstücke die sie spielte, einen lebhafteren Kampf denn je gegen Ueberspanntheit und Schwärmerei. Und sie mußte sich endlich sagen, daß dieser Kampf siegreich gewesen war.

Mit achtzehn Jahren trat Thekla in die Welt, gefiel außerordentlich, und bewegte sich in der neuen Umgebung wie in ihrem ureigensten Elemente. Nichts blendete, nichts

überraschte sie. Ruhig nahm sie die Huldigungen hin die ihr dargebracht wurden, lächelte über den Neid minder Bevorzugter, und hielt mit kühler Majestät jeden fern, der sich aus einer weniger glänzenden Atmosphäre hervor in die ihre wagte.

Einige „sehr annehmbare" Bewerber waren von Thekla bereits ausgeschlagen worden, als Paul Sonnberg zum ersten Male in der Gesellschaft erschien. Ihm ging der Ruf eines Mannes voran, der zu einer großen Laufbahn bestimmt sei. In seinem Leben war alles anders gewesen als in dem der meisten seiner Standesgenossen. Eine Jugend voll Arbeit und Mühen lag hinter ihm. Er hatte als Kind die öffentlichen Schulen besucht und dann eine deutsche Universität bezogen.

„Obwohl er Ihr einziger Sohn, der einzige Erbe eines großen Vermögens ist?" sprachen die Leute zu seinem Vater.

„Weil er das ist", lautete die Antwort. „Vermögen ist Unvermögen in der Hand eines Menschen, der nichts vermag. In meiner Hand zum Beispiel, in der Euren!"

Schwer lastete auf dem alternden Manne das Bewußtsein, den Anforderungen der neuen Zeit, die für ihn unversehens hereingebrochen war, nicht genügen zu können. Das Gefühl der Ohnmacht, das ihn niederdrückte, sollte sein Sohn niemals kennen lernen; gerüstet sollte der in das streitbare Leben treten, arbeitsgewohnt in die thätigkeitsfrohe Welt. Der Vater meinte ihn nicht zeitlich genug auf eigene Füße stellen, auf eigene Kraft anweisen zu können.

„Es mußte sein! es geschah für ihn!" damit tröstete der Graf sich und seine Frau nach dem Abschied von dem geliebten Kinde, das ihnen — eine spät erfüllte Hoffnung — noch im Alter geschenkt worden war.

Paul verstand die Wünsche und Erwartungen der Seinen und übertraf sie alle. Jahr um Jahr kehrte er zurück reicher an errungenen Ehren. Daheim empfing ihn vergötternde Liebe; die Mutter lebte auf, der Vater vermochte kaum sein Entzücken über den herrlichen Sohn hinter still billigendem Ernste zu verbergen; alle Gesichter verklärten sich, das ganze Haus schimmerte im Freudenglanze. Wie ein verwunschener Prinz in den Tagen der Entzauberung zu seinem Königreiche kommt, so kam auch Paul für kurze Zeit in den Besitz seiner angestammten Rechte. Nach absolvirter Universität ging er nach England, um dort Agronomie zu studiren und traf endlich, heiß und ungeduldig ersehnt, zu bleibendem Aufenthalte im Elternhause ein. Nun hieß es zeigen was er gelernt hatte! Es hieß Neuerungen einführen, die wirthschaftlichen Zustände seines Erbgutes verbessern, der ganzen Gegend ein Beispiel geben zu heilsamer Nachahmung. Der stumpfe Widerstand der seinem Eifer, das Mißtrauen das seinem guten Willen entgegengebracht wurden, entmuthigten ihn nicht — lange nicht! Als er aber nach Jahren rastlosen Fleißes immer wieder an die eingebildete und doch unübersteigliche Scheidewand zwischen Theorie und Praxis anrannte, als jeder seiner Erfolge mit Spott, jeder seiner Mißerfolge mit Schadenfreude begrüßt wurde, da riß ihm die Geduld, und Ueberdruß stellte sich ein. Dieser wurde noch erhöht durch die Unsicherheit der allgemeinen Lage, durch die trostlosen Verhältnisse des ganzen Landes. Oesterreich stand damals am Abgrund an den die Sistirungspolitik es geführt; im Innern war der Hader der Nationalitäten entbrannt, von Außen drohten Kämpfe auf Leben und Tod.

In der Ehe, die Paul, den heißesten Wunsch seiner Eltern erfüllend, mit ihrer Ziehtochter, einer armen Verwandten geschlossen hatte, fand er kein Glück. Seine junge

Frau war von ihm niemals geliebt worden und er fühlte sich durch ihre Liebe nur gequält. So war ihm der Aufenthalt in der Heimat in jeder Weise vergällt, und freudig beinahe als die Kriegsanzeichen sich mehrten, eilte er nach Wien und ließ sich als gemeiner Soldat in ein Regiment anwerben, das eben nach Italien abmarschirte. Auf dem Wege erreichte ihn die Nachricht, daß ein Töchterchen ihm geboren sei und daß er seine Frau verloren habe.

Nach beendetem Feldzuge quittirte Paul die Offizierscharge, zu welcher er auf dem Schlachtfelde von Custozza befördert worden und nahm im Reichsrathe seinen Platz unter den Männern der Opposition ein. Sein Wissen, die Energie, mit welcher er seine Meinungen vertrat, erregten Aufmerksamkeit. Daß er ideale Zwecke verfolgte, setzte man auf Rechnung seiner Jugend; daß er freisinnige Politik trieb, wurde als eine Art Sport angesehen und dem Edelmanne verziehen, der den Augenblick schon finden werde, in die rechte Bahn einzulenken. In der Gesellschaft sicherten ihm seine Geburt und sein Vermögen eine bevorzugte Stellung. Aber sein Fuß war zu schwer für den parkettirten Boden des Salons. Er hätte die große Welt bald geflohen, wäre nicht Thekla darin zu finden gewesen. Wenn je zwei Menschen, so waren die für einander geboren, urtheilte ihre Umgebung. Beide zu gleichen Ansprüchen berechtigt, beide jung, schön, hochbegabt, mit Glücksgütern reich gesegnet. Namen, Rang, Verhältnisse in vollkommenster Uebereinstimmung. Mit der Unbefangenheit eines Mannes der eine Zurückweisung nicht besorgt, legte Sonnberg seine Bewunderung an den Tag, mit sichtbarem Wohlgefallen wurde sie aufgenommen. Alle anderen Bewerber Thekla's traten zurück und jede leise Hoffnung auf die Gunst der Gefeierten erlosch, als man Paul, dem Fürsten Eberstein auf die Frage: „Wie gefällt sie Ihnen?“ antworten hörte:

„Wie das Schönste, das ich jemals sah!“

Der Ball, auf dem Fürst Klemens eine entscheidende Wendung seines Schicksals zu erleben hoffte, ging zu Ende; er war der letzte und zugleich der glänzendste dieser Saison. Marianne erwartete nur den Schluß des Cotillons um das Fest zu verlassen, und dieselbe Absicht hatte Sonnberg ausgesprochen, der an ihrer Seite sitzend, dem Tanze zusah. Sie führten ein eifriges Gespräch, das die Gräfin von allgemeinen Gegenständen auf besondere, und endlich auf persönliche zu lenken verstand. Paul bemerkte bald, daß er einem kleinen Verhör unterzogen wurde, doch geschah dies in so freundlich theilnehmender Weise, daß es unmöglich war, auf eine Frage die Antwort schuldig zu bleiben. Besonders warm und herzlich lauteten die Erkundigungen Mariannens nach den Eltern Sonnberg's und nach seinem Töchterchen; sie wollte wissen, ob die Kleine ihrer verstorbenen Mutter ähnlich sehe, sie wollte etwas hören von ihrer Gemüthsart, ihren Eigenthümlichkeiten.

Ein überlegenes Lächeln umspielte seinen Mund und er entgegnete: „Sie lag in Windeln, als ich sie zum letzten Male sah, ich kann Ihnen demnach über das Aeußere der jungen Person nichts verrathen. Ihre Eigenthümlichkeiten aber, ihre Gemüthsart werden wohl die der Leute ihres Alters sein.“

„— Und die ihrer eigenen kleinen Individualität.“

„Individualität? ich denke, daß sie noch keine hat. Mit drei Jahren sind alle Kinder einander gleich.“

„Nicht zwei", sprach die Gräfin bestimmt, „auf der ganzen Erde nicht zwei!"

„Wahrhaftig?" versetzte er zerstreut. Sein Auge verfolgte mit dem Ausdruck eifersüchtigen Entzückens die schöne Thekla, die jetzt in den Armen ihres Tänzers an ihnen vorüber wirbelte.

Marianne verglich die heiße Leidenschaft, die aus seinen Blicken funkelte, mit der Kälte, die sie angefröstelt hatte, als er von seinen Eltern, seinem Kinde sprach und dachte: — Was für eine Art Mensch bist du eigentlich? es liegt etwas Unfertiges, Unaufgeschlossenes in dir. — Ah! tröstete sie sich, er hat zu viel in Büchern gesteckt, er kennt das Leben nicht. Die Schule und ein einsames Schloß auf dem Lande, das war bisher seine ganze Welt. Er steht zum ersten Mal im Menschengewühl und mit all seiner Weisheit ist er doch nur ein Neuling darin. Aber — wo hat er Wurzeln geschlagen? Was ist sein eigentliches Element? Die Familie nicht, er scheint sehr gleichgiltig gegen alle die ihm angehören. Wahrlich, ein Mann der Mariannen auf dem Balle von den Süßigkeiten des Familienlebens vorgesäuselt hätte, wäre ihr lächerlich vorgekommen, aber so trocken wie dieser Sonnberg es that, sollte Niemand diejenigen abfertigen, die ihn an die Seinen erinnern.

Die Gräfin sah ihn von der Seite an: — Verwöhnt wurdest du, das ist's! Zuerst durch das Glück, das dich mit Talent reich ausgestattet hat und mit Mitteln es geltend zu machen, dann durch übergroße Liebe. Als eine Last empfindest du sie und meinst genug zu thun, wenn du sie nur duldest, nur erträgst.

Wieder betrachtete sie ihn, forschend, aufmerksam. Sein Angesicht drückte die höchste, erwartungsvollste Spannung aus. „Wahltour!" hatte der Vortänzer gerufen — Thekla, eben erst an ihren Platz zurückgeführt, erhob sich. Mehrere junge Leute eilten herbei, umringten sie und jeder flehte: „Wählen Sie mich! — mich!" Sie schüttelte verneinend den Kopf, der Kreis der um sie geschlossen worden war, theilte sich und sie ging, an all den Enttäuschten vorbei, langsam, in gleichmäßigen Schritten die Breite des Saales durchschreitend, auf Sonnberg zu. Und nun, anmuthig und stolz in ihrem duftigen Gewande, die Wangen rosig angehaucht, die herabhängenden Hände leicht in einander gelegt, stand sie vor ihm und grüßte ihn mit einem kaum merkbaren Neigen des Hauptes. Er sprang auf — aus seinem Antlitz war alle Farbe gewichen — er zitterte, ja, er zitterte! wie nach Athem ringend hob sich seine Brust . . . Im nächsten Augenblicke jedoch hatte er sich gefaßt, umschlang die reizende Gestalt und sie flogen im raschen Takte der Musik dahin, von allen die sich in dem leuchtenden Saale, lebensdurstig und lebensfreudig im Tanze bewegten, das schönste Paar.

An der Seite dieses Mannes nahm sich Mariannens blühende Tochter beinahe schmächtig aus, aber friedliche Ruhe lag auf ihrer Stirn, gleichmüthig wie immer glänzten ihre klaren blauen Augen, während die seinen zu glühen schienen und sein ganzes Wesen eine gewaltige, tiefe, selige Verwirrung verrieth.

Die Gräfin fühlte die bange Sorge schwinden, die ihr Herz beklemmt hatte. — Die wird ihn nicht verwöhnen, sagte sie zu sich selbst, der zweiten Frau wird er sich beugen!...

Ein hagerer, hochgewachsener Mann, der sich ihr näherte, unterbrach sie in ihren Betrachtungen.

„Sie tanzt!" sprach er, auf Sonnberg deutend „die Statue des Comthurs steigt von ihrem Piedestal herab und tanzt!"

Marianne wandte sich langsam beim Klange der wohlbekannten Stimme und ent-

gegnete: „Das ist weniger verwunderlich, Herr von Rothenburg, als daß Sie kommen um ihr zuzusehen."

„Deshalb komme ich auch nicht, sondern um, wie gewöhnlich, meine Betrachtungen zu machen beim Schluß unserer Carnevals-Ausstellung, unseres Kindermarktes von Bethnal-Green."

Die Gräfin zuckte schweigend mit den Achseln, er nahm ohne Umstände Platz neben ihr und fuhr fort: „Immer dasselbe, nicht wahr? Angebot und Nachfrage stimmen niemals überein."

Wie Kurzsichtige pflegen, zog er seine kleinen tiefliegenden Augen zusammen und fixirte Marianne mit eigenthümlich scharfem Blicke.

„Was fehlt Ihnen, Frau Gräfin? Sie sind aufgeregt. Sollte das Ereigniß, das bevorsteht in Ihrer Familie, sich Ihrer unbedingten Zustimmung nicht erfreuen?"

Sie versuchte nicht Unbefangenheit zu heucheln und zu thun verstände als sie ihn nicht. Sie antwortete einfach: „Es ist keineswegs ausgemacht, daß überhaupt ein Ereigniß bevorsteht."

„Um so besser dann", sprach er.

„Warum?" fragte Marianne befremdet.

Er lachte: „Warum? Bin ich der Mann von dem man Gründe fordert? . . . Und wenn ich von meinem ahnungsvollen Gemüthe spräche, würden Sie mir glauben?"

Eine kleine Pause entstand, dann sagte Marianne wie mit plötzlichem Entschlusse: „Was haben Sie gegen den Grafen Sonnberg?"

Rothenburg antwortete spöttisch: „Alles. Daß er jung ist, daß er reich, schön, vornehm ist, daß er . . ."

„Den Ruf eines gescheidten Mannes besitzt," ergänzte die Gräfin in demselben Tone.

„Den ihm alberne Leute gemacht haben — und der deshalb unerschütterlich ist. Uebrigens", fuhr er ernsthaft fort, „glauben Sie nicht, daß ich ihn unterschätze. Er besitzt ein kostbares und trotz der Behauptung unserer Psychologen äußerst seltenes Gut: eine Seele. Vorläufig ist ihm das noch ein Geheimniß — er weiß es nicht. Aber der Augenblick wird kommen, in welchem er's erfährt und dieser wird für ihn ein entscheidender sein."

Mit gesenktem Haupte hatte Marianne seinen Worten gelauscht, die beinahe völlig ihre eigenen Gedanken aussprachen.

„Sie rathen mir also —" fragte sie zögernd.

„Zu mißtrauen!" rief er, „dem Schicksal immer dann am ängstlichsten zu mißtrauen, wenn es ein ungetrübtes Glück zu verheißen scheint. Die boshaften Mächte, die über dem Menschendasein walten, geben entweder den Durst oder die Labe, das Schwert oder die Faust, die es führen könnte, sie geben jenem den Wunsch, diesem die Erfüllung und wo ich äußere Uebereinstimmung sehe, weiß ich auch: hier ist innerer Zwiespalt."

„Etwas geb' ich zu von alledem", sprach Marianne, „ohne deshalb an Ihre „boshaften Mächte" zu glauben. Und — vollkommenes Glück! wer denkt daran?"

„Nicht wahr?" rief er, „besonders in unserem tugendreichen Zeitalter, das jedes andere Glück verbietet als das pflichtmäßige."

„Das haben frühere Zeitalter wohl auch gethan."

„O nein! Als noch Leidenschaft, Kraft und Muth auf Erden herrschten, da war es anders. Naivetät entschuldigte die Schuld. Munter verübten die alten Götter ihre

Frevel und die Menschen ahmten ihnen unbefangen nach. Wenn Antonius und Kleopatra sündigten, applaudirten zwei Welttheile. Jetzt schleicht die Sünde lichtscheu einher und feige Reue heftet sich an ihre Fersen. Wir, denkende Schwächlinge, entnervt durch die Reflexion, wir verstehen auch das schönste Verbrechen nicht mehr zu genießen."

„Verbrechen genießen? .... Das sind wieder ganz Sie selbst!" sagte Marianne.

Die Gereiztheit, die aus ihrer Stimme klang, schien Rothenburg ein lebhaftes Vergnügen zu machen. „Immer nur ich! Mehr denn je!" scherzte er, „seitdem die einzige Hand, die sich zu meiner Rettung ausstreckte, mich aufgegeben hat — völlig aufgegeben. Nicht wahr?"

Marianne begegnete seinem höhnisch herausfordernden Blick; ein Ausdruck unerbittlicher Strenge lag auf ihrem Gesichte, ihre Augen glänzten wie im Bewußtsein eines Sieges, und sie sprach gelassen: „Sie haben sich eben theilnehmend und besorgt um Thekla's Wohl gezeigt, was treibt Sie diesen guten Eindruck zu verwischen?"

„Mein böser Dämon vermuthlich", antwortete er in leichtfertigem Tone. „Aber lassen wir das. Frieden also und ewige Freundschaft!"

„Frieden", wiederholte sie nachdrücklich, „so guten als Sie fähig sind zu halten. — Da kommt Thekla!"

Marianne erhob sich und ging ihrer Tochter entgegen, die am Arme des Fürsten Klemens auf sie zugeschritten kam. Einen Augenblick starrte ihr Rothenburg finster nach: „Doch schade!" murmelte er zwischen den Zähnen, dann wandte er sich um, mit einer Bewegung, als gälte es eine unbequeme Last abzuschütteln und verschwand in der Menge, die den Gemächern zuströmte, in denen das Souper aufgetragen worden.

Die kleine Gesellschaft, die sich noch im Ballsaale befand, schickte sich an ihn zu verlassen. Sie bestand aus der Gräfin und ihrer Tochter und aus Eberstein und seinem Neffen. Dieser, ein junger Mann mit rundem Kindergesichte, treuherzigen braunen Augen, weit aus einander stehenden Zähnen und einem dünnen lichtblonden Vollbärtchen, bot nun Thekla seinen Arm, während Marianne den des Fürsten annahm.

Das junge Paar ging dem älteren voran. Schüchtern und leise, dabei jedoch höchst eifrig sprach der kleine Graf zu seiner schweigenden Gefährtin.

„Er macht ihr Vorwürfe", sagte der Fürst, als sie über die blumengeschmückte Treppe zur Halle hinabstiegen. „Er hat Ursache dazu; sein gutes Recht wäre gewesen, den Cotillon, den er mit ihr tanzte, auch mit ihr zu beschließen. Der arme Junge wartete so ungeduldig, daß sie ihm zurückkehre! Aber, als es endlich geschah, da wurde seine Aufforderung zur letzten Walzertour — abgelehnt. Ja, ja — abgelehnt! Majestätisch, wie sie sein kann, die junge Hexe, sprach sie: „Ich danke Ihnen — ich tanze heute nicht mehr . . ."

„Das hat Thekla gesagt?" fragte die Gräfin erschrocken.

„Ja wohl!" entgegnete Klemens fröhlich, „und mit einem Blicke auf den glückstrahlenden Sonnberg — einem ernsten, huldvollen Blicke — ich wollte, Sie hätten ihn gesehen! . . . Verrathen Sie mich aber nicht!" flüsterte er Mariannen zu. Der Wagen war vorgefahren, die Damen stiegen ein. „Morgen also um zwei Uhr, kommen wir," rief ihnen der Fürst noch zu, und die Equipage rollte davon.

„Warum sagen Sie wir?" fragte Alfred, „wer begleitet Sie morgen zu der Gräfin?"

Klemens zog sein Cache-nez bis zu den Ohren hinauf und erwiderte kurz: „Sonnberg begleitet mich."

„Wie, lieber Onkel — Sie machen sich zu seinem Freiwerber?“ sprach Alfred vorwurfsvoll — „Sie! . . . Und wissen doch . . .“

„Ich kann in dieser Angelegenheit keine Rücksicht auf Dich nehmen. Ich kann in dieser Sache nichts für Dich thun. Es war ein Unsinn, daß Du Dich in Gräfin Thekla verliebtest . . . Zum Teufel, eh man sich verliebt, sieht man zu in wen?“ Das Gespräch, das er heute morgens mit Mariannen gehabt, kam dem Fürsten sehr zu Hülfe; und er schloß: „Mit dieser Empfindung mußt Du trachten fertig zu werden. Das kann man. Man muß nur bei Zeiten zum Rechten sehen.“

Unterdessen hatte Paul, der seinen Wagen fortgeschickt, zu Fuße den Heimweg angetreten. Ihn lockte der Gang durch die schneebedeckten Straßen in der stillen Winternacht. Erquickt von der kalten Luft, die ihn anwehte, sog er sie tiefathmend ein und begann gewaltig auszuschreiten. Wie groß und weit war ihm das Herz! Als hätte ein Bann sich gelöst, der auf ihm ruhte, so fühlte er sich; als wären ungeahnte Fähigkeiten in ihm erwacht.

— Das ist das Glück! das ist die Liebe! — jauchzte es in seiner Brust. Was hatte er bisher für den Inhalt des Lebens gehalten? Einen Ehrgeiz, den tausende besaßen, das Jagen nach Zielen, die andere so gut wie er erreichen konnten. Von dem alles verklärenden Licht, von der Krone des männlichen Daseins, von der Liebe zu einem Weibe, davon hatte er nichts gewußt. Wohl war er angebetet worden von Kindheit an, hatte schwärmerische Neigungen eingeflößt, erwidert aber hatte er noch keine Liebe von aller, die ihm entgegen getragen wurde. Und jetzt — wie aus dürrem Waldesboden die Lohe bricht, wie Feuerfluthen emporsteigen aus dem felsenstarrenden Berge, so flammte jetzt in seiner Seele die Leidenschaft plötzlich auf. Sie war erwacht, ein göttliches Wunder; das schöne Geschöpf, das er eben in seinen Armen gehalten, hatte sie geweckt, zu niemals geahnter Wonne . . . . Niemals!

Eine Regung von Mitleid erwachte in ihm — wie ein Schatten zog die Erinnerung an seine verstorbene Frau durch sein Gemüth. Aber selbst dieser leichte Schatten, den eine trübe Vergangenheit über die lichtströmende Gegenwart gleiten ließ, verflog. Was ist eine wehmüthige Erinnerung im Augenblick der seligsten Erfüllung? . . . Vorbei! vorbei! Friede mit den Todten, und Glück und Macht mit den Lebendigen!

Am folgenden Tage, um zwei Uhr, ließen Eberstein und Sonnberg sich bei der Gräfin anmelden. Klemens trug eine Zeitlang die Kosten der Unterhaltung, gestand aber plötzlich, daß er heute nur gekommen sei um zu gehen, da eine Verabredung mit seinem Geschäftsmanne ihn an das andere Ende der Stadt rufe, und verabschiedete sich mit einem freudestrahlenden Blick auf Marianne und einem Blick voll väterlichen Wohlwollens auf Paul.

Von ihrem Fenster aus, das in den hellen, geräumigen Hof hinabging, hatte Thekla die beiden Herren kommen, und den Fürsten sich nun entfernen gesehn. Sonnberg war allein bei ihrer Mutter. Jetzt, ganz gewiß jetzt, stellt er seinen Antrag . . . Er sagt, daß er von Thekla dazu berechtigt sei. Eine Pause! eine halbe Minute Pause: Der Anstand will's, und so gehört es sich. — Das Mädchen sah nach der Uhr auf dem kleinen Schreibtisch. Die halbe Minute war vorbei und Mama spricht vielleicht in diesem Augenblicke: „Ich vertraue Ihnen die Zukunft meiner einzigen Tochter an . . .“ Die

gute Mama! Thekla's rosige Lippen, die sich so eben mit einem prächtigen Ausdruck muthwilliger Ueberlegenheit aufgeworfen hatten, verzogen sich ein klein wenig, wie die eines verwöhnten Kindes, dem man ins Gewissen redet und das mit seiner Rührung kämpft. Ihre Pulse begannen rascher zu schlagen, eine nie gefühlte Bangigkeit beengte ihr die Brust. Sie erhob sich, trat an das Fenster und blickte hinab in den Hof . . .

Da steht Sonnberg's Equipage. Ein kleines dunkles Coupé, leicht und solid gebaut, vor Neuheit funkelnd. Der Kutscher sitzt steif auf dem Bocke, hält mit der rechten Hand den Stiel der Peitsche auf den Schenkel gestützt und in der linken die Zügel. Man sieht ihm's an, daß er lieber sterben als die Augen von seinen Pferden wenden würde. Ei, sie sind dieser Aufmerksamkeit wohl werth, die zierlichen Rappen mit ihren feinen Köpfen, ihren schlanken Hälsen, mit den geschmeidigen, stählernen Fesseln. Ihr seidenes Haar ist schwarz wie die Nacht und wie Mondlicht schimmert sein Glanz. Sie stampfen mit spielender Grazie den Boden und blasen übermüthig die Nüstern auf als fühlten sie, daß ein Kennerauge auf ihnen ruhte . . . . Thekla hatte ihre Mutter oft ungeduldig gemacht durch die Behauptung, um zu wissen, was an einem Menschen sei, brauche sie nur — seine Equipage zu sehen. An das erschrockene: „Ich bitte Dich!" das Marianne bei dieser Gelegenheit auszustoßen pflegte, dachte Thekla jetzt und hielt in Gedanken eine kleine Rede an ihre Mutter: „Sieh dorthin und wage es mir Unrecht zu geben. Sieh diesen Wagen, dieses Gespann, diese Riemen, diese Schnallen! Ist das nicht alles korrekt und tadellos, pünktlich, charaktervoll? Auch Klemens hat englische Coupés und Pferde aus edelstem Blut, aber wie ist das alles zusammengestellt? Ohne rechten Geschmack, ohne die Strenge, die unerbittlich auf Sorgfalt bis ins Kleinste dringt. Der Weichling verräth sich überall!"

Sie wandte sich vom Fenster weg und begann im Zimmer auf und ab zu schreiten. Ihre Phantasie zauberte ihr einen noch viel schöneren Anblick vor als den, welchen sie eben genossen: die Equipage der Gräfin Sonnberg, und bald auch das Palais, durch dessen Einfahrt diese Equipage rollte, während die Glocke dreimal anschlug und der dicke Portier sich ehrerbietig verneigte, in seinem rothen Pelze mit goldgesticktem Bandelier . . . Roth und gelb sind die Sonnbergischen Farben, das Wappen ist eine goldene Sonne, aufsteigend am purpurnen Horizont. Dieses Sinnbild prangt über dem Thore des majestätischen Bauwerks, eines Juwels alterthümlicher Architektur, des Palais, dessen Gebieterin sie werden sollte, Gebieterin des Gebieters und aller die dem Gebieter dienten . . .

Thekla war an Reichthum und Behagen gewöhnt, aber im Wittwenhause ihrer Mutter hatte sich allmählig ein Domestiken-Regiment und mit ihm so mancher Mißbrauch eingeschlichen. Es fehlte der kräftige Mann, der die Herrschaft in starken Händen hält. Graf Sonnberg wird das verstehen, er wird für die Ordnung und nach Außen für den Glanz seines Hauses sorgen. Den Mittelpunkt dieses Glanzes gedenkt Thekla zu bilden und von ihm umgeben sich der Welt zu zeigen, in der Stadt zur Winterszeit, im Sommer auf ihren Schlössern . . . Dort will sie leben wie der Adel im vorigen Jahrhundert auf seinen Schlössern zu leben pflegte, einen zahlreichen Freundeskreis gastfrei um sich versammeln, täglich neue Feste ersinnen, den Hasen jagen auf der Haide, den Hirsch im Walde und sich lächelnd der Zeiten erinnern, in denen sie in Wildungen zwischen ihrer Mutter und Madame Dümesnil saß und Weihnachtsjacken und Neujahrshauben für die armen Dorfkinder häkelte . . .

Die Uhr auf dem Schreibtische hob aus zum Stundenschlag ... drei Uhr! ... die Unterredung zwischen dem Grafen und ihrer Mutter dauerte lange — was hatten sie einander zu sagen? ... Ihr wurde angst — sollten alle ihre schönen Träume in Luft zerrinnen? ... Aber da pochte es an der Thür, der Kammerdiener erschien und sprach: „Die Frau Gräfin lassen bitten ..."

Thekla fand ihre Mutter im kleinen Salon, an ihrem gewöhnlichen Platze, in ihrer gewöhnlichen Haltung, aber mit gerötheten Wangen, ja sogar mit leicht gerötheten Augen. In hoher Erregung schritt Sonnberg auf das junge Mädchen zu, er war sehr bleich und seine Lippen bebten.

„Ihre Mutter theilt Ihr Vertrauen zu mir nicht, Gräfin Thekla", sprach er. „Sie verurtheilt mich zu einer Probezeit ... Ich soll dienen um mein Glück. Sie will es."

Thekla runzelte die Stirn, ihre Augenbrauen zogen sich zusammen, und sie entgegnete leise, aber festen Tones: „Und was wollen Sie?"

Paul ergriff ungestüm ihre Hand: „Ich will mich bemühen", rief er, die Probezeit möglichst abzukürzen ..."

„Sie fügen sich also", sagte Thekla und schüttelte beinahe unmerkbar das Haupt.

„Ich füge mich, da ich die Zustimmung Ihrer Mutter nicht erzwingen, und noch viel weniger — Ihnen entsagen kann ... Helfen Sie mir", flehte er leidenschaftlich, „helfen Sie mir den hohen Preis, den ich im Sturme erringen wollte, nun wenigstens nicht zu verscherzen! .... Ich will alles lernen, sogar geduldig sein, wenn Sie mir liebevoll zur Seite stehen — ich will alles thun, um mich allmählig Ihrer werth zu zeigen — nicht nur zu zeigen, es zu werden, so sehr mir dies überhaupt möglich ist, denn ganz und völlig Ihrer werth ist kein Mann auf Erden — das weiß ich wohl."

Er sprach abgebrochen, hastig und Thekla trat einen Schritt zurück, erstaunt, erschrocken über den Sturm heißer Empfindungen, der in ihm zu kämpfen schien. Seine Blicke ruhten auf ihr, beschwörend: Sprich! Antworte mir! ... Aber Thekla verstand ihre glühende Sprache nicht, denn sie schwieg. Sie stand da um einen Ton blässer als gewöhnlich, sie dachte: Das ist peinlich; und als sie die gesenkten Augen erhob, war es nicht zu ihm, der darauf harrte wie auf die Erlösung, sondern zu ihrer Mutter — war es rathlos und hilfesuchend ...

Marianne erhob sich, ging auf Sonnberg zu und legte beschwichtigend die Hand auf seinen Arm.

„Sie sind ein Kind, mein lieber Graf", sagte sie, „trotz Ihrer dreißig Jahre, trotz Ihres großen Verstandes."

„Ich liebe zum ersten Male, das macht jung in meinem Alter; es macht aber auch weich, nachgiebig und gehorsam ... Ich kenne mich selbst nicht mehr. — Sie haben ein Wunder gethan, Thekla!" rief er und breitete die Arme aus. Einen Augenblick ruhte ihr Haupt an seiner Brust, im nächsten schon hatte sie sich losgemacht und war zu ihrer Mutter getreten, verwirrt, in großer Bestürzung.

„Thekla!" wiederholte Sonnberg.

Marianne beeilte sich dem Vorwurf zu begegnen, der auf seinen Lippen schwebte: „Vergessen Sie nicht", sprach sie, „daß Menschen nur unbewußt Wunder thun. Es beängstigt sie, wenn man ihnen dafür dankt", setzte sie lächelnd hinzu.

In der Stadt ließ sich's Niemand nehmen, daß Paul und Thekla verlobt seien, daß ihr Brautstand nur noch — aus irgend einem unbekannten Grunde — nicht declarirt werde. In der That brachte Sonnberg täglich einige Stunden im Hause der Gräfin Neumark zu. Er fühlte bald, daß er Fortschritte machte in der Gunst Mariannens und das beglückte ihn.

Thekla blieb sich immer gleich.

Vom Augenblicke an, in welchem er in das Zimmer trat, war sie einzig und allein mit ihm beschäftigt, war freundlich und aufmerksam und widersprach ihm nie; sie gewöhnte sich sogar, Urtheile zu wiederholen, die er gefällt hatte. Eine Zeitlang begnügte er sich mit diesem für ihn so schmeichelhaften Begegnen, nach und nach aber begann er hinter all dieser Rücksicht und Fügsamkeit große Kälte zu ahnen. Gräßlich durchblitzte ihn, glückvernichtend der erste Zweifel an Thekla's Liebe. Sein ganzes Wesen empörte sich dagegen und wie einen Gedanken an erlittene Schmach wies Paul ihn von sich.

Aber einige Bitterkeit blieb doch zurück, ein unwiderstehlicher Wunsch, die Geliebte zu reizen, zur Ungeduld zu bringen, den heiteren Gleichmuth zu stören, der ihn anfangs entzückt hatte und der ihm jetzt ein Frevel schien an seinen eigenen Gefühlen, an der Sehnsucht, die er um sie litt, an der schwer erkämpften Geduld, zu welcher er sich zwang, er, so gewöhnt an freudiges Entgegenkommen, der Mann des raschen Erfolgs, der nie gelernt hatte zu warten und zu werben, dem man niemals Nein gesagt, er, Paul Sonnberg!

Als Thekla das nächste Mal einer von ihm aufgestellten, sehr unhaltbaren Behauptung nicht widersprach, rief er herausfordernd und herb: „Das ist meine Meinung, sagen Sie jetzt die Ihre!" Sie erhob die großen Augen zu ihm voll bestürzter Verwunderung, senkte dann hocherröthend den Blick und schwieg. Jede Frage, die er noch an sie stellte, beantwortete sie kleinlaut mit Ja oder Nein, wohl auch — mit Ja und Nein. Paul blieb während der Dauer seines Besuches unruhig, bitter, und ging endlich, von tausend widerstrebenden Empfindungen erfüllt und gequält.

Am folgenden Tage kam er früher als gewöhnlich und fand Thekla allein. Sie saß auf dem Platze ihrer Mutter in dem kleinen braunen Salon, ihre Arbeit im Schooße. Sie hatte sich aber weder damit beschäftigt, noch mit dem Buche, das aufgeschlagen neben ihr auf dem Tischchen lag. Sie saß unbeweglich da, wie eine Statue, Ebenmaß in jeder Form, Schönheit in jeder Linie. Als Paul eintrat, erhob sie sich und ging ihm entgegen, lächelnd und freundlich wie immer, in ihrer anbetungswürdigen Herrlichkeit. Er hatte die Nacht in schwerem Kampfe durchwacht, seine Heftigkeit verwünscht und schmerzlich bereut. Er erwartete Thekla verstimmt zu finden, gekränkt über sein gestriges, kindisches Gebahren, er meinte sie versöhnen zu müssen, und er wollte es!... Statt dessen begrüßte sie ihn holdselig und unbefangen, als wäre ihr Einvernehmen nicht durch den leisesten Schatten getrübt worden. Sogleich stieg, mit unsäglicher Bitterkeit, die Frage in ihm auf: „Hab' ich nicht einmal die Macht, ihr weh zu thun?" — Doch bezwang er sich und sprach ruhig: „Thekla, ich war gestern widerwärtig, unerträglich — können Sie mir verzeihen?"

Sie wurde ein wenig roth, ein wenig verlegen und antwortete hastig wie Jemand der einer unangenehmen Erörterung auszuweichen sucht: „Ich bin ja gar nicht böse gewesen."

„Verdanke ich diese Nachsicht Ihrer Barmherzigkeit oder Ihrer Gleichgiltigkeit? Antworten Sie mir", setzte er halb flehend, halb herausfordernd hinzu.

„Wie können Sie von Gleichgiltigkeit reden", erwiderte Thekla, „da Sie doch wissen . . ." sie hielt inne.

„Ich weiß", rief er, „daß Sie mir Ihr Jawort gaben, als ich Sie fragte, ob Sie meine Frau werden wollen. Jetzt frage ich Sie, Thekla: Lieben Sie mich? . . . Sie haben mir Ihre Hand zugesagt, ist Ihre Seele mein? Fühlen Sie, daß kein Mann auf Erden Sie besitzen kann wie ich, das heißt, Sie besitzen mit allen Ihren Gedanken, Regungen und Empfindungen, mit Ihrem ganzen schrankenlosen Vertrauen? . . . Ist mein Glück das Ziel Ihrer Wünsche, wie wahrlich! das Ihre Ziel und Inbegriff der meinen ist . . . Lieben Sie mich?"

Er hatte die letzten Worte mühsam hervorgestoßen, sie kamen wie ein dumpfer Schrei aus seiner gepreßten Brust. Thekla hielt den Blick nicht aus, der schmerzlich und zornig auf ihr ruhte, bang wandte der ihre sich nach der Thür, durch welche sie hoffte ihre Mutter endlich eintreten zu sehen — niemals hatte sie ihre Mutter so sehnlich herbei gewünscht! . . .

„Sie kommt", sagt Paul, ihre stumme Bewegung beantwortend, „beruhigen Sie sich, sie wird gleich hier sein; ihre Anwesenheit wird mich aber nicht hindern so zu Ihnen zu sprechen, wie ich's thue . . . Weil ich muß, weil ich soll!" Er ergriff ihre Hand und preßte sie heftig in der seinen, ohne zu denken, daß er ihr weh that. Etwas Drohendes klang aus seiner Stimme, wogegen ihr Stolz sich empörte.

Sie zog mit Gewalt und Entrüstung ihre Hand aus der seinen und sagte: „Ich weiß nicht was Sie wollen."

„Ich werde es Ihnen sagen!" rief er ausbrechend. „Die Ehrenhaftigkeit des Weibes besteht darin, dem Manne, der um sie freit aus unaussprechlicher Liebe — Nein! zu antworten, wenn sie diese Liebe nicht erwidern kann . . . Verstehen Sie mich jetzt? . . . Wir würden unglücklich sein — Beide — wenn Sie mich nicht liebten. — Weisen Sie mich ab, Thekla, wenn Sie mich nicht lieben! . . . Weisen Sie mich ab!"

Sie stand vor ihm mit trotzig aufgeworfenen Lippen, bleich und ruhig — noch immer ruhig . . . Plötzlich aber zuckte es schmerzlich über ihr Gesicht, ihre Augen wurden feucht und rasch bedeckte sie dieselben mit ihrer Hand. Ach, auf dieser edlen Hand brannten rothe Flecken, die Spuren der schonungslosen Finger, die sie eben umklammert hatten; sie erhob sich wund und weh um Thränen zu verbergen, die er fließen gemacht, der gequälte Quäler, dessen Herz sich bei diesem Anblick wandte, und den tiefe Reue ergriff, nagende Scham . . . Er fühlte seinen Zorn erlöschen, den letzten Groll verschwinden und seine Liebe steigen, steigen, wie eine reine Flamme, sein ganzes Wesen erfüllen und läutern, er fühlte in ihren göttlichen Gluthen alles schmelzen, was in ihm an Selbstsucht, Selbstbetrug und Eitelkeit gelebt hatte . . . Er trat auf die Geliebte zu, legte den Arm um sie und küßte mit innigster Zärtlichkeit die Hand, die er ihr von den Augen zog.

„Sagen Sie noch Ja?" fragte er leise.

Sie nickte schweigend und sah ihn an.

„Sie wissen, daß ich aus Liebe um Sie werbe, und sagen dennoch: Ja?"

„Ich sage dennoch Ja", erwiderte sie mit ihrem bezauberndsten Lächeln.

„So gehörst Du mir", flüsterte er ihr zu, „so bin ich Dein — und bin es ganz . . . Gebiete! herrsche!"

Er beugte sich über sie, sein Mund näherte sich dem ihren . . . Sie schloß die Augen,

sie hätte fliehen mögen — aber sie wagte es nicht . . . Er könnte wieder zürnen, wieder sagen: Weisen Sie mich ab, wenn Sie mich nicht lieben! Ihre Lippen erbleichten, zitterten angstvoll unter der Berührung der seinen . . . Da öffnete sich die Thür und Marianne trat ein.

Von dem Tage an erschien Paul verändert; sehr zu seinem Vortheile, meinten die Gräfin und ihre Tochter. War es die Frucht männlich bestandener Kämpfe mit sich selbst, war der Frieden wirklich in seine Seele gekommen. Die Ungleichheit seiner Laune störte Thekla's heitere Sorglosigkeit niemals wieder. Er vermied alles was sie unangenehm berühren konnte, er forderte in ernsthaften Dingen kein Urtheil mehr von ihr, fragte nicht mehr in hofmeisterndem Tone ob sie dieses oder jenes Buch gelesen habe. Die Helden der Geschichte, die großen Dichter und Künstler, deren Geister er sonst mit einem Enthusiasmus zu citiren pflegte, der zur Theilnahme aufforderte, ließ er jetzt ruhen. Er vermied alles Kritteln und Mäkeln, er gab sich ganz dem Zauber hin, den Thekla's von Hohheit umstrahltes Wesen, den der Wohllaut ihrer Stimme auf ihn ausübten. Er begann Geschmack zu finden an dem heiteren, unbekümmerten Leben im Hause seiner zukünftigen Schwiegermutter und schwelgte in dem anmuthigen, undefinirbaren Behagen, das vollendete Wohlerzogenheit um sich her zu verbreiten weiß.

Für die Entschiedenheit, womit Thekla traurige und unangenehme Eindrücke von sich wies, für ihre Scheu vor geistiger Anstrengung, fand er tausend Entschuldigungen: Sie ist jung und nimmt das Leben leicht, sie ist glücklich und will es bleiben, sie fühlt halb unbewußt, wie ein Kind, das sich gegen das Aufnehmen schwieriger Erkenntnisse sträubt, den tiefen Sinn der großen Wahrheit: Nachdenken bricht das Herz!

Eines Tages fand er Thekla, ihn im großen Salon erwartend: „Ich bin Ihnen entgegen gekommen", sagte sie leise und lachend, „um Sie abzuhalten bei Mama einzutreten. Mama hat Besuch, die alte Baronin Limberg, Sie wissen, die Wohlthäterin. Ihr eignes Hab' und Gut hat sie bereits verschenkt und geht jetzt auf Plünderung ihrer Bekannten aus. Heute sammelt sie für die Armen im Erzgebirge, macht Ihnen Beschreibungen von dem Elende dort — man kann's nicht anhören. Gewiß, sie übertreibt."

„Schwer möglich, in dem Falle", sagte Paul; er wollte noch etwas hinzusetzen, aber sie fiel ihm in das Wort: „Reden wir nicht davon, ich bitte Sie! Was nützt es denn. Man kann nicht alle armen Leute reich machen. Wir geben, so viel in unseren Kräften steht und beruhigen uns damit. Sich grämen über das Elend, heißt ja nur es vermehren."

Seltsam berührt wandte er sich ab . . . Es war wohl eigen! Dasselbe hatte er einst gesagt — ihm schien mit denselben Worten — zu seiner jungen Frau, die ihn an seinem Arbeitstische störte mit einer Schilderung hungernder und frierender Noth, der sie abhelfen zu können brannte. Die junge Frau hatte ihm schweigend zugehört, ihm sanft die Hand auf die Schulter gelegt, ihm flehend, begütigend in die Augen gesehen und war endlich, rauh abgewiesen, hinweggegangen, betrübt und still . . . Arme Marie! . . .

Thekla ahnte nicht, daß in diesem Augenblicke, während er bestimmend sagte: „Ja, ja wohl", eine zarte Gestalt zwischen ihm und ihr dahinglitt, leise wie ein Traum, und ihr schönes Bild verdunkelte. Aber es war ja nur die Gestalt einer Todten, die er niemals geliebt, und in der nächsten Sekunde schon verweht, zerflossen vor der Lebendigen, die er liebte!

Diese begann sich ihrer Macht über ihn wohl bewußt zu werden und übte sie aus mit einer Koketterie, die immer in den Grenzen des strengsten Schönheits- und Schicklichkeitsgefühles blieb und deshalb um so berückender war. Jetzt wagte Thekla manchmal schon einen Widerspruch, erhob aber dabei stets einen Blick voll so liebenswürdiger Demuth zu ihrem Bewerber, daß dieser wünschte, sie möge ihm öfter widersprechen, damit ihm ein solcher Blick öfter zu Theil werde.

Die Zeit verging, wie sie dem Liebenden zu vergehen pflegt, entsetzlich langsam, furchtbar schnell ... Es kamen Tage, deren Ende Paul nicht erleben zu können meinte, andere, die wie Minuten verflogen — und als die Luft eines Morgens lau und lind durch das geöffnete Fenster drang, und er einen Blick auf die Kastanienbäume vor dem Hause werfend, ihre Knospen geschwellt, ihre Zweige mit jungem Grün bedeckt sah, da überraschte es ihn, daß der Winter vorüber und der Frühling gekommen war. Der Frühling seines wichtigsten Lebensjahres, welches auch das schönste werden sollte, das erste eines reichen Glückes, in dessen Sonnenschein sich Alle spiegeln und erwärmen werden, die ihn lieben. Er gedachte seiner Eltern und des Kindes, das zwischen dem greisen Ehepaare aufwuchs, liebevoller als er es je gethan. Innig, wie nie, fühlte er die Sorge für ihr Wohl in seinem Herzen Raum fassen. Sie sollen alle neu aufathmen, Frohsinn und Heiterkeit sollen einziehen in ihr stilles Haus, wenn er ihnen Thekla bringt, die Frau seiner Wahl, die ihn lieben lehrte, nicht sie allein lieben, auch die Seinen, auch die ganze Welt — und jenen so eigentlich erst den Sohn, seinem Kind den Vater, der Erde einen Menschen geschenkt.

Er wird an Thekla's Seite ein anderer sein als er in seiner ersten Ehe gewesen ist. Damals hatte er eine Pein kennen gelernt, ärger fast als unglückliche Liebe: die Pein eine Neigung einzuflößen, die man nicht erwidert und doch erwidern sollte. Es wäre seine Pflicht, er hatte es gelobt ... Schlimm genug, daß er sich dazu verleiten ließ! — Als Verwandte war Marie ihm werth gewesen, aber als seine Frau, da fand er gar vieles an ihr auszusetzen. Zuerst, daß er es fühlte: Sie leidet durch mich! Immer hatte man ihm gesagt, geborgen seien Alle, die ihm angehörten, sein Dasein schon sei Glück und seine Nähe Segen. — Warum empfand Sie es nicht? Was wollte sie denn? Kurz angebunden war seine Art; schonungslos gegen sich selbst, verstand er sich nicht auf zarte Rücksichten gegen eine empfindsame Frau. Verweichlicht schalt er sie, anspruchsvoll und wollte die leise Stimme in seinem Innern nicht hören, die ihm zuflüsterte, daß er ihr unrecht thue ... Und wenn es wäre! er kann nicht anders; sie ist ihm ein Räthsel — und er, der alles begreift, was die Weisesten denken und die Edelsten empfinden .... Sie begreift er nicht, er steht rathlos vor diesem Kinde —

Bitterkeit bemächtigte sich seiner, er wurde hart und wandte sich grollend ab — — —

Wohl ihm, daß sie vorüber, diese schwüle Zeit! Wohl ihm, daß es ihr Widerspiel ist, dem er hoffnungstrunken entgegen lebt! In Thekla's Armen werden ihn die Erinnerungen nicht aufsuchen, die jetzt oft schmerzlich und störend herübergleiten aus der Vergangenheit. In der hellen Atmosphäre ihrer Lebensfreudigkeit wird er vergessen, daß er einst ein Herz neben sich darben ließ ... Dieses Mal ist er der reichere! Thekla liebt ihn nicht wie er sie liebt, wenn auch so sehr als sie zu lieben fähig ist. Hatte sie ihn nicht gewählt aus freiem Entschlusse? Hatte nicht ihr erster Blick ihm gesagt: Du bist's! — ihr Jawort es nicht bestätigt? Was wollte er mehr als den Besitz ihres

ganzen schönen Selbst? Sie leidenschaftlicher wünschen, hieße sie anders wünschen, und so — ganz so, wie sie war, bezauberte und entzückte sie ihn.

„Bleib wie du bist!" rief er laut mit überwallender Empfindung . . . „Zärtlichkeit und Schwärmerei von dir verlangen, hieße Duft und Blüte des Rosenstrauches von der hochragenden Palme fordern und wärmendes Licht von den leuchtenden Sternen . . ."

Das Geräusch der sich öffnenden Thür weckte ihn aus seinen Träumereien. Ein Diener meldete: „Herr Baron Kamnitzky", und schnaubend vor Ungeduld trat ein kleines, schwächlich gebautes Männchen in das Zimmer und sprach: „Lauter neue Gesichter, lauter Leute, die mich nicht kennen . . . Daß sie nicht nach meinem Passe fragen, das ist alles. Ein nächstes Mal will ich mich damit versehen. Hätte nicht geglaubt, daß es so schwer sei vorzukommen bei einem liberalen Abgeordneten . . . ." Das Wort „liberal" betonte er ausnehmend giftig und wegwerfend.

„Nun, Du bist da", sagte Paul beschwichtigend, „und sehr willkommen."

Er rückte einen Fauteuil zurecht, in dem der Freiherr brummend Platz nahm, nachdem sein im Zimmer umhersuchender Blick ihm die Ueberzeugung verschafft, daß auch nicht ein ordentlicher Sessel vorhanden sei, auf dem sich „ein altmodischer Landjunker, der gewohnt ist zu sitzen und nicht zu lümmeln" mit Annehmlichkeit niederlassen könnte.

„Wo ist Dein Michel?" fragte er nach einer kleinen Pause in inquisitorischem Tone, fuhr aber sogleich fort, ohne die Antwort abzuwarten, „nicht residenzfähig, natürlich... Hier braucht man ganz andere Leute, Gamaschen tragende geschniegelte Theaterbediente..."

„Michel ist auf dem Lande, bei seiner Familie", unterbrach ihn Paul. „Und nun erzähle! wie sieht es aus bei uns daheim?"

Er hatte dem Gaste eine Cigarre angeboten, welche dieser mit einer Art Entrüstung ablehnte.

„Du rauchst nicht?" fragte Paul.

„Nur meine Cigarren, wie Du wissen könntest", antwortete Kamnitzky unwirsch, zog ein Etui hervor und aus diesem eine schwarze Cigarre von nichts weniger als einladendem Aussehen, die er mit heftiger Anstrengung seiner Athmungswerkzeuge in Brand setzte. Ihr zweifelhafter Duft schien anregend auf ihn zu wirken, er wurde redselig, sprach von den Geschäften, die ihn nach der Stadt geführt, vom Wetter, von den Ernteaussichten, er sprach von allerlei, und doch — es war unschwer zu errathen — davon nicht, was ihm am Herzen lag, was ihm auf den Lippen brannte, die sich, nach jedem wie mit Gewalt ausgestoßenem Satze, fest zusammenpreßten, um sich bald wieder zu öffnen und — etwas gleichgiltiges zu sagen. Dabei erröthete er alle Augenblicke wie ein ängstliches Mädchen und empfand darüber den innigsten Verdruß.

Ach, das war für den alten Mann eine fortwährende Kränkung, daß er immer noch erröthen konnte! Dieses unwillkürliche Zeichen kindischer Erregbarkeit stand mit seinen Jahren, mit seinem männlichen Wesen in einem lächerlichen Widerspruch. Und Widerspruch, Disharmonie, war alles an dem seltsamen Menschen! Die Fülle der gelockten Haare, die der alte Herr lang trug, ließ den Kopf zu groß erscheinen für die schmalschulterige Gestalt, deren Dürftigkeit durch die enganliegenden Kleider noch hervorgehoben wurde. Der frische und glatte Teint, der siegreich durch ein langes Leben allen Einflüssen der Hitze und der Kälte getrotzt, stand in auffallendem Gegensatz zu den schneeweißen Haaren des jugendlichen Greises. Die kräftige Adlernase, der martialische Schnurr-

und Knebelbart, die braunen Augen, die unter ihren etwas geschwollenen Lidern feurig hervorblitzten, dies alles paßte nicht zu dem weichen Munde, mit seinem schmerzlich resignirten Ausdruck. Hände und Füße des Mannes waren klein und schmal, seine Bewegungen unruhig, hart, und deutlich sah man ihm das Bemühen an, seine Befangenheit hinter einem mühsam angenommenen ungebundenen Wesen zu verbergen.

Paul wiederholte seine unbeantwortet gebliebene Frage und Kamnitzky sprach, an der Cigarre beißend, die längst nicht mehr brannte: „Wie's Deinen Eltern geht, meinst Du? ... Nun, nun, wie es eben kann ... Briefe von Dir — mehrere nämlich — müssen verloren gegangen sein."

Er sagte das mit solcher Bitterkeit, daß Paul dadurch ungeduldig gemacht trocken antwortete: „Ich habe lange nicht geschrieben."

Kamnitzky stieß einen Laut des Unwillens aus, seine dichten Augenbrauen zogen sich zusammen —: „So", sagte er — „freilich, freilich — die vielen Geschäfte, die vielen Reden über Menschenrechte, Freiheit, Bildung, Intelligenz! wie fände man da Zeit ein paar alte Leute zu beschwichtigen, die so thöricht sind, in Sorge um einen zu vergehen ... ad vocem Intelligenz! — die macht Fortschritte! Wir haben jetzt drei Schullehrer in der Gegend zum Ersatz für den Einen, der im vorigen Jahre dort verhungerte. Nu denn! — also lange nicht geschrieben!" Er senkte den Kopf und murmelte unverständliche Worte in den Bart.

„Meine Eltern vergehen vor Sorge?" fragte Paul, „davon merkt man ihren Briefen nichts an. Mir schreiben Sie, es ginge ihnen gut und auch dem Kinde ..."

„Dem Kinde? ... das war krank — Man hat Dir's verborgen. Aus Schonung ... Wie überflüssig — gelt? Die alten Leute verstehen eben die jungen nicht mehr. Sie wissen nicht, wie die gepanzert sind, inwendig, auswendig, durch und durch, mit einem trefflichen Harnisch: Gleichgültigkeit! ..."

Jeder Nerv in seinem Gesicht zuckte, er sprang auf, rannte ein paar Male im Zimmer auf und nieder und blieb plötzlich dicht vor Paul stehen. Beide Hände in den Hosentaschen, den Oberkörper vor und rückwärts wiegend, fuhr er in höchster Erregung fort:

„Gleichgültigkeit, eine schöne Sache — freilich, man könnt' auch sagen, eine erbärmliche! Die Gleichgiltigkeit setzt einen überall vor die Thür, sogar vor die des eigenen Hauses ... Besitze ich etwas das mir gleichgiltig ist? Haben kann ich's, besitzen nicht! ... Die Gleichgiltigkeit ist blöd, grausam, frech! geht an der Schönheit vorbei ohne Begeisterung, am Elend ohne Mitleid, am Großen ohne Ehrfurcht, am Wunder ohne Andacht ..."

Paul legte seine Hand auf den Arm Kamnitzky's und sprach: „Gilt Deine Strafpredigt mir? Ich bin nicht gleichgiltig. Und war ich's je —" setzte er nach einer Pause hinzu, „so sagen wir denn: ich bins nicht mehr."

Eine wunderbar rasche Wandlung ging bei diesen Worten in dem alten Manne vor, wie durch einen Zauber schien der Sturm in seiner Seele beschworen. Weich, mit wehmüthigem Vorwurf hob er an: „Wie lange warst Du nicht mehr bei uns? — Seit deiner Rückkehr aus dem Feldzuge ..." Er schlug dreimal mit seiner kleinen Faust auf den Tisch — „seit drei Jahren! drei Jahre sind's ..."

Der letzte Aufenthalt in Sonnberg stand Paul in bitterer Erinnerung. Die Trauer seiner Eltern, die ihm maßlos geschienen, weil er sie nicht theilte, die Zerfahrenheit im

Hause, das schwächliche Kind, wie abstoßend hatte das alles auf ihn gewirkt! Nur hineingeblickt hatte er in dieses freudlose Heimwesen und war hinweggeeilt. — Er konnte ja wiederkommen, später, in besserer Zeit. Aber das Leben zog ihn in seine Wirbel, die Lust an öffentlicher Thätigkeit, der Ehrgeiz in großem Wirkungskreise Großes zu leisten, erfaßte ihn. Manchmal mahnte es ihn wohl: Du solltest doch nachsehen, wie es steht mit den alten Leuten ... Aber sie rufen ihn nicht, und brauchen sie ihn denn? wozu auch? Er ist kein Weib, das sich über Unabänderliches grämt, er kann ihnen nicht weinen helfen. Und endlich — er wird sie schon besuchen, aufgeschoben ist nicht aufgehoben. So war eine lange Zeit vergangen seit seiner flüchtigen, peinlichen letzten Einkehr im Vaterhause. Ihrer besann er sich jetzt nur zu deutlich, indem er Kamnitzky's Worte wiederholte:

„Drei Jahre — ja, ja wohl. Damals war es bei uns fürchterlich!"

„Damals wars gut, noch gut", rief der Freiherr. „Es war kurz nach dem Unglück ... Ich spreche von dem Tode Deiner Frau. Unmittelbar nachdem man den Streich empfing, den das Schicksal führte, weiß man nicht, wie tief er getroffen, wie viele Lebenswurzeln er uns durchschnitten hat ... das zeigt sich erst später."

„Du meinst", entgegnete Paul, „daß der Schmerz um einen erlittenen Verlust zunimmt, je mehr Zeit darüber hingeflossen ist? Ich, lieber Alter, halte dafür, daß die Zeit alle Wunden heilt."

„Im Allgemeinen — könntest Du wenigstens hinzusetzen", fiel ihm Kamnitzky ein. „Für einen Mann wie Du, gibt es, freilich nur das Allgemeine ... Ein Mann wie Du kümmert sich nicht um das einzelne Wesen, den besonderen Fall. Wenn man der Menschheit angehört, dem Universum ..." Er klimperte hastig mit einem Schlüsselbunde in seiner Tasche, seine Stimme, die sich während der letzten Sätze gesenkt hatte, erhob sich wieder: „Wann ist es kälter, he? eine Stunde oder mehrere Stunden nach Sonnenuntergang? ... Nun Lieber, für Deine alten Leute ist die Sonne untergegangen hinter dem Hügel in der Friedhofecke, wo die Zitterpappeln ... Ja so — Du weißt nicht — warst nicht einmal dort ... Nicht einmal dort!" Er richtete sich kerzengerade auf, warf die Schultern zurück, wie ein Soldat in strammer Haltung und fuhr fort, mit affektirter Nachlässigkeit, den Blick über Paul's Kopf hinweg, nach dem Fenster gerichtet: „Und es ist doch freundlich dort, durchaus freundlich: Ein Gitter umschließt die Stelle; an den zierlichen Stäben ranken sich Zwergrosen empor, ein Band aus Epheu bildet, flach und breit, einen — weißt Du, einen ..." Seine Hand zeichnete schwungvolle Linien in die Luft, „einen Kranz, so — verschlungen .... und die Platte aus geschliffenem Granit spiegelt wie blankes Eis im Sonnenschein. Eingemeißelt in den Stein steht ihr Name in großen Buchstaben, sonst nichts, als nur das Datum; Geburts- und Todestag natürlich .... Darunter zwei Verse von ihrer Lieblingsdichterin, sonst gar nichts."

„Peinlich! peinlich", dachte Paul, „werd' ich den Schwätzer nicht los?" — „Was für Verse?" fragte er obenhin, nur um etwas zu sagen.

„Ja, was für Verse? Als ob ich mir dergleichen merkte! Aber aufgeschrieben hab' ich sie, wenn mir recht ist ..."

Er suchte lange in seiner mit Rechnungen, Adressen und Zeitungsausschnitten bis zum Bersten gefüllten Brieftasche und zog endlich einen Papierstreifen hervor, den er Paul reichte.

Dieser las halblaut und langsam:

„Sehr jung war ich, und sehr an Liebe reich,
Begeisterung der Hauch, von dem ich lebte.“

Kamnitzky bewegte die Lippen als spräche er im Stillen jede Silbe nach: „Ja, ja“, sagte er, „ganz richtig, das ist sie ... Ach Gott, ist sie — gewesen! Na ... schad' um sie! Deine Eltern ... sie haben freilich das Kind, ein Trost, eine Sorge ...“

Paul schwieg. Er hatte den Ellenbogen auf das Knie gestützt und die Stirn in seine Hand; die gesenkten Augen ruhten unverwandt auf den geschriebenen Zeilen, die er fest hielt in der herabgesunkenen Rechten. Er regte sich nicht — was ging in ihm vor? Der Alte konnte sein Gesicht nicht sehen, doch verrieth seine Haltung, sein beklommener Athem eine tiefe Erschütterung. Rathlos stand Kamnitzky vor ihm. Er hätte so gern etwas gesagt! etwas Gutes, Gescheidtes! aber die Zunge war ihm wie gelähmt. Was gäbe man in solchem Augenblick für ein einziges Wort, das die qualvolle Spannung löst!

Kamnitzky fand es nicht und mit einer Geberde der Verzweiflung griff er endlich nach seinem Hute: „Leb' wohl also“, sagte er.

Wie aus dem Schlafe aufgeschreckt fuhr Paul empor.

„Wann reisest Du?“

„Morgen früh.“ Der bewegte Klang von Paul's Stimme wirkte erlösend auf seinen kriegerischen Freund. Er war noch zu rühren, der verlorene Sohn, der Abtrünnige! Man konnte ihn schon noch packen, nur bedurfte es dazu einer geschickten und kräftigen Hand. „Morgen früh. Wenn Du einen Auftrag hast für Deine alten Leute, ich besorge ihn ... Was soll ich ihnen ausrichten? Im Laufe der nächsten Woche komme ich wohl einmal hinüber ...“

Paul sah ihn spöttisch lächelnd an und sagte:

„Im Laufe der nächsten Woche erst? — Geh mir! So lange wirst Du nicht zögern, den Zweck Deiner Reise zu erfüllen.“

„— Zweck? was meinst Du? ich verstehe Dich nicht.“

„Du verstehst mich recht gut.“

Verwirrt und fassungslos, wie ein ertappter Verbrecher, wandte sich Kamnitzky ab. Er war durchschaut. Sein prächtig angelegter Plan gescheitert! ... Wie hatte er sich alles so schön eingerichtet! den alten Nachbarn, deren Kümmernissen er ein Ende machen wollte, von den Geschäften erzählt, die ihn nach der Stadt riefen, versprochen „bei dieser Gelegenheit — vorausgesetzt, daß ihm Zeit dazu übrig bliebe“, den Paul zu besuchen. „Aber ja nicht sagen, daß sein Schweigen uns Sorge macht!“ — „Sorge macht es Ihnen? ist das möglich? Nein! nein! kein Wort, das versteht sich ...“ In der Stadt war er mehrere Tage herumgezogen — die Pflastersteine zählen, seine beste Unterhaltung — um nur sagen zu können, mit gutem Gewissen: „bin schon lange da!“ um nur nicht merken zu lassen, daß er Eile habe ihn zu sehen, den Renegaten. Und nun ... Was sind Entwürfe? Was ist ein menschlicher Vorsatz? Das ganze Gewebe seiner Intrigue lag kläglichnackt am Tage! So schlau angelegt, so diplomatisch ausgeführt — das heißt, wie man's nimmt, bei der Ausführung, da hat es gehapert ... da hat ihm sein „verfluchtes Temperament“ einen Streich gespielt ...

Stumm grollend empfahl sich Kamnitzky. Von dem überraschten Hausherrn gefolgt, eilte er durch den Salon, das Vorzimmer, in das Treppenhaus. Er nahm die Hand

nicht, die Paul ihm beim Abschiede bot, drückte seinen Hut fest in die Stirn, und eilte stolzen Schrittes die Treppe hinab.

An die Rampe gelehnt blickte Paul ihm nach. Ein Diener, der den Besucher an das Hausthor begleitet hatte, kam zurück. „Packe eine leichte Reisetasche, ich fahre heute Abends für einige Tage auf das Land"; befahl sein Herr.

Im Laufe des Nachmittags begab Sonnberg sich zu Gräfin Marianne. „Sind Gäste da?" fragte er an der Thür des ersten Salons den voranschreitenden Kammerdiener. Dieser zog die Hand zurück, die er bereits auf die Klinke gelegt hatte und in bedauerndem Tone, aus dem es trotz aller schuldigen Ehrfurcht deutlich klang —: Dir ist's nicht recht, wir verstehen uns — sprach er: „Frau Gräfin Erbach, Durchlaucht Eberstein und der Herr Graf Neffe. Haben hier gespeist, werden wohl bald aufbrechen, der Wagen der Frau Gräfin Erbach ist schon vor einer halben Stunde gemeldet worden."

Paul nickte dem Alten für die Auskunft freundlich dankend zu und trat ein. Die Portieren zwischen dem Saale, in dessen Mitte das Klavier stand, und dem kleinen Salon waren zurückgeschlagen. Marianne saß der Gräfin Erbach gegenüber am Kamine, Thekla etwas abseits frei und aufrecht, die Arme leicht gekreuzt. Der junge Graf Eberstein stand neben ihr, zupfte an seinem kleinen Schnurrbart, spielte mit der Uhrkette, warf von Zeit zu Zeit einen Blick in den Spiegel und senkte dann mit bescheidener Zufriedenheit die Augen. Der Fürst hatte seinen Sessel in die Nähe des Fauteuils gerückt, in dem Gräfin Erbach ruhte, und stützte den Arm auf die Lehne desselben. Die lächelnden Gesichter aller Anwesenden verriethen, daß die ausgezeichnete Unterhaltungsgabe, die man der jungen Dame nachrühmte, sich eben wieder bewährte.

Paul nahm an ihrer Seite Platz, nachdem er die Damen des Hauses begrüßt hatte, und sagte in jenem leichten Tone, den sich Männer so gern gegen Frauen erlauben, deren Ehrgeiz darin besteht „amüsant" gefunden zu werden: „Bravo, Gräfin, bravo — ein vortrefflicher Einfall!"

— „Was denn?"

„Was Sie eben sagten."

„Sie haben ja nichts davon gehört."

„Was thuts? Ich kann dennoch, bei dem — Wenigen, was Ihnen heilig ist, schwören: es war vortrefflich!"

Klemens lachte schallend und sah dabei Thekla mit Blicken an, die deutlich sagten: lachen Sie doch auch! Ach, dem Fürsten war Thekla zu kühl, Paul zu geduldig, er fand es längst an der Zeit, der Brautwerbung ein Ende zu machen, er konnte nicht oft genug wiederholen, die jungen Leute hätten sattsam Gelegenheit gehabt einander kennen zu lernen. Worauf wartete man noch, um Gotteswillen? wodurch sollte Sonnberg noch beweisen, daß er Thekla's würdig sei? Ein Mann wie man ihn suchen könne, charaktervoll, edel, verläßlich ... Klemens wurde so maßlos in dem Lobe seines Schützlings, daß Marianne ihm einmal sagte: „Wenn es ein Mittel gibt, Einem Sonnberg zu verleiden, dann sind Sie im Besitze desselben, mein armer Freund ..."

Die Gräfin Erbach beantwortete Paul's Compliment mit einem spöttischen Lächeln. Sie schien immer spöttisch zu lächeln, sogar wenn sich ihr Gesicht in vollkommener Ruhe befand. Dann ging sie zu einem andern Thema über und sagte zu Marianne: „Tonchette kommt morgen aus Paris zurück."

„Haben Sie große Bestellungen bei ihr gemacht?"

„Große, nein — nur ein paar Toiletten, das Nothwendigste."

„Was man in das Haus braucht, um seinen Mann zu bezaubern", bemerkte Klemens, und Paul fiel ein:

„Das heißt, um ihn in der Bezauberung zu erhalten, denn bezaubert ist er ja längst."

„Schreibt der Graf noch immer?" fragte Alfred schüchtern und zugleich dreist wie ein kaum flügge gewordenes Spätzchen, das kämpfend zwischen anerzogener Bescheidenheit und angeborener Keckheit, nicht ohne Zögern sein Stimmlein im Kreise älterer Gefährten erhebt, „schreibt er noch immer so viele Gedichte an Sie, Gräfin?"

„An mich? was fällt Ihnen ein? — Ich weiß nichts davon."

„Wer das glaubte!" sprach Marianne mit einem Anflug von Sarkasmus. „Ihr Mann macht Ihnen gewiß kein Geheimniß aus den poetischen Huldigungen, die er Ihnen darbringt."

„Doch!" entgegnete die Gräfin, „wenn auch sehr unwillkürlich. Er besteht nämlich darauf, mir das alles vorzulesen; und ich, sehen Sie, ich kann nicht zuhören, wenn mir Jemand vorliest, ich kann nicht. Meine Gedanken fliegen davon, sobald die Lectüre beginnt und stellen sich um keinen Preis wieder ein, bevor sie beendet ist. Dann natürlich sage ich auf gut Glück: „Charmant, charmant, sehr schön geschrieben — besonders das letzte!"

Man lachte, auch Paul nahm Theil an der allgemeinen Heiterkeit, etwas gezwungen allerdings; und er wandte sich plötzlich mit den Worten an Gräfin Erbach: „Eigentlich muß ich Ihnen aber sagen, daß die schriftstellerischen Versuche Ihres Mannes aller Aufmerksamkeit werth sind und die Ihre erwecken sollten."

Die Gräfin sah ihn an mit jenem unbeschreiblichen Erstaunen, das Leute ergreift, die ihr ganzes Leben hindurch nur gespielt haben und entschlossen sind, bis an ihr Ende weiter zu spielen, wenn ihnen plötzlich zugemuthet wird irgend einer ernsthaften Sache Interesse zu schenken. Jetzt lächelte nicht mehr ihr Mund allein, ihr ganzes nicht schönes aber äußerst anziehendes Gesicht und ihre großen schalkhaften Augen lächelten mitleidig, spöttisch, übermüthig, lächelten auf alle Arten. Sie warf den Rest ihrer Cigarette in den Kamin, begann sorgfältig und mit Bedacht ihre Handschuhe anzuziehen und sprach in ihrer langsamen und nachlässigen Weise: „Fremde haben leicht reden." Sie glättete die Falten ihrer Handschuhe und setzte nach einer Pause hinzu: „Mein Mann ist sehr leicht auswendig zu wissen und ich weiß ihn auswendig — seit vier Jahren! trotzdem sagt er sich mir täglich auf, in Versen und in Prosa. Das befriedigt zuletzt auch die brennendste Neugier."

Die Gräfin erhob sich, und die Damen riefen bedauernd aus, wie aus einem Munde: „Sie wollen schon fort?"

„Es ist höchste Zeit, ich muß meine Schwiegermutter abholen, in die Oper . . ." Sie versenkte sich in die Betrachtung ihres Fächers, warf einen langen Blick in den Spiegel — „Meine Schwiegermutter behauptet, eine Oper ohne Ouverture sei wie ein Mittagsessen ohne Suppe . . . und meine Schwiegermutter hält etwas auf Suppe, wie alle alten Leute."

Der Fürst blinzelte nach der Uhr, die eben acht schlug, gab seinem Neffen einen Wink und sprach: „Alfred wird die Ehre haben Sie an Ihren Wagen zu bringen."

Alfred verneigte sich. „Sie wollen mich weg haben", dachte er und murmelte etwas von „besonderem Vergnügen."

Als die Beiden sich entfernt hatten, sagte Thekla zu Sonnberg mit einer ihr ungewohnten Lebhaftigkeit: „Wie schade, daß Sie nicht früher kamen! Sie hätten sich unterhalten. Julie war heute so gut aufgelegt, so witzig!“

„Witzig nennen Sie das?“ entgegnete Paul. „Es ist schale Spaßmacherei; und auf wessen Kosten spaßt die Gräfin? — sie macht ihren Mann lächerlich.“

„O — das besorgt er wohl selbst.“

„Wodurch?“

„— Und wenn sie es thut, geschieht es aus Nothwehr . . .“

„Wodurch?“ wiederholte er — „Wodurch?“ — Sein Gesicht färbte sich dunkler, die Adern an seinen Schläfen schwollen an — „Lieben — geliebt werden — macht das lächerlich?“

Thekla sah mit Erstaunen, daß er zürnte. Was hat er denn? Was liegt ihm an dem armen kleinen Erbach? . . . er versetzt sich doch nicht an seine Stelle, vergleicht sich doch nicht mit dem? . . . Eine solche Möglichkeit darf von Thekla nicht angenommen werden — o — nicht einmal geahnt! Mit etwas unsicherer Stimme und mit der unschuldig — altklugen Miene eines Kindes, das fremde Weisheit von seinen Lippen strömen läßt, sprach die junge Gräfin: „Ach nein, Liebe zu empfinden ist nicht lächerlich, aber es zur Schau tragen, das ist's!“

„Wer sagt ihnen, daß Erbach seine Liebe absichtlich zur Schau trägt? Vielleicht fehlt ihm nur die Kraft sie zu verbergen, wie er's sollte, dieser Frau gegenüber. Verspotten Sie ihn nicht — bedauern Sie ihn.“

„Ach!“ rief Thekla, „ich bedaure Niemand, der Gedichte macht.“

„So?“ Paul schwieg eine Weile, dann fragte er plötzlich: „Was ist's mit den Gedichten die ich Ihnen neulich brachte? Haben Sie darin gelesen?“

„Ja“, antwortete sie zögernd.

„Und was was sagen Sie dazu? Ich habe das Buch jahrelang besessen und es nicht zu würdigen verstanden. Vor wenig Tagen kam es mir zufällig in die Hand, und mir war als hätte ich einen Schatz entdeckt. Es ist herrlich . . . finden Sie nicht?“

„Herrlich — ja, zu herrlich für mich.“

„Was heißt das?“

„Es heißt . . .“

„Nun? vollenden Sie doch!“

Thekla warf den Kopf zurück: „Ich bin keine Freundin von Gedichten, überhaupt nicht“, sagte sie.

Er zuckte die Achseln. „Sache des Geschmacks!“

„Ja wohl.“

„Und es gibt guten und schlechten.“ Paul war wieder in den herben Ton verfallen, den er ihr gegenüber nie mehr anschlagen wollte.

Dieser kleine Wortwechsel berührte den Fürsten Klemens sehr unangenehm. Er rückte auf seinem Stuhle hin und her, räusperte sich mißbilligend und warf der Gräfin einen bedauernden Blick nach dem anderen zu. Plötzlich rief er aus, in der Weise eines nachsichtigen Vaters, der streitende Kinder zu beschwichtigen sucht: „Jedes von Euch hat Recht — gewissermaßen Jedes!“

„O“, wandte er sich ernsthaft zu Marianne, „das kann leicht sein; es trifft sich wohl — — ja, wenn man die bezüglichen Standpunkte ins Auge faßt, trifft sichs eigent-

lich immer. Was meinen Sie?" Er wartete die Antwort nicht ab, sondern erhob sich: „Aber, wir müssen ja fort ... Auch Sie haben bereits die Ouverture versäumt, was freilich nicht für ein Unglück gilt, im Burgtheater ... Es ist doch heut' Ihr Logentag?"

„Nicht der unsere, der unserer Kammerjungfern, denn man gibt ein Trauerspiel. Wir bleiben zu Hause und wollten Sie Beide", Marianne nickte Paul freundlich zu, „bitten, uns Gesellschaft zu leisten."

„Wir sind bereit! o mit Vergnügen!" rief der Fürst, und ließ sich sofort in einen bequemen Fauteuil nieder, der zwischen dem Kamin und dem Arbeitstischchen der Gräfin stand. Sie nahm ihre Tapisserie zur Hand, über welche Klemens viel schmeichelhaftes zu sagen wußte. Er fand die Zeichnung, wirklich, man muß gestehen: geschmackvoll, und erst die Farben! er hatte niemals zwei Farben gesehen, die so gut harmonirten — nicht einmal auf einem englischen Plaid — wie dieses Blau und dieses Grün ... Mit hausfreundlichem Behagen und mit dem Interesse für den Inhalt von Nähtischchen und Arbeitskörben, das beinahe alle Männer auszeichnet, die Talent zur Weichlichkeit besitzen, begann er das zierliche Necessaire aus Elfenbein zu öffnen und zu schließen, die goldenen Scheerchen und Büchschen ein und auszuräumen, er zog die bunten Seidensträhnchen, die sich die Gräfin zurecht gelegt hatte, durch seine Finger, und spielte so lange mit den kleinen Knäulen und Spulen, bis Marianne endlich ungeduldig ausrief: „Ich beschwöre Sie, Klemens, lassen Sie mein Handwerkszeug in Ruhe."

Er gehorchte resignirt, als ein ritterlicher Mann der gewöhnt ist, in strenger Zucht gehalten zu werden und gleich wieder den kurzen Zügel zu fühlen, so bald er sich ein wenig gehen lassen möchte. Seine Aufmerksamkeit wandte sich dem „anonymen Brautpaare" zu, wie er Paul und Thekla nannte. Die jungen Leute hatten sich in den Saal begeben.

Thekla nahm Platz am Klavier; die ersten Takte einer Bertinischen Etüde erklangen unter ihren Fingern. Sie spielte rein, nett, mit bewunderungswürdiger Geläufigkeit. Goldene Lichter schimmerten auf den reichen Flechten ihrer blonden, natürlich gewellten Haare, ihr Gesicht nahm einen gehaltenen, aufmerksamen Ausdruck an, jenen Ausdruck, den Paul nicht sehen konnte in ihren Zügen, ohne mit innigstem Entzücken zu denken: Du bist mehr als du selber weißt, mehr als du scheinst, mehr als die Flachheit des Lebens, das du führest, ahnen läßt.

Er stand ihr gegenüber, legte die verschränkten Arme auf das Klavier, beugte sich vor und versank in der Wonne ihres Anblicks.

O Schönheit! Herzbezwingerin! Herrin, Königin! — Du bist der Frieden, — wer kann dir grollen? Du bist der Sieg — wer kann dir widerstehen? Nur kurzsichtige Thorheit frägt ob in der schönen Hülle eine schöne Seele wohne? Die Hülle ist nur darum schön, weil die Seele sie schön belebt. Eins sind Form und Wesen; sie sind es im Kunstwerk das hervorging aus Menschenhand, und wären es nicht im höchsten Kunstwerke der Schöpfung? ...

Unverwandt ruhten seine Augen auf ihrem edlen Angesichte, sie erhob die ihren zu ihm und sah ihn forschend und etwas besorgt an.

— „Sie hören nicht zu — mißfällt Ihnen was ich spiele ... oder hätte ich überhaupt nicht spielen sollen? Ich weiß, Sie lieben Musik nicht immer."

Sie schloß ihr Notenheft und schob es unter das Pult, das sie langsam niedergleiten ließ. Die kleine Scheidewand, die sie getrennt hatte, senkte sich.

„Thekla", sprach Sonnberg, „mir gefällt alles, ich liebe alles was Sie thun. Wissen Sie das noch nicht?"

Heller Freudenglanz breite sich bei diesen Worten über ihr Gesicht und sie entgegnete schalkhaft, übermüthig: „Gefällt Ihnen auch alles was ich sage?"

Paul gab keine Antwort; er blickte schweigend vor sich hin und sagte endlich: „Ich nehme heute für einige Tage Abschied von Ihnen, Gräfin Thekla."

„Sie wollen fort?" fragte sie äußerst erstaunt — „und wohin?"

„Auf das Land, zu meinen Eltern."

„Werden Sie erwartet? haben Sie zu kommen versprochen?"

„Nein. Ich will sie überraschen."

„Ah — Sie stehen mit Ihren Eltern auf dem Fuße der Ueberraschungen ... So ist das!"

Sie schlug einige Töne auf dem Klavier an, leise, ohne Zusammenhang. „So ist das!" wiederholte sie gedehnt: „Ihre Eltern können wohl nicht leben ohne Sie?"

„Daß sie es können, beweisen sie, denn — sie leben."

„Dann also!" — Sie sah ihn plötzlich an; eine Wolke voll drohenden Ernstes war auf seiner Stirn aufgestiegen, ein Zug bitteren Schmerzes spielte um seine fest zusammengepreßten Lippen, ein Schmerz, dem Zorne gar nah verwandt und gewiß bereit sich als solcher zu äußern ... Thekla ahnte, wußte es, und dennoch! zum ersten Male war es nicht Furcht, was sich in ihr regte, als sie in sein verfinstertes Gesicht blickte, sondern die halb unbewußt erwachende, echt weibliche Lust an einem Kampfe in dem alle Mittel gelten, an dem Kampfe mit dem stärkeren — dem Manne.

„Ei", dachte sie — „du willst mich strafen, willst mir zeigen, daß du unabhängig bist und mich verlassen kannst, wann es dir gefällt? ..."

Sie verschränkte ihre Arme über dem Pulte, beugte sich vor und drückte ihre Wange auf ihre Hand, während ihr Auge sich zu ihm erhob, der sie liebte.

„Bleiben Sie bei uns", sprach sie, hielt inne, schien zu überlegen und fügte endlich leise wie ein Hauch, aber mit holder Entschlossenheit hinzu: „Bei mir!"

Sein Blick glitt über ihr demüthig gesenktes Haupt, über den jungen, schlanken Nacken, die königlichen Schultern, über die ganze, vor ihn hingegossene Gestalt, und alle süßen Schauer bewunderungstrunkener Liebe durchzitterten ihn. Sein Herz pochte wie ein Hammer in seiner Brust, er richtete sich auf ... Ein ungeübter Trinker, dem der Wein zu Kopfe steigt, der mit Entsetzen seine Herrschaft über sich selbst schwinden fühlt, ruft sich nicht eindringlicher zu: Nimm dich zusammen! wägt seine Worte nicht sorgfältiger als Paul es that und als er sprach: „Ich bin heute hart gemahnt worden an eine versäumte Pflicht."

„Hart gemahnt?" dachte Thekla — „das wagt Jemand, das lässest du dir gefallen, und ich lebe in Angst vor dir?" — „Sind Ihre Eltern so anspruchsvoll?" fragte sie rasch. Auch sie hatte sich aufgerichtet und sah ihm gerade ins Gesicht.

„Das sind sie wirklich nicht!" rief er „sie sind nur sehr bedauernswerthe, alte, einsame Leute — Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, daß Sie die Tochter dieser alten Leute werden sollen, liebe — liebe Thekla?" fragte er und reichte ihr über das Pult hinweg die Hand in welche sie ohne Besinnen die ihre legte.

„Gewiß", sprach sie, „ganz gewiß."

Paul begann das Leben zu schildern, das seine Eltern auf dem Lande führten, er

schilderte sie selbst, mit Wärme und Lebhaftigkeit, er sprach alles aus was er den Tag hindurch gedacht, und so lange er lebte, hatte er wohl nie so innige, herzliche und milde Gedanken gehabt.

„Ich will meinen Eltern von Ihnen sprechen", schloß er bewegt und überzeugt, daß er bewegt habe, „Sie ist es, die mich zu Euch schickt, will ich sagen, die mich drängte Euch aufzusuchen, endlich, in Eurer Verlassenheit. Sie werden dafür geliebt und gesegnet werden, Thekla, und wie wird mich das beglücken!"

Während er sprach, war ihre Hand wie todt in der seinen gelegen. Als er nun schwieg, entzog sie ihm dieselbe, spielte mit ihrem Taschentuche, legte es ganz klein zusammen, glättete es auf ihrem Knie und dieweil er dachte: „O, nur jetzt den Anklang einer weichen Empfindung, nur einen einzigen, leisen Herzenslaut!" — sagte sie: „Ihre Eltern haben sich so lange ohne Sie beholfen, Sie werden es noch länger thun ... Schreiben Sie ihnen, entschuldigen Sie sich — versprechen Sie ihnen später zu kommen."

Paul athmete tief auf: „Sie haben mich mißverstanden. Ich brauche mich nicht zu entschuldigen, brauche nichts zu versprechen; meine Eltern denken nicht daran, meine Rückkehr zu fordern. Ich selbst wünsche sie wiederzusehen — ich selbst sehne mich ..." Er brach ab und fragte plötzlich: „Begreifen Sie das nicht?"

„Nein! ich begreife nichts, als daß Sie jetzt nicht abreisen dürfen ... abreisen — welch ein Einfall! was treibt Sie denn fort?"

„Ich meinte es Ihnen auseinander gesetzt zu haben ... Mein Gott, wozu rede ich?!"

„Und — ich?" fragte sie mit einem langen vorwurfsvollen Blick ...

Was spricht aus solchen Augen, wenn nicht unerschöpfliche Liebe, Güte, Begeisterung? ... Thekla legte die Verwirrung, die sich in Sonnberg's Zügen malte, zu ihren Gunsten aus. Gibt er schon nach, oder ist es ihm gar nicht Ernst gewesen mit seinem Reiseplan? Er will vielleicht nur gebeten werden ihn aufzugeben, und wäre sehr enttäuscht, wenn Thekla keinen Widerstand leistete. Und zum Widerstand ist sie ja entschlossen! ... Es ist freilich etwas mühsam das alles, und der gute Graf ein wenig schwerlebig. Aber seine Seltsamkeiten werden sich geben „bis Ihr nur erst verheiratet seid", meint Mama. Nun denn! Gräfin Sonnberg wird man eben nicht so leicht, wie man etwa — Gräfin Eberstein würde.

Thekla begann eine lebhafte Beredsamkeit zu entfalten. Sie führte ihr ganzes weibliches Rüstzeug von liebenswürdigem Trotz, von anmuthiger Würde und wehmüthigem Scherze in das Treffen, sie war geistreich und reizend und drohte schließlich auf das unwiderstehlichste mit ihrem Zorne. Paul hörte sie an, aufmerksam, gespannt, er sah ihr in die Augen, auf die lieblich gekräuselten Lippen, er schien auf etwas zu warten, auf etwas das nicht kam, und seine Miene wurde immer kälter, immer strenger. Warum? warum dieses steinerne Lächeln, dieser mißbilligende Blick. Worin verfehlte es die kluge Rednerin? Was wollte er eigentlich hören, was verlangte er von ihr? Sie errieth es nicht, noch immer nicht! — und jetzt war sie zu Ende, jetzt wußte sie nichts mehr.

Er aber schien nicht grausam zu weiden an ihrer Rathlosigkeit und sagte, sie scharf fixirend: „Nehmen Sie sich in Acht! Sie machen mich übermüthig. Ich muß glauben, daß Sie den Gedanken nicht mehr ertragen können, acht Tage lang von mir getrennt zu sein. Welche Schwäche, Gräfin, welche Sentimentalität!"

Beim Himmel! wenn er jemals gewünscht hatte sie zu erzürnen, jetzt war ihm der Wunsch erfüllt! Ihre Wangen flammten, sie erhob sich, eine beleidigte Göttin, und sprach in feuersprühender Entrüstung: „Reisen Sie!“

Klemens, hatte nicht aufgehört die jungen Leute zu beobachten und von Minute zu Minute der Gräfin zu berichten: „Er hört ihr mit Entzücken zu — wie sie aber auch spielt! glockenrein, und immer im Takt, das muß man sagen, diese Thekla. Jetzt hält sie inne — spricht . . . und er, er brennt! er brennt! er gäbe Funken, glaube ich, wenn man ihn anrühren würde, wie eine Elektrisirmaschine . . .“

Der Fürst faltete seine großen weichen Hände, sah die Gräfin an wie ein Andächtiger ein Madonnenbild und fragte: „Wenn diese beiden armen Kinder jetzt vor Sie hinträten und sprächen: ‚Gib uns deinen Segen! —‘ was würden Sie thun?“

„Ich würde ihn unbedenklich geben“, entgegnete Marianne.

„O Himmel! . . . o herrliche Frau!“ rief der Fürst und hätte sich bei einem Haar auf seine Kniee niedergelassen. Da schlug Thekla's laut gesprochenes „Reisen Sie!“ an sein Ohr, und mit Schrecken sah Klemens das Paar mit dem er es so gut meinte nun erscheinen — ach, in nichts weniger als glückseliger Eintracht! Da kamen sie die Gottbegnadeten, die Schicksalsgeliebten, die für einander Geschaffenen, Beide in großer Erregung, die Köpfe hoch, mit finsteren Stirnen, eines den Blick des anderen vermeidend, und: „Was gibt es denn?“ fragte Klemens in scherzendem Tone, eigentlich aber sehr beunruhigt.

„Der Graf verläßt uns, wünschen Sie ihm eine glückliche Reise“, erwiderte Thekla halb abgewandt, und machte sich an dem Tische zu thun auf welchem der Kammerdiener so eben das Theezeug ordnete.

„Verläßt uns?“ Klemens konnte das nicht glauben, auch dann noch nicht, als Paul es bestätigte. „Papa und Mamma besuchen? lächerlich!“ der Fürst war im Begriffe so boshaft zu werden als er nur konnte, aber Marianne fiel ihm ins Wort.

Sie sah ihren zukünftigen Schwiegersohn freundlich an und sagte: „Sie haben recht! Gehen Sie. Wir werden Sie zwar schwer vermissen, aber wir sagen doch, Sie haben recht Ihre guten Eltern nicht zu vergessen. Ich kann mir denken, wie die alten Leute von der Hoffnung auf ein solches Wiedersehen leben, und von der Erinnerung daran zehren monatelang. Sehen Sie sich während Ihres Aufenthaltes im Vaterhause auch das kleine Persönchen gut an, von dem wir schon einmal sprachen, und das ich liebe ohne es zu kennen. Wenn Sie, wie ich hoffe, bald zu uns zurückkehren, dann werden Sie mir erzählen, ob das kleine Ding eine Individualität besitzt oder nicht!“ Sie drohte lächelnd mit dem Finger: „Sie werden es mir ehrlich erzählen. Ich wiederhole: Es thut uns sehr leid, daß Sie uns verlassen, aber wir billigen es vom ganzen Herzen. Nicht wahr, Thekla?“

Paul ergriff die Hand Mariannens und drückte einen ehrfurchtsvollen Kuß darauf, der so auffallend lang dauerte, daß Klemens nicht umhin konnte, ein halb verlegenes, halb agressives Räuspern vernehmen zu lassen und zu denken: „Nun — was heißt denn das?“

Der Rest des Abends verfloß scheinbar auf das angenehmste. Paul wurde heiter und gesprächig. Thekla, anfangs zurückhaltend, stimmte in den fröhlichen Ton ein, den er angeschlagen hatte; sie lachte so gern! und war trotz ihres majestätischen Wesens, dem man viel mehr Neigung zum Ernste als zur Lustigkeit zugetraut hätte, immer

aufgelegt einen guten Einfall zu würdigen, auf einen Scherz einzugehen. Die beiden Herren empfahlen sich zugleich; der Fürst wollte Paul noch bis zu dessen Wohnung begleiten. Er hatte gar viel gegen ihn auf dem Herzen.

„Höre einmal!“ rief er in heller Mißbilligung, als sie auf der Straße angelangt waren. „Ich begreife dich nicht! Ein solcher Zauderer! . . . Wenn schon abgereist werden muß, warum nicht die Gelegenheit benützen und sagen: Sie kennen mich jetzt — mein Herz — — mein Charakter — und so weiter! Darf ich meinen Eltern die Nachricht bringen . . . et cetera! Die Gräfin hätte ihre Zustimmung gegeben, alle Noth eines provisorischen Brautstandes wäre zu Ende und Ihr wäret im Reinen.“

„Wir sind im Reinen; es ist Alles ausgemacht: Wir heirathen uns“, sagte Paul. Die Gasflamme an, der sie vorüberkamen, beleuchtete sein Gesicht, das dem Fürsten ungewöhnlich bleich und von einem milden Ausdruck beseelt erschien. „Wir heirathen uns“, wiederholte er, „weil sie Gräfin Sonnberg werden will und weil ich verliebt in sie bin . . . ja verliebt. — Obwohl sie eine Statue ist, diese schöne Thekla.“

Er hörte nicht einmal die Einwendungen, die Klemens machte und begann plötzlich mitten in dessen Rede: „Die Thorheit hat einmal behauptet, daß Liebe blind sei, und die Gedankenlosigkeit hat es nachgeplappert. Es ist nicht wahr. Liebe hat ein scharfes Auge für den kleinsten Fehler des Geliebten, aber auch das größte Verbrechen würde sie nicht beirren. Sie nimmt es auf mit jedem Feinde, ja es lockt sie sich zu bewähren, der Hölle zum Trotz! Ich sehe dich wie du bist, spricht sie zu ihrem Gegenstand. Ich weiß, ich habe zu bestehen keinen Grund, kein Recht, es ist eine Tollheit, daß ich bestehe — aber ich bestehe doch! ich leide, ich blute, ich verzweifle, aber ich bestehe doch!“

„Nun nun“, sagte Klemens, „es wird so arg nicht sein . . . was Statue! — die Mutter ist auch ein wenig Statue, nicht so sehr allerdings, aber ein bischen doch auch. Mein lieber Sohn, das sind die besten Weiber! Und dann: die Ehe ist für den Mann das Grab, für die Frau die Wiege der Leidenschaft. Uebers Jahr vielleicht klagen unsere Frauen über unsere Kälte, oder es hat sich bis dahin das schönste Gleichgewicht eingestellt.“

Der Fürst gab seinen Betrachtungen diesen nothdürftigen Schluß, da sie am Hausthore Paul's angelangt waren und es zu scheiden galt. Sonnberg eilte sich reisefertig zu machen, und Klemens schlug wie allabendlich den Weg nach dem Klub ein.

In den Abendstunden des zweitfolgenden Tages bewegte sich auf schlechten Wegen ein elender Postkarren, mit mageren, hochbeinigen Mähren bespannt, langsam weiter durch die unwirthbarste Gegend des nordwestlichen Böhmens. Ein öder Winkel in dem schönen Lande! — Rauh weht der niemals rastende Sturm über den schweren Lehmboden, in dem weder Bäume noch Feldfrüchte recht gedeihen, ein Boden, der emsigster Pflege bedürfte und dem seine spärliche Bevölkerung nur die nothdürftigste zu Theil werden läßt. Ganze Strecken wie übersäet mit Kieseln, Quarzen, Eisensteinen, zwischen denen strauchhohe Disteln ihr ephemeres aber üppiges Dasein führen. Der Grund durchfurcht von breiten Wasserrissen, von Jahr zu Jahr tiefer ausgeschwemmt durch gethaute Schneemassen, die im Frühling als Wildströme von den Höhen herabstürzen. Kümmerliche Kiefernbestände, auf der Ebene und auf den Abhängen zerstreut, Bäume, dreißig Jahre alt und nicht dicker als der Arm eines Mannes, verkrümmt und fahl, vom

Markkäfer zernagt, — keine Wiese, so weit das Auge reicht, kein freundliches Bächlein, das seine Umgebung erfrischte. Die Ortschaften, durch welche die Straße führt, gleichen eine der andern aufs Haar. Ihre kleinen, aus Thonschiefer erbauten und mit Stroh gedeckten Häuser drängen sich an einander, als bedürften sie, um nicht umzukippen, der gegenseitigen Stütze. In der Mitte dieser Ansiedlungen liegt der Teich, von knorrigen Weiden mit gekappten Zweigen umgeben, die sich, so gut es geht, in seinem nur selten klaren Gewässer spiegeln. Ob trüb oder hell jedoch, er ist das Juwel des Dorfes, der Vergnügungsplatz der bäuerlichen Jugend und des schwimmkundigen Federviehs.

Der Reisende in der Postkarrete blies ruhig die Wolken seiner Cigarre von sich und tauschte von Zeit zu Zeit ein Wort mit dem Kutscher, der über die grundlosen Wege fluchte und in seine müden Gäule einhieb. Das Gefährte war jetzt an der letzten Anhöhe angelangt, die es noch zu überwinden galt. Beide Männer sprangen vom Wagen, und während der Postillon neben seinen Pferden herschritt, hatte der Fahrgast mit einigen gewaltigen Sätzen den Rand des Hohlweges erreicht und im Sturmschritte bald darauf auch den Hügelkamm. Oben blieb er stehen, den Blick in die Ferne gerichtet. Ein großartiges und zugleich freundlicheres Landschaftsbild bot sich ihm dar.

Hier wogten die Saaten dichter auf besser bestellten Feldern, Raine und Wege waren mit Obstbäumen bepflanzt, wilde Rosen und blühende Schleedornheken schmückten den Saum des Thals, das eine dreifache Reihe bewaldeter Berge von der Hochebene trennte. Diese stieg gegen Westen noch einmal empor um dann sachte abwärts zu gleiten, ohne andere Grenze als den Horizont. Dort aber, wo Erde und Himmel einander zu berühren schienen, stand eine schwarzblaue Wolke, von dem Glanze der untergehenden Sonne wie mit einem glühenden Ringe feurig und prächtig eingefaßt. Von ihrem dunklen Hindergrunde hob sich ein stattliches Gebäude in verschwimmenden Konturen ab und schimmerte weißlich herüber im Dufte der zitternden Luft. Das ist Sonnberg, mit seinen Giebeln und Thürmen, es ist das Vaterhaus das sein Kind, seinen Herrn aus der Ferne grüßt. Paul steht auf seiner eigenen Scholle; der verwitterte Markstein, an den sein Fuß stößt, trägt ein wohlbekanntes Zeichen.

Wie hatte ihm das Herz gepocht, als Knabe und als Jüngling, wenn er an dieser Stelle angelangt, sein altes Heim alljährlich wiedersah, und nun nach Monaten voll Arbeit und Mühe fröhliche Ruhetage vor ihm lagen, ein jubelnder Empfang ihn erwartete, offene Arme sich ihm entgegen streckten, offene Herzen ihm entgegenschlugen. Auch jetzt überkam es ihn mit der Empfindung seiner Jugend. Von einer plötzlichen heißen Ungeduld erfaßt, hieß er den Kutscher langsam auf der Straße weiter fahren, während er selbst querfeldein, über die Schlucht und den Steinbruch in gerader Linie auf das Ziel seiner Wanderung zueilte. Es hieß oft mühsam auf- und abwärts klimmen, und trotz der Raschheit, mit welcher er allen Hindernissen zum Trotz vorwärts schritt, war eine gute Stunde verflossen bevor er die Mauer des Parkes erreichte.

Außerhalb derselben stand einst ein prächtiger alter Nußbaum; Paul pflegte ihn zu ersteigen und sich an seinen, die Mauer überhangenden Zweigen in den Park hinabzuschwingen. Den Baum suchte er nun vergeblich, er war gefällt worden, ein kurzer Stumpf nur blieb von ihm übrig, einige Schritte jedoch von diesem entfernt, befand sich eine regelrechte Bresche, durch welche auch fleißig ein und ausgegangen wurde von zwei- und von vierbeinigen Geschöpfen, wie die Spuren im zertretenen Gras und im Schutte, deutlich verriethen.

Auf diesem unerlaubten Wege drang Paul in das Schloßgebiet. Die vor ihm angekommen, waren zwei Kühe und ihre Hüterin, ein kaum siebenjähriges Mädchen. Das Kind kam unbefangen auf den Fremdling zu, reichte ihm die kleine schmutzige Hand und sagte in singendem Tone: „Gelobt sei Jesus Christus!"

„Und die Gemeinde-Polizei!" antwortete Paul.

Sofort wandte die Hirtin sich ab, und ihre verdrossene Miene sagte: Spaß versteh ich nicht.

Paul betrat das Fichtenwäldchen, durch welches man zum oberen Theile des Parks gelangte. Es war sehr gelichtet. Die schönsten Bäume, ihrer Zweige beraubt, schwankten traurig im Winde; andere hatten sich über kleinere Nachbarn gebogen und erdrückten sie mit ihrer Wucht; noch andere lagen schon umgestürzt auf dem Boden, überall zeigten sich Spuren der Verwahrlosung und der kecken Eingriffe zu welchen sie herausfordert.

Am Ausgange des Wäldchens, auf einem Wiesenplan erhob sich, von Jasmin und Fliederbüschen im Halbkreise umgeben, ein schlanker, großblätteriger Ahorn. Er breitete die zierlichen Aeste über eine zersprungene und halb in den Boden eingesunkene Bank zu seinen Füßen. Paul hielt plötzlich an, die Bank, den Baum kannte er gar gut. Das war die Stelle an welcher er vor vier Jahren um sein junges Weib geworben. Hier hatte er sie gefunden, als er — einmal schwach in seinem Leben! — den Bitten seiner Eltern nachgegeben, einen raschen Entschluß gefaßt und gekommen war die holde Hausgenossin zu fragen: „Willst du's mit mir wagen, Marie?"

Sie hatte zu dem kühlen Bewerber einen Blick voll Thränen, Angst und Bitten erhoben und geantwortet: „Nein! nein!"

Das klang anders als der Ausbruch des Jubels, der von ihm erwartet worden war, zornige Enttäuschung trieb ihm das Blut ins Gesicht und heftig rief er: „Warum? sage — warum?"

Das Haupt gebeugt, die schmalen Hände im Schooße gefaltet, lehnte sie sich an den Stamm des Baumes. Sie vermied seinen Blick, ihre Lippen zitterten, doch sprach sie in festem Tone: „Weil du mich nicht liebst und — weil ich dich liebe. Es wär ein Unglück."

Was half ihr Sträuben? Er wollte es. Jetzt, nachdem er den ungeahntesten Widerstand gefunden, jetzt wollte er's!

Sie behielt Recht . . . Es war ein Unglück gewesen. —

Paul fuhr mit der Hand über sein Angesicht und flüsterte im Weiterschreiten: „Arme Marie!"

Allmälig hatte der Wind sich gelegt, wie aufathmend nach schwerem Kampfe hoben die Bäume ihre Wipfel und streckten ihre Gezweige im Abendthau. Schläfrig zwitscherten Grasmücken im Gesträuch, ein paar Schwalben schossen pfeilschnell dem nahen Schlosse zu. Der Duft von Millionen Blüthen schwamm in der kräftigen Luft; immer lautloser wurde die schlummertrunkene Natur, ringsumher überzog sich alles wie mit durchsichtigen grauen Schleiern. Paul war aus dem letzten Laubgange getreten, der ihn noch trennte von dem Blumen-Parterre vor dem Schlosse. Eine breite Steintreppe mit schwerem Geländer führte von dem Saale im ersten Geschoß in den Garten hinab. Die Thür des Saales stand geöffnet, oben auf der Schwelle schimmerte etwas Weißes, ein winziges Wesen, das zu hüpfen, zu winken schien, und langsam ihm entgegen bewegten sich auf den Stufen zwei dunkle Gestalten . . .

„Vater! Mutter!" rief Paul und war im nächsten Augenblicke bei ihnen. — Sie

wandten sich um, der Greis stammelte den Namen seines Sohnes, über das Gesicht der Mutter flog ein Ausdruck der Verzückung, sprachlos streckte sie die Arme aus, ihre Kniee wankten. Paul erfaßte die alte Frau und drückte sie an sich. Der Vater stand neben den Beiden, klopfte Paul's Schulter mit schüchterner Zärtlichkeit und ermahnte die Mutter: So, so — laß ihn — er liebt das nicht — es ist genug —" Er selbst erwiderte kurz die Umarmung seines Sohnes: „Da ist noch Jemand", sagte er und deutete auf ein blasses Kindchen, das dem eben stattgefundenen Auftritte mit bangem Erstaunen zugesehen hatte, und das sich nun vor dem fremden Manne hinter dem Thürflügel verkroch und die Augen scheu mit seinen blutlosen Händchen bedeckte.

In Jahren waren den Dienern des Hauses nicht so viele Befehle und Aufträge ertheilt worden, als in der ersten Stunde nach Paul's Ankunft. Die Gräfin hatte ihr Leben damit zugebracht, in seinen Zimmern, von den Kissen des Lagers bis zu den Federn auf dem Schreibtische, alles zu seinem Empfange, zu augenblicklicher Benutzung bereit zu halten; aber jetzt, wo er da war, in Wirklichkeit, er selbst und nicht nur ein Traum von ihm, jetzt schien es ihr, als sei nichts geschehen, als fehle es überall. Sie ging aus und ein, kaum zurückgekehrt besann sie sich, daß sie noch mit dem Haushofmeister, mit dem Koch zu sprechen habe und abermals verließ sie das Gemach.

Ihr Mann folgte ihr besorgt mit den Augen, eine sichtliche Unruhe ergriff ihn, so oft sie von seiner Seite wich: „Sie wird sich ermüden, sich krank machen, aber ja, das sind die Mütter — du mußt Geduld haben."

Seine Hände zitterten, etwas greisenhaft ängstliches sprach sich in seinem ganzen Wesen aus, er hielt inne inmitten eines Satzes, der Faden des Gesprächs entglitt ihm — wie alt war er geworden!

Als man sich endlich, um eine Stunde später als gewöhnlich, im großen Speisesaale zu Tische setzte, mußte noch eine Zeitlang auf das Abendessen gewartet werden. Der gebrechliche Büchsenspanner, der magere Kammerdiener und der astmathische Bediente schlichen mit den gekränkten Mienen umher, die alte Domestiken annehmen, wenn man sie in ihrer gewohnten Ordnung stört. Der Graf war seit seinem Eintritte in den Saal noch stiller geworden, hielt die Augen gesenkt und erhob sie nur flüchtig, um seiner Frau einen raschen, fragenden Blick zuzuwerfen, den sie mit verständnißvollem Nicken beantwortete. Bei einer besonders auffallenden Ungeschicklichkeit des Hofstaats sagte die Gräfin entschuldigend zu Paul: —

„Hab' Nachsicht, die Leute sind nicht gewöhnt — — für den Vater und mich ist Platz genug im kleinen Lesezimmer, wir haben hier nicht mehr gespeist seit dem — seit dem Tode . . ."

Die Stimme versagte ihr.

„Ja, ja", murmelte der Greis und die Thränen die an seinen Wimpern gezittert hatten, fielen auf seinen Teller herab. Er machte eine unwillige Bewegung mit dem Kopfe und ein freudloses, beschämtes Lächeln glitt wie ein verirrter Funke über seine Züge.

Ist es denn möglich? so neu noch dieser Schmerz, so unvergessen noch dieser Verlust?

Wieder trat eine lange Pause ein, auch Paul war still geworden. Die Lampen, die lange außer Gebrauch gestanden, verbreiteten ein schwaches Licht in dem großen Raume. Ihr trüber Schimmer beleuchtete die Gesichter der beiden Alten mit fahlem

Scheine. Müdigkeit sprach aus ihren verwitterten Zügen — Lebensmüdigkeit, eine tiefe Sehnsucht nach der Ruhe, die auf Erden nicht zu finden ist. Die lang ersehnte Freude des Wiedersehens mit dem einzig geliebten Sohne, nun war sie erlebt und hatte die glückentwöhnten Menschen tödtlich erschöpft. Da haben sie ihn nun, der ihr Abgott, ihr Ein und Alles ist, nichts fehlt zu ihrer Seligkeit als, — die Kraft sie zu genießen.

Eine traurige Veränderung ist mit ihnen vorgegangen. Sie so gebrochen zu finden, hatte er nicht erwartet.

Paul's Gedanken wanderten nach dem traulichen, duftenden, hellerleuchteten Salon der Gräfin Marianne. Der Thee dampfte in chinesischen Tassen, das englische Silbergeschirr blinkte, französische Confitüren standen in zierlichen Schalen auf dem geschmackvoll gedeckten Tische. Lautlos schritten die Lakaien ab und zu, der Kammerdiener glitt servirend umher, unhörbar und emsig, lächelnde Dienstfertigkeit in jeder Miene. Die Damen plauderten, Fürst Klemens hörte ihnen zu, stimmte bei, bewunderte, betete an, Gräfin Erbach lachte und scherzte . . . Ja, dort konnte Paul sich Thekla denken, hier — nimmermehr! Sie, mit ihrer Prachtliebe, ihrer Lebenslust, was soll sie in diesem altmodischen Wesen, in dieser Greisen-Atmosphäre? Ein unbesiegbares Mißbehagen wird sie ergreifen bei dem ersten Schritt über diese Schwelle, niemals wird sie sich hier heimisch fühlen . . . Paul möchte das kühle Mitleid nicht sehen, mit dem ihr Blick über die Häupter seiner Eltern hingleiten würde. Die blose Vorstellung davon . . . Das Blut schoß ihm heiß in die Stirn und er biß die Zähne zusammen.

Sein Vater und seine Mutter tauschten leise einige gleichgiltige Worte, sahen dabei ängstlich in sein verfinstertes Angesicht und sagten zu sich selber: „Es wird ihm nicht wohl bei uns, es kann ihm bei uns nicht wohl werden!"

Die Thurmuhr schlug zehn. Immer lauter und aufdringlicher wurde am Credenztische in der Tiefe des Saales das Geklirre mit den Tellern und Bestecken; eine leicht verständliche Mahnung der Dienerschaft: Was zögert ihr so lange? geht schlafen, es ist Zeit! — Geht schlafen — macht Platz! . . . . Die Mahnung mag wohl oft zu ihnen dringen. Niemand verhindert es, Niemand steht neben den Hilflosen, der ein Recht hätte zu befehlen: Achtung denen, die mir heilig sind!

Die Eine, die es gethan, ist dahin; die Eine, die sie nicht verschmerzen können, die ihre Stütze war, ihr Trost, ihre Freude.

Paul erhob den Blick zu dem leeren Platz ihm gegenüber. Zum ersten Mal vermißte er die freundlichen Augen, denen er dort immer zu begegnen gewohnt war, die stets so innig gefragt hatten: Bist du zufrieden? Worin haben wir's verfehlt? Was willst du? Was geht in dir vor? . . . Augen, die aufleuchteten, wenn er heiter, sich trübten, wenn er mißmuthig war. Die liebevolle Ausdauer, mit der sie auf ihm ruhten, hatte ihn oft ungeduldig gemacht und jetzt — wie wohl hätte es ihm gethan, nur einmal hineinschauen zu können in diese klaren, tiefen, treuen Augen!

Als der Sohn des Hauses am nächsten Morgen erwachte, war sein Zimmer wie in Licht gebadet. Durch die hohen Fenster flutheten die Strahlen der herrlich aufgehenden Sonne. Es hatte in der Nacht geregnet, große Wassertropfen glitzerten im Grase, auf den Blättern der Bäume, im Kelche der duftenden Blüten. Frisch wehte die Morgenluft, nicht ein Wölkchen stand am Himmel. Paul kleidete sich rasch an und verließ das noch im Schlummer liegende Haus.

Im Hofe kamen ihm seine Jagdhunde entgegen und thaten sehr verwundert, als sie ihren Herrn erkannten.

„Da seid ihr ja!“ rief er und streichelte ihnen die Köpfe. „Gestern haben sich die Herrschaften nicht blicken lassen. Vorwärts jetzt: allons! allons!“

Sie beantworteten diese Aufforderung mit einem entschuldigenden Wedeln ihrer fleischigen Schwänze und mit einem Gähnen, das gar kein Ende nehmen wollte. Ihre matten Augen sprachen: „Bist du gescheidt? Wir sind zu dick geworden zu derlei Späßen.“ Und als Paul seine Einladung wiederholte, krochen die Thiere, so rasch als ihr Körperumfang es gestattete, in ihre Hütte zurück. Erst als er hinweggegangen war, schlüpften sie wieder heraus, setzten sich jedes an einen Pfeiler des Thores und sahen ihm mit liebevollen Blicken nach.

Im Dorfe hatten die Leute bereits ihr Tagewerk begonnen. Der Gemeindehirt trieb die Heerde der Weide zu, Weiber füllten ihre Wassereimer am Brunnen, Arbeiter waren auf dem Wege nach dem Felde; alle, denen Paul begegnete, grüßten ihn, hießen ihn willkommen. Die Weiber sahen ihn mit neugieriger Theilnahme an, eine von ihnen rief ihm von Weitem zu: „Jetzt sind Sie halt allein!“

In nächster Nähe der Pfarrei und viel ansehnlicher als diese, erhob sich ein großes, blankes Bauernhaus. Ein gewölbter Bogen trennte es von den Scheunen und Ställen, und durch denselben blickte man in einen weitläufigen Obstgarten, gegen dessen roth und weiß blühende Bäume das dunkle Schieferdach sich scharf abhob. Vor dem Hause ein schmaler Streifen kurzen grünen Grases, mit Malven und Levkoyen bepflanzt und mit einem netten Holzstakete umgeben. Die Fenster blank gescheuert, der Sockel grau getüncht, und über dem ganzen Gehöfte ein Anstrich von ruhigem Behagen und solider Wohlhabenheit, wie sie immer seltener wird „bei uns zu Lande auf dem Lande.“ Aus dem Hause trat ein alter, untersetzter Mann in blauem, bis an die Fersen reichendem Rocke, der bei jedem Schritte auseinander flatternd, die schwarze Kniehose und die hohen, glänzend gewichsten Stiefel sehen ließ. Auf dem Kopfe trug der Alte einen niederen Hut mit aufgerollter Krempe, an der Weste Silberknöpfe; kurz: es kleidete sich keiner im ganzen Dorfe am Kirchweihfeste so stattlich, wie er am Werkeltag. Dafür war er aber auch Balthasar der Große, Balthasar Schießl, der reiche, gescheidte! Ein Mann, der's mit jedem Plofessol (Professor) aufnimmt, eine Handschrift schreibt, die manche Leute sogar lesen können, bei Gott! nebstbei zwölf Melkerinnen im Stalle hat und jahraus, jahrein seine vier paar Ochsen einspannen lassen kann. Ein Mann, der einmal, als er nach der Stadt fuhr, um dort Steuern zu zahlen, im Gasthofe zum Adler auf einen Sitz zweihundert Gulden verloren, baar auf den Tisch ausbezahlt, von dem Tage an aber nie mehr eine Karte angerührt hat.

Balthasar eilte in raschen Schritten auf Paul zu und reichte ihm die Hand: „Das ist ja schön, daß Sie einmal wieder zu uns kommen“, rief er. Sofort entspann sich ein Gespräch und sie wanderten zusammen weiter. Paul fragte nach Dem und Jenem, und erhielt auf die Frage: „Wie geht es ihm?“ regelmäßig die Antwort: „Gut.“ Nachträglich kam dann: „Dem ersten haben die Schuldner das Haus über dem Kopf verkauft, der zweite, ja, der hat sich versoffen, zieht als Vagabund herum, Weib und Kinder gehen in den Tagelohn. Der Dritte ... das is' halt eine G'schicht — dem sein Sohn, der sitzt.“ „Warum nicht gar! Was hat er denn angestellt?“

„Es heißt, wissen's, daß er den Heger erschossen hat.“

„Es heißt! es wird wohl nicht nur heißen.“

Der Alte schwieg eine Weile, dann sah er Paul von der Seite an, zeigte lachend zwei Reihen Zähne, gelblich wie Elfenbein und fest wie eine Mauer: „Ja, sehen's, ich sag' . . . Er spreizte die Finger auseinander und setzte seine Hand in eine langsam wiegende Bewegung: „Es kann sein — und es kann auch nit sein.“

„Ich kenn' euch!“ sprach Paul.

„So?“ fragte der Bauer, und in dem einen Worte und dem Blicke, womit er es begleitete, lag eine ganze Reihe spöttischer Zweifel.

Paul fuhr eifrig fort: „Ihr seid immer dieselben! Von der Wilddieberei könnt Ihr nicht lassen. Heute wie vor zwanzig Jahren wird nur so hinein gehauen in unsere Wälder, werden unsere Wiesen abgegrast . . .“

„Die meinen auch“, sprach Balthasar.

„Und wo bleibt der Respekt vor fremdem Eigenthum? Wann werden die Leute endlich lernen, daß ein Unterschied ist zwischen Mein und Dein?“

Der Alte zog seine Pfeife aus der Tasche und begann ruhig sie zu stopfen. Sie waren jetzt in die Nähe der Schule gekommen. Vor der Thür stand ein junger Mensch, schäbig aber stutzerhaft gekleidet und schäkerte mit einer frech aussehenden Dirne.

„Das ist der neue Schullehrer“, sagte Balthasar in nachlässigem Tone.

— „Der? der junge Bursch? Der kann ja selbst die Schule nicht absolvirt haben.“

„Hat's auch nit.“

„Wie so? Ist er relegirt worden?“

„Es heißt, daß er, wissen's, drinnen in der Stadt, aus dem Schulzimmer, oder von wo? Maschinen mitgenommen hat um d'ran zu studiren. Aber — vergessen muß er haben, daß sie ihm nit gehören, denn sonst —“, sprach Balthasar mit einer pfiffigen Harmlosigkeit, die des größten Schauspielers würdig gewesen wäre, „denn sonst hätt' er sie ja nit verkaufen können.“

„Das wißt Ihr?“ rief Paul, „und den macht Ihr zum Schullehrer? Den duldet Ihr?“

„Wir haben ihn nit g'rad ausgesucht, aber er hat halt Plotektion, und wenn er einmal dasitzt, bringt ihn selbst unser lieber Herrgott nit weg, das müssen Sie auch wissen, Herr Graf“, setzte Balthasar hinzu, zufrieden mit dem Eindruck, den das Streiflicht hervorbrachte, welches er auf die Ortszustände geworfen.

„Eure Schuld, wenn er dasitzt . . . Jetzt habt Ihr ihn, könnt Eure Kinder zu ihm in die Schule schicken!“

„Ich schick' die meinen nit.“

„Ihr schickt sie nicht? Existirt vielleicht kein Schulzwang in Sonnberg?“

„Ich zahl' halt Straf'“, antwortete der Bauer mit ruhigem Lächeln. „Ich kann's ja thun?“

Sie gingen eine Weile schweigend neben einander, Beide in Gedanken nicht angenehmer Art versunken.

„Wenn die Frau G r ä f i n“, sagte der Alte auf einmal, und fuhr unwillkürlich mit der Hand nach dem Hute, „wenn die Frau Gräfin noch am Leben wäre, so was wär nie geschehn . . . Und hier —“ setzte er, in plötzlich verändertem Tone hinzu, „thät es auch anders aussehn!“

Er deutete auf den großen, mit verschwenderischem Luxus erbauten Meierhof, dem sie sich allmälig genähert hatten.

Paul meinte, das könne man doch nicht wissen, aber daß es hier nicht aussehe wie sich's gehöre, sei allerdings ausgemacht. In der That, darüber konnte kein Zweifel herrschen. Das Vieh in schlechtem Stande, die Gebäude vernachlässigt, die kostbaren Maschinen, die Paul aus England geschickt hatte, zwar noch nicht benützt, aber schon beschädigt, im Freien, jedem Unwetter ausgesetzt, während der Schuppen daneben mit elendem Gerümpel angefüllt war. Alles schmutzig, unordentlich durcheinander geworfen, alles verwahrlost, und weder Knecht noch Magd sichtbar, kein Mensch in der Nähe, den man hätte fragen können: „Wie geht das zu?"

Balthasar steckte die Pfeife, ohne sie jedoch anzuzünden, zwischen die Zähne, stemmte beide Arme in die Seiten und sagte: „Die Frau Gräfin ist todt, die alten Herrschaften sehen nix mehr — und Sie ..." sein Mund verzog sich ironisch: „Sie haben halt gar zu viel zu thun!"

Im Amtshause, das von dem Meierhofe nur durch die Straße getrennt war, und das mit seinen zwei Geschossen, seiner verzierten Façade und seinem französischen Dache einem Schlößchen glich, wurde es plötzlich lebendig! Ein Fenster im ersten Stocke war geöffnet und so rasch wieder zugeschlagen worden, daß die Trümmer zerbrochener Scheiben klirrend zu Boden fielen. Darauf entstand in dem Hause eine Bewegung, wie in einer überrumpelten Festung, und endlich erschien auf der Schwelle ein großer, breitschultriger, sehr dicker Mann. Sein Gesicht hatte die Form und den Umfang eines Tellers und die Farbe einer Feuernelke. Als Balthasar den Herrn Verwalter kommen sah, machte er sich eilig von dannen. Die langen Schöße seines Rockes flogen hinter ihm her und waren anzusehen wie die Flügel eines Nachtfalters. Er rückte vor dem Verwalter kaum den Hut, und dieser erwiderte den kurzen Gruß mit auffallender Freundlichkeit. Hingegen vergab er seiner Würde dem Herrn Grafen junior gegenüber nicht ein Jota.

„Der Herr Graf sind da", sprach er bitter und vorwurfsvoll, „begeben sich stante pede in die Oekonomie, ohne mich haben avisiren zu lassen. Ich darf die Gnade nicht haben, theilzunehmen an der Inspektion."

„Nur eine Morgenpromenade, lieber Vogel. Allerdings bin ich nicht erbaut von dem was ich bisher sah und hörte", erwiderte Paul, theils ergötzt, theils geärgert durch die gewundenen Reden des feierlichen Herrn, den dessen feinfühlende Gemahlin „Mein opulenter Mann", zu nennen pflegte.

„Ah — — Insinuationen! ..."

„Davon ist nicht die Rede, aber werfen Sie doch nur einen Blick um sich!"

„Das thue ich täglich," entgegnete der Herr Verwalter mit einem Selbstbewußtsein, als ob es auf Erden nichts Ruhmvolleres geben könne als Blicke um sich zu werfen. „Jeden vom Dache gefallenen Ziegel, jede gestohlene Latte, Herr Graf, Sie finden sie wieder — im Wirthschaftsjournal. Aber jedoch adoptirt, restaurirt darf nichts werden. Wir haben strikten Enthaltungsbefehl. „Thun Sie nichts ohne meinen Sohn!" ist des Herrn Grafen stets von neuem wiederholt ertheilte Weisung, der sich fügsam zu erweisen nicht immer ganz leicht fällt."

„Weniger wörtlich befolgt wäre der Befehl besser befolgt," versetzte Paul. Er hatte den Rückweg angetreten und eilte rasch vorwärts, belästigt durch die Begleitung des Herrn Verwalters, dem es, wie sein schnaubender Athem verrieth, schwer wurde, mit ihm Schritt zu halten.

Am Ausgange des Dorfes befanden sich einige elende Baracken: die sogenannten „herrschaftlichen“ Arbeiterwohnungen. Der Wind blies durch ihre zerklüfteten Mauern, die Scheiben ihrer kleinen Fensterchen waren zerbrochen oder erblindet, die Löcher in ihren halb abgedeckten Dächern gemahnten an aufgerissene, hungrige Mäuler. Den Vordergrund des Jammerbildes bildete eine Pfütze, in der eine zahlreiche Kinderschaar mit einem Vergnügen herumpatschte, das gewisser Geschöpfe würdig gewesen wäre, die mit mehr Beinen und mit weniger Gottähnlichkeit ausgestattet wurden, als das menschliche Geschlecht.

„Unsere Arbeiterwohnungen!“ rief Paul entrüstet — „durfte auch hier nichts hergestellt werden? ... Es war schon der Wunsch meiner verstorbenen Frau, daß sie niedergerissen und an ihrer Stelle neue, geräumigere errichtet würden.“

Der Verwalter lächelte: „Hauptsächlich aus Moralitätsgründen. Die Frau Gräfin nahmen Anstoß daran, mehrere Personen unterschiedlichen Geschlechtes in nicht unterschiedlichen Lokalitäten unterbringen zu lassen. Die hochgeborne Frau vergaßen, daß derlei hier überall vorkommt. Wir haben Wohnungsnoth in Sonnberg. Die Leute sind es gewöhnt, und warum sollte es der Arbeiter besser haben als der Bauer? Es würde schlechtes Blut machen, zu befürchten geben . . . Auch kann Niemand der Gutsverwaltung zumuthen, sich zur Tugendwächterin der Bevölkerung aufzuwerfen, und haben die Leute ihren eigenen Standpunkt — wie der Herr Graf dereinst selbst der hochseligen Frau Gräfin zu bedenken zu geben geruhten.“

So war's. Mehr aus Widerspruchsgeist als aus Ueberzeugung hatte Paul damals die Forderung abgewiesen, die seine Frau an ihn gestellt, eindringlich im Namen der Menschlichkeit. Einen Augenblick war er nahe daran gewesen, einzuwilligen, denn im Stillen gab er ihr recht. Aber war er der Mann, der gemahnt zu werden brauchte an die Erfüllung einer Pflicht? — Würde er sie als solche anerkennen, ihr wäre längst Genüge geschehen. Demnach hatte Paul ein rasches Ende gemacht, erklärt, er wolle nichts mehr hören von der Sache und über die Subjektivität der Weiber gespottet, die immer sich, immer nur sich in die Lage der Andern versetzen können und unfähig sind, irgend ein Verhältniß anders als persönlich zu beurtheilen.

„Mitleid ist Schwäche!“ hatte er ausgerufen, plötzlich aber innegehalten, weil ihm ein Zweifel an der Unbestreitbarkeit dieses Satzes aufgestiegen war, weil ihm beim Anblick des Schmerzes, den sein Starrsinn verursachte, eine Regung überkommen hatte, derjenigen beinahe ähnlich, die er soeben verdammt . . .

Die junge Frau jedoch, wie hatte sie in seiner Seele zu lesen gewußt! Das leise, kaum eingestandene Gefühl, das zu ihren Gunsten sprach, wie war es sogleich von ihr errathen, wie dankbar sein Erwachen begrüßt worden! Wie hatte sie mit neubelebter Hoffnung auf den Sieg ihrer guten Sache die Arme um den Hals ihres Mannes geschlungen, den Kopf an seine Brust gedrückt, voll zärtlicher Begeisterung zu ihm emporgesehen und ihm zugeflüstert: „O du Schwächling!“

Ja, ja, sie war anmuthig gewesen und hold. — — —

Paul fuhr auf aus seinem Sinnen. „Nehmen Sie an,“ sprach er zu seinem Begleiter, „daß ich heute anders denke als zu jener Zeit, daß ich einsehe — kurz, suchen Sie die Pläne zu den Arbeitshäusern hervor, die meine Frau damals zeichnen ließ. Der Bau soll sogleich in Angriff genommen werden.“

Der Beamte steckte mit Würde die Hand in seine Weste. Herr Graf scheinen einen

Systemwechsel vorzunehmen, zu beabsichtigen. Vielleicht intensive Wirthschaft, was hier nicht geht! . . . Wovon Herr Graf sich selbst genugsam überzeugten und was ich mehrmals die Gnade hatte zu bemerken, dereinst bei unvergeßlichen Gelegenheiten, in denen mir das Unglück widerfuhr, mir das Mißfallen der hochseligen Frau Gräfin zuzuziehen, zu müssen."

Ein hämischer Zug verunstaltete seine feisten Lippen, so oft er von der Verstorbenen sprach.

Dieser hoffärtige Mensch hat sie gehaßt und grollt ihr noch nach dem Tode. Er verzeiht ihr's nie, daß sie so manchen Kampf gegen ihn siegreich geführt. Siegreich, denn sie war stark, muthig und verständig, dachte Paul und entließ den Herrn Verwalter mit einigen trockenen Worten.

Der Graf und die Gräfin erwarteten ihren Sohn zum Frühstück im Saale, beide, nach altem Brauche, sorgfältig gekleidet vom frühen Morgen an. Sie im grünen, glatten Seidenkleide, das nur wenig über die Knöchel reichte und die ausgeschnittenen, kreuzweise gebundenen Schuhe sehen ließ. Die lichten Locken, zu beiden Seiten der Stirn aufgesteckt, das feine Gesicht mit den milden Augen, von einer weißen Haube umgeben, die ganze Gestalt wie aus einem Rahmen eines edlen aber verblaßten Bildes getreten, das vor dreißig Jahren gemalt worden war. Ihr Mann, der sie einst um Kopfeslänge überragte, sah jetzt nicht größer aus als sie. Seine breite Brust war eingesunken, seine Schultern hatten sich gewölbt. Aber schön geblieben waren die herrlichen Züge des Gesichtes. Den kahlen Scheitel des wie aus Erz geformten Hauptes umgab ein Kranz von schneeigen Haaren und wie weiße Seide schimmerte der Bart, der auf die Brust des Greises niederwallte.

Der Graf stand am Fenster auf seinen Stock gelehnt und sprach:

„Er ist schon draußen, schon seit sechs Uhr, sieht sich um, wird Befehle geben; Einrichtungen treffen, alles nach der neuen Art, alles anders als zu unserer Zeit, und tausend Mal besser. Ja, der versteht's! Der Vogel wird sich freuen, daß er einmal wieder etwas lernen kann."

Die Gräfin meinte, dies sei ohne Zweifel der Fall und könne nicht schaden; es gäbe so manches zu thun in Sonnberg und gewiß, ein gewöhnlicher Mensch fände hier ein überreiches Feld für seine Thätigkeit, aber für Paul ist das alles zu kleinlich, zu gering, der bescheidene Beruf eines Landwirths der füllt einen solchen Mann nicht aus. „Wie lange er wohl bei uns bleibt?" schloß sie ihre Betrachtungen.

„Danach darf man ihn nicht fragen!" rief der Greis. „Du weißt, das kann er nicht leiden. Nur keinen Zwang, nur keine Liebestyrannei!"

Paul war während dieser letzten Worte eingetreten und man setzte sich an den Frühstückstisch. Er freute sich im Stillen über das frischere Aussehen der beiden alten Leute. Die Nachtruhe, die ihnen der Gedanke gar süß gemacht, daß ihr Sohn einmal wieder unter demselben Dache mit ihnen schlafe, hatte sie unsäglich erquickt.

„Bist Du zufrieden mit unserer Wirthschaft?" fragte der Graf. Vogel hält strenge Ordnung, ein braver Mann, das muß man ihm lassen . . . auch fehlt uns nichts als — baares Geld. Das Erträgniß, sagt Vogel, das Erträgniß! — ja, leider. Es wird ihm oft schwer, die großen Regiekosten zu bestreiten."

„Die Regiekosten?" dachte Paul, „o lieber Vogel! o lieber — Schurke! du hast

dich sonderbar ausgewachsen. Meine Abwesenheit bekommt dir schlecht." — Er antwortete ausweichend, vorläufig könne er noch keine Meinung abgeben, in einigen Tagen aber, nächste Woche vielleicht . . .

„Nächste — Woche?!" wiederholten seine beiden Eltern zugleich. So lange bleibt er? o Glück! sie dachten nicht mehr ein solches zu erleben. Die Mutter vergaß in ihrer Freude einen Augenblick die stets geübte Zurückhaltung, die sich jede Aeußerung der Zärtlichkeit versagte. Sie glitt schmeichelnd mit den Fingern über den auf dem Tische ruhenden Arm ihres Sohnes. Es lag in dieser schüchternen Berührung so viel unterdrückte Liebe, ein so unaussprechlicher Dank, daß Paul innig sprach: „Gute Mutter!" ihre Hand ergriff und an seine Lippen drückte. Die Gräfin warf einen Blick voll seliger Ueberraschung auf ihren Gatten, dessen Angesicht dieselbe Empfindung aussprach. Sie schienen sich zu fragen: Was ist das? — was ist geschehen? ist er's denn noch?

„Je länger Du bleibst, um so besser für uns," sagte der Graf. „Du bist immer willkommen, lieber Sohn."

Den alten Leuten war seltsam zu Muthe — ungefähr wie frommen, verzückten Betern, zu denen der steinerne Heilige, vor dem sie knieen, sich plötzlich niederbeugen und Worte des Segens über ihre Häupter sprechen würde.

Die Unterhaltung gerieth ins Stocken, das Frühstück war beendet; Paul ging auf sein Zimmer, mit der Absicht — an Thekla zu schreiben.

Nur eine Spanne Zeit trennte ihn von dem Augenblicke, in dem er Abschied von ihr genommen, es hatte sich darin so gut wie nichts begeben, nicht ein Ereigniß, das der Mühe lohnte, erzählt zu werden, und doch, ihm schien sie so lang und inhaltsreich, diese kurze stille Zeit, er meinte fast in ihr mehr erlebt zu haben als in seinem ganzen übrigen Dasein. Womit soll er seinen Brief beginnen, den ersten, den er an Thekla schreibt?: „Meine Gedanken haben Sie nicht verlassen . . ." — „Ihr schönes theures Bild steht immerfort . . ." — „Ich habe meine Eltern wohlauf gefunden . . ." Was kümmern sie seine Eltern? Diese schlichten Leute werden ihr immer fremd bleiben, und sie auch ihnen.

Aber das Kind, dessen Mutter sie werden und das sie lieben lernen soll, von dem will er ihr sprechen. Nur muß man kennen, was man beschreiben will, und er hat die Kleine noch kaum gesehen, wie absichtlich schafft man sie ihm aus dem Wege, erwähnt ihrer nicht, gedenkt es ihm wohl noch, daß er dereinst zu behaupten pflegte, kleine Kinder seien ihm ein Gräuel. Das war damals nur halb und ist jetzt gar nicht mehr wahr, Eltern jedoch glauben nichts schwerer als daß mit ihren Kindern eine Veränderung vorgehen könne. Paul erhob sich um zu schellen, und in diesem Augenblicke wurde nach leisem Pochen die Thür geöffnet und sein Töchterchen trat ein. Es klammerte sich dabei mit einer Hand an den Rock seiner Wärterin, in der anderen trug es einen Veilchenstrauß Einen solchen, ganz so gebunden, legte Marie dereinst täglich auf seinen Schreibtisch: dort hatte er ihn soeben halb unbewußt vermißt.

„Das bringen wir dem Papa," sprach die Wärterin. Sie beugte sich zu der Kleinen nieder und suchte sich von ihr loszumachen. „Es ist ein guter Papa, geh zu ihm, mein Engel, geh!"

Es entstand ein langer, in flüsterndem Tone geführter Wortwechsel zwischen Mariechen und ihrer Pflegerin, dem Paul damit ein Ende machte, daß er der letzteren befahl, sich zu entfernen.

„Und das Kind?"

„Das bleibt bei mir.“

„Ganz allein? Es ist so scheu — Sie sind ihm so fremd —“

Unwillig wiederholte Paul seinen Befehl, die Frau erlaubte sich keine Einwendung mehr, sie ging bestürzt von dannen und ihr Zögling, noch viel erschrockener als sie, hatte nicht einmal den Muth, sich nach ihr umzuwenden.

Wie eine kleine Bildsäule blieb Mariechen regungslos an ihrem Platze, senkte das traurige Gesichtchen, und man sah ihr Herz angstvoll unter dem weißen Kleide pochen.

„Armes, verkümmertes Pflänzchen!“ dachte Paul. „Wachsest auf zwischen einem geschlossenen und einem schon geöffneten Grabe . . . Du brauchtest eine andere Atmosphäre!“

Eine Regung mitleidiger Liebe schlich sich in seine Seele, er sah die Furcht, mit der sie unter den gesenkten Lidern hervor jede seiner Bewegungen beobachtete, und wagte nicht sich ihr zu nähern. Sie voll Angst vor ihm, er voll Bangen vor ihrer Angst — so standen Vater und Tochter einander zum ersten Male gegenüber.

Endlich kniete er nieder und sprach mit gedämpfter Stimme: „Mariechen komm zu mir!“

Das Kind rührte sich nicht, aber die Nerven um seinen Mund begannen zu zittern, ein schwerer Seufzer hob seine Brust und es brach in unaufhaltsames Weinen aus. Paul ging an seinen Schreibtisch zurück. „Sie mag sich ausweinen! hat ohne Ursache angefangen, wird ohne Ursache aufhören!“

Aber die Ausdauer eines schluchzenden Kindes ist ein länger Ding als eines Mannes Geduld. Er wollte die seine nicht verlieren, er hielt sich die Ohren zu, versuchte seine Aufmerksamkeit auf zwei Goldamseln zu lenken, die im Grün der Linde vor seinen Fenstern wie Lichtstrahlen von Ast zu Ast huschten, bemeisterte sich lange, zuletzt aber wandte er sich doch um, sprang auf und herrschte dem Kinde zu: „Schweige!“

Es gehorchte augenblicklich; hielt inne mitten im Schluchzen und sah aus großen, in Thränen schwimmenden Augen erschrocken und flehend zu seinem Vater empor. Und dieser Blick traf ihn wie ein Stoß in das Herz. So hatte die Mutter des Kindes ihn angesehen damals, als sie zum ersten und letzten Male: Nein zu ihm gesagt, an jenem Tage der unwiderruflich über ihr Leben entschied . . . Da war die Erinnerung wieder, deren er sich mit dem Aufgebote seiner ganzen Willenskraft nicht zu erwehren vermochte, die ihn wie mit einem Zauberbanne umwob, seitdem er den heimischen Boden betreten hatte.

Kann das Weib, das im Leben hilflos zu seinen Füßen lag, ihn nach dem Tode besiegen? Fleht sie aus dem Jenseits zu ihm? sieht ihn mit unvergeßlichem Blicke aus dem Auge ihres Kindes an — ihres kleinen Abbildes . . . nein kein Abbild — sie selbst, in jedem Zuge des Gesichtes — in jeder Bewegung, Sie, so ganz und gar sie selbst, als gäbe es eine rückwärts schreitende Zeit, ein umgekehrtes Leben, das wieder zur Kindheit führt! . . . . . .

Im Innersten erschüttert hob Paul das Kind in seinen Armen empor und drückte es an sich. Allein der Ausbruch seiner Zärtlichkeit erweckte Entsetzen, und dieses seinen Grimm. „Fürchte Dich nicht!“ rief er in thörichtem Zorne: „Fürchte Dich nicht!“ während er sie tödtlich erschreckte. Alle Glieder des zarten Körperchens begannen zu zittern, die Augen wurden starr und in großer Bestürzung setzte Paul das Kind auf den Boden hin. Da blieb es still, mit herabhängenden Armen, das Köpfchen tief gebeugt —

auf das allerschlimmste gefaßt, recht wie ein junges Vöglein im verlassenen Neste, über dem ein Gewitter schwebt . . . Schon hat der Blitz gezuckt — wann trifft sein Strahl?

O du allmächtige Hilflosigkeit! du wehrlose, vor der alle Kraft des Starken sich auflöst in einen Strom des Erbarmens!

„Sprich“, flüsterte Paul „sprich nur ein Wort — oder weine, Kindchen! weine — ich bitte Dich . . .“

Sie bleibt still, stumm, leblos . . . Athmet sie denn? In namenloser Spannung hält er seinen Athem an um dem ihren besser zu lauschen — — da läßt sich im Nebenzimmer das Trippeln kleiner emsiger Tritte vernehmen, das Gebimmel einer winzigen Schelle . . . Mariechen horcht plötzlich auf, an der Thür wird ein Kratzen laut, gebieterisch Einlaß heischend — und das Kind erhebt den Kopf, ein schwaches Roth tritt auf seine Wangen, es schlägt freudig die Händchen zusammen und — „Gipsi!“ ruft es aufjauchzend.

Paul öffnete die Thür und an ihm vorbei schoß ein zottiges Hündchen und sprang mit lautem Gebelle auf das kleine Mädchen zu. Es umhüpfte sie, leckte ihr die Hände und das Gesicht, sprang wieder davon, streckte die Vorderbeine von sich so weit es konnte, bog das Kreuz ein, bellte, sah sie an und keuchte mit herabhängender Zunge.

Und sie — wie sie es lockte! wie sie es rief mit liebkosenden Namen, wie sie es mit ihren beiden Aermchen umschlang, seinen Kopf an ihre Brust drückte und wiegte mit ernsthafter Zärtlichkeit.

Ja, dem kann sie schön thun! der steht in ihrer Gunst... Man könnte ihn beneiden... Paul lächelte über seine kindischen Gedanken — es ist weit mit ihm gekommen: er ist eifersüchtig auf einen Hund.

Unmuthig schellte er der Wärterin und befahl ihr die Kleine hinweg zu führen. Er wandte sich ab als es geschah, was brauchte er zu sehen wie gern sie von ihm ging?

Einmal wohl fällt uns die Liebe vom Himmel, einmal — und nicht wieder. Hast die Gottesgabe nicht zu schätzen gewußt — jetzt heißt es um sie werben, um sie dienen . . . Der Veilchenstrauß war auf den Boden gefallen, Paul hob ihn auf und legte ihn neben sich auf den Schreibtisch. Er begann einen neuen Brief an Thekla, aber es stand in den Sternen geschrieben, daß auch dieser nicht beendet werden sollte. Von der Straße herüber drang ein sonderbares Geräusch. Als ob zehntausend Wespen schnarrten, als ob zehntausend Hornissen brummten und dazwischen ein Dudelsack pfiffe war es anzuhören. Ein Geräusch, in seiner Art nicht minder berühmt als die Luftmusik auf Ceylon, nur besser erklärt von Gelehrten und selbst von Ungelehrten, denn sobald es sich vernehmen ließ, wußte Jedermann auf eine Viertelmeile in der Runde: der Freiherr von Kamnitzky fährt über Land! und was da rasselt, quiekt und stöhnt, es ist seine historische Kalesche. Ein edles Vehikel, ein ehrwürdiges Denkmal aus der Vergangenheit. Wann es erbaut wurde — „die jetzigen Kinder denkens nicht!“

Es glich in Form und Farbe der Hälfte eines Tyroler Apfels, und war mit dunkelbraunem Tuche, — das aber aus neuer Zeit stammte, denn es zählte keine fünfundzwanzig Jahre — gefüttert. Es schwebte in wolkennaher Höhe auf Schneckenfeldern, ein mächtiger Radschuh hing an schwerer Kette unter dem Kasten. Vorgespannt waren ein Paar dicke, kurzhalsige Schimmel mit Beinen wie Säulen; ansehnliche Gäule, die,

nach dem Zeugniß ihres Herrn, „einmal ins Kugeln gekommen, einige Meilen auf oder ab, nicht weiter regardirten.“

Der Freiherr von Kamnitzky hatte immer einen Spaß auf den Lippen und ein paar Silbergulden in der Tasche, war deshalb sehr beliebt bei der Dienerschaft in Schloß Sonnberg, die sich um die Ehre riß den Schlag seiner Kalesche zu öffnen und das aus mehreren Stufen bestehende Trittbrett herunter zu schlagen. Kamnitzky war eben im Begriffe diese fliegende Treppe zu betreten, als Paul aus dem Schlosse geeilt kam um ihn zu begrüßen.

„Was der Teufel!“ rief der Freiherr und blieb wie versteinert stehen.

Paul half ihm herab: „Ich werde Dich doch nicht umsonst nach Wien reisen lassen“, sagte er.

„Umsonst nach Wien? mich? — sei so gut und sag' das Deinen Eltern — umsonst... O das ist wieder — o freilich ... verzeih', aber so albern reden doch nur gescheidte Leute“, rief Kamnitzky voll Entrüstung und versäumte auch diese Gelegenheit nicht, den „gescheidten Leuten“ eins anzuhängen.

Er fragte einen Diener, nicht Paul, mit dem sprach er vorläufig kein Wort mehr — wo der Herr Graf sich befinde und wünschte angemeldet zu werden. Eine Höflichkeit, die er nie außer Acht setzte, ebensowenig als der Graf jemals versäumte ihm darüber Vorwürfe zu machen. Aber es geht eben nichts über eine gute, altgewohnte Art das Gespräch anzuknüpfen, und so wurde denn auch heute, wie immer, der Gastfreund mit den Worten empfangen: „Sich anmelden lassen? Alter Mensch, was fällt Dir ein?“

Bei Tische war Kamnitzky lustig bis zur Ausgelassenheit, aß und trank ansehnlich, machte die schlechtesten Witze ohne ein einziges Mal darüber zu erröthen. Seine gute Laune und sein guter Appetit erweckten das innigste Wohlgefallen der alten Leute. In Bestürzung jedoch geriethen sie, als er nach dem Speisen begann über die Regierung zu schimpfen; sie besorgten sehr, Paul könne das übel nehmen.

„Er meint nicht Dich“, sagte der Greis beruhigend zu seinem Sohne.

„Bitt' um Verzeihung! Wohl mein' ich ihn und sein ganzes, ihm nachbetendes Gelichter“, rief der erregte Freiherr.

Er stellte sich mit dem Rücken an den kalten Kamin, versenkte beide Hände in die Hosentaschen und setzte seinen Oberkörper in regelmäßige Schwingungen. Die Schöße seines Rockes, die er unter den Armen hielt, bewegten sich dabei wie zwei schwarze Ruder in der Luft. Er hatte den Kopf zurückgeworfen und eine lange Virginia zwischen die Zähne geklemmt die, wie gewöhnlich, nicht ins Glühen kommen wollte. Sein kühnes Gesicht drückte die höchste Kampfslust aus.

„Euch alle mein' ich, politische Doktoren, Verjüngerer, Verbesserer des Staates, Baumeister ... ja saubere Baumeister! ... Flicken einen Riß in der Mauer, repariren am Dache und merken nicht, — oder thun als ob sie nicht merkten — daß die Fundamente wanken ... Wißt Ihr, wie das Fundament heißt, auf dem ganz allein ein festes Staatsgebäude sich errichten läßt: Rechtsgefühl. An dem fehlts bei uns ... Gesetze macht Ihr? Zeitvergeuder? Gesetze haben wir genug, aber die Leute, die sie befolgen, die sollen noch geboren werden. — Was Gesetze! sagen wir. Gesetze kommen vom Staat, der unser Feind ist, der den Einzelnen auffrißt, wie Ugolino seine Kinder auffraß — um ihnen den Vater zu erhalten, — habe ich einmal gelesen ... Vortheil, dauernden für den Wohlhabenden, augenblicklichen für den armen Teufel, auf den gehen wir

aus. Wies dem Nächsten, dem Allgemeinen thut, das — hols der Teufel! — was kümmerts uns?“

Er hielt inne, dunkelroth und keuchend, und fuhr sogleich wieder heftig fort: „Bevor dieses Kampf ums „Dasein“ Evangelium ausgerottet ist, heißt all' Eure Thätigkeit salva venia nichts! . . . Aber freilich — wer steigt gern vom First in den Keller — und daß der First von selbst zum Keller kommt, dazu hats ja für Euch noch keine Gefahr . . . Wäre auch eine verfluchte Arbeit da unten. Gethan müsse sie werden, und verschüttet, und wieder gethan, und wieder verschüttet; und hundertmal das scheinbar Vergebliche zu thun, müssen ein paar hundert Männer den Heldenmuth haben, die Heldenkraft! . . . Ein stilles Wirken — unscheinbar, unbewundert. Ein Leben voll Müh' und Selbstverleugnung ginge d'rauf, und wenns zu Ende wäre spräche Keiner: Seht hin was der geleistet hat! — Viel später erst, ein Enkel Deiner Enkel freute sich vielleicht: — sieh da, die Luft wird rein — das Volk wird brav; es gibt Handwerker, die Wort halten, ehrliche Krämer, einsichtige Bauern. Wer hat die Saat zu diesen bescheidenen Tugenden ausgesäet unter uns: . . . Das haben — von langer Hand her — schlichte Männer gethan, die sich geplagt haben, redlich im Dunkel der Niedrigkeit, wohin kein Strahl des Ruhmes dringt; ihre Namen weiß man nicht . . . Wen reizt ein solcher Lohn?! Es ist zum Lachen — der lockt keinen Hund vom Ofen, geschweige denn einen glänzenden Redner von der beifallumrauschten Bühne herunter!“

Die alten Leute horchten verblüfft und hielten die Augen auf ihren Sohn gerichtet. — Er läßt den kindischen Menschen reden — dachten sie, plötzlich wird er antworten und ihn schlagen, mit einem Wort. Aber Paul schwieg und sagte endlich nur: „Man könnte Dir zwar manches einwenden, allein im Ganzen hast Du so Unrecht nicht.“

Seine Eltern sahen einander lächelnd an: — O dieser Paul! — welche Güte, welche Nachsicht, mit dem armen streitsüchtigen Thoren, der aus seinem Mausloch die Welt reformiren will.

Kamnitzky jedoch wurde nun völlig wild.

„So Unrecht nicht?“ rief er. — „Wahrhaftig? . . . Da meint man immer: Wenn man nur einmal einen von ihnen erwischen könnte und zur Rechenschaft ziehen, gleich hieße es: Das alles wissen wir besser als Du! wollen helfen, werdens schon . . . Wir kennen unser Ziel — den Weg dahin, den zu wählen überlasse uns — davon verstehst Du nichts. Das wär' ein Wort, das sich hören ließe! aber: Du hast recht . . . Schämt Euch . . . das ist ein schöner Trost!“

„Geh — geh,“ sagte Paul, zog ein Feuerzeug aus der Tasche und hielt ihm ein brennendes Zündhölzchen hin, an dem Kamnitzky mit unsäglicher Mühe seine Cigarre wieder für einige Augenblicke zum Glimmen brachte.

„Na“, sprach er nach einer Weile, „nichts für ungut.“ Er wurde plötzlich sehr roth und sehr gerührt, reichte Paul die Hand und betheuerte, daß sie „deswegen doch“ die Alten bleiben würden. Bald darauf nahm er Abschied und Paul mußte ihn ein Stück Weges in seinem Wagen begleiten. Hier fühlte der Freiherr sich als Wirth und entfaltete eine hinreißende Liebenswürdigkeit. Nachdem sie sich getrennt hatten, erhob sich Kamnitzky in seiner historischen Kalesche und winkte seinem Freunde so lange er ihn noch sehen konnte, mit seinem bunten großen Taschentuche die freundlichsten Grüße zu.

Zurückkehrend durch die hallenden Gänge kam Paul an den Gemächern vorüber, die seine Frau bewohnt hatte. Er blieb stehen, legte die Hand auf die Thürklinke, sie gab seinem Drucke nach, — ein kurzes Zögern, ein kurzer Kampf mit sich selbst und er setzte den Fuß auf die Schwelle, die er nicht mehr betreten hatte seitdem der Tod sie überschritten. — So vergessen sind diese Räume, daß man nicht einmal daran denkt sie abzuschließen; der Zerstörung anheimgefallen, den unablässigen ruhelosen Kampf der Natur gegen jedes Werk der Menschenhand. Paul war auf einen traurigen Anblick gefaßt, aber er hatte geirrt. In den stillen Gemächern zeigte sich nicht eine Spur des Unbewohntseins. Sie lagen freundlich da, von den Strahlen der untergehenden Sonne durchwärmt. Der Abendhauch schwebte durch die geöffneten Fenster über die reich gefüllten Blumenkörbe, durchwürzte die Luft mit zarten Düften, bewegte die durchsichtigen Vorhänge. Spiegelblank glänzten die Dielen, Teppiche waren allenthalben ausgebreitet, jede Kleinigkeit befand sich an ihrem gewohnten Platze; alles war so sorgsam geordnet, so liebevoll gepflegt, als wenn auch hier täglich, stündlich eine Wiederkehr erwartet würde.

Langsamen und leisen Schrittes ging Paul durch das Vorzimmer, den Salon und betrat das Schlafgemach.

Bei seinem Erscheinen erhoben zwei Personen sich rasch von dem Kanapee in der Tiefe des Zimmers, und Entschuldigungen flüsternd glitten sie hinaus wie Schatten.

Seine Eltern! . . .

Sie feiern hier ihre Feste der Erinnerung, finden einen Wiederschein entschwundenen Glückes in der Betrachtung von Gegenständen, die der Verstorbenen gedient, ihren theuersten Besitz ausgemacht haben. Sie lebt ihnen in dieser Umgebung, lebt in ihrem liebsten Gedanken, in dem Gedanken an ihn, von dem hier alles Zeugniß gibt. Er war der Gott dieses stillen Heiligthums, aus dem die Priesterin geschieden ist. Wohin er blickt, tritt ihm sein Bild entgegen — als rosiges Kind, als Knabe mit Peitsche und Ball, als Jüngling im Studentenrocke, mit leuchtenden Augen und kühn zurückgeworfenen Haar, als Mann, in der Ruhe der Kraft, im Vollbewußtsein ungemessenen Selbstvertrauens . . . Das war er als Bräutigam, und ein verwelkter Myrtenkranz hängt an dem Rahmen des Bildes.

Das alterthümliche Glaskästchen in der Ecke enthält Erinnerungen an ihn, Geschenke von ihm. Sie hat alles mit gleicher Sorgfalt bewahrt. Die Wiesenblume, auf einem Spaziergange gepflückt und das Diamantenkreuz, das er ihr am Hochzeitstage gab, hatten für sie denselben Werth.

Ja, über dieses Herz hat er geherrscht . . . da war er Gebieter — Schicksal . . . Ein ungütiger Gebieter, ein hartes Schicksal!

Der hohe Schrank am Pfeiler war geöffnet; ihre Bücher standen darin. Eine kleine, aber auserlesene Schaar. Mit stolzen Geistern hatte sie verkehrt, die bescheidene Frau. Paul schlug einen oder den andern Band auf; ein Wort an den Rand geschrieben, eine flüchtige Bemerkung, an und für sich nichts, aber bedeutungsvoll durch die Stelle, an welcher sie stand, bewies, daß ein sehendes Auge auf diesen Blättern geruht. Dieses junge Weib, fast noch ein Kind, ganz allein auf sich selbst angewiesen, hatte sich mit muthigem, wahrheitsuchendem Verstand, an ernste Lebensfragen herangewagt, hatte den errathenden Blick besessen, der sich ohne Zögern, mit rascher Sicherheit auf das Wesen der Dinge richtet. Ihr Geist, den Paul so hoffärtig übersah, war ein dem seinen eben-

bürtiger gewesen. Wie herrlich hätte diese reiche Seele sich entfaltet im Sonnenschein der Güte, im milden Hauche des Verständnisses . . .

Zu spät — zu spät erkannt!

„Ich war allein in Deinen Armen, ich starb vor Sehnsucht an Deiner Brust" — tönten die Stimmen der Stille; das Leblose beseelte sich um es ihm zuzurufen in den verlassenen Räumen, in denen der Athem ihrer Liebe ihn umwehte.

O daß sie lebte! eine Stunde nur, nur einen Augenblick! so lange nur, daß er ihr sagen könnte: „Ich weiß jetzt was Du littest — ich erfuhr es auch!"

Aber es ist Vorbei, sie ruht in einem Frieden, den nichts mehr stört, nicht einmal ein Gedanke der Liebe, der sie einst beseligt hätte, nicht einmal ein Schrei flammender Reue — nicht einmal das Schmerzenswort, das Erlösungswort:

„Verzeih!"

Paul warf sich in den Lehnsessel vor dem Schreibtische und stützte den Kopf in seine Hand. Da blitzte ein leuchtender Punkt ihm entgegen, ein letzter Sonnenstrahl fiel herein und streifte den vergoldeten Schlüssel, der an der Schreibtischlade stak. Langsam zog er sie heraus. Der feine Staub, der gleichmäßig vertheilt auf allen Gegenständen lag, die sie enthielt, bewies, daß sie lange nicht geöffnet worden war — lange nicht. Vielleicht nicht mehr seitdem die Verstorbene den Brief hinein gelegt, der ihm zuerst in die Augen fiel: sein letzter, eiliger Abschiedsgruß. „Ich kann nicht mehr kommen, wir marschiren morgen," hieß es darin. Das Papier war zerknittert, einzelne Buchstaben waren verwischt . . . Wie viele Küsse mußten darauf gebrannt haben, wie viele Thränen darauf gefallen sein! — Die Hand zitterte, mit der Paul den Brief bei Seite legte und mechanisch eine Mappe öffnend, in derselben zu blättern begann. Zwischen anderen Papieren fand er ein zur Hälfte beschriebenes Blatt. — Mariens wohlbekannten Schriftzüge, das Datum, drei Tage vor ihrem Tode, die Aufschrift: „Lieber Paul!"

„Du hast fort müssen ohne Abschied. Ich dachte wohl, daß es so kommen würde, und das hat mich neulich feige gemacht. Jetzt bin ich stark und muthig, wie Du es warst, und leicht sein konntest, weil Du dachtest, ich seh' sie Alle in wenig Tagen wieder."

Nein — er hatte es nicht gedacht, er hatte sie betrogen. Er war mit dem Entschlusse gegangen, vor der langen Trennung nicht wieder zu kehren, er wollte sich nur den Aerger und die Pein eines thränenreichen Abschieds ersparen.

Sie kämpfte heldenmüthig mit sich selbst, aber daß sie kämpfen mußte, schon das verdroß ihn. Unwillig wandte er sich ab, mit harter Stimme wiederholend: „Weine nicht!"

Ach, sie gehorchte ja. Sie blickte ihm mit starren, trockenen Augen nach, kein Laut des Schmerzes drang aus ihren festgeschlossenen Lippen. Nur die Arme streckte sie unwillkürlich nach ihm aus, beugte sich vor, wie unwiderstehlich angezogen, inbrünstig flehte ihre stumme Geberde: „O komm zurück!"

Er hatte sich an der Thür flüchtig umgesehen und flüchtig hatte ihr Anblick ihn gerührt . . . fast wäre er umgekehrt, hätte ihr einen Abschiedskuß gegönnt, fast wäre er schwach geworden. Aber er unterdrückte die unmännliche Regung, er blieb stark, er ging — der Unglückselige! . . .

Er las weiter.

„Eine große Ruhe ist über mich gekommen, eine göttliche Zuversicht. O wüßtest

Du, wie gut ich weiß: Du wirst mich lieben! Um des Kindes willen, mein Paul, daß ich Dir bei Deiner Rückkehr in die Arme legen werde. Dieser seligmachende Glaube hilft mir über die Trennung hinweg, erfüllt mich mit freudiger Stärke. Du mein Alles, mein Herr, mein Freund, ich erlebe die Stunde, in welcher Dein erwachtes Herz mir entgegen schlägt, Deine ganze Seele mir zuruft: Komm!"

„So komme denn!" rief Paul mit einem wilden Schrei. Er sprang auf, er streckte in wahnsinniger Sehnsucht die Arme aus. Beschwörend, unmögliches erflehend, erhob er sie zum Himmel und ließ sie dann plötzlich sinken mit einer Geberde der Verzweiflung. Da ergriff es ihn, schrecklich, hoffnungslos — eine Erkenntniß, nie wieder auszurotten, eine Reue, nie zu stillen, ein unentrinnbarer Schmerz: Du hast Unschätzbares besessen und nicht zu würdigen gewußt. Er erbebte am ganzen Leibe, er preßte die Hände an seine schwerathmende Brust . . .

Draußen in den Bäumen begann es leise zu rauschen und sich zu bewegen, eine frische Luftwelle strich durch das Gemach. Vom Garten herauf ertönte das fröhliche Lachen des Kindes. Paul raffte sich zusammen, ging festen Schrittes auf das Lager zu und schlug die Vorhänge auseinander — — —

. . . Seine Eltern erwarteten ihn in banger Sorge. Eine Stunde war, zwei Stunden waren vergangen. „Neun Uhr," sagte der Vater. Die Gräfin legte ihre Arbeit weg, ergriff sie wieder, rang angstvoll die Hände auf ihrem Schooße.

„Wo bleibt er?" nahm der Greis wieder das Wort — „noch immer bei ihr?"

Die Gräfin erhob sich und verließ schweigend das Zimmer.

Sie kam nach einigen Augenblicken mit verstörter Miene zurück.

„Was ist geschehen?" fragte ihr Mann, der ihr ganz außer Fassung entgegen kam.

„O Karl! er liegt auf den Knieen vor ihrem Bette und weint."

Am folgenden Tag schrieb Paul an Gräfin Marianne einen warmen Brief; er erging sich darin nicht in Selbstanklagen, er sprach nicht von einem heißersehnten Glück, das er der Pflicht zum Opfer bringen müsse. Einfach und lebendig schilderte er den Eindruck, den die Heimkehr ins Vaterhaus auf ihn hervorgebracht und gestand, daß er Thekla nicht zumuthen könne, das Leben zu theilen, welches er von nun an zu führen entschlossen sei.

Die Antwort blieb aus. Acht Tage später jedoch stellte Fürst Klemens sich in Sonnberg ein. „Sie versteht Dich, sie, die Alles versteht, nur nicht — mich zu lieben," sprach er zu Paul. „Und Thekla, nun wir wissen ja — Statue! Gleichgiltig übrigens ist es ihr nicht. Ich aber, so leid mir's thut, ich meine: Besser spät als zu spät."

Sein Aufenthalt war von kurzer Dauer. Gräfin Neumark hatte sich bereits nach Wildungen begeben und er brannte vor Ungeduld, ihr dahin zu folgen, wozu ihm zum ersten Mal die Erlaubniß ertheilt worden.

„Ich nehme Alfred mit," sagte er . . . „Weißt Du, daß meine Absicht ist, dem Burschen jetzt schon das Majorat abzutreten? — Warum soll ich ihn warten lassen auf meinen Tod? Und dann — eine Gräfin Neumark möchte ich Fürstin Eberstein werden sehen. Die Mutter will nichts davon wissen, vielleicht daß die Tochter . . . Darüber indessen ist jetzt nicht an der Zeit . . . Und Du wirst ja hören —"

Der Fürst empfahl sich bei den alten Leuten, die ganz entzückt waren von seiner Liebenswürdigkeit, und küßte die kleine Marie, die sich's gefallen ließ, denn das scheue Vögelchen war in den letzten Tagen fast zutraulich geworden.

Am Ausgange des Parks, wohin der Wagen bestellt worden war, nahmen die Freunde Abschied. Als die Equipage in die Biegung der Straße einlenkte, wandte Klemens den Kopf zurück, um Paul noch einmal zu grüßen; aber dieser war bereits umgekehrt und ging seinem Töchterchen entgegen, das mit offenen Armen auf ihn zugelaufen kam.

Briefe von Zeitgenossen an H. C. Andersen.

Aus Andersen's Nachlaß mitgetheilt

von **Emil J. Jonas.**

Andersen hatte die Gewohnheit, Alles, was in irgend einer Weise ein Interesse zu haben schien, nicht nur die zahlreichen, wichtigen und unwichtigen Briefe, ausführlichen Episteln und kleine Billetts, die an ihn gerichtet waren, aufzubewahren, sondern auch alle anderen geschriebenen und gedruckten Zeichen seines Lebenslaufs, Notizen aus Zeitungen, Theaterzettel und ähnliche Dinge. Er begann damit bereits in seiner Jugend und setzte die Sammlungen während seines ganzen Lebens fort. In seinen letzten Jahren beschäftigte er sich hin und wieder damit, diese bunten, ungeordneten Haufen, welche viele Kisten füllten, zu ordnen; allein so lange er wohl war, nahmen ihn seine neuen Dichtungen, welche seine Seele erfüllten, und die er gar viele Male durcharbeitete, bevor sie ihn befriedigten, zu sehr in Anspruch. Später war er von seiner schmerzlichen Krankheit zu tief niedergedrückt, um nun noch die Aufgabe lösen zu können, und wenn er in der That zuweilen daran dachte, dann vertiefte er sich in die Erinnerungen, welche beim Lesen der Papiere mit einer merkwürdigen Frische und Fülle in ihm wieder auflebten. Kurze Zeit vor seinem Tode aber machte Andersen ein Testament, worin er den Wunsch aussprach, daß alle ihn betreffenden Manuskripte benutzt und alle Briefe von Interesse veröffentlicht werden möchten, aber es fehlt hier an jeder Anleitung, wie diesem Wunsche zu willfahren sei. In Folge dessen blieb nichts weiter übrig, als aus der große Fülle das Interessanteste auszuwählen. Ich beginne mit diesen Mittheilungen in den „Neuen Monatsheften", die durch die Veröffentlichung der Briefe von Charles Dickens an Andersen gleichsam die ersten Testamentsvollstrecker des Dichters geworden sind.

Vom König Maximilian II. von Bayern.

Hohenschwangau, den 15. August 1853.

Herr Dr. Andersen! Das von Ihnen verfaßte und Mir kürzlich übersendete Buch „Historien" habe Ich in die schöne Alpennatur dahier, sogar auf den Gemsstand genommen und darin gelesen. Es hat Mir viele Freude gemacht, und Ich spreche Ihnen für die Mir bewiesene Aufmerksamkeit Meinen freundlichen Dank aus, der Ich mit wohlwollenden Gesinnungen bin

Ihr wohlgeneigter

Max.

Von demselben.

Vorder-Riß, 8. November 1859.

Herrn H. Christ. Andersen!

An einem sehr schönen Abend jüngst am Wallersee spazieren gehend, habe Ich Mich an Ihre prächtigen Märchen und Dichtungen erinnert und den Entschluß gefaßt, die Bedenken, welche bisher erhoben worden, weil Sie nicht ein Deutscher von Geburt, zu beseitigen und Mir das wahrhafte Vergnügen zu machen, Ihnen Meinen Maximilians-Orden zu verleihen, da Sie so sehr im deutschen Sinne gedichtet und Ihre Märchen in Deutschland so populär sind. Noch im Mondlicht habe Ich Mir den Entschluß in die Schreibtafel notirt. Wollen Sie die Verleihung dieses Ordens als ein Zeichen betrachten, wie sehr Ich Sie schätze und mit welchem Vergnügen Ich Mich an Mein Zusammensein mit Ihnen zurückerinnere, der Ich mit wohlwollenden Gesinnungen bin

Ihr wohlgeneigter

Max.

Von Castelli.

Wien, den 7. August 1838.

Mein sehr werther Freund!

Ich benutze die Gelegenheit, da Busch nach seinem Vaterlande zurückkehrt, um Ihnen meinen innigen Dank für Ihr mir übersandtes neuestes Werk „Ein Geiger" darzubringen. Es thut mir herzlich wohl zu sehen, daß Sie sich meiner noch manchmal erinnern. Auch mir schwebt Ihre Gestalt noch oft vor, und das Märchen vom Stiefmütterchen fällt mir immer ein, wenn ich ein solches Blümchen in meinem Garten blühen sehe.

Der Geiger ist eigentlich nur eine Zusammenstellung aus Fragmenten aus Ihrem eigenen Leben. Er hat mich lebhaft interessirt, so wie Ihre beigefügte kurze Biographie. Aus dem armen Dänenknaben ist ein tüchtiger Mann geworden. Glück auf, lieber Freund! Nur unverzagt vorwärts; das Ziel will nicht erschlichen, nicht erkauft, nicht erbettelt, es will erobert, durch Kämpfe siegreich erobert sein; Sie sind der Mann dazu, und Ihre Werke haben sich auch schon in Deutschland Bahn gebrochen. Erst vor wenigen Tagen hat mir Grillparzer gesagt, daß ihm Ihr vorletzter Roman sehr wohl gefallen habe; er äußerte den Wunsch, auch Ihren Geiger zu lesen, den ich ihm jetzt geliehen habe.

Sie haben darin, unter einigen etwas mysteriösen Beigaben, auch meiner freundlich gedacht, wofür ich Ihnen ebenfalls dankbar bin. Wenn Sie einmal wieder einige Gedichte oder vielleicht eine kleine Novelle von einigen Bogen haben, so senden Sie mir selbe für meinen Almanach: „Huldigung der Frauen"; Sie würden mich und meine Leser dadurch sehr verbinden.

Leben Sie wohl, mein hochverehrter Freund, mit dem Herzen, das in dem meinigen gleichen Klang gefunden hat. Mögen Ihnen Poesie und Leben gleich leicht werden und Sie manchmal gedenken

Ihres wahren und warmen Freundes

Castelli.

Mein Gärtchen grüßt Sie.

Von Klaus Groth.

Kiel, den 16. April 1860.

Lieber Freund,

so darf ich Sie nennen; denn wie hätten Sie mich sonst empfangen können, so wie Sie es gethan? Ihr „Lebensabenteuer“ habe ich schon halb durchgelesen; es hat mich sehr gefesselt. Unwillkürlich verglich ich Sie, Jung Stilling und Justinus Kerner. Ueber Ihren Knabenjahren liegt ein Zauber, den vielleicht nur eine Dichternatur ganz nachempfinden kann; ich habe mit Ihnen hinter den kattunenen Bettgardinen gelegen und dem Gespräch der Eltern gelauscht, mit Ihnen hinter dem Stachelbusch unter Mutters Schürze gehockt, in der Odenser-Au den heiligen Singsang mitgesungen und auf den chinesischen Prinzen, der sich durchgrübe, gehofft. Haben Sie Dank auch für diese geistige Gabe. Mich interessirt aber noch eine ganz andere Seite an Ihrem Buche: es konnte nur entstehen in einem Volke, das wie eine große Familie zusammensteht. Sie haben dem Umstande all Ihre gesellschaftlichen Leiden zuzuschreiben, von denen Sie so lange gelitten, jetzt aber auch eine Innigkeit des Verstandenseins, wie kein deutscher Schriftsteller es je erreichen kann. Weggewünscht hätte ich doch gern ein paar Zeilen auf S. 15. Doch ich wollte vor allen Dingen Ihnen keine Kritik Ihres schönen Buches schreiben, sondern Ihnen noch einmal Dank sagen für den Sonnenblick, den Sie auf eine für mich nicht angenehme Reise geworfen haben. Ich habe meiner Doris Ihren Strauß gegeben; sie wird ihn einmal mit einem frischen einlösen in Kiel „auf der Klinke“ (da wohnen wir). Meinen Quickborn mit Paraphrase erlaube ich mir Ihnen zuzusenden, weil diese Ausgabe für Fremde im Plattdeutschen so bequem und doch wenig bekannt ist. Vielleicht interessirt es Sie auch, meine kleine Schrift über meine Muttersprache zu lesen. Ich hätte beide Bücher gern sowohl Raaslöff als Fenger in die Hand gespielt: man kann aber doch nicht gleich mit seinen Büchern kommen, wenn man mit seiner Person vielleicht schon Mühe gemacht hat ....

Wenn Sie aber, wie ich meine, aus Ihren Augen gelesen zu haben, Vertrauen zu meiner Natur gefaßt haben, dann, lieber Freund, versäumen Sie nicht, gerade jetzt hie und da ein Wort über mich fallen zu lassen; ich habe mir fast ganz allein meinen Weg hauen müssen, und Sie selbst wissen, daß das Herz erlahmt und die Arme ermüden, wenn man dabei sein 40stes Jahr erreicht hat.

Leid thut es mir, daß ich Sie mit der Uebersetzung einiger Quickbornlieder von Lange belästigt habe, es geschah so ohne Bedacht; allein Sie packen dieselben ja leicht in einen Bogen und schreiben meine Adresse darauf.

Und nun, Gott mit Ihnen auf Ihrer schönen Reise.

Von Herzen Ihr

Klaus Groth.

Brief von Robert Schumann.

Leipzig, 1. Oktober 1842.

Mein verehrter Herr.

Was müssen Sie von mir denken, daß ich Ihnen auf Ihre liebenswürdigen Zeilen, die mich so sehr erfreuten, so lange die Antwort schuldig geblieben bin. Aber — ich wollte nicht mit ganz leeren Händen vor Ihnen erscheinen, obwohl ich recht gut weiß, daß ich Ihnen eigentlich nur etwas zurückgebe, das ich erst von Ihnen empfangen. Nehmen Sie denn meine Musik zu Ihrem Gedichte freundlich auf. Sie wird Ihnen vielleicht im ersten Augenblicke sonderbar vorkommen. Ging es mir doch selbst erst mit Ihren Gedichten so! Wie ich mich aber mehr hineinlebte, nahm auch meine Musik

einen immer fremdartigeren Charakter an. Also, an Ihnen liegt die Schuld allein. Andersen'sche Gedichte muß man anders componiren, als „blühe liebes Veilchen“ rc.

Im „Spielmann“, fürchte ich, findet sich ein Versehen, zu dem die Chamisso'sche, nicht ganz auf Ihre Verse passende Uebersetzung Anlaß gab. Ich habe die Stelle auf S. 16 angezeichnet. Einem dänischen Musiker, vielleicht Herrn Hartmann, würde es ein Leichtes sein die Sache in Ordnung zu bringen. Vielleicht bitten Sie Herrn Hartmann darum, und ich lasse die Correctur noch nachtragen.

Meine Frau hat mir so viel von Ihnen erzählt, und ich habe mir Alles so haarklein berichten lassen, daß ich glaube, ich erkenne Sie, wenn ich Ihnen von ungefähr einmal begegne. Waren Sie mir doch schon aus Ihren Dichtungen bekannt, aus dem Improvisator, aus Ihren Mondscheinsgeschichten und aus Ihrem köstlichen Geiger, den köstlichsten, den ich in der neueren deutschen Literatur gefunden. Habe ich nun auch eine vollständige Uebersetzung Ihrer kleineren Gedichte. Da findet sich gewiß noch manche Perle für den Musiker.

Erhalte Sie der Himmel noch lange Ihren Freunden und Verehrern, und erlauben Sie, daß ich mich diesen beizählen darf.

Ihr ergebenster

Robert Schumann.

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen freundlich.

Von demselben.

Leipzig, 25. Juli 1844.

Mein theurer Herr!

Ihre „Glücksblume“ verfolgt mich; es konnte eine schöne Zauberoper werden; ich wollte alle meine Kraft daran setzen. Könnten Sie mir wohl das Sujet in einem kurzen Umriß noch einmal mittheilen, und würden Sie und der dänische Componist erlauben, daß ich mir den Stoff von einem deutschen Dichter bearbeiten ließe? Kann ich nicht eine Antwort von Ihnen noch von Berlin aus haben?

Reisen Sie glücklich und denken Sie meiner und meiner Frau zuweilen.

Ihr der aufrichtig verehrende

Robert Schumann.

Von demselben.

Dresden, 14. April 1845.

Durch Gade sende ich Ihnen diesen Gruß; könnte ich doch selbst mit ihm nach dem Norden; aber die Scholle hält mich noch. In der Zeit, wo wir uns nicht sahen, mein werther Freund, ist es mir schlimm gegangen; ein schreckliches nervöses Leiden wollte nicht von mir weichen, und noch bin ich nicht ganz genesen. Mit dem nahenden Frühling fühle ich indeß etwas Stärkung und hoffe noch mehr von ihm.

Arbeiten konnte und durfte ich fast gar nicht; aber gedacht hab' ich viel, auch an unsere Glücksblume. Sie antworteten mir so freundlich von Berlin aus, versprachen mir die Skizze mitzutheilen — darf ich Sie daran erinnern? ist es vielleicht schon gedruckt erschienen? Nun, wie geht es Ihnen sonst? Haben Sie neue Märchen, neue Gedichte? Winkt Spanien noch aus der Ferne? Können wir hoffen, Sie bald wieder in Deutschland zu begrüßen? Ein Zusammentreffen, wie das an dem Abend, wo Sie bei uns

waren, — Dichter, Sängerin, Spielerin und Componist zusammen — wird es bald wiederkommen? Kennen Sie das „Schifflein“ von Uhland:

— wann treffen wir
am fernen Ort uns wieder?

Jener Abend wird mir unvergeßlich sein.

Meine Frau grüßt Sie vielmals; sie hat mir wieder ein Mädchen gebracht, vor 5 Wochen, unser drittes nun. Den Sommer bleiben wir im schönen Dresden.

Gade hat eine neue Ouvertüre geschrieben, ein ganz geniales Stück. Die Dänen können stolz sein auf diesen prächtigen Musiker. Auch Helsted ist sehr talentvoll.

Darf ich auf eine Antwort von Ihnen hoffen, auch auf die Glücksblume? Schreiben Sie dann hierher nach Dresden! Könnte ich Ihnen sonst etwas thun in Deutschland, so machen Sie mich zu Ihrem Secretair; mit Freuden werd' ich's.

Ihr Sie hochverehrender

Robert Schumann.

Kennen Sie die Gedichte der Freiin von Droste-Hülshoff? Sie schienen mir höchst ausgezeichnet.

Von König Fredrik VII von Dänemark.*)

Christiansburg, den 13. Februar 1862.

Mein guter Andersen! Es ist mir ein Vergnügen, Ihnen meinen Dank für die Freude zu übersenden, welche Sie mir durch die Vorlesung Ihrer reizenden Märchen vor einigen Abenden verschafft haben; und ich kann Ihnen nur so viel sagen, daß ich mein Land und seinen König beglückwünsche, einen Dichter wie Sie zu besitzen.

Ihr wohlwollendster

Fredrik Rex.

Von Andersen's Mutter.**)

Odense, den 12. December 1822.

Mein lieber, guter Sohn!

Ich danke Dir recht sehr für dein liebes Schreiben vom Sonnabend — ich weiß das Datum nicht — aber es freut mich doch, daß Du Dich des Jahres erinnerst, in dem wir leben, das kann auch ein Halbblinder ohne Brille sehen! Du machst mir in Deinem Schreiben verschiedene Vorwürfe, weil Du mich nicht recht verstehen kannst, und meinst, ich klage über Manches, wo ich es nicht thun dürfte, und hierin kann ich Dir nicht so ganz Unrecht geben; denn die Menschen, welche für mich bisher die Briefe geschrieben haben, konnten mich nicht immer recht verstehen, und daher haben sie nach ihrem eigenen Gutdünken geschrieben, was ich in meiner Einfalt für vernünftig und gut hielt, und also habe ich in meiner Unwissenheit meinem guten Sohne Vorwürfe gemacht, was ich nicht hätte thun dürfen. Nein, mein Sohn, ich habe Dir nichts vorzuwerfen und mein höchster

*) Gestorben 1863.

**) Andersen's Mutter konnte nicht schreiben, sondern diktirte Anderen ihre Briefe, aus denen hervorgeht, daß sie eine sehr verständige Frau war. Die Unterschriften unter ihrer Briefen tragen daher meist den Namen Jörgensen. So hieß ihr zweiter Mann.

und bester Wunsch wird stets der sein: Gott geleite Dich auf dem Wege, den Du betreten hast, und gebe Dir Kraft, Lust, Hoffnung und Muth, um auf demselben auszuharren. Ich klage nicht meinetwegen, obgleich die Verhältnisse oftmals schwer genug zu ertragen sind; aber habe ich jemals geklagt, so war meine Meinung die, daß ich wegen meiner beschränkten Verhältnissen außer Stande war, meinem Sohne die helfende Mutterhand zu reichen, wie ich es so sehr gewünscht hätte — und siehe, deshalb habe ich Dich so oft mit Klagen geplagt, die Du jetzt Vorwürfe nennst. Doch ich will nicht weiter meine Behauptung vertheidigen, aber daß meine Wünsche stets auf Dein Glück gerichtet waren, davon kannst Du überzeugt sein. — Du bist nun also in der gelehrten Schule; Du lebst gut, und das freut hier Alle, die Dich kennen, das freut Deine Dich herzlich liebende Mutter am meisten. Es bereitet meinem früher beklemmten Herzen Freude und Trost, ja, manche Freudenthräne rinnt heimlich aus dem Mutterauge; denn wie durfte ich arme Frau jemals daran denken oder es hoffen, daß unser Allergnädigster Landesvater einen Knaben, der so zu sagen kopfüber in die große Welt hineingestürzt ist, diese große Gnade erweisen würde? Aber ich danke meinem Gott und dem Landesvater für die Gnade, welche Dir bereits zu Theil geworden ist. — Du bist nun also Anfänger; das Du fleißig sein und das Wohlwollen Deiner Vorgesetzten zu verdienen suchen wirst, daran zweifle ich nicht; aber bitten will ich Dich doch: Verirre Dich nicht in dem großen Schwall der Gelehrsamkeit, sondern gebrauche die Zeit vorsichtig, denke wohl über jedes Ding für sich nach und galoppire nicht, bevor Du gehen kannst! Das ist mein mütterlicher, wohlgemeinter Rath; und wenn Du etwas Richtiges gelernt hast, dann ist es Zeit genug, stolz davon zu sprechen, Deiner Literatur Ehre zu machen und den Geschmack der Zeitgenossen zu veredeln. Du wirst es selber fühlen, mein Sohn, wenn nicht gerade jetzt, dann doch einmal in späteren Zeiten. Was Deine Ueberwindung anbelangt hinsichtlich des Fernbleibens von einer Gesellschaft, die Dir so lieb war und wo Du Dich so gut vergnügt haben würdest, da scheint mir dieser sehr kindisch. Man hatte Dich ja ersucht, fortzubleiben, also war es keine Ueberwindung; es war wohl von Deinem Verstande unterstützt, aber befohlen. Deshalb ist es sehr gut, daß junge, unreife Menschen einen Führer erhalten, denn nicht alle Gesellschaften sind dienlich. Freilich thut es Einem weh, aber man darf nicht stets das, was man will; aber Ueberwindung nenne ich es, sich in allen vorkommenden Verhältnissen beherrschen zu können. Ueberwindungen werden Dir oft genug auf Deinem Lebenswege begegnen, mein Sohn, und mögest Du dann fest bleiben, dann werde ich Deine Ueberwindungen anerkennen. — Die Leute hier in der Stadt, welche Dich ein wenig kennen, mein Sohn, haben Dich weder getadelt noch sich über Dein Vorhaben aufgehalten, wie Du meinst. Im Gegentheil hat es sie immer gefreut, wenn sie hörten, daß es Dir wohlging. Aber Du kannst nicht erwarten, daß sie schon jetzt etwas Großes gesagt haben sollen. So etwas kommt erst mit der Zeit, und dann wird es Keiner unterlassen, daran zu erinnern, wenn er Dich irgend wie unterstützt oder für Dein Wohl gewirkt hat. Sieh, dann heißt es sich überwinden, damit man über alle Thoren lachen kann. —

Von Deinen hiesigen großen Gönnern kann ich Dich vorläufig nicht grüßen, da ich keinen von ihnen gesprochen habe. Ebenso wenig hat Herr Rittmeister Schon einen Brief für mich geschrieben, wie Du meinst. Zu diesen großen Herrn möchte ich nicht einmal gern gehen. Sie mögen sonst ganz gute Menschen sein, aber eine arme Frau, wie ich, wird, wie man wohl weiß, meistentheils mit einem gutmüthigen Lächeln u. s. w. abgefertigt. Guter Christian, lerne erst die Menschen kennen und sei auf Dein kleines Ich nicht zu stolz, denn es ist ja doch noch so wenig bedeutend; aber lerne dankbar und demüthig zu sein, dann wird es Dir in der Welt wohl ergehen. — Ich sehne mich jetzt sehr, Dich wieder zu sehen und mit Dir zu sprechen. Es ist sehr viel, was ich Dir erzählen und mit Dir besprechen möchte, und was ich hier nicht anführen kann. Das Grab Deiner Großmutter pflege ich aufs Sorgfältige, und Du wirst sehen, daß es recht nett aussieht.

Nun lebe wohl und sei recht glücklich! Wir sehen uns, so Gott will, gemäß Deinem Versprechen zu Ostern, doch hoffe ich vor dieser Zeit noch ein paar Zeilen von Dir zu

erhalten; denn es ist für mich stets eine Freude und ein großer Trost zu erfahren, daß Du gesund bist, wohl und zufrieden lebst. Du wirst vor Allen, welche Dich lieb haben, gegrüßt, aber vor Allen und am liebevollsten von Deiner aufrichtigen Mutter

Maria Jörgensen.

Von Henrik Hertz.*)

Kopenhagen, den 5. April 1845.

Lieber Herr Andersen!

Für Ihren hübschen, freundlichen Frühjahrsgruß bitte ich Sie, meinen Dank zu empfangen. Schon eine Zeit lang habe ich, von den Sonnenstrahlen verlockt, an manchem Vormittag von meinem Fenster nach dem Königsgarten hinübergesehen, ob nicht ein wenig frisches Gras emporsprießen würde oder einige Knospen sich auf den Bäumen am Stacket zeigen würden. Aber dort war nichts von alle dem zu gewahren. Erst Ihre Muse hat sich meiner erbarmt und mir die Frühjahrsblume, den Genius der Poesie, wie es scheint, für manche andere Entbehrung, die uns hier im Lande von Jahr zu Jahr reichlicher zu Theil werden, als Ersatz gebracht.

Ihre Märchen habe ich gelesen und mich besonders über die ersten vier gefreut. Das fünfte gehört wohl nicht ganz in eine Märchensammlung hinein.

Diese kleinen Erzählungen, gleichsam ihre ältesten Schwestern, besitzen fast alle eine Eigenschaft, wodurch sie sich vertheilhaft von neuen, deutschen Sammlungen unterscheiden, welche auf die kindliche Phantasie berechnet sind, nämlich eine gute Laune, eine muntere Stimmung, selbst wo wehmüthige Accorde angeschlagen werden, und eine Satire, welche sich während des gemüthlichen Vortrags sehr komisch ausnimmt und sehr unterhaltend ist. Die neueren deutschen Märchen für Kinder sind fast alle sentimental, während die älteren, z. B. die von Grimm herausgegebenen, von kräftigem, launenvollem Charakter und nicht selten satirisch sind. So schaut die Satire aus „der klugen Grethe“ und mehreren anderen besonders hervor. Auch unsere eigenen Volksmärchen von Koboldén, Unterirdischen u. s. w. haben ihren heiteren Charakter, und Ihre Märchen scheinen mir daher sich auf eine hübsche Weise sich an die ganze Reihe anzuschließen.

Ich vermag mit nichts Anderen besser zu enden, als mit dem Wunsche, daß diese gute Laune Sie auch fernerhin auf den Wanderungen in diesen phantastischen Regionen begleiten möge.

Ihr freundlich ergebener

Henrik Hertz.

Von demselben.

Kopenhagen Nörrevold, den 10. März 1850.

Ich danke Ihnen, lieber Freund, recht sehr für die Zusendung Ihres Ole-Lukóie**), und werde mit Vergnügen Ihren Wunsch erfüllen, Ihnen mitzutheilen, welchen Eindruck derselbe beim Durchlesen auf mich gemacht hat; aber ich beklage es sehr, daß dieses Stück noch nicht aufgeführt worden ist. In einem solchen Schauspiel ist natürlich sehr viel auf die Maschinerie und Theaterwirkung berechnet.

*) Dem Dichter von „König René's Tochter“, geboren 25. April 1798 in Kopenhagen, gestorben daselbst am 26. Februar 1870. —

**) Ein Märchen in 5 Akten, das in Kopenhagen später auf dem Casino-Theater aufgeführt worden ist.

Schon vor einigen Jahren freute ich mich über ein paar Holzschnitte — ich glaube zu einem der von Gerson herausgegebenen Kinderbücher — wo Ole-Luköie auf eine sehr sinnreiche Weise als eine eigene zu der Mythenreihe unserer Volkssagen, wie Kobolde, Zwerge und dergleichen gehörende Person dargestellt war, das war eine ganz neue Idee; ich weiß nicht, wem sie ihren Ursprung verdankt, aber es ist eine wirkliche Acquisition für die Mythologie unserer Volkssagen, ebenso willkommen für den Dichter wie für den bildenden Künstler. In Ihrem Märchen haben Sie — und sehr möglich war ich primus motor dazu — die Idee von ihm entwickelt und unter Anderem haben Sie, indem Sie ihn zum Bruder des Todes machten, diesem vortrefflichen kleinen Patron, sowie der Volksglaube und die Kinderwelt sich ihn bisher gedacht haben mag, mehr Inhalt und Tiefe gegeben. Pedersen*) hat in seinen Holzschnittzeichnungen auch gewußt, ihm eine sehr charakteristische Physiognomie zu geben. Daß Sie ihn jetzt endlich zu einer Person in einem Drama gemacht haben, ist ein glücklicher Gedanke, der noch oft benutzt werden müßte.

Die Nothwendigkeit der Anwesenheit Ole-Luköie's in diesem Stück ist, glaube ich, irgendwo bezweifelt worden; aber es ist dennoch eine sehr luftige und lustige Persönlichkeit, welche hier gedacht werden muß, um das Springende in dem Inhalt zu motiviren. Sollte ich etwas gegen die Personen des Stückes einwenden, so müßte es „der verstorbene Pflastertreter" sein. Schon diese Benennung und seine weiße Cigarre und der weiße Stock, welche man als gestorben und jetzt wieder als auferstanden denken muß, bezeichnet ihn absolut als eine komische Person, und Niemand glaubt ihm, wenn er ernsthaft und sentimental ist. Ich wenigstens dachte die ganze Zeit hindurch, daß er einen lustigen Streich im Sinne habe.

Nehmen Sie, lieber Freund, fürlieb mit diesen wenigen, in aller Eile niedergeschriebenen Bemerkungen über Ihr Schauspiel, worin sich so viele wahren und tiefen Gefühle befinden, aber in welchem Dies und Jenes im Dialog reiner ausgearbeitet wünschenswerth gewesen wäre.

Ihr freundschaftlich ergebener

Henrik Hertz.

Von Mary Livingstone.**)

Ulva Cottage, Hamilton, Scotland, den 1. Januar 1869.

Lieber Hans Andersen!

Mir haben Ihre wunderbaren Märchen so sehr gefallen, daß ich gern reisen und Sie sehen möchte, aber da ich dies nicht thun kann, so dachte ich, ich werde an Sie schreiben; wenn Papa aus Afrika heimkommt, werde ich ihn bitten, daß er mich zu Ihnen führt. Meine beliebten Märchen in einem Buche sind: „Die Galoschen des Glücks", „die Schneekönigin" und mehrere andere. Mein Papa heißt Dr. Livingstone. Ich übersende meine Karte und Papa's Handschrift. Nun sage ich Ihnen Lebewohl und wünsche ein glückliches Neues Jahr. Ich bin Ihre aufrichtige kleine Freundin

Anna Mary Livingstone.

P. S. Ich bitte Sie, mir bald zu schreiben; meine Adresse ist auf der ersten Seite, und bitte um Ihre Karte.

---

*) Dem ersten Illustrator zu A.'s Märchen.
**) Der Tochter des berühmten Afrikareisenden.

Von derselben.

Ulva Cottage, Hamilton, Scotland, den 20. Oktober 1869.

Mein theurer Hans C. Andersen!

Es ist schon sehr lange Zeit her, seitdem ich an Sie geschrieben habe; aber ich schreibe Ihnen jetzt, und das ist sehr viel; nicht wahr. Ich war so entzückt, Ihren Brief zu erhalten, und als ich Ihre Karte bekam, blickte ich auf dieselbe und dachte mir, daß ich die Bekanntschaft eines Herrn gemacht habe, welchem ich sehr gut sein werde. Ich danke Ihnen sehr für die „Uebersetzung“, denn ohne sie hätte ich Ihren Brief nicht verstehen können, und dann wäre ich nicht im Stande gewesen irgend eine Ihrer Fragen zu beantworten. Wir erhielten zweimal Nachrichten über Papa, aber keine einzige war wahr, aber am letzten Freitag kam der Vorsteher unserer Eisenbahn-Station, welcher uns kennt, mit einer Zeitung, welche Nachrichten, gute Nachrichten, enthielt und oh! wir waren so erfreut. Ich kenne Ihr Märchen „Vänöe und Glänöe“; es gefiel mir sehr, und ich hoffe, Sie werden noch einige mehr schreiben. Die erste, welche ich überhaupt gelesen habe, war „Maja“ oder „der kleine Tuck.“ Thomas und Oswell, meine Brüder, und Agnes, meine Schwester, sind ziemlich wohl. Nur meine Mamma ist todt, und ich habe zwei Tanten, Janet und Agnes Livingstone, bei denen ich mein Heim habe, dies ist ein sehr schönes Heim. Einst hatte ich auch eine Großmutter Livingstone, aber jetzt ist sie auch todt. Wollen Sie mir freundlichst sagen, ob Sie die schwedische Sprache verstehen? Sagen Sie es mir gefälligst in Ihrem nächsten Briefe, wenn es der Fall ist. Mit meiner besten Liebe für Alles in Ihrem Heim, verbleibe ich als Ihre sehr aufrichtige kleine Freundin

Anna Mary Livingstone.

Von derselben.

Ulva Cottage, Hamilton, den 23. November 1872.

Mein theuerster H. Andersen!

Ich wollte Ihnen schon lange schreiben und einen grünen Stein für den, welchen Sie verloren haben schicken; aber ich konnte keine Zeit dazu finden. Zunächst erkrankte mein Bruder Thomas sehr gefährlich an der Lungenentzündung, gerade vor elf Wochen von heute an gerechnet, und heute ist der erste Tag, daß er im Stande war, das Krankenzimmer zu verlassen. Dann hatten wir Herrn Stanley hier. Er kam hierher, um sich einen oder zwei Tage bei dem Provoß von Hamilton, Herrn Dykes, aufzuhalten und hier Vorlesungen zuhalten. Er wurde mit dem Ehren-Bürgerrechte der Stadt Hamilton beschenkt. Meine Schwester Agnes und eine meiner Tanten und ich wurden unter lautem Beifall zu ihm auf die Tribüne geführt. Nachmittags kam er zu uns ins Haus und dann begab er sich zu einem Bankett im Stadthause. Am Abend hielt er eine sehr interessante Vorlesung. Am nächsten Tage begleiteten wir ihn, um ihm das Schloß zu zeigen, und dann reiste er ab. Ich war sehr traurig, als er fort war, ich bin ihm so gut.

Als ich in Jona war, gab mir ein Freund unserer Familie aus dem Hochlande einen ganzen Sovereign. Agnes, Thomas, Oswell und ich kauften ein schönes goldenes Brelock für Herrn Stanley, und darauf befinden sich seine Anfangsbuchstaben, und inwendig ist Papa auf der einen Seite und auf der andern seine vier Kinder, nach ihrem Papa suchend. Von dem Sovereign gab ich nun zehn Schillings zu dem Armband, und, da ich hörte, daß in Dänemark eine schreckliche Ueberschwemmung gewesen ist, gebe ich mit Freuden die anderen zehn Schillings zur Unterstützung der armen Leute. Sie werden gütigst danach sehen, daß dies in rechte Hände kommt.

Ich lerne jetzt Deutsch, und finde es sehr interessant.

Ich würde mich unendlich freuen, einen Brief von Ihnen zu erhalten, sobald Sie Zeit haben. Jetzt werde ich schließen als Ihre, theurer Hans Andersen, immer aufrichtige junge Freundin

Anna Mary Livingstone.

P. S. Ich liebe Sie so sehr, theurer, theurer Hans Andersen.

Von derselben.

Ulva Cottage, Hamilton, den 24. September 1874.

Mein theurer Hans Andersen!

Ich habe oft an Sie gedacht, seitdem ich Ihnen das letzte Mal schrieb, und wünschte auch wieder zu schreiben, konnte jedoch bisher keine Zeit dazu bekommen. Sie kennen wohl schon aus Zeitungen den großen Kummer, welcher uns in diesem Jahre heimgesucht hat. Ich erwartete Papa, damit er mich mitnähme, um Sie in Dänemark aufzusuchen. Statt aber verschiedene Orte zu besuchen, wie ich es ernstlich zusammen mit Papa beabsichtigte, war ich genöthigt, die traurige Reise nach London zu unternehmen, um ihn in der Westminster-Abtei beisetzen zu sehen. Meinen beiden Tanten waren dort und ebenso meine Brüder und meine Schwester. Wir hatten alle Kränze mit uns, weiße Blumen, um sie auf seinen Sarg zu legen. Um 1 Uhr zog die Procession in die Abtei ein, und der Sarg wurde auf einem Sammetkatafalk aufgestellt. Derselbe war mit einem schwarzen sammetnen Leichentuch, welches mit weißem Tuch eingefaßt war, bedeckt und der Deckel des Sarges war mit weißen Kränzen und Palmblättern übersäet. Während die Procession sich in Bewegung setzte, spielte die Orgel gar herrlich. Wir sangen Alle den Vers:

„O großer Gott, von dessen Hand
Dein Volk noch wird genährt
Der mitten durch des Elends Land
Hast unsren Vater einst geführt."

Dann ordnete sich die Procession nach dem Grabe. Dicht hinter dem Sarge ging der Großvater (Dr. Moffat) und meine beiden Brüder Thomas und Oswell. Dann kam meine Schwester und ich, und hinter uns meine Tanten und endlich die Freunde. Als der Sarg in der Gruft, welche ganz in Schwarz decorirt war, beigesetzt wurde, legte meine Schwester Agnes und ich unsere Kränze auf den Sarg und dann thaten meine Tanten dasselbe mit den ihrigen. Eine meiner Tanten aus dem Süden von England legte auf denselben einen Kranz von Veilchen und Primeln nieder, welche in einem Gange des Gartens, wo Papa sehr gern promenirte, gepflückt waren. Wir standen Alle rund um die Gruft, dann ertönte ein herrlicher Chorgesang, benannt: „Sein Leib wurde in Frieden bestattet!" Darauf las der Dechant die Grab-Liturgie vor und Alles war zu Ende. Die Abtei war gedrängt voll und die Kirchendiener der Abtei sagen, daß sie niemals eine solche Menge Menschen in der Westminster Abtei seit dem Tode des Prinzen-Gemahls gesehen hätten. Dann wurde ein Trauer-Gottesdienst in der Abtei für den nächsten Sonntag angekündigt.

Mein Bild, welches ich Ihnen schickte, ist ganz ebenso aufgenommen, wie ich an Papa's Gruft stand. Es war dies mein erster Besuch in London. Papa's beide farbigen Diener waren während der letzten Woche hier, um uns zu besuchen.

Sie erzählten uns eine Menge interessanter Dinge über Papa, und Einer von ihnen, mit Namen Chumah, machte ein kleines Modell von der Grashütte, in welcher Papa gestorben ist, und zeigte uns, wo Papa's Bett in derselben gestanden hatte. Dies ist sehr interessant für uns.

Es war sehr, sehr traurig für uns, zu hören, daß Sie so krank gewesen sind, aber ich hoffe, daß es Ihnen jetzt schon besser geht. Ich würde mich so sehr freuen, wenn Sie schreiben können, einen Brief von Ihnen zu erhalten. Mein Bruder ist wieder nach Aegypten zurückgekehrt.

Ich gehe nächste Woche in eine Kostschule, welche mich mit einer neuen Erfahrung bereichern wird.

Ich vergaß Ihnen zu sagen, als ich von Papa's Begräbniß sprach, daß unsere vielgeliebte Königin einen wunderschönen weißen Kranz sandte, und sie sowohl, als der Prinz von Wales hatten ihre Wagen zum Gefolge nach der Abtei geschickt.

Ich denke, Ihnen jetzt Alles erzählt zu haben, was ich weiß, und ich verbleibe mit vieler Liebe die

Sie stets aufrichtig liebende

Anna Mary Livingstone.

Goethe als Erzieher.

Von **Ludwig Habicht.**

Es ist eine alte Wahrheit, daß der echte Dichter auch immer ein Erzieher und Bildner seines Volks ist. Aber von allen Dichtern besitzt keiner eine solch' seelenbildende und erziehende Kraft als Goethe. Die andern steuern auf ein bestimmtes Ziel, sie wollen erziehen, bei Goethe gewahren wir nie diese Absicht; wir scheinen mit ihm unter Säulengängen zu wandeln, ein blauer Himmel lacht über uns, und wie im leichten Gespräch, senken sich die Blüthenkeime einer höhern Cultur in unsere Seele. Wie im neckischen Spiel bricht er die reifsten Früchte einer tiefern, geläuterten Lebensanschauung und legt sie geräuschlos vor uns hin. Wir finden keinen zweiten Dichter, zu dem wir in allen Lebenslagen — in den glücklichsten wie in den verzweifeltsten Stunden, — so ruhig und vertrauungsvoll flüchten können als zu ihm. Er jubelt mit uns, ohne sich uns aufzudrängen, er beschwichtigt unsere Schmerzen ohne lästiges Trosteswort. Und während andere Dichter uns bald eine Idealwelt aufbauen, bald zertrümmern und immer nur Eine Seite unseres Wesens berühren, ziehen Goethe's Dichtungen wie Sonnenstrahlen durch die Menschenseele und wecken ein organisches Leben. Wer sich dem Einflusse Goethe's überläßt, der ist unmerklich ein anderer geworden.

Die erziehende Kraft Goethe's macht sich nach zwei Seiten hin geltend: durch seine Werke und durch das Beispiel seines eigenen Lebens.

Er hat mit der Sicherheit und dem rastlosen Schaffenstriebe eines großen Künstlers sein Leben zu einem vollendeten Kunstwerk gestaltet und damit den Weg gezeigt, wie jeder Mensch sich eine innere Welt aufbauen kann, die unser unvergänglichstes Glück ausmachen muß, weil sie unsere unermüdlichste Thätigkeit herausfordert. — Mit größerem Rechte als Gleim hätte Goethe von sich sagen können: „Ein harmonischer Gesang war mein Lebenslauf." Goethe's Poesie ist wie eine Frühlingslerche, die uns noch im Hinansteigen ihre köstlichsten Lieder zuschmettert. Alles Große, Schöne, Menschenbildende raffte sein Genius im Fluge auf, um es mit seinem eigenen Selbst zu verschmelzen; für ihn gilt nicht die Klage seines Faust:

„Ach uns're Thaten selbst, so gut als uns're Leiden,
Sie hemmen unsers Lebens Gang."

Rastlos trieb es ihn weiter; ewig bestrebt, den Strom des Lebens in seiner ganzen Breite zu überschauen, hielt er sein Auge auf alle neuen Erscheinungen in Kunst und Poesie gerichtet, und er suchte in ewiger Jugend seinen Antheil daran zu nehmen. „Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag vor Tag, Stunde vor Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle", schreibt er aus Italien. In dem Augenblicke, wo er sich ein Stück Welt zu eigen machte, krystallisirte es sich in seiner harmonienreichen Seele zu neuen Kunstwerken.

Er lebte seine Dichtungen und dichtete sein Leben . . .

Darum haben wir längst gelernt, Goethe's Leben als Erläuterung zu seinen Werken aufzufassen; es gibt uns die schönsten Aufschlüsse über das geräuschlose stille Walten einer echten Dichterseele. Wir können das leise Keimen des kleinsten Gedichts wie das allmähliche Aufblühen seiner herrlichsten Werke belauschen. In ihrer spiegelhellen Klarheit erscheint, wie sein englischer Biograph über Goethe's idealste Dichtung „Iphigenie" sich ausdrückt, die geistige Entwicklung der Charaktere so durchsichtig wie die Arbeit der Bienen in einem Bienenkorbe von Glas, und der stete Klang erhabener Musik, der das Gedicht durchströmt, stimmt den Leser zur Andacht, als sei er in einem Tempel. Es sind nicht allein Goethe's Dichtungen, es ist die Entstehungsart derselben, die uns so seltsam das Herz bewegt. Gottschall sagt deshalb in seiner Vorrede zur „Deutschen Nationalliteratur" treffend: „Schiller und Goethe waren größer durch die innere Energie des Geistes und Gemüths als durch das, was sie schufen — und über all die nachweisbaren künstlerischen Mängel ihrer Hauptwerke triumphirt die ursprüngliche Bedeutung ihrer dichterischen Persönlichkeit. —"

Sieger war beim dreifachen Fackellauf an den Festen des Hephästos in Athen, wer die Fackel brennend an das Ziel brachte. So, mit nie erlöschender Fackel, sehen wir in der Arena des Geistes Goethe stehen. Sich ein hohes Ziel stecken und dasselbe mit wandelloser Treue im Auge behalten, lehrt er uns durch sein Leben, durch seine Werke. Selbst sein Glaube an Unsterblichkeit gründete sich auf seinen Thätigkeitsdrang; wenn er bis ans Ende rastlos strebe, meinte er, müsse auch die Natur verpflichtet sein, ihn eine andere neue Form des Daseins zu geben. Wie sein Prometheus im stolzen, selbstbewußten Schaffen den Göttern Trotz bietet, so schritt er selbst, unbekümmert um das Lächeln oder das Stirnrunzeln des Schicksals, seine Bahn; er suchte und fand im poetischen Schaffen sein Glück. Jeder Schmerz trat als Lied auf seine Lippe, und glücklicher als seine Helden, ging er aus allen Seelenkämpfen siegreich hervor. Wie er in dem Gedicht „Seefahrt" sang, so stand er sein ganzes Leben hindurch mit männlicher Kraft, in geistiger Hoheit, an dem Steuer:

> Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
> Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen:
> Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
> Und vertrauet scheiternd oder landend,
> Seinen Göttern!"

„Die poetische Thätigkeit ist doch nun einmal der beste Zustand, den Gott dem Menschen hat geben können", schrieb er an Schiller. Niemand hat denn auch beredter das Glück des Dichters geschildert und zur Anschauung gebracht, als er. Wenn auch nur Wenigen die Gabe der Poesie verliehen, so ist doch Allen durch Goethe der Weg gewiesen, sich aus des Lebens bedrückender Enge durch ernstes Streben, durch „Lust, Freude und Theilnahme an den Dingen" zu befreien. Goethe lehrt uns beständig das „Leben leben", alles mit Bewußtsein in uns aufnehmen und aus jeder Stunde so viel Genuß ziehen, als Sitte und Vernunft gestatten. Besitze was du willst, alle Schätze der Erde, — oder nur ein Herz, aber gestalte es zu deiner Welt! Unser Leben ist ein ewiger Krystallisationsproceß; wir müssen Alles in uns aufnehmen und organisch zu verarbeiten suchen, Erfahrungen, Glück, Freude und Schmerz. — Unerschöpflich ist Goethe darin, die Wirkungen darzustellen, die wir auf andere, die andere auf uns ausüben, zu zeigen, daß kein Mensch für sich selbst da ist, daß wir nach außen wirken, indem wir unser Inneres ausfüllen, unser Inneres bereichern, indem wir nach außen uns thätig erweisen.

Wie anders fand sich Goethe mit der Wirklichkeit ab, als die problematischen Naturen von heute, die mit ihrem geringen Ueberschuß an Bildung sich in der Ausübung ihres Berufs stets unbefriedigt fühlen: „Ich habe mein politisches und gesellschaftliches Leben ganz von meinem moralischen und poetischen getrennt, (äußerlich versteht sich,) und so befinde ich mich am besten. Ich finde mein jugendliches Glück wiederhergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis zu verbinden, ebenso getrennt lasse ich jetzt den Geheimrath und mein anderes Selbst, ohne das ein Geheimrath sehr gut bestehen kann. Nur im

Innersten meiner Pläne und Vorsätze bleibe ich mir geheimnißvoll selbst getreu und knüpfe mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einem verborgenen Knoten zusammen. . . ."

„Goethe ist ein wahrer Lehrer, ein starker kundiger Menschenführer", behauptet Varnhagen, und wirklich liegen in Goethe's Werken „Schätze der Weisheit ausgestreut, Gaben der Schönheit in tausend Formen." Selbst für die alltäglichsten Vorkommnisse des Lebens hat er verständige Fingerzeige und Winke. Nichts ist ihm fremd; er hat seine klugen leuchtenden Augen überall gehabt und die Schleier gelüftet, die über den tiefsten Geheimnissen des Lebens ruhen. Wie ein rathender, helfender Freund steht er uns zur Seite, uns anspornend zu neuen Kämpfen, uns Trost zusprechend, wenn wir ermüden wollen. Es sind nicht die einzelnen, verstreuten Gedanken in seinen Dichtungen, es ist der ganze ethische Inhalt dieser Werke, der geistbildend und culturbefördernd wirkt. Fichte fand in Goethe's Werken die Blüthe der Humanität und meinte, wo immer unser Geschlecht höher steige, da geschehe es nicht ohne sein Zuthun. Und Alexander von Humboldt sagt von Goethe: „Wo ist das Volk, welches uns nicht den großen Meister der Dichtung beneiden sollte, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt: in den Leiden des jungen Werther wie in den Erinnerungen an Italien, in der Metamorphose der Gewächse wie in seinen vermischten Gedichten? Wer hat beredter seine Zeitgenossen angeregt, des Weltalls heilige Räthsel zu lösen, das Bedürfniß zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit Einem Bande umschlang? Wer hat mächtiger hingezogen in das ihm geistig heimische Land, wo

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?"

Auch in den lyrischen Gedichten Goethe's liegt ein anziehliches Moment. „In ihnen sind eigene Lebenserfahrungen, eigene Herzensgeschichten in ihrem höchsten Stadium festgehalten, aber die unruhige Hast der Leidenschaft, die trübe Gährung der Gefühle, welche vergeblich nach einem Ausdruck ringt und den rechten nur einzeln und gleichsam zufällig trifft, welche bald zu viel, bald zu wenig sagt, diese menschliche Bedürftigkeit ist überwunden, ist mit allen ihren Zeugen ausgestoßen", behauptet Vilmar von Goethe's Liedern. Die Gährung hat sich abgeklärt zu dem goldenen, duftenden Wein, dem man seine Heimath, sein Gewächs, seinen Jahrgang, seine Erde und Traube noch anschmeckt, der aber von allem diesen nur die feinsten, lieblichsten Arome behalten und sie in die köstlichste Weinblume vergeistigt zusammengefaßt hat; das Gefühl der Leidenschaft und der Herzensunruhe ist noch vorhanden, aber nur ihr leises Beben zittert noch, in Harmonie verschmolzen, durch die Töne des Gedichts hindurch; Unruhe und Leidenschaft selbst haben keinen Theil an dem Gesange, dürfen nicht mit ihren schreienden Lauten eingreifen in die melodischen Klänge, welche wie selige Geister leicht und heiter dahinschweben über den Aufruhr, die Plage und Pein dieses Lebens. Berthold Auerbach kommt in seinen „Tausend Gedanken" zu demselben Urtheil: „In den dichterischen Gebilden Goethe's erquickt uns die Verbindung von warmer Empfindung und Gelassenheit, wie Feuer und Blume des Weines. Erst aus seinen Briefen sehen wir, daß seine Gelassenheit eine durch Willenskraft erworbene Tugend war." Goethe sagt in einem Divansliede nach Hafis:

Ich will es gerne gestehn,
Ich singe mit schwerem Herzen;
Sieh' doch einmal die Kerzen,
Sie leuchten, indem sie vergehn.

Während Klopstock das Leben einen Gang zum Grabe, einen Schauplatz des Elends nennen konnte, zittert durch Goethe's Dichtungen wie ein langgetragener Ton der Weckruf: „Gedenke zu leben!" — Aus den Nebeln einer überschwenglichen, sentimentalen Zeit hebt der Genius Goethe's seine Schwingen zu einer höhern, reinern Lebensanschauung. Man besang die künftige Geliebte und künftige Schmerzen, und die ganze Lyrik war ein einziges Ach! und Oh!

„Und, o ich sehe sie! mitweinende weibliche Zähren,
Ein mir lispelnder Hauch in ein erschütterndes Ach!"

Goethe's Dichtung dagegen wurzelt tief in der Gegenwart, aus ihr sog er seine tiefsten Schmerzen, sein reichstes Glück. Ihm war die Gegenwart Ewigkeit.

> Hast du die Welle gesehn, die über das Ufer einherschlug?
> Siehe, die zweite, sie kommt, rollet sich sprühend schon aus!
> Gleich erhebt sich die dritte! Fürwahr, du erwartest vergebens,
> Daß die letzte sich heut' ruhig zu Füßen dir legt."

Ihm waren die unaufhaltsam fortrollenden Wellen das schönste Bild des Lebens, und so gipfelt denn sein „Faust" in dem Worte:

> Das ist der Weisheit letzter Schluß:
> Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muß."

Wenn nun auch dieser Mahnruf zu rastloser Thätigkeit, zu edler menschlicher Bildung, durch alle Werke Goethe's geht, so ist doch das Evangelium der Humanität nirgends so lebhaft und tief ergreifend geschildert worden als im „Wilhelm Meister." Emerson, der, wunderlich genug, in seinen „Representative men" Goethe als „writer" aufführt, während er doch nur im vollsten Sinne des Wortes Poet war, faßt die Schönheiten des „Wilhelm Meister" in folgenden Satz zusammen: „I suppose no book of this century can compare with it in its delicious sweetness, so new, so provoking to the mind, gratifying it with so many and so solid thoughts, just insights into life, and manners, and characters; so many good hints for the conduct of life, so many unexpected glimpses into a higher sphere, and never a trace of rhetoric or dulness." Wir beobachten in diesem Roman den Bildungsgang eines deutschen Träumers, der, soweit als ihm damals das öffentliche Leben Raum gab, sich zu freien Anschauungen und einem thätigen Dasein emporzuringen sucht. Man hat diese zu eindringlich und ausschließlich gepredigte „Schöngeisterei" Goethe vielfach zum Vorwurf gemacht, aber jeder Dichter ist zuletzt bedingt durch seine Zeit; auch Goethe konnte seinen „Wilhelm Meister" nicht den Blick auf politische Fragen und Zustände richten lassen, die in jenen Tagen Niemand berührten. Soweit aber das deutsche Geistesleben im 18. Jahrhundert seine Wellen schlug, finden wir sein treues Spiegelbild im „Wilhelm Meister." — Alle spätern gelungenen Romanversuche sind auf „Wilhelm Meister" zurückzuführen und enthalten Anklänge an ihn; Goethe hat den spätern Romanschriftstellern den Weg gezeigt: alles das in den Kreis ihrer Dichtung zu ziehen, was ihr Jahrhundert ihnen bietet, und da wir jetzt ein politisches Leben haben, müssen sich auch davon einige Strahlen in den Werken der modernen Dichter brechen.

„Was hilft es mir, gutes Eisen zu fabriciren, wenn mein Inneres voller Schlacken ist? und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir selber uneins bin? Daß ich Dir's mit Einem Worte sage, mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht", läßt Goethe seinen Wilhelm Meister an Werner schreiben. Unsere Zeit drängt nach der entgegengesetzten Seite hin. Jeder scheint in seinem Handwerk, seinem Geschäft völlig aufzugehen und hat weder Auge noch Sinn für höhere Interessen und Bestrebungen, und erst am Ende der wilden Jagd nach Erwerb und Besitz die niederschmetternde Erfahrung zu machen, daß es sich kaum verlohnte, für diese Güter ein ganzes Leben eingesetzt zu haben. Wenn die Hand Schätze sammelt, soll auch das Herz nicht leer ausgehen; im letzten Grunde nennen wir nur das unser eigen, was sich an Gedanken und Empfindungen in unsere Seele senkte ... Die idealen Güter des Lebens üben deshalb auf den Menschen einen solch' verjüngenden Zauber aus, weil sie unvergänglich sind ... Julie erklärt in den „Wanderjahren" die lakonische Inschrift des Onkels: „Besitz und Gemeingut", mit den Worten: „Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, von dem Schicksal gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern, er greife mit allen seinen Fertigkeiten so weit umher, als er zu reichen fähig ist, immer aber bedenke er dabei, wie er andere kann theilnehmen lassen. Denn nur insofern werden die Vermögenden geschützt, als Andere durch sie genießen."

Es bleibt stets der schönste Egoismus, Andern wohlzuthun. Goethe beschäftigt sich

bereits in seinen „Wanderjahren“ mit jenen socialen Fragen und Problemen, deren endliche Lösung unsere Zeit noch dringender fordert. Er fand die Lösung darin, daß jeder einzelne sich entwickle, bilde und vorwärts wage, während wir nach Mitteln und Wegen suchen, daß der Gesammtheit die Errungenschaften des Geistes zu gute kommen und für alle Raum sei zum Gebrauch ihrer Kräfte und zum Genuß des Glücks. „Mache ein Organ aus dir“, heißt es bei Goethe, „und erwarte, was für eine Stelle dir die Menschheit im allgemeinen Leben wohlwollend zugestehen werde. Wer es nicht glauben will, der gehe seinen Weg, auch der gelingt zuweilen; ich aber sage: von unten herauf dienen ist überall nöthig. Sich auf ein Handwerk zu beschränken, ist das Beste. Für den geringsten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den bessern eine Kunst geben, und der beste, wenn er Eins thut, thut er Alles, oder, um weniger paradox zu sein, in dem Einen, was er recht thut, sieht er das Gleichniß von Allem, was recht gethan wird.“ Die schöpferische, in sich befriedigte Thätigkeit gilt ihm Alles.“ — In den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ sagt der Oheim zur Nichte: „Des Menschen größtes Verdienst bleibt wohl, wenn er die Umstände so viel als möglich bestimmt und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt. Das ganze Weltwesen liegt vor uns wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Oekonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Was außer uns, ist nur Element, ja ich darf wohl sagen: auch alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die andere Weise, dargestellt haben.“ Und Goethe lehrte nicht nur, er bekräftigte seine Worte durch sein Beispiel und seine That. Schon Kestner konnte von dem Jüngling schreiben: „Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten. „Denn“, sagt er, „ich bin dazu nicht genug Lügner.“ Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt an ein künftiges Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben als von ihrer Demonstration.“ Goethe's Glaube war die That, seine Religion die Arbeit. Ihm erschien das Festhalten und die Versenkung in eine einzige Richtung, selbst wenn sie auf das Höchste, Göttlichste ihr Augenmerk lenkt, krankhaft und gefährlich. In der Natur ist kein Stillstand, noch weniger in Gott — wie könnte die Religion, das Leben in Gott nichts als ein beständiges Selbstbeschauen sein? Keim, Blüthe, Frucht, das ist der belebende Gedanke, der alles Geschaffene durchdringt und zum Leben begeistert. Das Leben entwickelt sich spiralförmig, wir bewegen uns im Kreise, nur daß die Bewegung, wenn wir ernstlich das Gute wollen, allmählig höher geht. Wie auch das Schicksal fallen mag, es findet uns in gleichmäßiger Ruhe, der Gewißheit voll, daß alles Erlebte und Erlittene nur Entwicklungsphasen seien.

Philipp Merz hat die zerstreuten Gedanken Goethe's über Menschenerziehung und Menschenbildung in einem Werke: „Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Ein Handbuch für Haus und Familie von Philipp Merz“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) sorgfältig gesammelt, doch den seelenbildenden Einfluß, das eigentlich erziehende Element finden wir immer nur in Goethe's Werken selbst. Zu ihnen muß jeder zurückkehren, der sich in dem Getümmel dieser Welt selbstbewußt ein harmonisches Dasein gestalten will.

Das interesselose Wohlgefallen an allem Schönen, Großen, Herrlichen, der rastlose Bildungs-, Gestaltungstrieb, das ist, was Goethe's Leben und Dichten einen solchen Zauber verleiht und in unsere Seele die Funken einer idealen Weltanschauung wirft. Und so steht er vor uns, ein zweiter Phaeton, der aber mit sicherer Hand die Sonnenrosse lenkt und, während die Räder seines Sonnenwagens sich rastlos umwirbeln, sein hohes Ziel niemals aus den Augen verliert. Mag auch Goethe geklagt haben, daß er nur wenige Tage reinen Genusses gehabt, für uns erscheint er doch wie einer jener Unsterblichen, die in ungetrübter Heiterkeit ein ewiges Glück genießen und von dessen lächelnden Lippen der ewige Mahnruf tönt: „Gedenke zu leben!“

Im Spiegel der Zukunft.

Ein Nachtstück.

Von **Julius Duboc.**

„Kurz, es bleibt dabei", schloß der Hauptredner an unserem Stammtisch seine Auseinandersetzung, „das Recht sich aus dem Leben zu entfernen, das Recht zur Selbstentleibung mit einem Wort, ist ein Naturrecht des Menschen so gut wie jedes andere. Dies Recht verpönen, ihm die Wege verlegen, die versuchte Ausführung desselben hindern und bestrafen, ist genau so absurd und anmaßend von Seiten der Gesellschaft, wie die Unterdrückung irgend eines anderen Naturrechts. Ich erblicke darin lediglich den charakteristischen Ausdruck einer niederen Kultur. Für mich hat es geradezu etwas Frevelhaftes an sich, wenn ich mir die privilegirten Wächter der Gerechtigkeit vorstelle, wie sie ein armes Menschenwesen, das eben den schweren Kampf ums Dasein ausgekämpft hat und im Begriff steht, die letzten Bande, die es an dies verwünschte und doch so geliebte Erdenleben knüpfen, zu lösen, wie sie dies arme Wesen dem nassen Fluthentod entreißen, es fein säuberlich in des Lebens betäubenden Wirrsaal zurückführen und dann ihrer Wege gehen, es dem geretteten Opfer überlassend, wenn es aus seiner dumpfen Betäubung erwacht, sich abermals eine unbemerkte Stelle aufzusuchen, wo es um Gotteswillen gestattet ist, eine Gesellschaft zu verlassen, die ihm nichts mehr leistet und von der es nichts mehr beansprucht. Haben wir nicht Beispiele, daß solche ins Leben zurückgalvanisirte Halbtodte zwei-, dreimal den immer unterbrochenen Versuch wiederholen, die Folterqual der aufgezwungenen Daseinsnoth zu beendigen, bis es ihnen endlich gelingt, ihren Schergen zu entrinnen? Das sanctionirt die Gesellschaft. Wer ermißt denn die Qualen dieser wiederholten Versuche, und woher leitet denn irgend eine Gemeinschaft von Menschen das Recht ab, dieselben einem der Ihrigen aufzuerlegen? Bedenkt doch nur," sagte der Sprecher, Einwendungen zuvorkommend, die er auf den Gesichtern seiner Umgebung las, „daß die sittliche Verpönung des Selbstmords vom christlichen Standpunkt aus eben nur in diesem Standpunkt ihre Begründung und sittliche Rechtfertigung findet. Es hatte unzweifelhaft einen guten Sinn vordem, wenn der altgläubige Christ, der sich als Thon, den die Hand des Schöpfers geformt, dem er den Oden eingeblasen, fühlte und wußte, vor dem Frevel zurückschreckte, an dem Lebensbestand zu rütteln, das nicht sein, sondern des Herrn Werk und Eigenthum war, es hatte diese Scheu einen guten Sinn im Zusammenhang mit einer Auffassung des Diesseits als Durchgangs- und Vorbereitungsstufe zum Jenseits, wo dem, der getreu geblieben war bis an den Tod, die Krone des Lebens gereicht werden sollte, und es hatte also auch einen guten Sinn, wenn der christliche Staat, solchem Lebensinhalt die Kraft und Weihe gesetzlicher Bestimmung verleihend, den Selbstmord auf alle Weise verpönte, den Selbstmörder brandmarkte. Aber ist das Gerüst dieser gesetzlichen Bestimmungen aufrecht zu erhalten auf den schwindenden Grundlagen des christlichen Lebens in unseren Tagen? Ist die gläubige Ge-

müthsverfassung irgendwo noch vorhanden, welche jenes Anathem als natürlichen Ausfluß aus sich selbst heraus erzeugte und es dadurch sanctionirte? Was uns heute aus jenen überlebten Bestimmungen angrinst, ist etwas ganz Anderes. Es ist der Staatsdespotismus, dem der Staat, mag er auch nebenbei noch etwas Anderes bedeuten, vor allen Dingen und in erster Linie als Zuchthaus, als Strafarbeitshaus, mindestens für alle die, die dem Arbeitszwang nun einmal von Rechtswegen unterliegen, erscheint. Dem entspricht es denn auch, wenn jeder, der sich davon machen will, sofort wieder eingeholt, als Sträfling behandelt und hinter den vergitterten Fenstern des Zuchthauses abermals auf den Platz am Webstuhl niedergedrückt wird. Aber entspricht dies unseren Begriffen von persönlicher Freiheit und Würde und von den Grenzen der Staatsmacht?"

Es war spät geworden, und unter Reden und Gegenreden erfolgte der Aufbruch. Ein Amerikaner, welcher der Gesellschaft als Gast beigewohnt hatte, drückte seine lebhafteste Zustimmung zu dem Gesagten aus, Andere behielten sich ihre Einwendungen für den nächsten Abend vor. Auch mich beschäftigte das Thema anhaltend und verfolgte mich schließlich bis in den Traum hinein. Der Amerikaner saß wieder vor mir.

„Ich kann es Ihnen ja sagen," sagte er, „da wir allein sind und da Sie vorurtheilsfreier wie die Uebrigen denken, daß alles das, was jener letzte Sprecher theoretisch zu entwickeln versuchte, und viel mehr noch bei uns bereits Geltung besitzt und zu jener radikalen Consequenz ausgebildet ist, für welche eben nur Amerika, das vorgeschrittenste und freieste Land der Erde, den Boden bietet. Das Princip ist so einfach und einleuchtend in seiner logischen Entfaltung, daß gar kein Zweifel daran sein kann: es wird allmählig allen Widerstand zu Boden schlagen, den ihm augenblicklich noch die Denkfaulheit, der fromme Köhlerglaube vergangener Zeiten und eine abgeschmackte Sentimentalität entgegensetzen. Was kann schlagender und unwiderleglicher sein, als daß das von der Gesetzgebung längst als richtig anerkannte Princip, die Eheschließung zu erleichtern, die derselben entgegenstehenden Hindernisse und Erschwerungen möglichst zu beseitigen, trotz seiner Richtigkeit doch nur eine Einseitigkeit darstellt, die monströs wird, so lange ihr der logische Abschluß fehlt. Der Sinn jener Maßregeln, jener gesetzgeberischen Bestimmungen ist ja nur der: die Produktivität zu stärken, den E i n t r i t t ins Leben zu erleichtern. Er hat zur nothwendigen Ergänzung das andere Princip: den A u s t r i t t aus dem Leben zu erleichtern. Eins ohne das Andere wollen ist ungefähr als ob ein Arzt seinem Patienten kräftigste Ernährung, reichliche Zufuhr anempfehlen wollte, sich aber um die Verarbeitung der erworbenen Stoffe, um die Bedingungen der Ausfuhr nicht weiter kümmerte. In Europa begreift man das nicht, das Denkvermögen ist bei Ihnen durch metaphysischen Klügel ruinirt worden. Ich glaube, es ist sogar Ihr größter Denker selbst, Schopenhauer, der das zugibt, und der in Bezug auf Hegel, den er einen geistlosen, unwissenden Unsinn schmierenden Philosophaster nennt, behauptet, daß er die Köpfe durch beispiellos hohlen Wortkram von Grund aus und für immer desorganisirt habe. Daher die Unfähigkeit einfache Wahrheiten zu erfassen, obwohl ich zugebe, daß es damit wohl auch wieder besser werden mag. Was ich vorhin mit angehört, zeigt mir, daß noch nicht alle Hoffnung aufzugeben ist. Bei uns aber begegnet sich die Fähigkeit des unverkrüppelten Denkens mit der entschlossenen That, mit dem praktischen Griff des Geschäftsmanns und Sie werden staunen, wenn ich Ihnen zeige, in welcher eben so großartigen wie einfachen Weise in dem Staat, welchem ich angehöre — er nannte den Namen irgend eines Staates, den ich aber wieder vergessen habe — jenem von uns besprochenen Princip Rechnung getragen worden ist. Der Bruch mit der alten Tradition ist ein vollständiger geworden und hat zu Einrichtungen geführt, welche dem freien Belieben des Individuums, seine bisher bestandene Verbindung mit der Gemeinschaft der Lebendigen zu lösen, in der zweckentsprechendsten und gewissermaßen verbindlichsten Weise zu Hülfe kommt. Wir gehen davon aus, daß in der größten Anzahl der Fälle des selbstwilligen Uebertritts in das Jenseits dies durch Gift, durch Erhängen oder durch Verbluten bewerkstelligt wird. Wenigstens ist dies bei uns in Amerika so, während bei Ihnen vielleicht der Gebrauch der Feuerwaffe auch da, wo das Individuum in Kriegszustand mit sich selbst geräth, bevorzugt wird. Die Verwaltung hat geglaubt, sich dieser

Volkssitte anschließen zu sollen und demnach vor allen Dingen dafür Sorge getragen, daß der Lebensunlustige für jeden dieser drei Fälle die angenehmste und sicherste Vorkehrung zu ungehinderter Benutzung vorfindet.

Wer sich zu erhängen wünscht, hat nicht mehr nöthig, sich einem unsicheren Nagel in seinem Hause oder einem zerbrechlichen Baumzweig anzuvertrauen und eine ungeschickt vollführte Manipulation, jedes erleichternden Beistandes entbehrend, an sich selbst zu vollstrecken, er findet an einem seitab belegenen, angenehm umbüschten Platz in nächster Nähe der Stadt alles Erforderliche: die beste und bewährteste technische Einrichtung, höfliche und erfahrene Beihülfe eines angestellten sachverständigen Wärters, discrete und sichere Erledigung seiner letzten Wünsche, kurz in jeder Beziehung ein so loyales und anständiges Entgegenkommen, wie ein Gentlemann in so ernsten Lebensumständen es sich nur wünschen kann. Auch für die Kombination mit narkotischen Betäubungsmitteln zur Erleichterung des letzten Aktes ist Vorsorge getroffen. Und alles das gegen eine sehr geringfügige Gratifikation. Den ganz mittellosen ist zu bestimmten Stunden die unentgeltliche Benutzung gestattet. Im Allgemeinen wird das Erhängen mehr von den unteren und mittleren Ständen bevorzugt, während die Benutzung des Giftes mehr den Lebensgewohnheiten der exklusiveren Gesellschaftsklassen entspricht. Zwischen beiden steht die an antike Vorbilder sich anlehnende Methode des Verblutens mittelst Eröffnen der Adern; für die Liebhaber dieser Art aus dem Leben zu scheiden, die sich meistens mehr unter den ruhigeren, philosophischen Naturen finden, ist durch warme Bäder gesorgt, welche in einem besonderen Flügel jener öffentlichen Anstalt auf Verlangen verabreicht werden. Denn es ist bekannt, daß das warme Bad die Procedur des Verblutens wesentlich unterstützt und erleichtert, und daß man auf diese Weise zwar in einem langsamen Tempo, weshalb auch alle lebhaften Naturen anderen, rascher wirkenden Mitteln den Vorzug geben, aber sicher und verhältnißmäßig schmerzlos die Verbindung mit dem Leben lösen kann. Doch das beliebteste und entschieden nobelste Mittel bleibt das Gift. Man hat sich hier ein für allemal für Cyan-Kali entschieden, welches alle anderen an rascher und unfehlbarer Wirksamkeit übertrifft.

Den Lebensgewohnheiten derjenigen bevorzugten Gesellschaftsklassen entsprechend, welche dies Mittel hauptsächlich zu benutzen pflegen, hat man eine kleine elegante Restauration eingerichtet, die nur in den Abend- und Nachtstunden geöffnet ist. Von außen ist dieselbe kenntlich an einer sehr geschmackvoll ausgeführten Laterne, die genau die Form eines Todtenkopfes hat. Im Innern unterscheidet sie sich nicht von anderen Restaurations-Lokalitäten, die für die beste Gesellschaft bestimmt sind. Man findet ein mit allen Delicatessen garnirtes Buffet, reichhaltige Wein- und Speisekarte, feine Bedienung. Servirt wird nur in cabinets à part. Hier erst ist alle spießbürgerliche Befangenheit geschwunden, alles erkältende Todesceremoniell beseitigt. Hier versammelt der ruinirte Speculant, der gewesene Millionär, der übersättigte Lebemann, der des Genusses Feuerwein in vollen Zügen getrunken und dem es nicht ansteht, nun auch noch die Hefen leeren zu sollen, kurz wer immer es sei, der mit dem letzten Rest der Kraft und des Vermögens dies ephemere Dasein lieber en pleine carrière verläßt, als daß er sich aus ihm herausschleicht, den Kreis seiner intimsten Freunde und Anhänger, es wird geschmaust und getrunken, die Champagnerpfropfen knallen gegen die Decke wie bei dem heitersten Souper, es herrscht die animirteste Stimmung. Ja, ich kann sagen, selten erhebt sich bei anderen Gelegenheiten, etwa bei Hochzeits- oder Geburtstagsfeierlichkeiten, die Stimmung zu solcher übermüthigen Ausgelassenheit wie bei diesen Henkersmahlzeiten, wenn man sie so nennen darf. Selten fand ich — ich hatte Gelegenheit bei mehreren Anlässen das zu beobachten, da mehrere meiner Freunde in der Lage waren, auf diese Weise von uns Abschied zu nehmen — den Witz so schneidig, den Humor so sprühend, die Lustigkeit, die sich Aller bemächtigte, so jauchzend. Schließlich erhebt sich der Gastgeber, er, dessen Todesstunde wir Alle diese hinreißend heitere Vereinigung verdanken, er verabschiedet sich without ceremony, mit einer stummen Verbeugung von der Tafelrunde, tritt hinter einen Vorhang, wo er den Abschieds-Liqueur, das vom Kellner mittlerweile bereits servirte Cyan-Kali vorfindet und im nächsten Augenblick ist die Sache

erledigt, der große Cancan des Lebens hat für ihn ausgespielt. Hiernächst erfolgt natürlich der Aufbruch der Tischgesellschaft. Was mit der Leiche weiter zu besorgen ist, fällt der Verwaltung des Lokals anheim, jeder etwa mögliche widerwärtige Eindruck ist von vornherein beseitigt und den Theilnehmern unmöglich gemacht und mit gestärkten Kräften geht Jeder nach geflogener Nachtruhe wieder an sein Tagesgeschäft. Ich kann sagen, daß der unverkennbar große national-ökonomische Vortheil, der in diesen bei uns getroffenen Einrichtungen liegt, das richtige Staatsprincip, das in ihnen sich Geltung und Anerkennung verschafft hat, mich immer, wenn ich darüber nachdenke, mit Begeisterung erfüllt. Denken Sie, welcher Vortheil für die produktive Kraft des Gemeinwesens allein dadurch entsteht, daß alles Lebensunlustige, Lebensuntüchtige viel rascher, wie es sonst geschieht, ausscheidet. Von einer Menge sonst unvermeidlicher, durch diesen beschwerlichen Ballast lebensunlustiger Elemente herbeigeführten Hemmungen wird der staatliche Organismus befreit, ein Athemzug von ganz anderer Frische und Kraft belebt ihn. Jeder denkt nur an das Leben, sorgt nur für das Leben.

Die Spannkraft der gesunden Elemente wird auf das Aeußerste erhöht. Nirgends ist der Wettkampf der mit einander um die höchsten Preise ringenden Kräfte ein so eifervoller, nirgends ist die Unternehmungslust so geschärft, nirgends sind die Resultate so in die Augen fallend großartige, wie bei uns. In keinem anderen Staat, ich darf das ohne Rühmen sagen, findet man so viele Charaktere von jener unbezähmbaren Energie, die sich das Höchste zutraut, weil die Kraft sie dazu treibt und die das Höchste auch erreicht, eben weil sie sich es zutraut. Es ist das Kraftprincip, welches bei uns seine verklärende Apotheose erlebt, welches in diesen Einrichtungen seine konsequenteste Durchbildung gefunden hat. Und ist dies Princip nicht ein eminent religiöses? Ist der tiefere Sinn jenes biblischen Spruchs: „Im Anfang war das Wort u. s. w." nicht längst erkannt als: Im Anfang war die Kraft? Aber wem sage ich das? Ihnen, der Sie alles das eben so gut wissen und begriffen haben als wie ich. Ergänzend muß ich nur noch hinzufügen, daß der Staat natürlich weit davon entfernt ist durch jene Einrichtungen den, der aus dem Leben zu scheiden wünscht, irgendwie gewissermaßen dirigiren zu wollen. Wir bieten nur eben da die Hand, wo sich am ehesten eine Handreichung anbringen läßt, haben aber im Uebrigen zu viel Achtung vor der Freiheit des Individuums, der zu dienen das ganze Verfahren ja nur bemüht ist, um in seine Verfügung über sich irgendwie einzugreifen. Es wird immer Leute geben, die statt sich unserer bequemen Einrichtungen zu bedienen, es vorziehen, ins Wasser zu gehen. Der Staat hindert sie nicht, kann ihnen dabei aber auch nicht wesentlich förderlich sein, er hat sich daher darauf beschränkt, gewisse sehr tiefe Stellen durch besondere Merkzeichen kenntlich hervorzuheben, um das lästige Suchen nach geeigneten Plätzen, wobei häufig Fehlgriffe vorkommen, zu beseitigen. Ebenso wird es wahrscheinlich immer Personen geben, die den modernen Tod auf dem Schienenstrang allen anderen Todesarten vorziehen, was mir, beiläufig bemerkt, als ein völliges Räthsel erscheint. Der Staat kann auch hier keine Erleichterung verschaffen, er muß sich darauf beschränken, durch eine General-Verfügung den Eisenbahnen einzuschärfen, daß sie nicht das Recht haben, durch ein plötzliches Anhalten des Zugs denjenigen, der in der unzweifelhaften Absicht, sein Leben zu beendigen, sich demselben entgegenwirft, um die Realisirung dieser Absicht zu betrügen, sondern daß auch in diesem Fall der einzig entscheidende Gesichtspunkt die Achtung vor der freien Entschließung des Individuums ist. Und nun sagen Sie mir: finden Sie hier noch irgendwo eine Lücke, ist die konsequente Durchführung des einen Grundgedankens, auf dem Alles ruht, nicht wahrhaft bewundernswerth, vollzieht sich auf diesem Wege nicht geräuschlos eine innere Umwälzung, deren revolutionäre Bedeutung unzweifelhaft ist, wenn sie auch erst nach und nach ans Licht treten wird? Wir brauchen eine Regenerationscur der Menschheit, dies ist der erste und entscheidende Anfang zu ihr, wie es gleichzeitig den ersten und entscheidenden Sieg eines gesunden Realismus im Sinn der modernen Auffassung über den unklaren und schwächlichen Idealismus einer abgethanen Periode bezeichnet."

Schon lange, ehe mein beredtes vis-à-vis geendet, hatte ich im Stillen Anläufe zu einer Discussion über das von ihm vertretene sogenannte Princip genommen, je weiter

er in seiner Entwicklung vorrückte, desto frucht= und zweckloser war mir dieselbe erschienen, jetzt, wo er seine Auseinandersetzung geschlossen, kam mir jede theoretische Verhandlung ganz unmöglich und unthunlich vor.

„Wir sind, mein Herr," sagte ich, „toto coelo, durch eine ganze Himmelsweite in unseren Anschauungen von einander getrennt, und so wenig sich von Europa nach Amerika eine Brücke schlagen läßt, so wenig könnte ich von Ihnen zu mir eine Verbindung herstellen. Selbst zum Kampf ist doch immer eine Begegnung nothwendig, aber selbst nur so weit als es dazu erforderlich wäre, kann ich mich nicht mit Ihnen begegnen. Erlauben Sie daher, daß ich auf jede Bekämpfung Ihrer Ansichten verzichte und nur, in offener Erwiderung Ihrer Offenherzigkeit, das Eine ausspreche, daß der bei Ihnen bestehende Zustand in meinen Augen den Gipfelpunkt frevelhafter Verblendung darstellt, daß er mich in eine wahrhaft abgrundtiefe Verworrenheit und Erschütterung des sittlichen Grundgefühls blicken läßt. Es hat sich bei Ihnen ein Abfall vollzogen, den ich geradezu entsetzlich finde, um so entsetzlicher als er in seiner, an sich betrachtet, logisch richtigen Consequenz uns schnurstracks in eine bodenlose Tiefe reißt, aus der ich gar kein Entrinnen mehr für möglich halte. Sie haben Recht, daß Sie von einer innern Umwälzung von revolutionärer Bedeutung sprechen, die in der folgerechten Durchführung eines solchen Princips gelegen wäre, aber es wäre eine Umwälzung, die jeden edlen Instinkt der helfenden Liebe in der menschlichen Natur auslöschen müßte, um Allem, was schimpflich und schändlich wäre, die Bahn zu bereiten." —

„Schimpflich und schändlich! Traue ich meinen Ohren?" rief der Amerikaner, der von seinem Sitz aufgesprungen war, „es ist also wahr, daß es in der alten Welt keine wahrhaft große Intelligenz gibt und daß alle sogenannten Freidenker doch im Grunde ihres Herzens nur Spießbürger sind. Sie wagen nicht das Princip als unrichtig anzugreifen, Sie anerkennen die folgerichtige Durchbildung, aber Sie fallen gleichwohl von ihm ab, weil Sie vor der That erschrecken, welche das Princip erzeugen muß. Die Muthlosigkeit ist der einzige wahre Sinn Ihres Protestes. Aber glauben Sie doch ja nicht, daß ein solcher Protest mehr Bedeutung und Widerstandskraft hat als etwa ein Stück Löschpapier, das einer daherſausenden Kugel den Weg versperren wollte. Von Amerika geht die Bewegung des freien Geistes aus, sie wird Europa regeneriren, so weit dasselbe überhaupt noch zu regeneriren ist und demselben neuen jungen Wein zuführen, wenn auch die alten Schläuche, an denen ohnehin nichts gelegen ist, darüber bersten sollten."

„Nie wird das geschehen," rief ich aus, der ich nun ebenfalls voller Zorn aufgesprungen war. Ich wollte zur Bekräftigung dessen, was ich zu sagen im Begriff stand, auf den Tisch schlagen, stieß aber dabei heftig gegen die neben meinem Bett befindliche Waschtoilette und erwachte . . .

Das Traumbild war verschwunden. Es war mitten in der Nacht. Draußen hörte man den Pfiff des Nachtwächters.

„Gott sei Dank, daß ich noch ein Spießbürger bin und noch in dem spießbürgerlichen Europa stecke," war mein erster Gedanke. Beinahe hätte ich gewünscht, der Nachtwächter möchte statt zu pfeifen, wieder die Schnarre drehen, wie es in meiner Jugendzeit üblich war und alle umwälzende Gedankenarbeit, die wir seit den letzten dreißig Jahren erlebt, möchte wieder rückgängig zu machen sein. Denn das war ja nicht zu leugnen: Anknüpfungspunkte an das, was mir der Amerikaner da vorphantasirt hatte, lagen in der Zeit, und wie graß und abenteuerlich der Traum mir auch gewisse Möglichkeiten ausgemalt hatte, die Farben zu solchem Gemälde trugen den Stempel der Gegenwart, wenigstens in einzelnen dunkleren Schattirungen. Es war ein Zerrbild, aber der Gesichtsausdruck, der mich so verzerrt angeschaut hatte, war kein absolut fremdartiger, sondern trug verwandte Züge. Selbst das, was der erste Sprecher, dem ich meinerseits kaum hätte widersprechen mögen, zu begründen versucht hatte, ließ eine Auslegung in dem Sinn des Amerikaners zu, wie wenig jener auch an eine solche Auslegung gedacht hatte. Wird die geistlich=religiöse Grundlage einer Anschauung, die sich jedes eigenmächtigen Eingriffs enthalten zu müssen glaubt, weil ihr der Spruch eine Wahrheit bedeutet:

„unser Leben steht in Gottes Hand“, für hinfällig erklärt und ebenso die auf solchem Gesichtspunkt auferbaute Pflichtenlehre, verfehmt man als Staatsdespotismus, wenn der Staat mit seinen Mitteln und in seiner Art und Weise der alten Anschauung zu Hülfe kommt, so ist — principiell betrachtet — nur noch ein Schritt bis zu dem extremsten Gegentheil des bisher zu Recht bestandenen und sanctionirten Verfahrens. Was diesem Schritt innerlich den Weg verlegen und ihm auf immer den Zugang versperren muß, ist im Grunde nur Eins: daß uns ein Gefühl gesteigerter Achtung, ehrfürchtigen Ergriffenseins vor dem Leben, vor der Lebenserscheinung an sich erfülle.

Das Leben war auf dem echt christlichen Standpunkt eine schwere Prüfung, eine Last, eine Bürde, wenn auch eine geheiligte, eine Bürde, die man nicht abwerfen durfte, weil sie von dem Herrn auferlegt war. Wie das diesseitige Leben auf dieser untersten Stufe der Schätzung erblickt wurde, so auch der Träger des Lebens, der Körper, der leibliche Mensch überhaupt, den Luther häufig mit den ehrenrührigsten Titeln, wie „stinkender Madensack“ u. A. m., belegte. Von diesem Fluch des Pariathums erlöst, nehmen beide doch in der Auffassung, die gegenwärtig meistens gäng und gäbe ist, kaum noch eine höhere Stufe ein, als die einer nützlichen und daher, im günstigsten Fall, mit einer gewissen Sorgfalt zu behandelnden Maschinerie. Dem banausischen Materialismus unserer Tage entspricht eben diese Auffassung am meisten und seit der Glanz des Ewigen, den das Christenthum in strahlenden Lichtringen um sich breitete, aus all diesen Beziehungen gewichen ist, hat sie vollends das Oberwasser erhalten. Aber das Leben und der Lebensträger sollten uns noch etwas Anderes und mehr bedeuten als dies: nämlich Erscheinung der geheimnißvollen, in wunderbaren Pulsschlägen das Weltall durchflutenden Kraft, Offenbarung und Tempel derselben und erst wenn wir mit dieser Empfindung im Leben stehen, wenn wir aus ihr eine maßgebende und zielbestimmende Richtung für unsere ganze Lebensauffassung und Lebensführung entnehmen im Sinne des Spruchs: „Zeuch deine Schuhe aus, hier ist heiliges Land“, wird man sagen können, daß die Selbstzersetzung des Christenthums wenigstens in diesem einen Punkt ein Ergebniß geliefert hat, das nicht mehr Verwesung athmet, sondern neues Leben. Sehr langsam wird sich eine solche Auffassung im Leben der Menschheit durchsetzen und allmählig an sittlicher Kraft gewinnen. Ihr steht alles entgegen, was Rohheit, Egoismus und Geistesträgheit an Hindernissen aufthürmen können. Auf theoretischem Gebiet aber hat sie keinen schlimmeren Feind als den Pessimismus, wobei ich weniger den Pessimismus in der Doctrin, als den Reflex derselben in der Praxis meine. In der Doctrin existirt, das gebe ich zu, eine nothdürftige sittliche Rechtfertigung des Pessimismus durch die aufgestellte Forderung einer absoluten Selbstverleugnung und Aufopferung für den „Weltprozeß“, wodurch der ethischen Bedeutung der pessimistischen Doctrin in ihrem schlimmen Sinn gewissermaßen die Spitze umgebogen wird. Nothdürftig nenne ich diese Rechtfertigung aber, weil sie eben doch nur theoretische Bedeutung hat, d. h. weil man, um sie genügend zu finden, gänzlich davon absehen muß, daß die Kraft, jener Forderung zu genügen, eben durch den Pessimismus selbst, wenn Ernst mit ihm gemacht wird, untergraben wird. Der Reflex des Pessimismus im Leben gestaltet sich aber überhaupt ganz anders. In ihr entfaltet sich jene pietätslos schnöde Stimmung, die zwar allen Genüssen nachjagt, denn sie weiß sich ja abhängig von dem, „nach Erfüllung seiner Leere lechzenden“, nicht zu vernichtenden Trieb, die aber sehr geneigt ist, aller Achtung vor dem Leben und den in ihr wurzelnden sittlichen Gewalten, aller Ehrfurcht vor dem Dasein zu entsagen, weil sie in dem Ganzen doch nur die absurde Fratze eines sinnlosen und an seiner eigenen Vernichtung arbeitenden Weltprozesses erblickt.

Aus dem Abgrund, den diese Motive zusammen mit der sich immer steigernden Verehrung der rücksichtslosen Kraft in des Menschen Inneren graben, tauchen dann jene unheimlichen Nachtgestalten empor, die mir der Traum im Spiegel der Zukunft drohend vorgehalten und nur eine überzeugte ehrfürchtige Hingabe an die Welt des Erhabenen und Schönen, die sich in uns und um uns bezeugt, läßt sie in das wesenlose Reich der Schatten, die dem gesunden Herz Nichts bedeuten, zurücksinken.

F. Buloz und seine Zeitschrift.

Von **Leopold Katscher.**

Im Laufe des Januar 1877 ist zu Paris ein Mann von hinnen geschieden, der an und für sich keine Bedeutung hatte, der aber dadurch, daß das Blatt, das er seit nahezu einem halben Jahrhundert leitete, das hervorragendste Organ der „sechsten Großmacht" der Erde ist, zu einer gewissen Berühmtheit gelangte. Welcher Gebildete möchte die „Revue des deux mondes" missen und welcher Leser dieses Blattes wäre nicht mit dem Namen „Buloz" vertraut, nachdem derselbe in und auf jeder der bisher erschienenen 1093 Lieferungen der „Revue" mehrfach verzeichnet steht? Es ist wahrlich nicht ohne Interesse, ein paar Worte über den alten Genfer François Buloz, eine der originellsten Gestalten im literarischen Leben Frankreichs, und seine Zeitschrift zu sagen. Der Mann, der sich — theils wegen des unerhörten Erfolges seiner Unternehmung, theils wegen der Rauheit seines Charakters, theils wegen seines Geizes und seiner Habsucht — ein Heer von Feinden geschaffen und sie alle auslachen konnte, verdient, man mag von ihm wie immer denken, als merkwürdige Erscheinung behandelt zu werden.

Buloz war Korrektor in einer Pariser Druckerei und zerbrach sich lange den Kopf darüber, wie in Frankreich ein der hochangesehenen „Edinburgh Review" ähnliches Organ zu schaffen wäre. Im Jahre 1830 bewog er ein Konsortium zum Ankaufe einer Zeitung, die den Titel „Revue des deux mondes" führte und dem Zugrundegehen geweiht war. Er selbst erhielt die Leitung der daraus hervorgegangenen Monats- (später Vierzehntags-) Schrift, für die er den alten Titel beibehielt, dessen schlechter Klang lange auf dem neuen Unternehmen lastete, dem es trotz seiner Vorzüglichkeit viele Jahre an Erfolg mangelte. Aber Buloz erwies sich als Besitzer einer seltenen, eisernen Ausdauer und ruhte nicht, bis es ihm glückte, sein Blatt zu dem zu machen, was er daraus zu machen sich vorgenommen hatte; er arbeitete sich empor und machte seinen Weg. Das Defizit wich einem Ueberschuß, der sich 1875 bei mehr als 20,000 Abonnenten auf über 440,000 Francs belief. Das Anlage-Kapital des Konsortiums beträgt 425,000, der gegenwärtige Reservefond $1^1/_4$ Millionen Francs. Kein übles Geschäft das!

Um ein Unternehmen zu einem solchen Range zu erheben und es zu einem so hohen Grade von Prosperität zu führen, muß dessen Leiter mit besonderen Eigenschaften begabt sein. Fleiß und Ausdauer genügen ebensowenig wie eine noch so ungewöhnliche Willenskraft. Der Vortheil bestand darin, daß Buloz auch ein Verwaltungstalent erster Klasse war und einen gewissen literarischen Takt besaß, der sich schwer definiren läßt. Er zeigte gar oft schlechten Geschmack, aber noch häufiger eine äußerst glückliche Hand in der Wahl seiner Mitarbeiter. Einer der stärksten Hebel seiner Redaktionsführung war sein Grundsatz, alle Manuskripte durchzulesen und zu korrigiren, und hätten sie die berühmtesten Schriftsteller Frankreichs, die vorzüglichsten Kenner und Meister der französischen Sprache zu Verfassern. Das war ihm egal; von seiner Regel, daß gewisse Worte, Ausdrücke und Redewendungen aus der „Revue" ausgeschlossen seien, wich er unter keiner Bedingung ab. Trotzdem er keine große Reihe von Schulen durchgemacht hatte, trotzdem er gar kein

literarisches Talent besaß und trotzdem er selbst seit dem Bestande des Blattes blos einen einzigen Artikel darin veröffentlichte, — setzte er seinen Stolz darein, die Kundgebungen selbst der vornehmsten Geister zu retouchiren. Man erzählte sich, daß er, „gleich einem verdorbenen alten Druiden der Literatur", fortwährend die eingereichten Aufsätze lese, boshaft nach Fehlern suche und „mit wildem Entzücken im Zimmer umhertanze", wenn er bei einem bedeutenden Autor auf einen Fall zweifelhafter Syntax stoße. In dieser Hinsicht soll er sehr mürrisch, gewaltthätig und unbeugsam gewesen sein, und man nannte ihn daher auch den „Blaubart der Literatur." Wir sind übrigens nicht abgeneigt, manches gegen Buloz Gesagte für übertrieben zu halten.

Nachdem die „Revue des deux mondes" in ihren ersten Jahren der Romantik und Fantasie einen beträchtlichen Spielraum gewährt hatte, nahm sie unter dem Einflusse ihres Redakteurs allmählig einen immer matteren, blasseren Stil voller Umschreibungen und abstrakter Worte an, der den Stil fast aller ständigen Mitarbeiter farblos machte. Je schärfer diese doktrinäre Haltung hervortrat, desto umfangreicher wurden die Lieferungen und desto schwerfälliger die Aufsätze in denselben. Während die letzteren früher zehn und zwanzig Seiten hatten, haben sie es heute auf fünfzig und darüber gebracht.

Im Umgange mit seinen Mitarbeitern soll Buloz äußerst unangenehm und abstoßend gewesen sein und seine Unter-Redakteure und Beamten sekirte er aufs Blut. Daß er mit seinen Untergebenen nicht ganz glimpflich umging, dürfte ziemlich richtig sein; hat doch bekanntlich V. de Mars, der verstorbene Mitarbeiter und Unter-Redakteur der „Revue des deux mondes", in journalistischen Kreisen den Beinamen des „Unglücklichen" geführt, weil Buloz ihm das Leben sehr sauer gemacht haben soll. Nach der „Mars-Legende" war Mars zu furchsam gewesen, um wegzulaufen und hatte, „um sich die Freiheit zu sichern, keinen andern Ausweg gesehen als sich — zu Tode zu sterben." Challemel-Lacour, sein Nachfolger, hielt es im Bureau nicht länger aus als anderthalb Jahre und es wird versichert, daß er sich jetzt als Redakteur der „République Française" viel besser befindet, denn bei Buloz. Nicht unwahrscheinlich das! Es heißt, unser Held sei zwar auch der Schrecken seiner Feinde, aber mehr noch der seiner Freunde gewesen, und zwar nicht nur, was seine oft pedantischen Manuskript-„Verstümmelungen" und seine Grobheit, sondern auch seine Kargheit in der Honorarzahlung betrifft. Wir können uns zwar nicht entschließen, zu glauben, was uns zu Ohren gekommen: daß Buloz das streng durchgeführte Princip hatte, keinen Mitarbeiter für den ersten Artikel zu honoriren; allein wir wissen von Beispielen seiner Engherzigkeit in pekuniärer Beziehung. Doch kam es häufig auch vor, daß er kein Opfer scheute, um Gediegenes zu bieten, wie das theure Engagement der George Sand, die noch heute — nach achtzehn Jahren — eine Defizit verursachende Herausgabe des werthvollen, aber zu dickleibigen historisch-politischen Jahrbuches u. s. w. zeigen. Wie viele Schriftsteller haben sich bitterböse von Buloz abgewendet! Und doch, — es gibt kaum eine oder die andre hervorragende Persönlichkeit, die nicht für ihn geschrieben hätte.

Das große Renommée, dessen sie sich erfreut, hat sich die „Revue" eben dadurch erworben, daß die Namen ihrer Mitarbeiter zum großen Theile berühmt sind. Es scheint von allem Anfange her der Vorsatz Buloz' gewesen zu sein, die besten Kräfte an sein Unternehmen zu fesseln. Es ist bereits so weit gekommen, daß kaum Jemand, der nicht für ihn gearbeitet, in den Schoß der alleinseligmachenden Vierzig aufgenommen wird. Am Ende der Restauration machte sich in Frankreich eine große geistige Bewegung geltend, die nach der Juli-Revolution noch lebhafter wurde. Besonders die literarischen Kreise waren in Aufruhr und allerlei Streitigkeiten beschäftigten die Schriftstellerkreise. An dieser Bewegung nahm die große Pariser Revue starken Antheil und sie ist seither eines der vornehmsten For geistiger Dinge geblieben. Sogar in der politischen Diskussion gilt sie als höchst maßgebend und ihre „Chronique de la quinzaine" wird von Vielen für die unparteiischeste, verlässigste, genaueste und maßvollste Darstellung der zeitgenössischen Geschichte gehalten. Die eigentliche Gesinnung des Blattes ist orleanistisch, doch wußte dasselbe sich dadurch, daß es jede systematische Opposition vermied, mit allen folgenden Systemen zu vertragen, selbst mit dem Kaiserreich, obwohl Buloz ein bitterer Hasser

des Sedanhelden war, den er den „Feind der Menschheit“ nannte. Da er übrigens sehr unabhängigkeitsliebend war, gab er sich niemals zu den geringsten Lobeserhebungen her; im Gegentheil, er faßte einmal sogar den Gedanken, Paris zu verlassen und sein Blatt in Genf herauszugeben, um gegen das Kaiserreich ungenirt losziehen zu können.

Da viele Blätter ohnehin genug Böses von Buloz erzählen, wollen wir zur Abwechslung einen guten Zug von ihm verzeichnen, der überdies auf seine Unabhängigkeitsliebe ein schönes Licht wirft. Einer der letzten Minister Louis Philipp's — ein, wie man sagt, an Sittenstrenge einem Puritaner gleichender Mann — war einst mit der „Revue des deux mondes“ unzufrieden, weil sie sich weigerte, ihn zu stützen. Mit Hilfe einer Kriegslist brachte er Buloz durch einen Freund dahin, daß er (Buloz) bei ihm (dem Minister) zu Mittag speisen sollte. Während des Eintrittes in den Speisesal stieß der Minister den Redakteur mit dem Ellenbogen an und bemerkte, ihm ins Gesicht sehend: „Nun denn, definitiv, Ihre Chiffre?“ Der Angeredete nahm entrüstet seinen Hut, sagte dem verblüfften Hausherrn einige unparlamentarische Worte und verließ das Zimmer, ohne das Diner abzuwarten.

Es ist kein Spaß, eine Zeitschrift, wie die „Revue des deux mondes“ fünfundvierzig Jahre lang zu leiten und mit allen Ehren aufrecht zu erhalten. Einmal (1840) gab Buloz übrigens die Leitung aus der Hand. Er wurde nämlich plötzlich von der Lust angewandelt, Theaterdirektor zu werden, übernahm die Führung des Théatre français und bekleidete diesen Posten volle sechs Jahre hindurch. Endlich erkannte er, daß er zu demselben nicht recht tauge und verließ ihn, um sich nunmehr im administrativen Bühnen-Departement zu versuchen. Hier gefiel es ihm aber nicht länger als ein Jahr; 1847 dachte er: „On revient toujours à ses premières amours“, kehrte an sein Redaktionspult in der Rue Saint-Bénoît zurück, übersiedelte später in die Rue Bonaparte und hat seine Schöpfung seither nicht nur nicht mehr verlassen, sondern auch seine Söhne in die Leitung derselben mit einbezogen.

Nächst Henry Blaze de Bury, dem Schwager Buloz's, war die fleißigste Mitarbeiterin der „Revue des deux mondes“ die George Sand, die in dieser Zeitschrift einen beträchtlichen Theil ihrer Werke veröffentlichte. Dort hatte Gustave Blanche schon 1832 „Indiana“ und „Valentine“ begeistert besprochen. Im Jahre 1841 traf es sich, daß die Redaktion genöthigt war, den von der berühmten Schriftstellerin eingereichten Roman „Horace“ wegen der absonderlich radikalen und sozialistischen Tendenzen, die sie darin zu Tage förderte, abzulehnen. Es kam aus diesem Grunde zu einem Bruche zwischen Beiden und zu einem Prozeß wegen pekuniärer Differenzen. 1844 brachte die „Revue“ einen Artikel, in dem Lerminier einige Werke der Sand in sehr abfälliger Weise besprach und über den stattgehabten Zwist folgenden Aufschluß gab: „Es kam ein Moment, da die von ihr angebotenen Sachen einen so seltsamen Widerspruch bildeten zwischen unseren sozialen und literarischen Grundsätzen und ihren neuen Prinzipien, daß wir ihnen nicht Raum geben konnten. Zwischen ihrem demokratischen Ungestüm und dem Geiste unserer Revue gab es so große Unterschiede, daß eine Trennung eintreten mußte.“ Dagegen enthielt das Buloz'sche Blatt am 1. Februar 1851 von Blanche eine höchst günstige Kritik über ein Sand'sches Drama und schon in den nächsten vier Nummern, erschien — nach zehnjähriger Pause — ein Roman der Sand. Wie und aus welchen Gründen diese Wieder-Annäherung zustande kam, ist ebenso unaufgeklärt und unerklärlich, wie die weitere Geschichte des Verhältnisses der großen Todten zur Zeitschrift. Sicher ist, daß die neuerliche Verbindung sich blos auf Ein Werk erstreckte. Als nun die Sand 1853 und 1854 ihre Memoiren schrieb, konnte sie natürlich nicht umhin, darin von der „Revue“ zu sprechen. Es ist der Mühe werth, die betreffenden Hauptstellen hieherzusetzen: „Diese Revue wurde von der Elite der Schriftsteller geschrieben. Mit wenigen Ausnahmen gingen alle bedeutenden Publizisten, Poeten, Romanschreiber, Historiker, Philosophen, Kritiker, Reisende u. s. w. durch die Hände Buloz's, eines intelligenten Mannes, der sich nicht auszudrücken weiß, der aber unter der rauhen Rinde „une grande finesse“ verbirgt. Es ist sehr leicht, sich über diesen eigensinnigen, brutalen Genfer lustig zu machen, und er selbst läßt sich, wenn er nicht allzuschlecht gelaunt ist, gutmüthig hänseln.

Schwer dagegen ist es, sich von ihm nicht beherrschen zu lassen ... Während unserer langen Verbindung habe ich ihn wohl unzähligemale zum Teufel wünschen müssen; doch habe auch ich ihn so oft in Wuth gebracht, daß wir quitt sind. Uebrigens hat dieser Despot trotz seiner Ansprüche und Härten Momente von Aufrichtigkeit und echtem Mitgefühl, wie jeder Griesgram. Sein mürrisches Wesen war mit Regungen offenherziger Freundschaft gemischt. Wir hatten uns verfeindet ... Als er den Tod seines ältesten Sohnes beweinte, sah ich ihn wieder, da seine Frau mich gerufen hatte, damit ich sie tröste. Ich dachte nicht an unseren Streit, als er mir sagte: „Ach, George, wie unglücklich bin ich!" Seither oft aufgefordert, an Intriguen gegen ihn theilzunehmen, habe ich derlei stets verweigert, ohne mich dessen gegen ihn zu rühmen, obwohl die „Revue" meint, ich habe viel Talent gehabt, solange ich dafür schrieb, seither aber nicht mehr. Naiver Buloz, das ist mir egal!" Kein Wort davon, daß erst drei Jahre vor Veröffentlichung der Memoiren ein Roman von ihr in Buloz's Zeitschrift erschienen war! Es wäre interessant, zu wissen, was dahinter steckt! Ihre schriftstellerische Thätigkeit für die „Revue" thut George Sand in ihren Memoiren leichten Tones mit den Worten ab: „Ich schrieb dafür „Lavinia", „La Marquise" und was weiß ich noch!" In Wahrheit sind diese beiden Novellen gar nicht bei Buloz erschienen, und die zahlreichen Sachen, die es wirklich waren, schien die Sand plötzlich vergessen zu haben. Charles de Mazade hatte daher ganz Recht, wenn er ihr in einem Artikel in der „Revue des deux mondes" (Mai 1857) Undankbarkeit vorwarf und „ihrem Gedächtniß, ihrer wunderbaren Gabe der Vergeßlichkeit nachhelfen mußte." In demselben Artikel wurden ihr gar viele höfliche, aber unangenehme Wahrheiten gesagt, und in einer längeren interessanten Randnote der Redaktion (soll heißen: Buloz's) findet sich folgende Stelle: „Sie war während einer Reihe von Jahren unsere fleißige Mitarbeiterin. Möge sie sich diese schöne Zeit in Erinnerung bringen und an das denken, was wir nicht vergessen haben. Sie wird gestehen müssen, daß, wenn sie allerdings unsrer Revue etwas Prestige verlieh, ihr andrerseits ihre Umgebung und der Rath guter Freunde weder geschadet haben, noch unnütz waren." Die Dame nahm sich den Wink zu Herzen, gab „als Klügere" nach und — kaum ein Jahr nach dem grausamen Artikel Mazade's stand schon wieder ein Sand'scher Roman in der „Revue"! Und seither haben sich Buloz und Sand allem Anscheine nach gut vertragen.

Kritische Rundblicke.

Ein Frühling in Versen.

Hui, was ist das diesmal für ein kalter, zähneklappernder Lenz gewesen! Wer ihn malen wollte, müßte den heurigen Frühlingsgott etwa darstellen, wie er in Pelzstiefeln zu den erwartungsvollen Erdbewohnern niedersteigt, um ihnen mit frostklammen Händen ein Bündel neuer Kohlenrechnungen zu überreichen. Man wurde ordentlich melancholisch, wenn man in diesen winterlichen Lenztagen in der geheizten Stube kauerte und der Nordwind unwirsch und einlaßheischend an die wohlverschlossenen Fenster klopfte; man wurde melancholisch, wenn man ins Freie blickte und den bleigrauen wolkenschweren Herbsthimmel sah oder die armen Bäume, die in ihrem voreilig ans Licht gekrochenen Grün vor Kälte bebten wie Balldamen, die im leichten Musselinkleide auf die Straße hinausgetreten sind und den Wagen nicht finden können . . .

An solchem grauen verdrießlichen Frühlingstage kam mir just im rechten Augenblick ein neues Buch in die Hände, und wie ich darin las und weiter las, da wurde es auf einmal heller Lenz im Hause, da fühlte ich mich wie angeleuchtet von der wärmsten, segenspendenden Maiensonne, da zwitscherten mir die muntersten Vogelstimmen aus den Blättern entgegen — und wie Wipfelrauschen und Nachtigallgesang hat es mich umkost und umklungen. Dank dem Dichter, der bei dem Thermometerstand des heurigen Frühlings dies Witterungswunder zu Wege gebracht hat! Dank Paul Heyse, der uns in seinem neuen „Skizzenbuch" (Verlag von Wilhelm Hertz in Berlin) einen Frühling in Versen gespendet hat, wie man ihn sich labungsreicher, lenziger, herzerfrischender gar nicht wünschen kann! Wie gern höre ich einer solchen poetischen Spende gegenüber auf, Kritiker zu sein, und werde das, was ein Kritiker so selten ist, so selten sein darf: Ein einfacher Leser, ein unbekümmerter, genußfroher, harmlos empfänglicher Leser, der sich an all dem Schönen freut, was da vor ihm ausgebreitet ist und sich auf den Tonwogen klangreicher Verse frohgemuth hin- und herschaukeln läßt. Und diese Verse fließen so leicht und eben. Es läuft kein Schweißtropfen mit unter, der die Mühe der Arbeit verräth — es ist ein klarer, lebendiger Strom von Tönen, der uns allen Harm von der Seele spült und in welchem man sich nach allem Drangsal des Tages wieder jung und gesund badet.

In der ersten Abtheilung des Buches bietet uns der Dichter „Bilder und Geschichten". Es ist eine sehr mannigfaltige Galerie von poetischen Gestalten. Schon in dem ersten Gedicht „Frühlingsbegräbniß" ist die Natur auf die anmuthigste Weise dichterisch belebt: die Elfen, die den todten Lenz begraben . . . es ist ein reizendes, stimmungsvolles Gemälde. Noch schöner ist die „Waldchronik", die eine kahle tausendjährige Eiche ihren bewipfelten Genossen zuflüstert. Sie berichtet, wie sie einst ihre Väter klagen hörte, daß die Zeit dahin sei, wo eine schlanke Dryade heimlich jeden Stamm belebte und im Wald die Mondeskönigin mit ihrer Nymphenschaar zum Bade wandelte. Die heiteren griechischen Götter wurden durch den nordischen Elfenspuk verscheucht, und es kam die Zeit, wo Erlkönig grimm vorüberjagte, die Hexen im Mondschein ihren Zauberreigen schwangen und bärtige Zwerge mit lautem Wehgeschrei das Weite suchten, wenn der Feuerdrache vorbeischnob. Aber auch diese Zeit ging vorüber und eines Tages sah die Eiche singende Männer in den lichtgewordenen Hain treten und ein Gebild von Künstlerhänden hereintragen, ein Christusbild, das die Eiche nun an ihrem

rauhen Stamme tragen mußte. Mit dem Nachtspuk der wilden Gäste war es jetzt freilich aus . . .

Aber einsam blieb die Stätte nicht,
Viele nahten, schmerzbeladen,
Und mit frohverklärtem Angesicht
Gingen sie, wie überströmt von Gnaden.

Und ein Bienenvölkchen kam von Fern,
Nistet in des Stammes Tiefen,
Lieblich war es, fühlt' im alten Kern
Ich die reine Blumensüße triefen.

Und so sah ich wechselnd fort und fort
Zeiten aufblühn und veralten.
Mark und Säfte sind mir abgedorrt,
Doch in Ehren ward mein Stamm gehalten.

Aber heut ist eine Schaar genaht,
Frech, mit ehrfurchtslosen Augen,
Und sie sprechen hört' ich: dieser Pfad
Wird zur neuen Bahn am Besten taugen.

Morgen fällen wir den alten Stamm!
Schad' ist's um die fleiß'gen Bienen
Nicht einmal zu Schwellen für den Damm
Kann der morsche Knorren dienen.

Und sie gingen! Nur noch eine Nacht
Soll ich Greiser überleben.
Nur noch einmal in die Sternenpracht
Den entlaubten müden Wipfel heben.

Gute Nacht denn! Sei es euch nicht leid,
Daß auch ihr dem Tod verfallen.
Allen Wundern abhold ist die Zeit,
Oeder Tod beschleicht die Waldeshallen.

Rauscht noch einmal ein Fahrwohl euch zu,
Jung Geschlecht! Dann laßt uns schweigen,
Bis in Flammen wir zur ew'gen Ruh
Blüh'nde und verdorrte Wipfel neigen!

Weniger gelungen als dieses schöne Waldbild ist die Ballade: „Das Meerweib", in der zur Belebung des poetischen Bildes ein ganzes Aquarium von Tintenfischen, Delphinen, Schlangen, Korallen u. s. w. mobil gemacht wird. Diese Art von submariner Balladendichtung scheint denn doch nur für scherzhafte Wirkungen geeignet zu sein. Den ganzen Paul Heyse dagegen finden wir in dem kleinen Gedicht: „Novelle" wieder, das überaus rührend und einfach ist. Es handelt von zwei Menschen, die sich wohl von Angesicht seit Jugend auf kannten, aber nie sprachen und nie liebten. Und so nahm er denn ein Weib, das ihm die Mutter wählte — sie heirathete einen Vetter, und beide waren glücklich. Aber einst nach Jahren, zur Zeit der Fliederblüthe, da trafen sie sich wieder und sagten sich das erste Wort, und was so lange unausgesprochen und unerkannt in ihnen geschlummert hatte, erkannten sie jetzt mit tödtlichem Staunen und blickten erschrocken in einen Abgrund von Elend . . .

Darauf ging sie nach Haus mit dem eignen M a n n ,
Er führte sein W e i b , — so schieden sie dann —
Und sagten, sie würden sich glücklich schätzen,
Die werthe Bekanntschaft fortzusetzen.

Doch wie er am andern Morgen erwacht,
Was hat ihn so bitter lachen gemacht?
Und wie sie auffuhr von ihrem Kissen,
Was hat sie so heimlich weinen müssen? . . .

Sie haben sich niemals wiedergesehen,
Sie wußten sich klug aus dem Wege zu gehn.
Nur immer zur Zeit der Fliederblüthe
Wie Spätfrost schaudert's durch ihr Gemüthe.

Das ist ein ganzes Lebenbild in kleinem Rahmen, das an rührender Wirkung nur noch von der schönen Erzählung: „Das Spinett" übertroffen wird . . . Und dicht dahinter steht gleich ein schelmisches, frohes Gedicht von einem Schüler, der sich von der Ilias her in Helena verliebt hat und nun eine posthume Eifersucht gegen die Greise empfindet, die an ihrer Schönheit, wie Homer berichtet, sich geweidet haben. Das ist eine „Gymnasial-Humoreske" in Versen, für die ich alle Eckstein'schen „Besuche im Carcer" und „Schulbank-Geschichten" mit Freuden hingebe. Auf die Universität führt uns das Gedicht: „Studentenliebe". Ein Student gibt, weil er solid werden und fleißiger die Hörsäle besuchen will, seinem Mädchen den Abschied, um sie am andern Tage — auf dem Secirtisch als Leiche zu finden. Der Professor erklärt die Todesursache:

Die Arme starb, wie leider sie
Zu oft nur endigen, wir wissen's.
Die Krankheit heißt: Hypertrophie
Des Ehrgefühls und des Gewissens . . . .

Das Gemälde ist vielleicht von etwas effekthaschender Farbengrellheit, aber doch geistvoll hingezeichnet. Ein gar anmuthiges und herzbewegendes Bild bietet uns aber wieder das Gedicht: „Jan! ach armer Jan!" So ruft nämlich im Fegefeuer unablässig ein armes Seelchen, das dort für tausend lange Jahre gebannt ist, aber mit Seufzern noch die Läuterungsflammen anschürt und, wenn barmherzige Engel liebevoll zu ihm niedersteigen, immer nur das Eine ruft: „Jan! ach armer Jan!" Und als ein neugieriger Engel endlich fragt, wen sie bejammert, da erzählt das Seelchen, daß es einen geliebten Mann in namen-

losem Schmerz auf der Erde zurückgelassen habe und daß es mit Freuden noch tausend Jahre länger im Fegefeuer büßen wollte, wenn es nur auf ein kurzes Stündlein zur Erde niedersteigen dürfte, um dem Verlassenen Trost einzusprechen. Und der Engel fliegt zum Thron des Lichtes und bringt dem Seelchen die Gnadenbotschaft zurück, daß es zur Erde niedersteigen darf. Aber schon nach einer Stunde kehrt es, von Kummer entstellt, von Verzweiflung zerrüttet wieder zurück:

Engel, lieber Engel, sprach's mit Schluchzen,
Warum ward gewährt mir meine Bitte?
Warum durft' ich auf die Erde steigen?
Meinen Jan, den ich in Gram verlassen,
Singen hört' ich ihn schon aus der Ferne,
Sah durchs Fenster ihn am Tische sitzen,
Wein vor ihm im Becher und ein Mädchen
Auf dem Schooß ihm, mit entblößten Nacken —
Und er küßt sie auf die weiße Schulter —
Mehr nicht konnt' ich sehen, da mein Auge
Jäh verdunkelt ward von heißen Thränen.
Gern für ihn und mich im Fegefeuer
Will ich nun zweitausend Jahre büßen . . .
Doch der Engel: Nein, du armes Seelchen,
Folgst nun alsogleich mir in den Himmel.
Mehr in jenem Augenblick erlittst Du
Als zweitausend Jahr' im Fegefeuer;
Sollst nun kosten Paradiesesfreuden,
Drinnen auslöscht aller Welt Gedächtniß,
Wie ein Fackelbrand im tiefen Bronnen . . .

Entrollt uns so der Dichter in der ersten Abtheilung seines Skizzenbuches einen reichen farbenprächtigen Bilderteppich, so gibt er uns in der zweiten Abtheilung „Neues Leben" einen Cyclus echter Gelegenheitsgedichte, die, nach Heyse's eigenen Worten, unmittelbar vom Lebensbaume heruntergefallen sind, wie reife Kirschen von den Zweigen. Diese zweite Abtheilung des Buches ist uns fast noch lieber, als die erste. Sie hebt mit weichen Molltönen an. Noch nistet ein tiefer Kummer in der Brust des Dichters; er sitzt trauernd, ein Grab zu hüten, sein Schmerz schweift um Cypressen. Aber er findet bald, was über Tod und Schicksal tröstet:

Ueber Tod und Schicksal
Tröstet die Schönheit allein,
Lichtet die nächtlichen Klüfte,
Sonnegemiedene Grüfte
Still umgoldend wie Mondenschein.

Wenn dir Tod und Schicksal
Glück und Jugend geraubt,
Nur an der Schönheit Busen,
Nur vom Hauche der Musen
Heilt das Herz dir und hofft und glaubt . . .

Und so erwacht denn in dem getrösteten Herzen bald eine neue Liebe, die nun mit so hellem tönendem Liederjubel ihr Glück verkündet, daß man wirklich ein ganz umkrustetes, eingerostetes Herz haben müßte, wenn da nicht irgend ein seliger Schmeichelton oder ein entzücktes Liebeswort ein lachendes Echo weckte. Eine himmelklare Bräutigamslaune spannt sich über diese Gedichte aus. Das kost und schmeichelt und lacht und weint und tollt und tändelt, — in krausem Durcheinander, mit so urfrischem Ungestüm, so naiver Genuß-Freudigkeit, daß es uns fortreißt wie ein Wirbelwind. Mag nun der Dichter schildern, wie er mit der Erkorenen im Goldoni liest und jede Zeile zu verliebten Randglossen führt — oder wie sie ihn in einem reizenden Anfall von Vernünftigkeit so lange katechisirt, bis alles Fragen und Antworten in neue Küsse mündet — oder wie sie zusammen die Brautvisiten machten und sie höchst gesetzt und weise redete, während er selbst, ein übermüthiger Sausewind, so tolle Sachen schwätzte, daß sie ihn gar ernsthaft ermahnte, — immer findet Heyse anmuthige frische Worte und eine echte Flitterwochenstimmung. Und wie innige Töne der Sehnsucht sprechen aus folgenden Strophen:

Vor Tage weckte mich
Mein klopfend Herz.
Herz, und was klopfst du?
Glück oder Schmerz?

Rings säuseln die Bäume
Im kalten Thau.
Das letzte Sternlein
Erlischt im Blau.

Horch! unterm Schindeldach
Der Marder schleicht;
Ein schlafend Schwälblein
Hascht er vielleicht.

Ueber die Wehre stürzt
Der Wildbach nieder.
Schlaftrunken rührt sich
Das Mühlrad wieder.

Und dort — ein Hahnenschrei,
Und bald wird's Licht.
Tag, o wie grau ist
Dein Angesicht.

Tag, der so lieblos
Zwei Liebste trennt —
Ach, bis zum Wiedersehn
Wer schlafen könnt'! — —

Flüchtiger durchblättern wir die Abtheilung „Vermischte Gedichte", wo wir auch die poetischen Einschiebsel wiederfinden, die den

Romanen „Kinder der Welt" und „Im Paradiese" zum schönsten Schmucke gereichten. Die „zwölf Dichterprofile" dagegen flößen uns kein Interesse ein. Diese Art Literaturgeschichte in Versen hat uns niemals sonderlich angezogen. Der Dichter mag von Allem in der Welt sprechen — aber nicht von den Dichtern. Die Selbstbespiegelung der Literatur in der Literatur ist eine müßige Spielerei, und schließlich sind solche Kritiken in Gleichnissen und Reimen doch nur wohltönige Oberflächlichkeiten, die kaum mit dem Aermel die Wahrheit streifen. Da boten uns die „Sprüche" viel Erquicklicheres, wenn auch manches Paradoxe mit unterläuft. „Geht Dir ein Spruch zu scharf ins Blut, ein granum salis macht es gut." — Hier ist es schwer, eine charakteristische Probe anzuführen. Diese kleinen epigrammatischen Geschöpfchen wimmeln wie ein Ameisenhaufen durcheinander, da prickelt und sticht jedes einzelne. Nehmen wir aufs Gerathewohl einen Spruch aus der Mitte:

Mit Menschen bin ich tolerant.
Ob sie mich auch langweilen.
Ein schlechtes Buch fliegt an die Wand
Nach den ersten hundert Zeilen,
Dieweil es Bücher nicht verdrießt,
Wenn man sie nicht zu Ende liest.

„Wie überhuman doch sprichst Du heut!
Bücher warten, bis wir sie kaufen,
Dagegen die Menschen ungescheut
Uns täglich überlaufen,
Eine wandelnde Bibliothek von Thoren,
Voll alberner Glossen und Eselsohren" . . .

Aus den Landschaften mit Staffage heben wir folgendes niedliche humoristische Stückchen hervor:

Dort unter den Weiden, das windschiefe Dach,
Da treibet ein Mühlrad der rauschende Bach
Mit Rasseln und Raunen und lautem Taktak:
Die Mühle mahlt braunen Brasiltabak.

Der beißet wie Pfeffer, durchbeizet die Luft.
Weit stäubt aus dem Guckloch der würzige Duft.
Die Kühe, die grasen vorbei mit Gebrumm
Und schütteln die Nasen, weiß keine warum.

Die Krähen mit Husten umkrächzen das Dach,
Es schnauben und prusten die Wellen im Bach.
Ich ging durch die Wiesen, im Schilf saß ein Elf:
Der hörte mich niesen und kichert „Gott' helf!"

Doch nun genug der Proben und Citate. Von dem reichen poetischen Festmahl, das Paul Heyse uns in seinem Skizzenbuch bietet, sind das nur ein Paar winzige Brosamen. Wer mehr wünscht, der besuche jetzt selbst den Wirth! Und das unsere Leser es nur wissen: sie zu diesem Besuch anzulocken, war der Zweck dieser Zeilen. **O. Bl.**

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte,** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.

An die Leser.

Mit dem vorliegenden Hefte beschließen die „Neuen Monatshefte für Dichtkunst und Kritik“ ihren fünften Band und mit ihm nehmen sie überhaupt vom Leser Abschied.

Die zahlreichen journalistischen und schriftstellerischen Arbeiten, mit welchen der Unterzeichnete überlastet ist, gestatten ihm trotz der eifrigsten Hingebung nicht mehr, den „Neuen Monatsheften“ diejenige ununterbrochene Sorgfalt und Emsigkeit zuzuwenden, die erforderlich ist, wenn sich das Unternehmen auf seiner bisherigen literarischen Rangstufe erhalten und den strengen Ansprüchen des Herausgebers selbst genügen soll. Ein frischerer und nicht so in Anspruch genommener Ersatzmann hätte sich wohl finden lassen. Aber da die Verlagshandlung in freundschaftlicher Ueberschätzung meiner Kraft ein entscheidendes Gewicht auf meine persönliche Leitung des Unternehmens legte, so blieb nichts übrig, als nach meinem Ausscheiden aus der Redaktion die „Neuen Monatshefte“ abzuschließen.

Nicht ohne Befriedigung dürfen wir auf die vorliegenden fünf Bände zurückblicken. In ihrem poetischen Theil enthalten sie zahlreiche gehaltvolle Beiträge aus ersten Federn, und wenn auch daneben manches nur Mittelgute mit untergelaufen ist, wie das bei keinem periodischen Unternehmen vermieden werden kann, so dürfte doch überall unser Bestreben zu Tage getreten sein, nicht der gedankenlosen Unterhaltungsgier der Masse das erwünschte Lese-Futter zu reichen, sondern den vornehmeren und keuscheren Kunstgeschmack zu befriedigen. Wir haben uns dabei niemals vom Tage die Parole geben lassen — das wahllose Nachhasten hinter dem „Aktuellen“, dem „Zeitgemäßen“ überließen wir bereitwillig den Sensationsmachern um jeden Preis. In der Meinung, daß etwas innerlich Tüchtiges zu jeder Stunde zeitgemäß ist, fragten wir vor Allem nach dem geistigen Gewichte eines Beitrags und nicht danach, ob er auch einem Augenblicksinteresse gefällig entgegenkommt. — Unsere kritischen Spalten aber bestanden nicht aus Reklamen für die Mitarbeiter, von welchen wir Beiträge entweder schon empfangen hatten oder noch zu empfangen wünschten, sondern aus ehrlichen wahrheitsliebenden Aeußerungen. Für Aufklärung ästhetischer und philosophischer Fragen kämpften wir in ausführlichen allgemeinen Darlegungen, während in den Bücherbesprechungen der „Neuen Monatshefte“ stets ein wohlüberlegtes Lob zu Worte kam, wenn es möglich — ein unbarmherziger Tadel, wenn es nöthig war. In Folge dessen sind wir auch nicht von kameradschaftlichen Händen großgehätschelt, geschweige denn als

alleinseligmachende deutsche Monatsschrift ausgetrommelt worden. Wohl aber genossen wir die Freude, daß die redlichsten und besten Schriftsteller uns häufig ihrer Zustimmung versicherten und uns zur Bethätigung ihres Beifalls durch Ueberlassung von werthvollen Beiträgen ehrten.

Mit den „Neuen Monatsheften" schließt sich somit ein umfriedetes Asyl für so manche gute Bestrebung, die anderwärts als „inopportun" verworfen, als „unzeitgemäß" ausgeschlossen wird. Ich verabschiede mich von meinen Mitarbeitern mit einem herzlichen Wort des Dankes — von den Lesern mit einem freundlichen Lebewohl.

Berlin, im Juni 1877.

Oscar Blumenthal.

Eine Engel-Ehe.

Novelle

von **Erwin Schlieben.**

Es ging munter zu in Vater Böhmer's Behausung. Tanzbeine wurden geschwungen, und luftige Röckchen flatterten durch das ausgeräumte Zimmer. Es war lauter junges Volk, zum Theil noch Kinder; nur ein Paar ehrwürdige Mütter saßen auf steifen Stühlen an der Wand und strickten träumerisch ihre Strümpfe.

Die älteste Tochter feierte ihren siebzehnten Geburtstag. Jedes Kind vom Hause hatte sein Fest, und das machte zehn im Jahr. Mutter Böhmer sagte, das wäre nöthig, der Leute wegen. Dazu kamen die Kaffees, die sie geben mußte, Tanz, Punsch und Kuchen gingen nicht aus und die Leute fragten einander, wo denn bei Böhmer's das nur alles herkäme. Der Mann, der eine große Kasse verwaltete, bezog zwar ein auskömmliches Gehalt, hatte aber sonst kein Vermögen; die Frau war ganz arm, und dabei zehn Kinder aufzubringen — es war unbegreiflich! Der älteste Sohn studirte bereits auf einer kleinen Universität, das jüngste Töchterchen begann eben zu laufen. Zwischen diesen beiden standen die übrigen Geschwister in lieblicher Abstufung, alles hübsche, dunkelhaarige Sprößlinge, und alle gesund und hungrig. Frau Georgine Böhmer war zwar eine stattliche, immer geputzte Dame, aber eine tüchtige Hausfrau war sie nicht, davon wußten ihre Freundinnen zu erzählen. Die Familie hatte Schulden, das war bekannt; und doch dauerte das lustige Leben schon Jahre lang, und Vater Böhmer war ein rechtschaffener Mann.

Der Stolz des Hauses war die älteste Tochter Ottilie, und das mit Recht. Sie war ein anmuthiges schlankes Kind, immer hübsch angezogen, nur mit etwas zu hoch gethürmten Haar. Antlitz, Nacken und was sonst in Frage kommt, waren mit allen Reizen aufblühender Jugend umsponnen, und wenn nicht Geist, so blickte doch Schelmerei aus den Augen und schlängelte um die rothen ungeprüften Lippen. Die kleinen Hände waren wie rosig weißer Atlas und wußten sich bei feinen Stickereien zierlich zu bewegen. Man sah ihnen die hausfräuliche Tüchtigkeit nicht an, und dennoch kochten sie allabendlich, wenn kein Besuch da war, für die Familie eine Suppe aus Brotschnitten, Salz und Wasser, welche „Bettelmann" genannt wird.

Ottilie hatte zahlreiche Freundinnen, Töchter aus den gleichstehenden Familien, beileibe nicht aus höheren oder tieferen; denn man lebte in einer kleinen herzoglichen Hauptstadt. Sie alle hatten am Geburtstagsmorgen ihre kleinen Geschenke überreicht

und waren zum Tanze geladen worden. Vater Böhmer mochte seufzen; aber es mußte sein. Bruder Ernst, der Studiosus, brachte ein Paar ausgelassene Gesellen mit, und selbst die jüngeren Kinder, auf dem Tanzboden schon geübt, erhielten ihre Tänzer. Das gab einen Jubel! Sogar das jüngste Kind, von den Klängen des Pianino wach erhalten, strampelte in seinem Bettchen mit den Beinchen und wurde erst gegen Mitternacht müde.

Aber das Geburtstagskind, das siebzehnjährige, hatte während des Tanzes auch ernste Gedanken. Es befand sich unter den Gästen ein junger Forstmann, grün wie Frühlingsgebüsch, vielleicht ein Wenig verkneipt und verliebt, im Ganzen aber gesund wie der Wald und lustig wie ein junger Edelhirsch in seinem ersten Liebesherbste. Vor Ottilien war sein Hauptverdienst, daß er ihr erster Verehrer war, und schon aus diesem Grunde hielt sie ihn für einen ausgezeichneten jungen Mann. — Tanz giebt Muth. Ottilie erwartete längst ein Geständniß. Sie war siebzehn, also berechtigt ein Geständniß zu erwarten, und der heutige Tag, ihr Geburtstag, konnte nicht ohne Entscheidung vorübergehen. Beim Kehraus, unter dem Knallen der Bonbons, erfaßte Richard seinen Augenblick und sagte ihr, vom Tanz athemlos, was sie schon wußte. Sie warf einen Schelmenblick über den Fächer fort, und dann, als gäbe es keine bessere Antwort, flog sie mit ihrem Verlobten auf's Neue über den Tanzboden .... Sie war verlobt! Ihr Herz jubelte, daß sie vor allen ihren Freundinnen, sie, die Jüngste, den Geliebten zuerst gefunden, und nahm sich vor, ihn recht lieb zu haben. Nach dem Tanze wollte sie Richard ihren Eltern zuführen, um ihr Glück noch an ihrem Geburtstage bekannt zu machen; aber eben ging Vater Böhmer so gebeugt und mit einem so blassen, verstörten Gesichte durch den Schwarm der Tänzer, daß Richard erschrak.

„Papa wird doch nicht krank sein!" rief Ottilie und eilte auf ihn zu. Der blasse, schon ergraute Mann strich ihr mit zitternder Hand den Scheitel und die Wange, sagte aber nur: „Mir fehlt nichts, mein Kind", und entfernte sich in strafferer Haltung. Hinter ihm schlossen sich neue Reigen der Fröhlichen, und kaum fragte Einer beim Abschiede nach dem Hausherrn.

Endlich waren die Festräume leer, die Geschwister zu Bette, nur Ottilie half der Mutter noch eine Stunde lang das zerbrechliche Geschirr zu bergen. Dann zündete sie eine Kerze, und nach kurzem Bedenken, ob nicht noch ein Geständniß zu machen wäre, sagte sie mit geheimnißvollen Lächeln gute Nacht. Mit dem flackernden Lichte stieg sie eine schmale Treppe nach dem Bodenraum hinauf, wo sie ein Stübchen für sich hatte. Ihr Herz war voll von jungem Liebesglück, und leise vor sich hin summte sie die verklungene Musik, die ihren Brauttanz begleitet. —

Da plötzlich — was erblickte sie bei dem unstäten Lichtscheine zwischen den Dachsparren? Schwarz und langgestreckt hing es nieder. Ueber die Seele des Mädchens zog es wie ein kalter Schatten, das Licht entfiel ihr, und nur vom Schauder aus einer Ohnmacht aufgerüttelt, tappte sie die dunkle Stiege zurück.

„Mutter! Mutter!" schrie sie durch das Haus, daß die Bewohner mit Herzklopfen erwachten ...

Man fand sie blutend unten vor den Stufen.

Die Mutter, schon bestürzt über das leere Lager ihres Gemahls, stand rathlos neben ihrem Kinde.

„Ich habe etwas gesehen", ächzte die junge Braut, „etwas gesehen —"

Sie deutete nur mit starrem Blick die Treppe hinauf. Hausgenossen, Gesinde, Alles drängte empor, und da fand man — was alle Gesichter entstellte und jeden Mund verschloß. Zwanzig Hände waren geschäftig, auch Aerzte kamen; aber man bemühte sich um Einen der nicht mehr zu retten war . . .

Frühmorgens fanden sich etliche Büttel und Schreiber ein, warfen bleierne Blicke auf den Entseelten, drangen in das Arbeitszimmer, rasselten und raschelten mit Geldern und Papieren; dann gingen sie achselzuckend und mit Mienen wie Weltenrichter. —

Vater Böhmer hatte sich erhängt, und das Erbe seiner Kinder war der Kummer und die Schande, sonst nichts. Kaum war der Todte verscharrt, so kamen die guten Freundinnen und seufzten:

„Unglückliche Frau, was werden Sie nun beginnen?"

Die Antwort aber gab der Zwang des Schicksals.

Ein Theil der Kinder wurde mürrischen Verwandten übergeben, für die jüngsten sollte die Mutter mit ungewohnter Arbeit eintreten, der Student mußte zusehen, wie er sich durch die Semester schlug, Ottilie endlich entschloß sich unter Fremde zu gehen. Sie durfte nicht wählerisch sein, sie mußte annehmen was sich bot.

Bruder Ernst hatte das Glück, in seiner Universitätsstadt eine Stellung für seine Schwester aufzuspüren.

* * *

Es war ein Fabrikant in Wollenstoffen, der das unglückliche Mädchen in sein Haus aufnahm. Er besaß vor der Stadt ein Paar große verfallende Häuser voll elender Arbeiter nebst nothwendigem Schornstein, und in der Stadt ein großes Waarenlager. Nun denn, Herr Karl Wilhelm Wechselmann galt für eine sehr achtungswerthe Firma, hatte viele Freunde im Geschäft und bei Tische und führte ein großes Hauswesen. Eine kränkliche Frau mit acht Kindern bedurfte eines Beistandes, und dafür sollte Ottilie eintreten. Es war ein Ereigniß, das die Hausfreunde, zuletzt das Städtchen, wochenlang beschäftigte. Ein blutarmes Fräulein, dessen Mutter ihre Familie durch unzweckmäßige Wirthschaft zu Grunde gerichtet, dessen Vater sich der Strafe für Untreue mit eigener Hand entzogen, ein solches Unglückskind durfte das behagliche Leben des Hauses K. W. Wechselmann nicht verfinstern. Eine fromme Kirchenräthin war nach reiflicher Rücksprache mit ihrem Gemahl der Ansicht, daß man sich fern halten müsse von Jenen, die Gott gezüchtigt, und daß es hieße den Herrn versuchen, wenn man dem Unglück Einlaß in sein Haus böte. Dieser Satz, auf dem Boden des besoldeten Christenthums eigenthümlich entwickelt, wurde den gottesfürchtigen Jungfrauen der Stadt zu einem Theile ihres Evangeliums.

So hatten denn Herr Wechselmann und Frau gegen eine Flut von Vorurtheilen zu kämpfen, und ihre Unentschlossenheit wich erst vor einer Photographie, die sie von dem Fräulein erbaten. Es war ein gar zu liebes Gesicht, und das kam auch den Kindern zu statten, die sich an hübsche Personen leichter als an garstige anschließen. Die weibliche Welt aber sah der neuen Erscheinung mit stummen Unwillen entgegen, weil man von einem so reizenden Wesen herzkränkende Einbuße befürchtete.

Ottilie kam endlich mit ihren kleinen Bündeln und Koffern, die Herr Wechselmann nebst Frau und Hausgesinde mit stummer Geringschätzung betrachteten. Die Kinder warfen sich sofort auf das hübsche Fräulein und durchstöberten ihren Anzug nach

Schmucksachen, um sich dann enttäuscht, beinahe schmollend, zurückzuziehen. Aber das besserte sich schon in kurzer Zeit; denn Ottilie brachte den Willen mit zu gefallen und sich nützlich zu machen. Ihr junges Herz hatte Demuth gelernt, und die Schelmerei ihres blauen Auges war tiefer mit Ernst und Ehrbarkeit gemischt, als es bei einem jungen Mädchen sonst gefällt. Sie hatte so schwer gelitten, hatte sich dem lieblosen Urtheil der Welt so völlig untergeordnet, daß sie unerwartete Zeichen des Wohlwollens mit Rührung wie etwas Unverdientes hinnahm. Die Kinder gewannen das Fräulein bald sehr lieb, und damit war auch der Weg zu den Herzen der Eltern gefunden. Die leidende, etwas weinerliche Hausfrau fand sich durch Ottiliens Eifer und Pflichttreue von empfindlicher Last befreit und schenkte ihr, schon aus Bequemlichkeit, unbeschränktes Vertrauen. Die Besucher, die ihr eignes Hauswesen nur mit vielem Poltern beherrschten, erklärten sich mit dem geräuschlosen Auftreten Ottiliens sehr zufrieden, und selbst die fromme Kirchenräthin Aurelie Gottgetreu ließ sich eines Tages, als das unglückliche Mädchen gar zu rührend aussah, so weit hinreißen, daß sie ihre Hand liebkoste und unter Blicken, welche die Vertraulichkeit mit Gott und sämmtlichen Würdenträgern des Himmelreichs verriethen, sich also vernehmen ließ:

„Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er. Aber er führet Alles herrlich hinaus, und es ist unmöglich, daß er so viel Demuth, Eifer und Treue unvergolten lassen sollte. Ich prophezeie Ihnen noch viel Glück, liebes Fräulein, und werde mich freuen, wenn diese meine Ahnung recht bald eintrifft."

So wandten sich Dutzende von Damen an die schweigende Dulderin, die sie mit ihren gefühlvollen Redensarten zu begnadigen meinten. Sie kosteten die Wollust, aus ihrem Allerweltsglück heraus ein verwundetes Herz zu besprechen und kitzelten sich mit ihrem eignen Mitleid. Aechtes Wohlgefallen aber war in all' ihren Gemeinplätzen nicht so viel enthalten, wie in dem einen Urtheil des Herrn Wechselmann: „Schwarzes Haar und blaue Augen sind eine Seltenheit!" — Eine Aeußerung, die Mütter und Töchter empfindlich kränkte, weil eine Jede darin Gefahr für ihre eigenen Wünsche und Aussichten witterte. Und war es nur ein unbedeutender bunter Musensohn, der seine Augengläser von einem dünnhaarigen Fräulein ablenkte, um das reiche Gelock Ottiliens zu verehren, so waren der Aermsten Stichelreden und bitterböse Seitenblicke gewiß. —

Der wohlhabende Fabrikmann hielt gastfreies Haus. Der Ehrgeiz, vornehme Leute zu empfangen, bewegte ihn so lebhaft wie irgend einen andren Handelsmann, und er hielt zu diesem Zwecke einen großen Keller voll der besten Weine. Auch seine Frau hatte ungeachtet ihrer Kränklichkeit die Lust an geschwundenen Jugendfreuden nicht ganz eingebüßt. Dazu kam, daß die älteste Tochter heranwuchs und bildenden Umgang bedurfte. Fragwürdige Toiletten erhielt man unerschöpflich aus dem eigenen Waarenlager, und so gab es für das Haus K. W. Wechselmann keine Schwierigkeit, die Kunst, Wissenschaft und Amtswürde des Städtchen in seinen Räumen zu versammeln. Tanzvergnügungen und Tafeleien wechselten mit Dilettantenconcerten und lebenden Bildern, und der Zudrang der Gesellschaft war um so mächtiger, als die Verpflegung gut war.

Dieses Leben brachte der armen Ottilie mühevolle Tage und schlummerlose Nächte. Ihre Gesundheit mußte sich unter der Anstrengung erst kräftigen, ihre hausfräuliche Umsicht sich an hundert Sorgen ausbilden, bevor das Gefühl der Ueberbürdung von ihr wich. An den Vergnügungen und Genüssen verlangte sie keinen Theil. Ihren Liebreiz in Trauerkleidern verbergend, waltete sie geräuschlos ihrer Pflicht und vermied sich unter

die Fröhlichen zu mischen. Sie übertrug ihre innere Anmuth auf die Umgebung und brachte erst das Behagen in die derbe Fülle, worin das Kaufmannshaus sich bis dahin wohl gefühlt. Unter ihren Händen schien der Haushalt aufzublühen, und die Gemüther der Herrschaft vermochten sich diesem belebenden Einflusse nicht zu versagen.

Neben ihrer Pflicht hatte in Ottilien nur noch der Gedanke Raum, ihrer Mutter zu helfen und zur Erziehung ihrer jünsten Geschwister beizusteuern. Ihr Lohn war reichlich bemessen, und da sie für sich selbst kaum noch einen Wunsch hatte, so war der Beistand, den sie den Angehörigen leistete, nicht ohne Bedeutung. Selbst Bruder Ernst benutzte die Nähe der Schwester, um die kleinen Verlegenheiten des akademischen Lebens mit ihrer Hilfe auszugleichen. Sie aber gab ohne vieles Rechnen und Bedenken hin, was sie erwarb, bis einmal der Mangel am Nothwendigen sie auch an die Pflichten gegen sich selbst erinnerte. Des eigenen Vortheils kaum eingedenk, fast ohne ein Ich, ohne Wunsch, ohne Hoffnung, erstickte sie auch die Keime der Liebe, die bereits in ihrer jungen Seele gehaftet, und wenn ihr die Erinnerung daran einmal nahe trat, sogleich fiel es vor ihr wie ein schwarzer Vorhang nieder, der den freundlichen Jugendtraum von ihrem verfinsterten Leben trennte.

Es war vorbei mit der ersten Liebe, für immer vorbei! Richard Hagedorn hatte sich in den verhängnißvollen Tagen theilnehmend und hilfreich erwiesen, dann aber sich verstummend zurückgezogen. Auch beim Abschiede von Ottilien hatte er ihre Herzenssache mit keinem Worte berührt, und das hatte sie auch kaum erwartet. Wie sollte sie ihm zumuthen, sein Schicksal an eine Familie zu knüpfen, die durch eine entehrende Katastrophe vor der Welt geächtet war? Das konnte seine Laufbahn, seine Stellung in der Gesellschaft gefährden; ein solches Opfer stand außer Frage. Still, arme Ottilie! Verlange nicht, daß es dir besser zu Theil werde, als hundert Anderen, denen die erste Liebe verloren war! —

So floß denn die böse Zeit in stiller Pflichterfüllung dahin. Das Trauerjahr ging vorüber; aber es führte nur in ein zweites Trauerjahr; denn kein Funke der früheren Lebensfreude wollte in Ottilien erwachen. Sie weigerte sich die Trauerkleider abzulegen, deren Anblick der Hausfrau unbehaglich wurde, und beharrte dabei, daß das schwarze Gewand für ihr unscheinbares Dasein das einzig passende wäre. Aeltliche Damen mit Giftzähnen behaupteten, das Fräulein wüßte, wie vortrefflich Schwarz ihr stünde; doch war das nur gallige Kundgebung der eigenen Scheelsucht. Für die Wohlwollenden war es ein rührender Anblick, das schlanke Kind, das nur für Sonnenschein und Blumenkränze geschaffen schien, von schwarzen Schleiern wie von Todesschatten bedeckt zu sehen; denn unter dieser Hülle ründeten, veredelten sich in quellender Lebensfülle ihre Formen, und ein rosiges Antlitz verlangte durch den schwarzen Flor hindurch nach einem neu aufblühenden Lebensfrühling.

* * *

Unter den vielen Gästen des Wechselmann'schen Hauses befand sich wenigstens einer, der Gemüth und Menschenkenntniß genug besaß, um die arme Ottilie in ihrem stillen Werthe zu würdigen. Es war ein Mann, der selbst etwas erlebt und daher ein Herz hatte für das Unglück; ein Mann, der durch Studium und Erfahrung gewöhnt war, nicht flüchtig und gleichgiltig über die Erscheinungen fortzublicken, sondern sie in ihrem Wesen gründlich und liebevoll zu erfassen.

Professor Eckmühl, obschon keiner von den Hochberühmten, war ein Mann von ungewöhnlichen Gaben. Seine Commilitonen, die Professoren nämlich, bezeichneten ihn als ein Original, wohl gar als ein Räthsel, weil er, wie gewöhnlich geisterfüllte Männer, von Schablone und Schlendrian abwich. Er stammte aus einer alten preußischen Familie, die dem Staate Menschenalter hindurch tüchtige Offiziere und Beamte geliefert hatte, und die meisten von ihnen haben ebenso für Originale gegolten, wie der Professor. Seine Erziehung war eine straffe, beinahe soldatische gewesen, wie es die zahlreichen Beziehungen zur Armee mit sich brachten, und sein bedeutendes Hausvermögen hatte ihm alle seltenen Bildungsmittel zur Verfügung gestellt. Große Reisen hatten seinen Blick erweitert, eingehende Beobachtung der Gesellschaft vieler Länder ihn über die Engherzigkeit fortgehoben, in der seine Umgebung sich wohl und sicher fühlte, und so waren denn strenger Ordnungssinn, Geradheit, Unerschrockenheit und eine gewisse Großartigkeit der Anschauungen die Hauptseiten seines Charakters. Sein Fach war das Recht; da er indessen schon in den ersten Jahren seiner Berufsthätigkeit heftigen Widerwillen gegen den Richterstand faßte, so entschloß er sich, im Widerspruche mit seinen Verwandten, die im Professor nur einen Hochschulmeister sahen, zur akademischen Laufbahn. Er spürte die Fähigkeit in sich, auf die gebildete Jugend zu wirken, obschon er dieselben von seiner akademischen Zeit her besser hätte kennen sollen, und nachdem er zwei Jahre lang als Privatdocent in Göttingen mit geringem Erfolge gewirkt, erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor an die kleine Universität, wo er nunmehr festgewurzelt war.

Es war sein Unglück. Er fand ein unsauberes, feuchtkaltes, rauchgefülltes Städtchen zwischen kahlen, aufdringlichen Hügeln, eine Brutstätte von Seuchen, die den Ort kaum jemals verließen. Dazu eine durch alle Stände hindurch verkommene Bevölkerung, die seit Jahrhunderten den Einwirkungen eines mehr als rohen Studentenlebens unterlag. Die kleine Stadt lebte fast ausschließlich von den Bedürfnissen und Lastern der Musensöhne, und diese beherrschten mit ihren unsauberen Fahnen das Leben der kleinen Stadt bis nahe zur Ohnmacht der Behörden. Studentenwirthschaft in der Verwaltung, Studentenwirthschaft in der Rechtspflege, im Handel, im Gewerbe, im Haushalt, in den Familien, wo die Unterhaltung oft im Studentenjargon geführt wurde. Unrath überall, Unzuverlässigkeit und Pflichtwidrigkeit, verbunden mit einer Kriecherei vor den reichen Studenten, von welcher sich nicht einmal alle Professoren ausschlossen. Solchen Zuständen vermochte sich nur der Einheimische oder der Stumpfsinnige geduldig hinzugeben; für jeden Fremden, der das gewöhnliche Maaß von Ordnungssinn und sittlichem Bewußtsein mitbrachte, waren sie auf die Dauer unerträglich. Auch kam fast kein bedeutender Lehrer von auswärts, der nicht die erste Gelegenheit ergriffen hätte, Lebewohl zu sagen, und die Eingebürgerten waren, mit wenigen werthvollen Ausnahmen, durch äußerliche Verhältnisse oder durch ihre Unfähigkeit an die kleine Universität gefesselt, deren Fackel übrigens schon damals im Erlöschen war.

Professor Eckmühl litt heftig unter dem Drucke von Verhältnissen, die seiner unwürdig waren. Seine ehrliche, tüchtige Natur sträubte sich gegen die Halbheit, den Schein, die Unfruchtbarkeit der Kathedergelahrtheit, vorzugsweise auch gegen die Unzucht des akademischen Lebens, durch welche die Jugend größtentheils zu Grunde gerichtet und ihre Kräfte der Zukunft des Vaterlandes entzogen wurden. Es war sein aufrichtiges Bestreben, hier nach Vermögen bessernd einzutreten, und nur diese Rücksicht

bewog den redlichen Mann, den einmal übernommenen Platz bis zur Grenze der Möglichkeit zu behaupten. Aber weder die akademische Jugend noch die Gesammtheit der Lehrer war geeignet, die Bestrebungen des Professors zu unterstützen. Das Lotterleben, das den Besuch der Vorlesungen verhinderte, beraubte ihn seiner Zuhörer, und was auf den Bänken ausdauerte, war mit wenigen Ausnahmen so armselig, ideenflüchtig und brotgierig, daß er sich solcher Schüler schämte.

Diese akademischen Verhältnisse, die Erbitterung über den Stumpfsinn der Collegen, mit dem sie die Jugend verkommen ließen, — die gesellige Unbrauchbarkeit der meisten Professoren, dazu anstrengende Studien, mit denen er seinen Mißmuth zu beschwichtigen suchte, wirkten nachtheilig auf des Professors Gemüth. Ein sonnenloser, regenkalter Herbst vollendete das krankhafte Unbehagen, und in der That war zu dieser Zeit das Leben in der wissenschaftlichen Stadt so schwer erträglich, daß während weniger Monate sich neun Leute verschiedener Stände den Tod gaben. Eckmühl befand sich durch zunehmende Aufregung auf dem Wege der Selbstvernichtung. Nach einer langen Zeit der Schlaflosigkeit und Ueberreizung, stellte sich bei ihm eine Erschlaffung der Seelenkräfte ein, die als Vorstufe des Wahnsinns gelten konnte. Er mußte seine Vorlesungen aussetzen und sich für einige Zeit einem Asyl anvertrauen, das Professor Hofmeier, ein gewaltiger Psychiater, in derselben Stadt eingerichtet hatte. Mit dem Eintritt der guten Jahreszeit, durch den Aufenthalt in einem blühenden Garten, und besonders durch streng bewachte Seelendiät wurde das Uebel in wenigen Monaten beseitigt; indessen verhehlte Freund Hofmeier die Besorgniß nicht, daß der melancholische Zustand des Professors bei Gelegenheit wieder eintreten, vielleicht in ein gefährlicheres Stadium vorrücken möchte.

Nun lag der Gedanke nahe, sich dem abstumpfenden Einflusse der gelehrten Stadt und ihrer Gesellschaft zu entziehen und auf einer anderen Hochschule in erfreulicherer Wirksamkeit Erfrischung zu suchen. Aber sein Gemüthszustand, natürlich von seinen Nebenbuhlern und Mitbewerbern als ein höchst bedenklicher dargestellt, trat ihm jetzt hindernd entgegen, und er mußte nach mehrfachen Versuchen auf eine Besserung seiner Lage verzichten. So blieb er denn jahraus jahrein in der kleinen verrotteten Universität, las seine Pandekten, entschloß sich kaum einmal zu einer Ferienreise und unterschied sich zuletzt nur in glücklichen Stunden von der Masse seiner Collegen, die mit ihren abgegriffenen Heften und ihrer näselnden Kathederweisheit stets bei hocherleuchtetem Verstande geblieben waren. Seine verstäubte Wissenschaft führte ihm erfrischende Quellen nicht mehr zu, und so erschöpfte sich sein Geist bis zur Unempfindlichkeit. Der akademische Verkehr wurde ihm widerwärtig, er begann sogar sein Aeußeres zu vernachlässigen und gerieth an den Whisttisch des Herrn Karl Wilhelm Wechselmann. Schließlich blieb denn auch das Bedürfniß nicht aus, in Ermangelung belebenden Verkehrs mit Menschengeistern sich durch den Geist des Weines anzuregen. . . .

Dieser Weg führte vielleicht zu einem Abgrunde, und der Geist des begabten Mannes, schon angewölkt, hätte in Verfinsterung enden können, wäre er nicht zu rechter Zeit noch von einem Lichtstrahle durchdrungen worden. — Als Ottilie zum ersten Mal in seine Nähe kam, bemerkte er sie kaum, so unscheinbar schlich die schwarze Gestalt durch das Zimmer, wo er über dem Kartentische das Gähnen unterdrückte. Sie machte ihm ihre Verbeugung, ohne daß er nur aufsah, und das Blut trat ihr in die Wangen, weil sie so völlig unbeachtet blieb. Erst später, als sie in geräuschloser Geschäftigkeit ab und

zu ging, traf der Blick des Professors auf das feine Gesicht des Mädchens, und ihr gleichgiltig nachsehend, fragte er den Hausherrn ziemlich laut:

„Das ist also das unglückliche Kind, das Sie aufgenommen haben?"

„Das unglückliche Kind!" Wie mitleidig, fast geringschätzig das klang! Das Herz zog sich ihr zusammen bei dem Gedanken, daß sie fortan immer nur bemitleidet werden, immer nur das unglückliche Kind heißen sollte. Sie war ein Kind, ja freilich. Jener Herr mit dem verstäubten Haar und dem vernachlässigten Anzug hätte ihr Vater sein können, und doch verletzte das Wort, das ihr jede Gemeinschaft mit den Glücklichen abzuschneiden schien.

Frau Wechselmann, ganz erfüllt von dem wohlthuenden Eindruck, den sie durch Ottilie gewonnen hatte, nahm auf des Professors Frage sogleich das Wort. Sie äußerte sich sehr gutherzig über das junge Mädchen, das durch traurige Veranlassung in ihr Haus gekommen, um hier ein guter Engel zu werden. Sie sagte nichts über die Anmuth, die von ihrer neuen Hausgenossin ausging und ihrem Heimwesen das verlieh, was junge Blumen einem Garten, wenn der Winter fortgeht. Die einfache Frau wurde von dergleichen zarten Empfindungen nicht leicht angefochten. Ihr genügte, daß sie ihre müttermüden Glieder ausruhen konnte, ohne im Gange ihrer Wirthschaft etwas zu vermissen, und wer ihr den Thee untadlig bereitete, die Küche sorgfältig wahrnahm und mit den Kindern ohne vielen Lärm fertig wurde, der besaß ihre volle Gunst.

„Sie wird einmal eine ausgezeichnete Wirthin werden", versicherte sie, und das war die höchste Anerkennung, die sie zu spenden hatte. —

Professor Eckmühl vermochte seine Blicke, nachdem sie einmal gefesselt waren, nicht gleichgiltig abzuwenden. Sein alterndes Herz, durch Weltklugheit gefeit gegen Frauenzauber, empfand doch Theilnahme für das liebreizende Geschöpf, das vom Schicksal als Aschenbrödel in die Welt verstoßen war. Seine Augen nahmen einen beinahe ehrfurchtsvollen Ausdruck an, sobald sie dienstfertig in seine Nähe kam. Durch die Hülle der Hausbackenheit, die ihr aufgezwungen war, gewahrte er die Anmuth ihrer Natur, wie er durch das reizlose Trauerkleid doch die zierlichen Formen ahnte. Es that ihm wohl, nach einer langen Zeit einsamer Selbstsucht seine Theilnahme wieder einmal auf ein Wesen außer ihm zu richten und sich mit einem fremden Schicksal statt mit dem eigenen Wohlbehagen zu beschäftigen.

Das Spiel wurde an diesem Abende abgekürzt. Man behauptete, der Professor wäre nicht aufgelegt. Auch brach er früher als gewöhnlich auf und war zerstreut, als er sich empfahl. Ottilien machte er seine Verbeugung fast ehrerbietiger, als der Hausfrau, und Frau Wechselmann sprach mit ihrem Nasrümpfen ziemlich deutlich aus, daß sie den guten Professor nicht immer für ganz taktvoll hielt. Diesen aber begleitete das Bild des unglücklichen Kindes unter die staubigen Bücherhaufen, die in seinen Gemächern, oft wochenlang unberührt, lagerten. Vor die Lampe trat das liebe Gesicht, das so mühsam lächelte, und vor das Heft, das er für die nächste Vorlesung ordnete. Es wurde nicht viel aus dem Studiren, und als er von ungefähr seinen jungergrauenden Kopf und die fahlen Wangen im Spiegel sah, strich er drüber hin, als wollt' er sich selber, wie ein Bild, fortlöschen, und flüsterte: „Unsinn."

Dennoch besuchte er von da an das langweilige Kaufmannshaus häufiger. Aufmerksame Beobachter wollten bemerken, daß sein Anzug sorgfältiger geordnet, seine Stimmung mittheilsamer, seine Unterhaltung heiterer war. Sich Ottilien zu nähern,

suchte er keine Gelegenheit; aber seine Augen hielten sie fest, ohne daß Jemand dessen gewahr wurde. Nicht Mitleid, nicht Liebesbegehr war es, das ihn bewegte, es war das lautere Wohlgefallen an einem feinen Menschenbilde und das Verlangen, es von den Entstellungen des Unglücks zu befreien. Er hätte ihr gerne Gutes erwiesen, hätte dem Aschenbrödel statt der Trauerkleider gerne die andren vom Baume geschüttelt, die wie Sonne, Mond und Sterne strahlten. Seine Phantasie schlug Bahnen ein, auf denen sie schon lange nicht mehr gewandelt. In Milch und Rosenwasser sollte sein Idol gebadet werden, in einem goldenen Wagen mit schneeweißem Sechsgespann fahren, in Feengewändern prunken, sich mit Perlen und Edelsteinen panzern und in dieser märchenhaften Pracht wie in ihrem Elemente leben. Die Welt sollte staunen, was für ein glänzendes Frauenbild er aus der verdunkelnden Hülle herauslösen würde. Aber das war ja Alles nur auszuführen, wenn sie seine Frau würde, und das war unmöglich.

Unmöglich? — Warum?

War er nicht noch ein stattlicher Mann trotz einiger grauen Haare? War er nicht Professor an einer — wenn auch kleinen und unsauberen — so doch deutschen Universität? Und vermöchte ein junges Mädchen — wenn nach überstandener Trauerzeit die Lebenslust wieder in ihr Recht trat — den Genuß eines anschaulichen Vermögens zu unterschätzen? .... Eckmühl war noch nicht alt genug, um keimende Wünsche zu ersticken. Er verjüngte sich allmählich bei dem Anblick und bald auch dem Verkehr mit der niedlichen Ottilie, wie man sie gewöhnlich nannte. Manche Runzel seines Angesichts glättete sich, eine Art von jugendlicher Röthe färbte in heiteren Stunden die Wangen, zunehmendes Wohlbefinden verscheuchte jedes Andenken an eine Zeit der Verdüsterung, und schon vor Ablauf von Ottiliens Trauerjahr war der Professor von allen guten Eigenschaften durchdrungen, die ein Mann auf die Freite mitbringen soll.

Inzwischen führte Ottiliens eigensinnige Grille, die Trauerkleider nicht abzulegen, zu Auftritten mit Frau Wechselmann.

„Wenn Fräulein Ottilie“, so äußerte sie sich gegen den Professor, „wenn Fräulein Ottilie durchaus ihr Lebelang schwarze Sachen tragen will, so mag sie zu einem Begräbnißunternehmer gehen; ich will nicht jede Stunde an ihr Unglück erinnert sein.“

Der Professor redete gütlich drein, merkte aber auch, daß die sonst so günstige Stellung des Mädchens erschüttert war. Ein Bruch war für Niemand wünschenswerth, am wenigsten für ihn, dem mit Ottiliens Abschied der einzige Stern seines Lebens erloschen wäre. Er entschloß sich also, auch ein Wort mit ihr zu sprechen und so zum ersten Male für ihr Bestes zu sorgen. —

* * *

Ein ländliches Fest kam heran. Es sollte mit Spargeln gefeiert werden, die Herr Wechselmann aus sechs Gärten eigenhändig zusammengetragen, und eine schwer zu bewältigende Menge von Kuchen, nassen und trocknen, war hergestellt worden. Eine Anzahl reicher, vornehmer und gottesfürchtiger Leute war, aus Neigung oder Pflicht, geladen, und nach dem Kaffee sollten die Kinder — und was sich sonst zu ihnen gesellen wollte — im Walde auf einem grünen, etwas moorigen Grunde tanzen. Sollte das schwarze Kleid dabei immer noch erscheinen?

Frau Wechselmann versuchte es mit Ottilien noch einmal in Güte. Sie ließ das Zarteste und Duftigste aus den Waarenlagern heraufkommen, Brillantine und Popeline,

Madapolam und Zephir, wahre Schmetterlingsflügel an Pracht und Vergänglichkeit. Sie pries der Gepeinigten jedes Stück, hielt es ihr an die Hüfte und vergaß nicht anzudeuten, daß die Herrlichkeiten für sie keinen Preis haben sollten, erreichte aber nichts weiter, als daß Ottilie in Thränen ausbrach. Das reizte endlich Frau Wechselmann zu jener Entrüstung, die außerhalb ihres Hauswesens Niemand an ihr gesehen hat. Worte wie Eigensinn und Undankbarkeit fielen häufig, und die Verwirrung, die sie unter den Brillantines anrichtete, brachte den gewandten Verkäufer unten im Waarenlager zur Verzweiflung.

Glücklicherweise kam der Professor über die bedrohliche Scene, und nachdem er die an allen Ecken entzündete Hausfrau gelöscht, suchte er das thränentriefende Mädchen auf, das im Nebenzimmer an einer neuen schwarzen Halskrause nestelte.

„Sie haben eine Unterredung mit der Frau vom Hause gehabt, Fräulein Ottilie“, begann der Professor theilnehmend. „Wollen Sie mir gestatten, Ihnen auch einmal einen wohlmeinenden Rath zu geben?“

„Ich weiß, Sie meinen es gut, Herr Professor“, schluchzte Ottilie. Aber man verlangt von mir, wozu ich mich nicht überwinden kann.“

„Und warum nicht, Fräulein? Sie werden doch nicht Ihr Leblang diese bloß äußerlichen Zeichen des Unglücks an sich tragen? Kein Schmerz dauert so lange, dafür sorgt die Natur, zumal in Ihren jungen Jahren. Es ist ein Unrecht gegen uns selbst und unsre Freunde, unsren Kummer künstlich zu verlängern, Fräulein Ottilie, und es scheint fast, als wollten Sie in Ihrem Schmerze ein wenig schwelgen.“

„Es ist wahr“, antwortete Ottilie. „Unglückliche gewinnen zuletzt ihren Kummer lieb und trennen sich nicht gerne von ihm.“

„Aber Sie verschließen sich der aufrichtigen Absicht Ihrer Freunde, den Trost in Ihr Leben zurückzuführen. Ich habe Ihre Haltung in diesem Hause über ein Jahr beobachtet, Fräulein Ottilie, und ich darf wohl sagen, Sie hätten den Wünschen der Hausfrau wohl etwas mehr entgegenkommen dürfen.“

„Ich bin Allen dankbar“, klagte Ottilie, „Allen, die mich hier dulden und Nachsicht mit mir haben. Sie wissen nicht, wie sie mich foltern. Ich habe die Freiheit meiner Jugend hingegeben, hingeben *müssen*, um für die Meinigen zu sorgen. Gerne opfre ich zu diesem Zweck alle meine Kraft, so lange sie ausreichen will; aber daß ich auch meine innersten und werthesten Empfindungen, auf die eigentlich doch Niemand ein Recht hat, dem Belieben Andrer unterordnen soll, ja daß man mit einem gewissen Zwange darauf hinwirkt, das will mir nicht in den Sinn.“

„Sie sind erbittert, Fräulein. Sie hätten nachgeben sollen, bevor sich jene Lieblingsidee in Ihnen festsetzte.“

„Lieblingsidee!“ zürnte Ottilie. „Ahnt man denn, außer meinem Kummer, nicht die rein äußerlichen Gründe, die mich zwingen? Habe ich nicht für Mutter und Geschwister zu sorgen? Und was könnte ich für diese erübrigen, wenn ich mein unscheinbares Kleid, das der Mode kaum unterliegt, mit der modischen, stets wechselnden Tracht vertauschte? Ich weiß nur zu wohl, wie das Verlangen nach solchen Zierlichkeiten zunimmt, sobald man ihm einmal nachgegeben. Meine Mutter und meine lieben kleinen Geschwister würden meinen Leichtsinn bald empfinden müssen.“

Der Professor hatte sich in stiller Rührung längst abgewandt, um die mittelmäßigen Kupferstiche, die an den Wänden hingen, zu betrachten. Ein so gutes Kind, und er durfte nicht sagen: „Schlage dir solche Kleinigkeiten aus dem Sinn! Wofür bin ich da?“ Er

stand ihr noch zu fern, um ihr Freundliches erweisen zu dürfen. Er mußte sich erst ein Recht dazu verschaffen, und er gelobte sich, es zu thun.

„Was Sie da gesagt haben, bestes Fräulein“, so nahm er das Wort, „das wird Ihnen Keiner ausreden wollen. Opfern Sie Ihre Kräfte immer Ihrer Familie, und der Segen wird nicht ausbleiben. Aber trauen Sie auch ein wenig auf das Zartgefühl und die hilfreichen Herzen Ihrer Freunde, die ein unglückliches Kind nicht bei sich aufnehmen, um seine Kräfte auszunutzen, sondern um es den Freuden eines thätigen Lebens wiederzugeben. Bedenken sie nur, Ottilie, wie enttäuscht sich Ihre Freunde fühlen müssen, wenn sie nach Jahresverlauf an dem verhätschelten Liebling kaum eine Wirkung ihres Wohlwollens erkennen. Ist es nicht wahr, daß Sie es sind? Hat der Herr im Hause oder die Frau Ihnen irgend eine Liebe weniger erwiesen, als ihren eigenen Kindern?“

„Es sind vortreffliche Menschen!“ rief Ottilie unter Thränen, die ihren Widerstand milderten. „Ich habe nur Gutes von ihnen erfahren.“

„Nun, Ottilie, und Sie sollten sich nicht entschließen können, diesem Hause, das Ihrer Jugend zur zweiten Heimat geworden ist, eine Freude zu machen? Soll ich Ihnen noch sagen, daß ich selbst glücklich wäre, Sie aus Ihren schwarzen Hüllen wie ein goldenes Vögelchen hervorschlüpfen und sich im Sonnenstrahle wiegen zu sehen? Es würde mir sehr wohlthun.“

Die tiefe Stimme des Mannes klang so weich und warm; in seinen Worten lag jene sanfte Gewalt eines durchgebildeten Herzens, der auch Ottilie nicht widerstand. Sie fühlte sich unter dem Banne einer edlen Persönlichkeit und es that ihr wohl, sich solcher Führung zu überlassen. Sie hatte nicht den Muth Nein zu sagen.

„Welche Antwort werde ich empfangen, Ottilie?“ erinnerte der Professor.

Sie seufzte tief. Durch ihre Seele ging es wie eine Ahnung, daß ihre Antwort von Einfluß auf Ihre Zukunft sein werde, und daß sie auf der Hut sein müsse, diese durch Hartnäckigkeit zu verderben. „Ich bringe Ihnen ein schweres Opfer, Herr Professor“, sagte sie endlich.

„Es soll Ihnen vergolten werden“, erwiderte Eckmühl freudig und reichte ihr die Hand. „Sie versprechen mir, ein gutes nachgiebiges Kind zu sein, damit ich hoffen darf, Sie einst noch glücklich zu sehen.“

Sie ließ ihm die Hand und richtete einen verwunderten Blick auf den Scheidenden. Frau Wechselmann war schier außer sich, als der Professor ihr den Erfolg seiner Zwiesprache mittheilte. „Wie ist das nur möglich!“ rief sie, die Hände erhebend. „Professorchen, Sie können mehr als Unsereins! Professorchen, das hat etwas zu bedeuten! Sie haben große Gewalt über junge Mädchen.“

Eckmühl war betroffen. „Welche feine Witterung doch selbst die dümmsten Weiber in Liebessachen haben!“ dachte er. Frau Wechselmann hatte das erste Wort in der zarten Angelegenheit gewagt, und es war anzunehmen, daß sie, stolz auf ihren Scharfsinn, der überraschenden Neuigkeit bald Verbreitung geben werde. So wurde der Professor, früher als er vermuthet, auf die Bahn getrieben, die er mit großer Vorsicht betreten, und die Entscheidung konnte nun nicht lange ausbleiben. —

* * *

Ottilie hielt Wort. Sie erschien bei dem ländlichen Feste zum ersten Male wieder in blumigen Gewändern und ließ sich den vollen Kranz gefallen, den die Kinder ihr aus

Waldblumen wanden. Die reine Landluft, der warme Sonnenschein, der erwachende Lebensmuth trieben wieder liebliche Farben in ihre Wangen, und die dunkelblauen Augen sprühten in dem Jugendfeuer, das seit lange daraus gewichen war. Es war ein Bild voll herzgewinnender Anmuth, wie die akademische Stadt es kaum jemals gesehen, und manche der anwesenden Damen, die das Aschenbrödel mit innerer Selbstzufriedenheit bemitleidet hatten, beneideten jetzt die kleine Prinzessin, die sich aus jener entpuppt hatte.

Und wer vermochte das so unerwartet zu Stande zu bringen? Wer hatte der Welt dieses Juwel wiedergegeben?

Man begann zu schielen, zu zischeln, zu munkeln. War's möglich? Eckmühl hatte das vermocht? Der alte Griesgram, der schroffe, menschenscheue Professor, der hinter Büchern und heimlichen Weinflaschen seine Welt abschloß? Er, der bisher unter den abwartenden Jungfrauen die schlanksten Hofrathstöchter keiner Aufmerksamkeit werth gehalten, er sollte nur die geringste Theilnahme für den kleinen geputzten Backfisch empfinden? Aber seht ihn an! Ist das noch der mürrische Stubenhocker von ehedem, der Keinem ein gutes Wort gönnte? Hier sitzt er unter den lustigen Leuten am zerkerbten Brettertisch und freut sich über jede schale Bemerkung seines Freundes Wechselmann. Der alte fettige Hut, der noch vor Kurzem das Entzücken der Gassenbuben und das Ziel geistvoller Studentenwitze gewesen, ist einem strahlenden Cylinder gewichen, der etwas zu bequem über dem Hinterkopfe sitzt. Das ergrauende Haar an den Schläfen scheint wieder etwas dunkler, und die brillenlosen grauen Augen gehen im Kreise wie Feuerkugeln. Er spricht lebhaft und spendet mehr als eine Anekdote, die zum Lachen verpflichtet. Wunder über Wunder! Auch der Professor ist jung geworden, er zugleich mit dem blumenbekränzten Kinde, das er aus den schwarzen Floren herausgelockt. Das ist merkwürdig, das verdient gespannte Beobachtung ...

Ja, er war ein Anderer geworden, der grundehrliche Pandektenmann. Er war mitten in der akademischen Wüstenei, wo selbst — Kameele verschmachten, auf einen lebendigen Jungbrunnen getroffen. Er fühlte sich nach langen, kalten Jahren wieder einmal warm und behaglich, und als der Mond erschien, der bei solchen Herzenswandlungen und Seelenmysterien nun einmal nicht ausbleiben darf, da wurde ihm zu Muthe, als müsse er ihn andichten und die Verse mit einer Widmung an Ottilien drucken lassen. Wieder wie zur Zeit der ersten Becher neigten sich ihm gute Sterne, und als er die Seligkeiten dieses Tages in Schlummer versenkte, da wuchsen Rosengewinde überall aus den Eselshäuten und dem Schweinsleder und spannen sich über alle Wände und das Pult und sein Lager, und jede Rose war ein Mädchenköpfchen, eins und dasselbe, das ihm süßvertraut lächelte ... Ottilie!

Anders sie selbst.

Sie fand sich auf dem Heimwege fast ganz verlassen; nur zwei von den jüngeren Mädchen hingen schlaftrunken an ihren Armen. Die kleinen blauen Lichter der Johanniswürmer zogen durch die feuchten Büsche, Wachteln riefen aus dem sprießenden Weizenfeld, und aus der zerstreut heimwandelnden Gesellschaft drang mitunter ein kicherndes Wort zu dem jungen Mädchen:

„Glaubst Du, es wäre möglich?"

„Könntest Du sie Dir als ein Paar denken?"

„Wär' es nicht gar zu komisch?"

Ottilie fröstelte unter den Schauern der Nachtluft, und kein warmer Strom aus

dem Herzen wollte emporfluten. Sie blickte mit feuchten Augen in den matten Glanz des westlichen Himmels und erwog die Zukunft. Die Flüsterworte der Leute bestätigten ihr die Gedanken, die seit einigen Tagen in ihr aufgestiegen; aber war nicht Alles Täuschung? Warum mußte Professor Eckmühl, wenn er einem armen Kinde seine Theilnahme bewies, es sich zugleich auch näher verbinden? Sie war ferne davon, es zu glauben; ihre Persönlichkeit schien durch ihr Schicksal zu tief hinabgedrückt. Aber gesetzt, Eckmühl verlangte ihre Hand — was sollte daraus werden? Sie schätzte in ihm den gebildeten Mann, den gütigen Freund; niemals aber hatte sie für ihn die leiseste Regung jenes Gefühls gespürt, das ein Mädchen nach ihrer Ansicht zum Ehebunde bringen mußte. Sie sah in der Verbindung des alternden Mannes mit einem eben erst aufblühenden Mädchen etwas Unpassendes, Lächerliches, wozu sie sich nicht verstehen mochte, und daß sie den äußeren Vortheil über alle andren Rücksichten setzten sollte — vor diesem Gedanken schämte sie sich. Das Bild ihrer ersten Liebe, die durch des Vaters That so plötzlich vernichtet worden, trat in glühenden Farben vor ihre Seele und sie dachte, sie könnte es nimmermehr vergessen. Wo war er hin, der blühende, jagdfrohe Jüngling, der ihr sein Wort gegeben? Dachte er noch an sie? Durfte sie einen andren Mann auch nur anhören, bevor sie seine Gesinnung kannte? Hatte sie sich nicht in jener letzten Stunde ihrer heiteren Jugend ihm anverlobt, und das mit dem Herzen mehr noch als mit Worten? Was würde er thun, wenn der Professor sich um sie bemühte? Wie sollte sie ihm in der Zukunft begegnen, wenn sie ihn über einem alten, reichen Manne vergaß?

Diese und endlose andre Fragen bedrängten Ottiliens Gemüth, und ihr Köpfchen, rathlos, wie nun einmal diese deutschen Mädchenköpfe sind, fand keine Antwort auf irgend eine.

* * *

Schon am frühen Morgen begann die Beunruhigung durch die Leute. Studiosus Ernst, der burschenschaftliche Bruder, hielt Nachfrage, und nachdem er ihr einige Thaler abgeschmeichelt, fragte er unter Augenzwinkern: „Nun, Ottilie, wie steht's mit der Frau Professorin?"

„Du bist ein Narr," antwortete die Schwester unwillig.

„Was denn? Ich hörte für gewiß, daß Professor Eckmühl —"

„Verschone mich mit solchem Stadtklatsch."

„Warum so empfindlich? Eckmühl zum Schwager, das wär' wie's große Loos. Fideles Haus und hat unmenschlich viel Moos. Man wüßte doch wieder einmal, wo man pumpen soll."

„Ich mag solche Reden nicht hören, Ernst. Schäme Dich und geh mir aus den Augen."

„Und Du selbst," fuhr der lustige Bruder fort: „Einnähen kannst Du Dich in Dukaten; wie eine Prinzessin kannst Du leben, und so kommt es meiner hübschen Schwester zu."

„Geh, Du Taugenichts."

„Aber Ottilie, auf Deiner Hochzeit bekneip' ich mich, wie noch nie."

Sie schob den Burschenschafter hinaus und marterte sich mit dem Gedanken, daß sich nun schon die ganze Stadt mit ihrer kleinen Person beschäftigte.

Bald darauf kam denn auch Frau Kirchenräthin Aurelie Gottgetreu, die anhängliche

Gattin und vorsorgliche Mutter, deren Tochter Angelica daheim in Thränen schwamm, denn sie selbst hatte auf den Professor gerechnet, und als sie nun von Frau Wechselmann es bestätigen hörte, wie liebenswürdig der Professor gegen Ottilie gewesen sei, wie Ueberraschendes manche wohlverständlichen Anzeichen vorausverkündigt hätten, da war die Kirchenräthin Feuer und Flamme und eiferte in einer langen Rede gegen die Möglichkeit einer solchen Verbindung. Sie, die Ottilien einst mit der Zuversicht getröstet hatte, daß Gott der Herr ihre Demuth und Aufopferung einst noch mit großem Glücke belohnen werde, und die das gute Kind allabendlich in ihr gottgefälliges Gebet einschloß, kannte jetzt nichts Wichtigeres, als gegen Ottiliens Glück zu wirken. Von allen Seiten sollten dem Professor Vorstellungen und Warnungen zukommen, um ihm die Sache zu verleiden. Sie sprang mit jugendlicher Hurtigkeit von einem Haus ins andere, um ihre Absicht ins Werk zu setzen.

„Lieber Spitzfinder, haben Sie schon gehört?"

„Bester Drücker, können Sie nichts dagegen thun?"

„Verehrtester Hofrath Drescher, Sie sind ja einer seiner vertrautesten Freunde —"

Halt! Da ist ja noch jener vielgenannte Seelenkundige, Professor Hofmeier, in dessen Asyl Eckmühl die Zeit seiner Gemüthskrankheit zugebracht. Keiner ist ihm vertrauter, Keiner kennt so genau die Mysterien seines Gemüthes, wie dieser berühmte Irrenarzt. Er ist der rechte Mann, Eckmühl zur Vernunft zu bringen ... Natürlich fand die Kirchenräthin auch das Haus Hofmeier bereits unterrichtet.

„Ich habe davon gehört," sagte der Professor, „aber ist es denn auch wahr, verehrte Kirchenräthin? Ich glaube nicht daran. Höchstens könnte es ein vorübergehender Gedanke sein, eine Aufwallung, die bei seinem Gemüthszustande schnell verschäumen wird."

„Ich weiß was ich weiß," eiferte die ehrwürdige Aurelie. „Er hat sich zu sonderbar verändert. Es ist ja, als hätte er einen Hexentrank genommen."

„Es könnte ja nie etwas daraus werden," warf der Professor hin, dem man einige Rücksichtslosigkeit in Betreff fremder Geheimnisse vorwarf.

Die Kirchenräthin horchte auf, und ihr rundes, altbackenes Gesicht lächelte wie ein Maimorgen. In ihrem Entzücken schnellte sie sich in den Polstern auf und ab und rief: „Ach Professor, das ist das erste vernünftige Wort, das ich darüber höre. Sie kennen die Familienverhältnisse des Mädchens —?"

„Die sind mir gleichgiltig. Es gibt andre Gründe, welche die Heirat fast unmöglich machen."

„Und welche sind das?" fragte die Kirchenräthin, aufdringlich vor Eifer.

„Das ist das Geheimniß des Arztes," so wich der verschwiegene Professor aus, und die verblüffte Kirchenräthin mochte nun ihr Gehirn mit dem Räthsel martern. —

* * *

Mittlerweile wurden die Beziehungen Eckmühl's zu Ottilien so unbefangen besprochen, daß Niemand mehr daran zweifelte. Eckmühl that nichts, um die Gerüchte zu wiederlegen; denn allerdings war es sein Vorsatz, Ottilien, wenn sie einwilligte, zu der Seinigen zu machen. Seit sie dem Leben wieder mit einigem Muth und wachsender Hoffnung angehörte, wirkte ihr jugendlicher Reiz noch mächtiger als früher auf das verdunkelte Gemüth des Mannes, und er war glücklich, außer seinen Pandekten noch einen andren Lebenszweck zu finden. Sein gemüthvolles Benehmen gegen Ottilien bewies ihr

bald, daß sie dem Professor werth war; doch übereilte dieser keinen seiner Schritte, und durch täglichen Verkehr mit Ottilien beglückt und erheitert, ließ er seinen Plan in herbstlicher Besonnenheit reifen. Endlich aber kam auch der Tag, da er feierlich bei Frau Wechselmann eintrat und ihr nach einer verzögernden Vorrede eröffnete, daß er die Absicht habe, Ottilien zu seiner Frau zu machen.

„Sie kennen das Fräulein," fuhr er fort. „Sie werden mir mit gewohnter Aufrichtigkeit sagen, ob Sie Ottilien geneigt glauben, mir die Hand zu reichen. In diesem Falle wäre es mir erwünscht, wenn Sie dieselbe auf meine Bewerbung vorbereiteten. Im andren Falle aber will ich mich ruhig zurückziehen und verzichte auf jede Vermittlung."

Frau Wechselmann, seelenvergnügt, von einem wirklichen und wahrhaftigen Professor zum Beistand in Liebessachen aufgerufen zu sein, dankte ihm entzückt für sein Vertrauen.

„Sie müssen aber nicht glauben," lachte Sie dann, „daß Sie mich mit einer ungeahnten Neuigkeit überraschen. Ich habe Ihre wachsende Neigung für Ottilien längst beobachtet, und ich hätte den Tag voraussagen mögen, an dem Sie mit der Sprache herauskommen würden."

„Nun also, wie denken Sie darüber?"

„Ich kann nur versichern, lieber Professor, daß ich mich über Ihren Entschluß freue, um Ihretwillen wie wegen des guten Kindes. Eine schwärmerische Liebe werden Sie selbst nicht erwarten. Ich weiß auch, daß Sie mehr das Glück des Mädchens als Ihr eigenes im Auge haben, und bin überzeugt, daß Ottilie diesen edlen Antrieb würdigt. Warum sollte sie Ihnen nicht die Hand reichen? Ihr Herz ist frei —"

„Wissen Sie das bestimmt, beste Freundin?"

„Ich habe keinen Grund, das Gegentheil anzunehmen, antwortete Frau Wechselmann mit Entschiedenheit. „Sie hat nie eine Aeußerung gethan, die es vermuthen ließe, und von den gewöhnlichen Anzeichen eines verliebten Herzens habe ich keins bemerkt."

„Sonst würde ich es für eine Versündigung halten, mich in ihr Leben zu drängen."

„So kenne ich Sie, Professor. Nun, ich bin sicher, von dieser Seite gibt es kein Bedenken. Ich will mit Ottilien sprechen." —

Das geschah denn auch, sobald der Professor die Thür geschlossen.

„Liebste beste Ottilie!" rief Frau Wechselmann in deren Zimmer hinein. „Endlich habe ich Ihnen etwas anzukündigen, was ich längst kommen sah. Nun, was werden Sie denn so purpurroth? Sie werden doch wohl auch eine Ahnung davon haben, Sie glücklicher kleiner Schelm? Professor Eckmühl wirbt um Ihre Hand."

„Also doch!" seufzte Ottilie und hüllte die Augen mit der Hand.

„Nun? Soll ich Ihnen den Professor anpreisen?" fuhr Frau Wechselmann fort. „Sie werden sich wohl selbst sagen, was man zu seiner Empfehlung anführen könnte. Er ist ein angesehener Gelehrter, ein wenig Sonderling, es ist wahr; aber ich denke, das liegt nur in dem Junggesellenleben, und ein reizendes Geschöpfchen wie Sie, wird ihn schon zur Vernunft bringen. Sie werden ihn glücklich machen, Ottilie, er bedarf es, und damit werden Sie die Vortheile, welche ihnen die Verbindung zuführen wird, reichlich aufwiegen. Darüber ist weiter nicht zu reden."

„Sie wissen wohl, meine mütterliche Freundin," antwortete Ottilie, „daß ein armes

Mädchen wie ich den ernsten Antrag eines Mannes wie Professor Eckmühl nicht leicht nimmt. Man verlangt gewiß von mir keine augenblickliche Entscheidung. Ich will mit mir zu Rathe gehen. In einigen Tagen —“

„Nun freilich!“ rief die Hausmutter. „Bedenkzeit muß sein, hab' ich auch gehabt.“ Sie küßte Ottilien und überließ sie ihren Betrachtungen. —

Wozu hatte nun Ottilie ihre Bedenkzeit? Konnte ein Zweifel walten, daß sie ihre Hand dem Bewerber reichen würde? Hatten ihre Selbstprüfungen sie nicht längst zu diesem Ergebniß geführt? Sie war es den Ihrigen, sie war es sich selber schuldig. Richard Hagedorn hatte seit ihres Vaters Bestattung kein Lebenszeichen gegeben; das Unglück hatte wohl das kaum geknüpfte Band für immer zerrissen, und Ottilie durfte keinen Versuch machen, es wieder zu vereinigen. Auch wäre es unreif, unvernünftig gewesen, verblaßte Empfindungen ins Leben zu rufen und sie über die Forderungen der Wirklichkeit zu stellen. Zwar hätte sie Richard gerne noch einmal gesprochen; aber wie war das anzufangen, wenn sie ihn nicht selbst herbeirufen wollte? Und zu welchem andren Ende hätte es auch führen können, als zu jenem ganz gewöhnlichen, daß die erste Liebe selten mit der Myrthe bekränzt wird?

So gingen die Erinnerungen, die Bedenken, die Thränen vorüber, und Ottilie willigte ein, dem Professor die Hand zu reichen. Sofort ließ Frau Wechselmann ihn rufen, er erklärte sich Ottilien, verhieß ihr, sie so glücklich zu machen, wie Menschenloos es zuließe, und empfing mit seiner Verlobten die Glückwünsche der Besucher, die, anscheinend durch die Witterung des Ereignisses herbeigezogen, gegen Abend in großer Anzahl erschienen. Am folgenden Morgen waren Stadt und Umgegend, auch ohne Karten, von der vollendeten Thatsache unterrichtet.

* * *

Wiederum flogen die Mütter zu den Müttern, um sich zu verständigen, und es kam zu einem fast allgemeinen Abkommen, das Paar, sobald man die ersten pflichtmäßigen Förmlichkeiten hinter sich habe, durch Nichtbeachtung aus der Gesellschaft zu entfernen.

„Was sagen Sie nun?“ eiferte Frau Kirchenräthin Gottgetreu gegen Professor Hofmeier, den Seelenarzt. „Sie sagten einmal, daß die Verbindung unmöglich wäre, daß ein geheimer Grund dagegen wirkte — da haben Sie es nun. Professor Eckmühl scheint keinen geheimen Grund zu haben, von der beabsichtigten Heirat abzustehen.“

„Ich gestehe,“ sagte Hofmeier sehr ernst, „daß ich einen Fehler gemacht habe. Ich hätte früher mit Eckmühl sprechen sollen. Aber ich nahm Anstand, mich in sein Vertrauen zu drängen und einen sehr peinlichen Punkt zu berühren. Jetzt ist es fast zu spät; indessen erfordert meine Pflicht allerdings, daß ich noch einen Versuch mache.“

Mit einer fast ängstlichen Hast entzog sich Professor Hofmeier den ungeduldigen Fragen der Kirchenräthin und suchte Freund Eckmühl auf. Er fand ihn vergnügt über Kisten voll prachtvoller frischer Blumen, die eben mit der Post angelangt waren, und eifrig beschäftigt, sie in Mooskörbe zu bringen. Und dieses neuerstandene Glück, dieses Bräutigamsentzücken kam er zu stören, kam, um eine bloße Meinung, eine verhängnißvolle Hypothese hinzuflüstern, die alle Hoffnungen wie ein kurzer Gifthauch vernichten mußte. Aber er konnte nicht anders, er mußte als vertrauter Freund, als gewissenhafter Arzt handeln, und mehr als Alles trieb ihn seine akademische Allwissenheit.

„Sie haben aber Muth,“ begann er, angeblich scherzend. „Als Mann in gesetzter

Jahren es noch mit einer kaum erblühten Jungfrau aufzunehmen — alle Achtung vor dieser jugendlichen Zuversicht!"

„Nun also, bester Hofmeier, Sie sehen, was aus einem juristischen Petrefacten, wie ich, noch werden kann, wenn die rechte schmeidigende Salbe kommt. Und nun warten Sie ruhig die Hochzeit ab und stellen Sie vorläufig diesem Madeira die Diagnose."

Sie setzten sich zur Flasche. Hofmeier räusperte sich, bevor er den Wein pries, fügte aber hinzu: „Ich fürchte, er ist für Sie zu schwer."

„Ich trinke ihn selten."

„Wenn auch. Eine einzige Aufregung, sei es durch Wein oder sonst, kann Sie in jenen Zustand zurückführen, den Sie hoffentlich überwunden haben."

„Das wäre mir ein Leben, in dem man sich vor jedem feurigen Tropfen hüten müßte!"

„Und doch sein Sie auf der Hut. Ich spreche als Arzt. Sie vertragen wenig Alkohol. Es ist das eine Eigenschaft der Individuen, die unter dem Einfluß erblicher Geistesstörung stehen."

Eckmühl wurde aufmerksam.

„Unter dem Einfluß erblicher Geistesstörung?" fragte er bestürzt.

„Ja, lieber Eckmühl, es ist ein ernstes Wort, und ich spreche zu Ihnen als Arzt und als Freund. Sie haben mir anvertraut, daß Fälle von Geistesstörungen in Ihrer Familie vorgekommen sind."

„Das ist richtig. Gerade die genialsten Männer aus meiner Familie wurden zeitweise davon heimgesucht."

„Da haben Sie's. Genie ist ein abnormer Geisteszustand. Man nennt ja die großen Denker und Dichter wohl auch wahnsinnig. In der That, Genialität ist Wahnsinn, und es gibt hinlänglich Beispiele, daß sie in vollendeten Wahnsinn ausbrach. Dieser vererbt sich ebenso wie andere geistige Anlagen."

„Mein Vater war frei von jenem Verhängniß; aber mein Großvater unterlag ihm völlig."

„Da hätten wir eine latente Vererbung, wenn Ihr Vater nicht etwa, wie ich dennoch überzeugt bin, mit krankhaften Dispositionen behaftet war, die sich nur unter günstigeren Umständen nicht gefährlich fortentwickelten."

„Mein Vater war ein Hypochonder," sagte Eckmühl mit wachsender Unruhe. „Andere Zeichen von geistiger Verstimmung wurden bei ihm nie wahrgenommen."

„Hypochondrie — da sehen Sie es wieder. Es ist status nervosus, nervöse Kacherie, es ist eine leichtere Form des Wahnsinns."

„Und Sie behaupten, daß dieser Zustand sich bei mir fortentwickelt hat?"

„Was ist natürlicher?"

„Und daß meine Kinder —"

„Eben so gewiß der Heredität unterliegen werden," seufzte Professor Hofmeier achselzuckend. Hier kommen wir auf einen Punkt, den ich mir vorgenommen habe, ernstlich mit Ihnen zu besprechen."

„Sie wollen mir die Ehe widerrathen!" rief Eckmühl in großer Erregung.

„Ich mußte den Muth gewinnen, Sie auf die verhängnißvollen Folgen vorzubereiten. Aufrichtig, lieber Freund, ich war befremdet, wie Sie sich zu einer solchen

30

Heirath entschließen konnten. Abgesehen von der gesellschaftlichen Stellung des Fräuleins —"

„Vorurtheile!" rief Eckmühl abweisend.

„Zugegeben. Ich sehe davon auch ab. Im Grunde darf ich die Sache lediglich als Arzt beurtheilen. Ich hoffe, Sie werden meine gute Absicht nicht verkennen."

„Durchaus nicht, bester Hofmeier, durchaus nicht. Aber in diesem Augenblicke könnt' ich von Sinnen kommen."

„Sein Sie ruhig, Freund, sein Sie gelassen. Sie hatten nicht alle Factoren Ihrer Berechnung beisammen, als Sie sich zu einem Ehebunde entschlossen, und ich bedaure, daß Sie mich nicht vor dem ersten Schritte mit Ihrem Vertrauen beehrt haben. Man sollte keine Ehe schließen, ohne den Arzt, zumal wenn unsre Vergangenheit bereits eine Warnung enthält. Ich habe Sie während Ihres Aufenthaltes in meinem Asyl hinreichend beobachtet, um mit Sicherheit zu urtheilen. Uebrigens gestehe ich Ihnen jetzt, daß ich die Stigmata hereditatis an Ihnen schon lange vor Ihrer Krankheit wahrgenommen habe, ohne damals Ihre Familie zu kennen."

Eckmühl athmete auf, wie von einem Trostgrunde erleichtert. „Ich denke, das ist wieder einmal eine Hypothese."

„Sie hat sich in grauenerregendem Umfange bestätigt. Der Wahnsinn erbt sich mit einer Sicherheit fort, welche die Menschheit zu vernichten droht, und zahlreiche Mißbildungen im Staate, in der Familie, im Volksleben, welche mit den Grundzügen der menschlichen Vernunft im Widerspruch stehen, sind eben nur durch jenen Umstand zu erklären: Der Wahnsinn herrscht wie ein Czar über die Welt. Die Menschheit wird allmählig blödsinnig, wie die Erde nach einer gewissen Theorie allmählig erkaltet. Wir sehen ganze Familien darüber zu Grunde gehen, und namentlich hat der Adel gegen diesen Dämon zu kämpfen. Dabei ist die Vererbung in seltenen Fällen lediglich conservativ, gewöhnlich ist sie progressiv. Die Degenerescenzen wachsen in der Vererbung und führen zum Untergange der Geschlechter. Hier und da compensiren sich krankhafte Dispositionen des einen Theils mit den gesunden des anderen und verlieren sich, vielleicht auf immer. Bei convergirenden Factoren dagegen, wie sie sich vorwiegend zusammenfinden, beobachtet man eine gefährliche Fortentwickelung."

Eckmühl ging während dieser Vorlesung rathlos auf und nieder. Hofmeier unterbrach sich mit einem vollen Glase und fuhr fort:

„Es ist eine ebenso merkwürdige wie betrübende Beobachtung für den Seelenheilkundigen, durch die ganze Gesellschaft hindurch auf Schritt und Tritt die Stigmata hereditatis zu finden. Der Laie glaubt in der Regel ein geistig ganz normales Individuum vor sich zu haben, das er allenfalls originell oder eigenthümlich nennt. Dem Psychiater aber erscheinen gerade in den Aeußerungen solcher Originalität jene Neuropathien und Psychosen, Keime von Melancholien, Manien und Monomanien bis zur Dementia, Keime, die in künftigen Geschlechtern zur Entwickelung gelangen müssen. Und das quirlt und wirbelt mit seinen Hypochondrien und Hysterien und Epilepsien durch einander wie ein Volk von Verdammten. Ein scharfblickender Arzt wandelt in einer Hölle."

„Das glaub' ich. Und welches Stigma, wenn ich es wissen darf, wollen sie an mir bemerkt haben?" fragte Eckmühl erbittert.

Nach einem neuen Glase antwortete der Psychiater: „Wenn Sie mich fragen, so sollen Sie es erfahren. Ich fand bei Ihnen eine gewisse Mißbildung des Schädels, hier

gegen die beiden Schläfe hin, dabei eine Asymmetrie des Gesichts, die sich bis auf die etwas verbildete Ohrmuschel ausdehnt. Auch haben Ihre Augen etwas Eigenthümliches, und in Ihrer Gemüthsrichtung und Lebensart liegt, wie Sie selbst zugeben werden, Manches, was jene stigmata bestätigt. Dazu kommt, wie ich vorhin schon andeutete, ein Anflug von chronischem Alkoholismus — lieber Freund, das sind Dinge, die dem Laien kaum bemerkbar sind; der Arzt aber trägt Cassandra's Sehergabe mit demselben Schicksal, wie diese Prophetin."

„Kurz und gut," antwortete Eckmühl auf diese Auseinandersetzung, die durch den vortrefflichen Erreger ziemlich beredt und rücksichtslos geworden war: „Kurz und gut, ich soll verstehen, daß ich am besten thäte, die Heirath aufzugeben, weil sie für die Nachkommen verhängnißvoll ist."

„Sowie für Sie, nur in höherem Maße, lieber Eckmühl. Ich warne Sie als erfahrener Praktiker, und würde als Ihr aufrichtiger Freund schmerzlich bedauern, wenn Ihnen das Glück der Ehe durch eine epileptische oder psychopathische Nachkommenschaft zerstört würde."

„Herrliche Ansichten!" lachte Eckmühl bitter. „Ein höchst verlockendes Glück!"

„Es ist Ihr Schicksal, lieber Eckmühl, und nicht eins der schwersten, denk' ich. Sie sind von Ihrer vorübergehenden Psychose hergestellt, ich hoffe für immer, wenn Sie Alles vermeiden, was Sie reizt und aufregt. Sie haben eine angesehene Stellung und einen Beruf, der Sie nicht nothwendig abspannt oder überspannt. Es gebricht Ihnen an nichts, um ein behagliches Leben zu führen und störende Stimmungen zu vermeiden. Warum wollen Sie nun die Aufregungen des Ehestandes vorziehen und sich aus eigener Macht, durch Mittel, die Sie ersprießlicher anwenden könnten, ein Schicksal bereiten, das ein kundiger Freund gerne von Ihnen abwenden möchte? Ueberlegen Sie die Sache, lieber Eckmühl, und sehen Sie nicht so aschgrau und niedergeschlagen aus. Adieu. Ich habe meine Pflicht gethan. Ich muß in die Klinik.

* * *

Eckmühl blieb in tiefer Erschütterung zurück. Seine Hoffnung auf ein heiteres Alter, das ihn für seine düsteren Mannesjahre entschädigen sollte, der Gedanke, ein liebliches Weib zu pflegen und zu schmücken, sich in klaräugigen Kindern verjüngt zu sehen, und so fortzuleben noch mit weißem Haar bis an die ruhige Gruft — diese ganze Herrlichkeit, geschaffen aus einem selbstlosen, ehrlichen Herzen, war vor den Warnungen eines harten Freundes zerstoben, dem er nicht einmal zürnen durfte. Professor Hofmeier galt für einen zuverlässigen und erfahrenen Seelenarzt, dessen Autorität man sich nicht ausreden durfte. Schon quälte seine Phantasie den Unglücklichen mit einem Schwarme von kleinen blöde blickenden, epileptischen Unholden, unter ihnen verzweifelnd sein armes, zerstörtes Weib. Die Verbindung mit ihr war also ein sicherer Weg, sie zu verderben; statt, wie er doch ernstlich strebte, ihr Glück zu schaffen.

Was soll er thun? Das Verlöbniß lösen? Damit wäre der leichtfertige Graukopf dem Urtheil der Leute verfallen, und das geliebte Mädchen ihrem Spott und ihrer Schadenfreude ausgeliefert. Auch hätte Ottilie ihre Stellung sofort verlassen, um den Zeugen ihres schmählichen Looses zu entgehen, und hätte sich fernerhin elend, dürftig, eine Dienende, durch das Leben geschlichen.

Nein, er kann sich nicht mehr von ihr trennen; auch gibt es bessere Auskunft: —

Seine Ehe muß ohne Kindersegen bleiben, und er darf ein Weib nur durch das Recht und die religiöse Weihe besitzen.

Dann aber: — Wie soll Ottilie zu einem solchen Ehebunde gewonnen werden? Ist sie vor der Hochzeit in das Geheimniß zu ziehen? Oder erst nachher? Dann wird sie sich überlistet glauben, und das gibt Mißstimmung für alle Zukunft. —

Solche Erwägungen peinigten den wackeren Bräutigam und verbitterten ihm jede Stunde, die er mit Ottilien zubrachte. Dabei wurde sie ihm täglich lieber. Die würdevolle Bescheidenheit, die anmuthige Zurückhaltung, die dankbare Ergebenheit verliehen ihrem bräutlichen Benehmen einen viel höheren Reiz und Werth, als die gewöhnliche Verliebtheit und Tändelei. Seine Neigung fesselte ihn immer enger an Ottilien, und er gewann die Ueberzeugung, daß er es in seiner eigenthümlichen Lage mit dieser mehr pflichtmäßigen als liebevollen Natur wagen dürfe.

Nach wochenlangen Kämpfen und Selbstpeinigungen stand es denn endlich fest: Ottilie wurde sein angetrautes Weib, die Theilnehmerin an seinem Leben, seiner Stellung und seinem Wohlstande, und was von Bitterkeiten sich zu diesen Glücksgaben mischte, das sollte ihr tropfenweise, unter tausend Beweisen der Werthhaltung, der Fürsorge und Opferbereitschaft beigebracht werden. —

Professor Hofmeier war sehr verwundert, daß die furchtbare Warnung der Wissenschaft aus seinem Munde Freund Eckmühl nicht sofort zur Auflösung des Verlöbnisses trieb. Die Eitelkeit des tüchtigen Mannes litt so empfindlich, daß er, was ihm sonst kaum begegnete, von seinem medicinischen Standpunkte zum moralischen aufstieg. Er erklärte es schlechthin für unsittlich, eine Ehe unter den von ihm offenbarten Aussichten zu schließen, und stand nicht an, dem Professor das ziemlich unverblümt auszusprechen. Dieser lachte ihn gutlaunig aus und erwiderte nur:

„Sie müssen es Jedem überlassen auch in der Ehe nach seiner Façon selig zu werden."

Er erkannte wohl, daß der Mediciner keine Ahnung hatte, wie in wahrhaft durchgebildeten Männerseelen bei richtiger Gelegenheit Kräfte bereit sind, gegen welche das Element, das durch Recht und Gesetz ungebändigt bleibt, nicht mehr aufzukommen vermag. —

* * *

So genoß denn die Stadt das Schauspiel und Kirchenräthin Gottgetreu die Marter, daß an einem hellen Herbsttage Professor Eckmühl, der vielbegehrte Versorger, mit einem unbedeutenden Mädchen von fragwürdiger Stellung, das nichts als ein leidliches Lärvchen besaß, zur Kirche fuhr. Es war eine der prächtigsten Hochzeiten, über welche jemals zwei Weiber von dreierlei Meinung gewesen sind. Die sämmtlichen vier schäbigen Festkarossen der Stadt waren aufgeboten, um die Gäste zusammen zu schaffen. Man drängte sich auf den Gassen und auf den Quadern der Kirchentreppe. Die arme Ottilie wurde begafft, als müßte sie, „die schon so viel durchgemacht", ganz anders aussehen, als eine gewöhnliche Braut. Und in der That, die weiße Seide floß in solcher Fülle von den zierlichen Hüften, daß der Schwall noch die Stufen bespülte, als die Braut schon im Portale verschwand. Der Brautkranz stand wie ein Diadem, und vor Allem das Geschmeide funkelte im Sonnenlichte stolz wie vom Halse eines Königskindes.

Und wer noch etwas Schöneres sehen wollte, der blickte wohl nach den dunkelblauen Augen, die über dem ernsten, schleierumwallten Antlitz flimmerten, wie zwei Sterne über der Mainacht.

Unmittelbar vom Heiligthum ging es in den Gasthof. Leider! Denn in der Heimath gab es nur eine schmale Stube und Kammer für die Wittwe und so viel Kinder, als noch an ihrem Rock hingen. Die verhärmte Mutter war Gast, nicht Gastgeberin, bei ihres Kindes Vermählung, und die zweite Tochter, ein blitzflinkes Mädel mit versengenden schwarzen Augen, kannte jenen Volksglauben sehr wohl, daß sich auf jeder Hochzeit eine zweite anspinnt. Auch die andern Geschwister waren alle zusammen da, und alle hatten sie schöne neue Kleider, die nicht von der Mutter beschafft waren.

Die Mehrzahl der Gäste waren Frackträger, viele Studenten natürlich, auch einige Offiziere, gewaltige Tänzer. Langes Haar und langes Kleid war auffallend in der Minderheit; denn die Frauen mehrerer Professoren, die mit Eckmühl befreundet waren, hatten sich nebst ihren Töchtern entschuldigt und nur aus nothgedrungener Höflichkeit ihre Männer allein hingeschickt. So kamen denn auf eine Tänzerin fast drei Tänzer, und durch diesen Umstand wurde die Lustbarkeit etwas zu lebhaft. Eckmühl selbst erschien in jugendlicher Frische, als hätte er nie Pandekten gelesen, und führte seine jungen Gemahlin im Tanze mit einer Sicherheit, die manchen linkischen Studenten beschämte. Wie eine Flamme war es in dieser juristischen Aschenurne angefacht, und wo immer Glut hervorsprühen konnte, sprühte sie jetzt.

Der Zauber der jungen Frau wäre auch in der That mächtig genug gewesen, um sterbende Greise zu elektrisiren. Unter dem schimmernden Schnee des Brautgewandes und unter der kühlen Myrthe von Tanz zu Tanze knospte es immer üppiger, wärmer, rosiger. Heute erst, unter den huldigenden Gästen, in dem Glanz und der Fülle, die ihr zu Ehren entfaltet waren, kam ihr das Bewußtsein des gewonnenen Glückes, kam der Stolz, von einem hervorragenden Manne bevorzugt zu sein. Vorüber Dienstbarkeit und Demüthigung; alle jugendlichen Kräfte und Gluten brachen hervor, um sich ins volle Leben zu ergießen. Sie schien erst jetzt zu voller Schönheit aufgeblüht, und Eckmühl, von dessen Seite sie oft zum Tanze fortgenommen wurde, folgte ihren feurigen Bewegungen mit ängstlichem Entzücken. Er hatte dieses schöne Bild neu geschaffen, er hatte es aus seiner Unscheinbarkeit in volles Licht gezogen, und es sollte doch mehr der Welt angehören, als ihm, den Schöpfer. Im wirbelnden Reigen sah er sie fortgerissen, und es war ihm, als hätte er sie schon verloren.

Aber er sah sie glücklich, das war ihm genug. Um keinen Preis hätte er ihr zuflüstern mögen: „Du tanzest zu viel, Ottilie." Er ließ sie ungestört in ihrem harmlosen Freudentaumel und nahm sich vor, daß es auch in Zukunft so bleiben sollte. —

Fünfzig Schritt war es vom Gasthofe bis zu der geräumigen Wohnung, die der Professor mit Geschmack und Aufwand eingerichtet hatte. Die schwere Hauptkarosse der Stadt, von Bedienung umringt, mit Shawls und Mänteln gestopft, harrte draußen, um das herzklopfende Kleinod fünfzig Schritte weit heimzuführen. Zwei derbe Mägde, in weiße Schürzen gewickelt, standen an der Thür und grinzten vergnüglich. Ottilie war Hausfrau, war Gebieterin. Am Arme ihres Gemahls durchschritt sie die erleuchteten Gemächer, und hatte nicht Blicke genug zu sehen, nicht Worte genug zu bewundern. Die hübschen Geräthe, die erlesenen Bilder, Teppiche und Lampen — es schimmerte alles so lockend im Reize des Eigenthums, und das Gefühl, vor vielen Andren beglückt und ge-

segnet zu sein, ließ sie in Dankbarkeit überwallen gegen den Gemahl, der seinen Liebling in dieses hübsche Heimwesen geborgen hatte.

„Hier wirst Du nun Herrin sein," sagte Eckmühl. „Ich hoffe, daß Du in dieser Umgebung hinlänglich Freuden finden wirst, um auf manche andre, die vielleicht ausbleibt, unschwer zu verzichten. Du weißt, wie eifrig ich mich bemühe, Dich glücklich zu machen, und ich hoffe, daß Du nie daran zweifeln wirst."

Die Worte klangen so bedeutungsvoll, daß die junge Frau etwas betroffen aufsah.

„Wie sollte mir an Deiner Seite eine Freude verloren gehen?" so klang das liebliche gedankenarme Echo, „und wie könnte ich jemals an Deinem Willen zweifeln, mich glücklich zu machen! Bleibt doch Deiner Güte kaum noch etwas hinzuzufügen! Ich weiß, was ich meinem Gemahl zu danken habe, und ich will zusehen, wie ich ihm vergelten kann."

Sie hatten ihre Behausung durchwandert und standen vor dem schweren Vorhang einer geschlossenen Thür. Ottilie lehnte sich an die Schulter ihres Gemahls. Er fühlte ihr Herz klopfen und zog sie zitternd an sich. Auf die Stirn küßte er sein liebliches Weib.

„Gute Nacht, Ottilie," sagte er dann.

Etwas betroffen ließ sie von ihm ab.

„Gute Nacht," gab sie zurück, und als Eckmühl sich unter der Thür zurückwandte, eilte sie ihm hastig nach. „Du bist so bleich, Lieber. Bist Du auch wohl?"

Er wehrte ihr nur mit Kopfschütteln und entfernte sich.

Befremdet und unentschlossen zögerte Ottilie in dem behaglichen Raume, der eigens für die Hausfrau ausgestattet war. Der Schreibtisch, die kleine goldblinkende Bücherei, die hellen blumigen Polster, das war alles so traulich und behaglich — sie hätte es selbst nicht besser nach ihrem Sinne einrichten können. Sie erkannte, wie sorgfältig ihr Gemahl bei der Auswahl und Anordnung zu Werke gegangen, und wie liebevoll er ihrer Neigungen und Wünsche gedacht hatte, und doch erschien er jetzt so kühl, fast abweisend. —

Ihr Mädchen kam, um nach ihren Befehlen zu fragen und geleitete sie in ihr Schlafzimmer, bei dessen Anblick Ottilie ein freudiges Ach! nicht unterdrückte. Gemach und Lager waren rosenroth und lilienweiß verschleiert, hohe Spiegel strahlten die bräutliche Gestalt zurück, und eine zierliche Ampel durchglühte das Ganze mit kräftigem rothen Lichte.

Hier muß es sich wonnig ruhen, so dachte die vermählte Braut. Aber wo blieb der Schlummer, den sie ersehnte? Brannte die Ampel zu hell? Glühte ihr rother Schein zu sehr?

Sie schlug die Glocke für ihre Bedienung an und ließ die Flamme löschen. Ein kalter Mondstrahl überschlich ihr schneeiges Lager. Kein Schlummer kam; sie mußte die Schläge ihres Herzens zählen und gegen ihre Gedanken kämpfen. Sie lauschte auf ein Geräusch, das oft wiederkehrte und lange nicht zu erklären war. Es drang aus dem Arbeitszimmer ihres Gemahls, der mit seinen großen Büchern rauschte. In ihm brannte es wie Fegefeuer, aber er warf Staub darüber.

* * *

Am Morgen fanden sie sich mit verlegenen Mienen, wie mit bösem Gewissen, über den feinen Schalen und Gläsern, in denen die Morgensonne blitzte, und prüften einander mit unsicheren Blicken. Ottilie, in geschmackvollem Morgenkleide, sah wieder einmal zum

Küssen aus. Sie wollte hübsch sein, und ihre Spiegel hatten ihr versichert, daß sie es war. Sie wollte ihrem Manne gefallen, und dieser sagte dann auch:

„Du siehst allerliebst aus, Ottilie.“

Aber er sagte es so kühl, so großväterlich, und dann wieder dieser lange, feierliche Kuß auf die Stirn! Und als sie sich endlich zu einem wirklichen Kusse entschloß, da lief eine tiefe Braunröthe über sein Gesicht.

Ottilie begann ihren Gemahl für einen rechten Pedanten zu halten. Sie hatte gehofft, Eckmühl würde sich an ihrer Liebe und Schönheit erfrischen, wie er ja seit lange begonnen, und nun war er so scheu und zurückhaltend, als fürchtete er sich, sie zu berühren. Fast lächerlich war es, wie er einmal, sich vergessend, ihre Hand ergriff, aber, als hätte er sich auf etwas besonnen, schnell zurückzuckte. Was hatte das alles zu bedeuten? —

Indessen beschäftigten die pflichtmäßigen Besuche und Gegenbesuche die Neuvermählten für einige Wochen. Auch die Mißgünstigen empfingen sie mit Neugier; denn Ottilie trug bei jedem Besuch ein anderes Kleid, immer geschmackvoll, soweit es die Kleinstädter zu beurtheilen wußten, und ihr Vorrath schien sich nicht zu erschöpfen. Sie wurde die Musterdame der Stadt, überall beäugelt und belächelt, von den Frauen beneidet, von den Männern angebetet — was wollte sie mehr?

Arbeit war für ihre Hände, die wie Lilien blühten, keine vorhanden, und die Tage gingen unter Spiegelschau und Lustbarkeit unvermerkt vorüber. Eckmühl versuchte, sie in die Literatur einzuführen, um ihr einige genußreiche Stunden zu verschaffen und besonders — das war ein verschwiegener Zweck — ihre lückenhafte Bildung nothdürftig zu ergänzen. Er wies sie zuerst auf die goldstrahlende Bücherei über ihrem Schreibtisch und gab ihr, wenn sie wenig Lust dazu bezeigte, die ausgesuchten Perlen selbst in die Hand. Aber sie ließ in den feinen Goldschnittbändchen nur ein Paar allerliebste Chokoladenfleckchen zurück und griff nach der zerrütteten Journalmappe, um zwanzig Geschäftsromane durcheinander zu lesen.

In Eckmühl's Augen war Alles gut, was sie that. Nie äußerte er ein Mißfallen, nie versuchte er ihre Meinung zu beugen und seinen eignen Willen geltend zu machen. Er zeigte einen wunderbaren Scharfblick für ihre verborgenen Wünsche und hatte eine fröhliche Stunde, wenn er sie mit einem recht zierlichen Gegenstande überraschen konnte. Ottilie hatte nur hübsch auszusehen, zu lachen, bisweilen die Muthwillige zu spielen — das war ihm genug. Einen anspruchsloseren Gatten gab es nicht; Ottilie durfte überzeugt sein, daß nur das lauterste Wohlgefallen an ihrer Persönlichkeit ihn zu dem Ehebunde bewogen. Es schmeichelte ihr, daß er sein Püppchen so in Ehren hielt, empfand sogar einen gewissen Stolz über die Zurückhaltung des gelehrten Herrn, und dachte im Uebrigen, daß naturgemäß die Zeit und das vertrauliche Zusammenleben ihre Macht ausüben würden. Bis zu diesem unausbleiblichen Zeitpunkte war es reizend, die Annehmlichkeiten des Lebens ohne dessen Pflichten und Beschwerden zu genießen, und da unter den obwaltenden Umständen das häusliche Behagen ein Wenig abschmeckend wurde, so gab es Familien- und Studentenbälle, gab es anspruchslose Concerte, wohlgemeinte Bühnenvorstellungen und sonst eine Fülle von ungesalzenen Genüssen, welche die Gemüther abstumpft und die Gesellschaft für sich selbst unschmackhaft macht.

Der Professor war immer dabei, man sagte, aus Eifersucht; indessen schien er, obschon meistens unthätiger Zuschauer, immer von Herzen heiter. Stundenlang sah er

es an, wie sein jungfräuliches Weib im Strudel des Tanzes hintrieb, lockenwehend, hochathmend, ganz Glut und Jugendlust, und ein zufriedenes Lächeln ging über seine Züge. Auch wurde sein eignes Haus nicht leer. Offiziere, Studenten, alle die schmucken Tänzer Ottiliens gingen aus und ein, und die überwiegende Männergesellschaft gab zu mancher hämischen Bemerkung Veranlassung. Gleichgiltig. Man war glücklich.

Aber man blieb es nicht. Sinnenglück ist unersättlich und wechselsüchtig, und in Ottiliens Leben herrschte das ewige Einerlei. Der Professor zog sich nach einigen Honigmonden tiefer in seine Bücher zurück und begann eine weitschichtige Arbeit über irgend eine ausgedroschene Frage. Das Hauswesen wurde langweilig, Schwester Elsbeth, die hübsche kleine Satansfackel, die zu Hause gar kein „Vergnügen" hatte, mußte kommen. Das Haus erscholl von dem Silberglöckchen ihres Gelächters, sie tanzte, äugelte, plauderte, heiratete in sechs Wochen einen auskömmlichen Handelsmann, und hatte nach gesetzmäßiger Frist Zwillinge.

Zwillinge! Mädchen, braunroth und runzlig wie alte Zwergweiber, und bald röthlich und rundlich wie Apfelblüthen! Das war eine Abwechselung auch für Ottilien, zugleich aber ein Dorn in ihrem Herzen. Sie wiegte und hätschelte die Kinder trotz Mutter und Amme, und wurde heftig, wenn man ihr diese Belustigung verkürzen wollte. Zuletzt fragte die Mutter, die zur Pflege da war:

„Warum hast Du nicht selbst ein Kind?"

Die Frage war ohne tiefe Absicht hingeworfen; aber sie haftete in Ottiliens Seele. In Stunden des Mißmuths, wenn kein wohlgelungenes Schneiderwerk mehr entzückte, kein Lügenroman fesselte, keine Journalmappe an den gähnenden Stunden vorbei half, dann preßte sie die Hand auf die Stirn und fragte sich: „Warum hab' ich kein Kind?" Sie erkannte allmählich, daß der sittliche Zweck der Ehe ihr verloren ging, und daß ihr Dasein vergeudet war, wenn Mutterglück und Mutterpflicht ihr versagt blieben. Dazu kam die Wandelung, die sie an ihrem Gemahl sich vollziehen sah. Nicht als ob er weniger theilnehmend und opferbereit gewesen wäre; im Gegentheil, er bestritt beinahe völlig den Unterhalt ihrer Familie; aber damit war's denn auch gethan. Für ein Liebesleben schien Eckmühl nicht die geringste Neigung zu besitzen; denn er versank immer tiefer in seine Studien und zeigte immer weniger Lust, Ottilien bei ihren Besuchen und Ausflügen zu begleiten. Sie war häufig gezwungen, sich an bekannte Familien anzuschließen, und da Neid, Scheelsucht und der gewöhnliche Stadtklatsch den Kreis ihres Umgangs verengte, so begann sie zu vereinsamen. Die Langeweile trieb sie in die Gesellschaft von jungen Männern, die für eine hübsche Frau immer Zeit hatten, und es kam vor, daß sie, nur von einer gleichgestimmten Freundin begleitet, mitten unter Corpsburschen saß und nach dem Comment zechte. Sie vermochte eben keine Frau zu sein; sie konnte den Backfisch nicht abstreifen und gerieth mit ihrer jugendlichen Lebenslust auf Abwege.

Solche Fahrten der jungen Frau konnten nicht verfehlen, sowohl sie selbst als den Gemahl feindseligem Urtheil auszusetzen, und Eckmühl war mitunter genöthigt, seinen Liebling zu warnen. Er that es mehr lächelnd als ernstlich; dennoch wuchs dadurch die Entfremdung, ohne das Uebel zu bessern. Es kamen Augenblicke, da Ottilie die Kralle des Hasses in ihrem Herzen fühlte und mit Entsetzen wahrnahm, daß ihre Dankbarkeit dagegen die Macht verlor. Was galt ihr die Fülle des Besitzes, die sie anfangs befriedigt, des Genusses, der nun in Ueberdruß umschlug! Sie hätte Alles hingegeben für eine wahrhaftige, rechtschaffene Ehe, für eine Stunde Liebesleben und Mutterglück. War ihr

das vorenthalten, so erschienen alle Vortheile ihres Ehebundes geringfügig, und dieser selbst nicht des Bestehens werth.

Und weiter! Welche Ursachen waren es, die ihr Glück so trügerisch gemacht? Diese Frage drängte sich immer qualvoller auf, und je beharrlicher Eckmühl jeder Erklärung auswich, desto erfinderischer wurde sie in Muthmaßungen, die sie selbst mit Abscheu verstieß. Sie merkte, daß sich das Bild ihres Gemahls in ihrer Seele verunstaltete, und so sehr sie, von Natur edel und arglos, sich gegen solche Vorstellungen sträubte, der Gedanke, daß Eckmühl in schwerer Schuld gegen sie stünde, wollte nicht weichen. Und dann kamen heiße, verführerische Stunden, in denen das Andenken an eine erste, jugendfrische Liebe aufloderte, und der Schmerz über verlorene Seligkeiten erwachte. So stellte sich der Unmuth immer düsterer zwischen die Vermählten, und heftige Ausbrüche waren vorbereitet. —

* * *

Eines Abends hatte sich, wie so oft, eine Anzahl von Gästen zusammengefunden, etliche junge Professoren, einige Studenten, die an Eckmühl empfohlen waren, auch Ottiliens Bruder, der schon so etwas wie Rechtscandidat war. Der Wein floß reichlich, wie gewöhnlich bei Eckmühl's Gastereien, und er selbst, seine unmuthige Stimmung um der Gäste willen überwindend, ging etwas über sein geringes Maß hinaus. Die Zunge wurde ihm unsicher, und seine Reden etwas verworren. Ottilie, welche über diesen Zustand Anfangs lächelte, zog sich doch bald in das Nebenzimmer zurück, wo ihr übrigens von der Unterhaltung der Männer wenig verloren ging. Eckmühl gerieth ganz unvermittelt auf das Gebiet der Seelenheilkunde, und wie von einem Dämon ergriffen, begann er sich in lebhafter, bald heftiger Rede über die Erscheinungen des Wahnsinns auszusprechen.

„Glauben Sie, meine Herren!" rief er: „Die Menschheit krankt am überwetzten Verstande, der in Wahnsinn umschlägt, wie die Schneide eines überschärften Messers sich stumpf biegt. Selbst die großartigsten Kundgebungen menschlicher Berechnung und Thatkraft zeigen in ihrer Uebertreibung Spuren des Wahnsinns. Jene Bahnen, die wir über ungeheure Landstrecken, von einem Ocean zum andren, über Ströme und Abgründe werfen und über Berge durch die Wolken führen, jene riesigen Maulwurfsbauten unter Meeresarmen fort, wie man sie schon berechnet, jene Luftschiffereien und Wüstenculturpläne — alles das, so großartig und scharfsinnig es auch ausgeklügelt ist, trägt die Merkmale der Ueberspannung des menschlichen Geistes. Und diese Hast und Ueberstürzung des Lebens, dieses ruhelose Treiben hinter Lokomotiven und unter Dampfwolken — Wahnsinn ist es, oder nicht weit davon. Es überträgt seine krankhafte Rastlosigkeit und Spannung auf die Gemüther, sodaß die Narrenhäuser sich füllen, und neue nöthig sind. Wo nur ein Keim des Wahnsinns erblich vorhanden ist, da wuchert er auf unter dem Einflusse dieser dämonischen Zeit und die ganze Menschenwelt trägt das Stigma des Erbwahnsinns. Wir Alle tragen es an der Stirn, ich selbst, Sie hier, Sie da, Jener dort, Alle insgesammt, wie wir hier sitzen. Ich habe einen etwas mißbildeten Schädel und eine etwas mißbildete Ohrmuschel — wenn Sie es sehen wollen — und so haben wir Alle sammt und sonders eine Mißbildung, die uns zu Narren stempelt. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß der Narr nicht allein für sich Narr ist, sondern daß ein Narr wieder Narren erzeugt, geistig und leiblich, Zwillinge, Drillinge, Vierlinge

sogar, und so ins Unendliche fort, bis es keine Narrenhäuser mehr gibt, sondern ein einziges ungeheures, weltumfassendes Narrenhaus. „Geh in ein Kloster, Mädchen! Warum willst du Narren gebären?" ruft Hamlet, jenes Ur- und Abbild des tollgewordenen Menschengeistes. Er hat Recht. Es ist besser, daß die Welt untergehe, als daß sie der Narrheit verfalle, zu der sie auf dem besten Wege ist —"

Eckmühl stieß die Worte mit rauher Stimme heraus, sein Gesicht wurde sehr roth, seine Hände zitterten. Ottiliens Bruder eilte hinaus und rieth ihr nach einem Arzte zu schicken.

„Eckmühl bringt ja einen Blödsinn vor, daß die Haare sich sträuben", sagte er. „Man wird irre an seinem Verstande. Ist er auch sonst so gewesen? Man kommt auf Gedanken."

Ottilie hatte die Auslassungen ihres Gemahls mit erbebendem Herzen vernommen. Es kam ihr eine Ahnung über das Räthsel, das bisher in ihrem Eheleben gewaltet hatte. Sie verlangte nach Gewißheit, sie war ungeduldig, den Arzt zu sprechen.

Eckmühl setzte seine verworrenen Reden fort, so daß endlich die Gäste bestürzt aufbrachen. Professor Hofmeier wurde gerufen und fand ihn noch allein bei den Flaschen, zu denen er wie zu einem Auditorium sprach. Doch erkannte er den Arzt und lachte ihm, die Hand ausgestreckt, entgegen. „Nun Sie Unfehlbarster aller Seelenärzte!" rief er: „Kommen Sie, um meine Stigmata zu zählen?" Dann aber nahm er die beruhigenden Worte des Professors gutmüthig auf und ließ sich nach kurzem Widerstreben zur Ruhe bringen.

Hofmeier vertraute nun Ottilien, daß er bereits früher Gelegenheit gehabt, den Gemüthszustand des Professors zu beobachten, und daß er eine Verschlimmerung desselben gegenwärtig nicht befürchte. Als er ihn am folgenden Morgen ganz beruhigt, doch ohne Erinnerung an die stattgehabten Auftritte wiederfand, bestand er darauf, daß er zur Verhütung stärkerer Anfälle sich wieder für einige Zeit einer ausschließlich ärztlichen Pflege hingeben sollte und bot ihm zu diesem Zwecke auch diesmal das Asyl, in welchem sein Freund schon ein Mal Genesung gefunden.

Ottilie freilich war der Verzweiflung nahe, als sie über den Zustand ihres Gemahls und die Gefahr der Verschlimmerung belehrt wurde; indessen mußte sie sich, da auch Eckmühl bereitwillig darauf einging, dem Rath des Arztes fügen. Patient sollte vor allen Störungen und Aufregungen bewahrt bleiben, und Ottilie war, zumal in ihrer gegenwärtigen Stimmung, am wenigsten zu seiner Pflege geeignet. Sie verabredete mit Eckmühl, daß sie, um der zischelnden Schadenfreude zu entgehen, einige Monate bei ihrer Mutter zubringen wollte und reiste an demselben Tage ab, als ihr Gemahl in das Asyl aufgenommen worden war.

* * *

Sie brachte viel Jubel, viel Niedliches und Zuckergebackenes in die hüpfende Schar ihrer Geschwister; aber sie selbst war tief gebeugt, oft betrübt bis zum Tode. Sie erschien sich überflüssig in ihrem Lebenskreise und des Daseins nicht werth, da ihr sogar die Pflicht, einen leidenden Gemahl zu pflegen, abgenommen war, und sie bebte bei jedem Blick in die Zukunft, die sie an seiner Seite verleben sollte. Sie sagte sich, daß es lange währen würde, bis sie sich zu jener Gelassenheit durchgerungen, die für Eckmühl's Behandlung nothwendig war, und daß ihr Eheleben mit all' den Bitterkeiten, die sich in ihm ange-

sammelt, nur zur Verschlimmerung seines Zustandes beitragen konnte. Wäre es nicht das Beste, sie trennten sich? Und wenn Trennung das Zweckmäßigste war, wie gelangte man dazu, ohne einander zu verletzen?

Die Rathlosigkeit, die sie vor solchen Fragen sich eingestand, die Unthätigkeit, zu der sie selbst in ihren wichtigsten Angelegenheiten verurtheilt war, stimmten ihre Lebensgeister so tief herab, daß sie Niemand mehr sehen mochte und sich am liebsten in ihrer Kammer abschloß. Mit Mühe setzte ihre Mutter es durch, daß sie ihrer Gesundheit wegen Spaziergänge in den Laubwald machte, den sie in der Jugend so lieb gehabt, und der von der neuen Wohnung aus bequem zu erreichen war. Die Zauber des Waldes fesselten sie denn auch jetzt wieder, und sie schweifte bald stundenlang, am liebsten allein, auf den buschversteckten Pfaden, die sie aus harmloseren Zeiten kannte. Eine prächtige Eiche, unter der das Moos zu üppigen Polstern schwoll, und von der man einen lieblichen Ausblick gewann, war häufig das Ziel ihrer Streifereien. Dort saß sie mit einem hübschen Buche, dessen Goldschnitt aus dem Moose hervorblinkte, und vertraute der Waldeinsamkeit ihre traurigen Gedanken.

Eines Morgens, als sie schlaflos schon frühe aufgebrochen war und vom Herbstnebel durchfröstelt, unter der Eiche einen sonnewarmen Ruheplatz gefunden hatte, war ihr zu Muthe, als müßte etwas ganz Absonderliches geschehen, um ihr Geschick zu wenden. Die kleine niedliche Ottilie, die, wenn sie aufrichtig sein wollte, sich nur wenig Bedeutsamkeit zumessen durfte, hatte die Empfindung, als müßte eine der kosmischen Herrschergewalten sich hergeben, um ihr armes Herz zu liebkosen und zu balsamiren. Sie hatte jüngst Briefe von ihrem Gemahl und dem Arzte empfangen, welche die abermalige Herstellung des Patienten und dessen baldige Rückkehr zu seinen Pandekten verhießen. Sie aber legte sich die Hand auf's Herz und fragte sich, ob es wahr wäre, daß sie mit Freuden zu ihrem Gemahl zurückkehren wollte, um ihm, Vestalin an ihrem Herdfeuer und weiter nichts, seine Güte und Freigebigkeit mit dem Zins der Dankbarkeit und Dienstbarkeit zu vergelten. Sie antwortete sich: „Nein, und abermals nein!“ und dann kroch sie demüthig in sich zurück und winselte unter der gallenbitteren Pflicht, die sie abrief. Es mußte etwas Unerhörtes für sie geschehen, irgend eine Weltmacht mußte sich für sie bemühen, am besten Eros.

Und als stünde so ein armes Menschenweibchen mit den Mächten der Natur im Bunde und brauchte blos ein weinerliches Abrakadabra zu murmeln, um sie zu beschwören, kam er, der Löwenzügler und Eselsporner, Eros selbst im grünen Rock eines deutschen Waidgesellen. Die Büsche rauschten, und während das junge Weib ihr Angesicht verschüchtert wandte, um den Fremden ohne Blick vorüber zu lassen, da stand er vor ihr, wie aus dem moosigen Waldgrund entsprungen und sagte im Tone des Staunens:

„Sie sind es, Ottilie?“

Sie sprang auf.

„Richard! Ist es denn möglich!“

Ihr Busen stürmte, ihre Hände strebten ihm entgegen, dem schlanken, mannhaften Jünglinge, den sie schon ihr eigen zu nennen sich erkühnt, und der ihr durch ein grauenvolles Geschick genommen war. Aufleuchtend prüfte ihr Auge die schöne Gestalt, die gegen früher etwas voller und kräftiger erschien, und suchte in seinen offenen Blicken zu lesen.

„Wie kommen Sie denn hierher, Frau Professor Eckmühl?" fragte Richard, ohne seine Aufregung mit einer Miene zu verrathen.

Vor diesem Namen, in dem sich Alles zusammenfaßte, was sie gelitten, erloschen ihre leuchtenden Blicke, und wich aus ihrem Antlitz die belebende Röthe.

„Sie haben nicht gewußt, daß ich hier bin?" forschte sie.

„Nein, ich komme selten nach der Stadt", antwortete Richard, „und es ist ein merkwürdiger Zufall, daß ich Ihnen hier begegnen mußte.

„Sie scheinen im Dienste. Haben Sie eine Stellung?"

„Ich bin noch ein geringes Licht hier im Walde. Gegenwärtig sehen Sie mich bei der prosaischen Beschäftigung, Hölzer anzuweisen."

„Aber wie ist es nur möglich!" rief Ottilie wieder. „Ich dachte Sie nie mehr zu sehen."

„Oh — die Menschen kommen zusammen man weiß nicht wie", lächelte der Grünrock. „Aber wie geht es Ihnen, Frau Professorin? Ich habe kaum einmal ein Wort über Sie gehört. Sie sehen nicht aus wie eine junge Frau; Sie sind noch ganz wie — damals."

Ottilie glühte wieder in vollem Purpur und vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Leben Sie denn wenigstens glücklich?" fragte Richard weiter.

„Ich habe einen guten Mann, der mir jedes Opfer bringt."

„Hm", stieß Richard hervor: „Das ist schon viel, und die Meisten würden sich dabei zufrieden geben. Aber ein Glück für's Herz, Ottilie! Ich sehe Ihnen an, das haben Sie nicht gefunden. Sie sind nicht glücklich, Ottilie."

„Wie Sie reden, Richard!"

„Wie ich rede, meine junge gnädige Frau?" gab er mit höflicher Heiterkeit zurück. „Wir stehen hier unter einem grünen Baum, da darf man sich nicht zieren wie im Salon, der mit Rücksichten gepolstert ist. Wir stehen hier im frischen Herbstwald, Ottilie, mitten in der lebendigen, liebevollen Natur, die uns nicht auf den Mund schlägt, wenn wir ein offenes Wort sprechen. Kommen Sie, Ottilie. Wir haben uns nahe genug gestanden, um das Recht zu fordern, einander die Wahrheit zu sagen."

Sie drückte ihr Tuch auf die Augen und ließ sich auf die Moosbank zurücksinken.

„Dacht' ich's mir doch!" klagte Richard. „Sie haben Alles, nur nicht was einen Menschen glücklich macht. So sprechen Sie doch, Ottilie."

Er ließ sich neben ihr nieder und suchte ihre Hand zu ergreifen. Sie aber schrak empor und sagte:

„Nein, nicht hier, nicht länger hier! Sie sollen Alles erfahren; aber nicht hier. Kommen Sie, wenn Ihr Weg Sie nicht nach der andren Seite führt. Ich kann Ihnen auf dem Gange Manches mittheilen; wo nicht, so mögen Sie mich bei meiner Mutter aufsuchen."

Richard erröthete. Es kränkte ihn, daß Ottilie ihn so nachdrücklich abwehrte. Befangen ging er neben ihr hin, und Beide scheuten sich vor dem ersten Worte. Erst als der Wald sich lichtete und der freie Weg sichtbar wurde, da fiel ihnen ein, daß sie Zeit und Gelegenheit verschwendeten.

„Seit Ihrem Unglückstage, Ottilie", so begann Richard: „Haben Sie keinen Gedanken mehr für mich gehabt?"

„Sollte ich mein Unglück zu dem Ihrigen machen, Richard? Durfte ich dulden, daß

Sie sich einer Familie verbänden, die vor der Welt geächtet war? Sie strebten auf ehrenvoller Bahn. Was sollte an Ihrer Seite das Kind des Veruntreuers, des Selbstmörders."

„Ich bekenne, Ottilie, daß diese Vorstellungen auch mich gepeinigt und mir den Schlaf einiger Nächte geraubt haben. Aber die Gespenster zerstoben, und das herbe Urtheil der Welt, weit entfernt mich abzuschrecken, verklärte mir vielmehr das Bild des unglücklichen Mädchens. Was denn kümmerte mich auch fremde Meinung? Ich fühle mich mit meinem kleinen Vermögen unabhängig; Verwandte, auf deren Urtheil mich Pietät hinwiese, hab' ich nicht mehr. Meine Laufbahn — nun, ich habe sie einmal begonnen und möchte sie mit Beharrlichkeit zurücklegen. Der Mensch muß eben einen Beruf und ein Ziel haben. Aber meine ganze Zukunft, ja die glänzendsten Aussichten hätte ich hingeben mögen — jetzt ist's vorbei."

„Ich wußte es wohl", erwiderte sie mit einem dankbaren Blick. „Aber so sicher ich es wußte, so klar war mir meine Pflicht. Auch hörte ich nichts von Ihnen, und beruhigte mich durch die Vorstellung, Sie müßten der gleichen Ansicht sein, wie ich selbst."

„Ich durfte Sie in Ihrem Schmerze nicht stören, Ottilie. Ich wollte mich fern halten, bis Ihre Wunden vernarbten. Aber als ich diese Zeit gekommen glaubte, da nannte man mir den Namen eines gewissen Herrn Professors, und ehe ich es noch recht begriffen hatte, waren Sie vermählt."

„Ich sah keinen andren Ausweg, antwortete Ottilie. Sie wissen ja, in welcher Lage die Meinigen waren. Eckmühl ist ein Mann von vortrefflicher Gesinnung. Habe ich gegen mein Herz gesündigt, so bin ich dafür hart gestraft worden."

„Sagen Sie mir, Ottilie, was Sie unglücklich macht. Das Leben an der Seite eines hochgebildeten und dabei wohlhabenden Mannes sollte doch einigen Trost gewähren können."

„Richard, Sie wissen nicht — mein Gemahl ist geisteskrank."

Er stand erschrocken still. „Arme Ottilie!"

„Er befindet sich zum zweiten Mal in einem Asyl, und was die Zukunft ihm bringen wird, daran mag ich nicht denken." —

Sie waren bis nahe zur Stadt gelangt und schieden mit einem stummen Händedruck.

Noch an demselben Tage erschien Richard in Ottiliens Familie und wurde von da an ihr täglicher Gast. Unvermerkt fanden sich, schuldbewußt, doch in desto süßerem Taumel, die beiden jugendwarmen Herzen wieder, und wenn sich Richard anfangs noch durch die Scheu vor Ottiliens Pflichten zügeln ließ, so schwand auch diese Rücksicht, als er durch Andeutungen der Mutter über Ottiliens Eheleben aufgeklärt war. Von da an trachtete er mit leidenschaftlicher Beharrlichkeit, die Geliebte seiner Jugend aus ihren Fesseln zu lösen und für sich zu gewinnen.

* * *

Die junge Frau war nur zu geneigt, den feuerathmenden Lockungen des Bewerbers zu lauschen, und hätte sie nur etwas mehr von jenem Leichtsinn gehabt, der das Leben erleichtert, und dabei etwas weniger von dem Pflichtgefühl und der Gewissenhaftigkeit, die es so sehr erschweren, so hätte sie sich dem jungen Manne, der es ja treu mit ihr meinte, blindlings in die rettenden Arme geworfen und wäre mit ihm nach der Schweiz gegangen, wo Richard seine Zukunft auf eine einflußreiche Verbindung zu gründen

gedachte. Dieses kürzeste Verfahren war bereits fest verabredet, die Vorbereitungen begonnen. Aber zeitig genug kam Ottilie unter bitteren Qualen zu der Erkenntniß, daß sie die Stirn zu einem verliebten Abenteuer nicht habe und sich über den Kummer ihres hochherzigen Gemahls nicht fortzusetzen vermöchte. Ohne weitere Rücksprache mit Richard entschloß sie sich, die Sache nach ihrem Gefühl zu erledigen, und als eben einige Zeilen von ihrem Gemahl eintrafen, worin er sie bat, endlich heimzukehren, antwortete sie in ihrer Herzensangst mit einem aufgeregten Schreiben. Sie gab ihrem Gemahl die volle Wahrheit und berichtete den Plan, der zu ihrer Befreiung vorbereitet war. Sie gab ihm zu bedenken, ob es nicht für beide Theile ersprießlich wäre, an Trennung zu denken, da ihre Ehe ohnehin mehr Schein als Wesen wäre.

Zugleich mit diesem Briefe sandte sie einen zweiten an Richard Hagedorn und theilte ihm freimüthig mit, daß sie die Entscheidung über ihr künftiges Wohl und Wehe in die Hand ihres Mannes gelegt habe.

„Außerordentlich unbefangen!" rief Richard mit ärgerlichem Lachen, als er die Zeilen empfing. Er mied Ottilien für einige Tage, und als er wieder vorsprechen wollte, meldete ihm die Mutter, daß Professor Eckmühl angekommen wäre, da er sich dann gelassen zurückzog.

* * *

Eckmühl war sofort nach Empfang des Briefes aufgebrochen. Die Gefahr, seinen reizenden Abgott an einen jungen Fant zu verlieren, gab ihm neue Spannkraft. Er überraschte Ottilien, die bei seinem Anblick in Thränen ausbrach. Er sprach zu ihr gelassen und liebevoll, und that der Verirrung, die sie ihm eingestanden, nicht Erwähnung. Dann setzte er sich mit ihr in den Bahnzug nach Wien, ohne eine andere Vorbereitung als eine umfangreiche Geldtasche, und die Heimath mußte das reisende Paar weit über ein Jahr hinaus entbehren. Eckmühl zeigte seinem getrösteten Liebling Italien, Paris, die Schweiz, München und Berlin und führte ihn erst auf dringende Veranlassung in die kleine Metropole der Wissenschaft zurück. Einige Monate später wurde die Welt mit der Nachricht überrascht, daß bei Eckmühls ein Knäblein von ganz besonderer Schönheit eingetroffen wäre.

Professor Hofmeier war einer der Ersten, die an die Wiege traten, und kaum hatte er den schlummernden Sprößling erblickt, so rief er, auf dessen Stirne deutend: „Stigma hereditatis!"

„Er paßt also in die menschliche Gesellschaft", lächelte der glückliche Vater.

Firdusi in deutschem Gewand.

Von Hans Herrig.

Seit langer Zeit schon ist der Name des großen persischen Dichters Firdusi im Abendlande bekannt. Wer hat nicht jene berühmte Anekdote von den 60,000 Silbertoman gelesen, die ihm Schah Mahmud anstatt der versprochenen 60,000 Goldtoman sandte und die der erzürnte Dichter sofort verschenkte, 20,000 als Bezahlung für ein Bad, 20,000 an einen Bettler und 20,000 für ein Glas Bier — und weiter, wie dann Firdusi sich durch eine Satire gerächt, wie er fliehen muß, später zurückkehrt und in Armuth lebt, bis endlich der Schah seine Knickerei bereut — aber es ist zu spät, den Kamelen, welche die Goldtoman auf ihrem Rücken tragen, begegnet Firdusi's Leichenzug. Das hat Heinrich Heine in einem Gedichte gar anmuthig dargestellt. Seit dem Firdusi's großes Werk, das Königsbuch, eine Verherrlichung der persischen Geschichte von ihrem ersten sagenhaften Anfangen bis zu den Zeiten des Dichters hinunter im Drucke vorlag, hat man verschiedentlich versucht, Theile desselben in Deutschland einzubürgern. Ich erinnere an Rückert's „Rostem und Sechrab“. Wirklich gelungen aber ist dies erst Adolf Friedrich von Schack mit seinen „Heldensagen des Firdusi“, die bereits in dritter Auflage vorliegen*). Während die zweite Auflage eine bedeutende Vermehrung gegen die erste zeigte, ist die dritte beim früheren Umfange stehen geblieben. Man fürchtete wohl, das Buch allzusehr anzuschwellen und so die Käufer zu vermindern. An und für sich ist es jedoch zu beklagen, daß Schack nicht noch Einiges hinzuübersetzt hat, etwa Episoden aus der Urgeschichte. So viel er uns bietet, so möchte man doch immer mehr haben, und zwar nicht nur wegen der Größe des Dichters selbst, sondern auch wegen der beispiellosen Kunst des Uebersetzers. Es ist ein altes Rühmen, daß sich in der deutschen Literatur die ganze Weltliteratur spiegele. Indessen nicht alle die aufgehängten Spiegel sind so rein und fleckenlos, wie wir in literarischem Selbstgefühl zuweilen meinen. Der Luther'schen Bibel und dem Schlegel'schen Shakespeare möchte ich als drittes Meisterwerk den Schack'schen Firdusi anreihen. Er ist nicht nur dem Persischen „nachgebildet“, wie es auf dem Titelblatte heißt, sondern nachgedichtet, nur ein großer Dichter konnte die Sprache mit solcher Freiheit und Kühnheit handhaben, wie es hier geschieht. Wie Schlegel in seinem Shakespeare einen eigenen deutschen dramatischen Styl gefunden und eigentlich die besten dramatischen Verse geschrieben hat, die wir besitzen — sie klingen zuweilen schöner als das Original — so hat es Schack mit den epischen Versen des Firdusi gemacht. Ob auch diese schöner klingen als das Original, vermag ich nicht zu sagen, da ich nicht genug persisch verstehe, glaube aber von vornherein, daß schöne deutsche Verse besser klingen als schöne persische, weil der Wortschatz der persischen Sprache so zu sagen aus lauter Trümmern besteht, an Einsilbigkeit mit der englischen wetteifert, ohne jedoch jene wurzelhafte Ursprünglichkeit noch zu bewahren, durch welche sich alle germanischen Sprachen auszeichnen.

*) Verlag von Cotta.

Wenn wir so unserer Bewunderung für den Uebersetzer genugsam Ausdruck gegeben haben, so frägt es sich weiter, ob denn auch Firdusi eine wirkliche Einbürgerung bei uns verdient. Daß er zu den ersten Dichtergrößen der Weltliteratur gehört, läßt sich zwar nicht bezweifeln, denn er hat es uns selbst gesagt, und zwar in einer Weise, wie es nur Einer sagen kann, der das Recht dazu hat. In jener Satire heißt es — Schack hat sie gleichfalls übersetzt —:

Vor allen Herrschern, welche noch auf Erden
Erstehen, soll es laut bekundet werden,
Daß ich, der treu ich meinem Glauben blieb,
Mein Königsbuch nicht für Schah Mahmud schrieb;
In des Propheten und in Ali's Namen
Allein hab ich gesä't des Wortes Samen.
Viel Männer lassen sich als groß begaffen,
Doch kein Firdusi ward vor mir geschaffen,
Die Kraft der Welt war allzuklein dazu!
Zwar kaum auf meine Verse blicktest du,
Doch wisse, Jeden, welcher mein Gedicht
Mißachtet, trifft des Himmels Strafgericht.
In Worten deren Schimmer nie erblaßt,
Hab ich dies Buch der Könige verfaßt;
Viel müht' ich mich bei dem, was ich gedichtet,
Mein Hoffen war auf Dank und Lohn gerichtet,
Und als ich nun, ein Greis mit weißem Haare
Mich näherte dem achtzigsten der Jahre,
Da schwand, so wie ein leerer Traum zerrinnt
All' meine Hoffnung plötzlich in den Wind.
Ich hab' in zweimal sechzigtausend Zeilen
Die Männerschlachten und den Kampf mit Keulen,
Die Schilde und die Schwerter hochgeschwungen,
Die Bogen und die Harnische besungen — —
— — — — — — — — — — —
O Schah! ein Werk ließ ich Dir zum Vermächtniß,
Das nie vergeht; als einziges Gedächtniß
Wird es von Dir auf Erden hinterbleiben,
Wenn man Dich selbst vergaß und all Dein Treiben.
Durch Sonnenbrand und Regenguß zerfallen
Die Königsschlösser und die Tempelhallen,
Doch den gewalt'gen Bau, den ich erhoben,
Versehrt nicht Regen, noch der Stürme Toben.
So lang' die Welt besteht, die Jahre kreisen,
Wird, wer Verstand hat, meine Dichtung preisen.
— — — — — — — — — — —
Zahllose Dichter lebten schon hienieden,
Und manche wußten einen Vers zu schmieden,
Doch Alle sind sie lange schon vergessen;
Ich aber — kann mit mir sich Einer messen? —
Durch das Gedicht, das ich hervorgebracht,
Hab ich die Welt zum Paradies gemacht.
— — — — — — — — — — —
Wärst Du ein ächter Schah zu sein beflissen,
So hättest, Mahmud, Du geehrt das Wissen,
Und jener alten Könige Brauch, der Frommen,
Die ich besang, zum Vorbild Dir genommen,
Und deßhalb aber schreib' ich, das vernimm,
Jetzt diese mächt'gen Verse voll von Grimm,
Damit der Schah, belehrt durch meinen Rath,
Sich selbst nicht schände, wie er diesmal that;
Und Dichter nicht mißachte, so wie jetzt;
Denn sieht ein solcher sich gering geschätzt,
So schleudert er auf Dich ein Strafgericht,
Das ewig dauert bis zum Weltgericht,
Wenn ich zum Thron des höchsten Richters trete
Und mir das Haupt mit Staub bestreuend bete:
O Herr, im Feuer ihn verzehre Du,
Doch mich im ew'gen Licht verkläre Du!

Wenden wir uns nun zur Betrachtung des „Königsbuches" selbst. Firdusi hat seiner Nation das geschenkt, was nur wenige Nationen (Inder, Perser, Griechen, Franzosen und halb und halb die Deutschen) besitzen, ein National-Epos. Allerdings entspricht das Epos des Firdusi nicht den aus Ilias und Odyssee abstrahirten Schulbegriffen. Es ist nicht ein Einzelgedicht, das sich um eine Einzelhandlung gruppirt, nicht ein griechischer Tempel, in welchem es weiter nichts zu sehen gibt, als die eine Statue in der Cella, sondern ein ungeheurer Palast, mit immer neuen Sälen, Hallen, schattigen Höfen, wunderbaren von Blumenduft und Springbrunngeplätscher erfüllten Gärten. Wer ihn durchwandelt, der meint wohl nur Stunden darin geweilt zu haben; aber es ging ihm, wie jenem Mönche, der hinter dem Vöglein aus dem Paradiese herlief: er hat lange Jahrtausend verträumt. Schlägt er freilich die Augen auf, so wird er auch davon etwas merken, denn hier grüßt ihn die Urzeit, Alles dünkt ihm bekannt, als hätte er das in seiner ersten Kindheit schon geschaut, dort bewundert er Bildsäulen von Helden, die ihn an solche mahnen, wie auch seine eigene Heimat sie verehrt, jene Vertreter edelster Männlichkeit und feurigsten Lebensmuthes, die, wie die Sonne nach ihrem Triumphzuge über den Himmel im Abendrothe dahinsinkt, schließlich vom tückischen Tode erreicht werden; wieder scheint eine neue Zeit angebrochen, neben den Helden hat sich der schlaue Priester gestellt, das Feuer, vom Himmel herab geholt, flammt auf den Altären, der Krieg gilt nicht nur dem nationalen Geiste, sondern auch der Verbreitung des Wortes der Wahrheit, das Zoroaster aus dem Paradiese entnahm. Und weiter geht es: Alexander's Gestalt, freilich in jener morgenländischen Gewandung, wie er sie während seiner letzten Lebensjahre trug, schreitet an uns vorüber, bis wir endlich durch die Sassanidenzeit zu jenem Momente gelangen, wo Persien seine Selbständigkeit an die Araber verlor.

Schack vindicirt den eigentlich epischen Charakter nur dem ersten Theile des Königsbuches, welches die von ihm übersetzten Heldensagen enthält, während er den zweiten mit den mittelalterlichen Chroniken vergleicht. Man kann das Königsbuch in der That mit nichts besser vergleichen, als etwa mit unserer eigenen Kaiserchronik. Nur daß diese das Werk eines Reimschmieds, jenes eines großen Dichters ist, nur daß diese als Untergrund nichts weniger als nationale Sagen enthält, jenes aber den ganzen Schatz derselben geeint hat. Es früge sich übrigens, ob der Unterschied des Eindruckes zwischen der ersten und zweiten Hälfte von Firdusi's Werk auf einen Perser derselbe ist, wie auf uns, die wir bei der zweiten stets die geschichtlichen Motive erkennen, während das Angedenken auch an die Sassanidenzeit den Persern selbst in seiner historischen Deutlichkeit verloren gegangen war. Wie dem nun auch sein möge, ob nun mit dem ganzen oder dem halben Königsbuche hat Firdusi seiner Nation ein nationales Epos geschaffen. Wie dasselbe aber in seiner Form unsern classicisirenden Theorien nicht entspricht, so auch nicht nach seiner Entstehung. Ueber die Entstehung des Epos stellt man meist Doctrinen auf, die dem Zeitverhältnisse entsprechen, in welcher Homer oder die Homeriden zur griechischen Sagenbildung standen. Ein solches Verhältniß hatte vielleicht zum Anfange der Achämenidenherrschaft in Persien bestanden. Allerdings waren zur Zeit Firdusi's die Sagen noch im Volke verbreitet, aber doch die Beziehung des Dichters zu ihnen keineswegs so unmittelbar, wie man es vom epischen Dichter zu verlangen pflegt. Man könnte fast von gelehrten Beziehungen sprechen. Noch unter den Sassaniden hatte man ein sogenanntes Königsbuch angelegt, in welchem auch die sagenhafte Vergangenheit des Landes behandelt wurde und dies ein Vorgänger Firdusi's, Dakiki, in Verse zu bringen versucht. Auf Mahmud's Veranlassung ward die Sammlung der Sagen erweitert, und machen die darauf bezüglichen Bemühungen kaum einen andern Eindruck, als die heutigen Sammlungen von Volksmärchen. Als Mahmud genug Schätze zusammen hatte, gab er Firdusi den Auftrag, sie in Verse zu bringen. Firdusi muß daher recht eigentlich als ein Buchdichter bezeichnet werden. Auch lebten die Sagen wohl kaum noch bei dem mohamedanischen Theile der Bevölkerung fort, sondern nur da, wo sich noch der alte Feuerdienst erhalten hatte. Das beweist, daß die einzige Episode des Königsbuches, welche Firdusi selbst aus mündlicher Ueberlieferung (aus der Erzählung einer seiner Frauen) schöpfte, die Episode von Bischen und Menische eine weit größere Kenntniß der

zoroastrischen Glaubenslehre zur Schau trägt, als alles Uebrige, nur hier begegnen wir dem Namen des Ormuzd und der sieben Amschasyands. Wenn wir nun weiter bedenken, welche Stürme seit dem ersten Entstehen dieser Sagen über Persien dahin brausten, wie das Reich der Achämeniden in den Staub sank, wie die Parther über Persien geboten und endlich die Sassaniden eine Reaktion der zoroastrischen Religion herbeiführten, daß aber auch seit dieser Untergang bis zu Firdusi's Leben wiederum zwei Jahrhunderte entschwunden waren, so werden wir zugeben müssen, daß die Schöpfung eines nationalen Epos nicht an jene engen Bedingungen geknüpft ist, wie wir sie aus der griechischen Literaturgeschichte abstrahirt haben, mit einem Worte, daß ein solches nicht nur unmittelbar aus der Sagenbildung daraus entsteht, sondern auch mit Bewußtsein gedichtet werden kann. Diese Wahrheit ist um so wichtiger, als es bekanntlich viele ästhetische Savigny's gibt, die der Mitwelt jede Berechtigung zu derartigen Versuchen absprechen. Wir leben z. B. entschieden in einer Zeit, wo ein Zurückgreifen in die deutsche Vergangenheit stattfindet, wo die Ketten, mit welchen uns das Christenthum an die römische und jüdische Vergangenheit gebunden hatte, zerreißen. In abstracto läßt sich daher gegen Versuche, wie sie Jordan etwa unternommen hat, nichts sagen. Wenn die Kraft eines Dichters ausreichte, möchte es ihm immerhin gelingen, die Ueberlieferungen unseres Volkes in einem großen Ganzen zu einen und ihm damit ein poetisches Besitzthum zu schenken, wie es nicht größer gedacht werden kann. Die Frage ist nur, ob ein solcher Dichter da wäre, und ob er, wenn er das Talent dazu hätte, auch den Entschluß zur großen That fassen könnte. Denn gewiß gehörte ein Entschluß dazu, als Firdusi sich anheischig machte, Mahmud's Wunsch zu erfüllen, als er die Schreibfeder nahm, um das erste seiner 60,000 Distichen niederzuzeichnen. Vermuthlich gehörte auch ein Schah Mahmud zur Sache, welche bekanntlich eben so selten wie die Firdusi sind.

Ein solcher Dichter könnte vor Allem eins von Firdusi lernen: seine Treue, der Ueberlieferung gegenüber. Daß er dieselben gesichtet hat, unterliegt keinem Zweifel, ebensowenig, daß er sie dichterisch ausgeschmückt, aber er hat sich stets an die Motive derselben, an ihren Kern gehalten. Er hat Beiwerk entfernt, aber sicherlich nicht ganz etwas Neues dem Alterthume inoculirt. Von dieser Ehrfurcht vor der Ueberlieferung ist bei unsern modernen deutschen Dichtern fast nirgends etwas zu spüren. Man sehe sich einmal sämmtlich epische oder dramatische Bearbeitungen deutscher Sagen- und Märchenstoffe seit den Zeiten der Romantiker an, wie da überall, anstatt die Motive möglichst prägnant hervorzuheben, mit der größten Willkühr hinzuerfunden und hinzugedeutet ist. Daß Firdusi dies nicht that, verleiht seinem Werke jenen objektiven Charakter, niemals wird die Poesie der Vergangenheit durch die Beziehungen auf die Gegenwart gestört. Wie klar und anschaulich tritt das altiranische Heldenthum uns vor Augen, wie ganz unähnlich ist die Rolle, welche die Pehlewanen (die großen Vasallen und Helden) unter der Pischdadiern und Kajaniden spielen, der Stellung, welche die Großen des Reichs etwa zur Zeit Firdusi's selbst dem Sultan Mahmud gegenüber einnehmen mochten. Wenn auch der Schah von jeher gleichsam als ein Wesen höherer Art erscheint, bekleidet mit dem mystischen Lichtglanz der Majestät, so ist doch von sklavischem Gehorsam keine Rede, wie wir ihn uns als Kennzeichen des Verhältnisses zwischen Herrscher und Unterthanen im Orient denken, vielmehr erinnert Alles weit eher an unsere eigenen mittelalterlichen Verhältnisse. Man höre nur, wie Rustem den Schah Kai Kawus heruntermacht:

Er rief: Ich bin der Leu, der Mann der Männer,
Wenn ich ergrimme, muß der Schah erblassen!
Wer ist denn Tus*), mich bei der Hand zu fassen?
Gott ist es, der mir Kraft und Macht verlieh,
Und keinem Schah der Welt verdank' ich sie.
Rekschl**) ist mein Königssitz, auf dem ich throne,
Die Welt mein Knecht, der Stahlhelm meine Krone;

*) Gleichfalls ein Pehlewan.
**) Rustem's Roß.

Die Lanze und die Keule sind mein Schutz,
Mit meinen Armen biet' ich Kön'gen Trutz.
Mein Schwert durchflammt gleich einem Blitz die Nacht
Und mäht die Häupter auf dem Feld der Schlacht;
Kein Sklave bin ich, frei ward ich geboren,
Nur Gott, sonst keinem, hab' ich Dienst geschworen.
Die Großen haben mich zum Schah der Welt
Erkoren, mir den Thron zur Wahl gestellt,
Doch König werden hab' ich nicht gewollt,
Nichts hab' ich, als was Recht und Pflicht gewollt;
Hätt' ich den Thron, die Krone angenommen,
Wie wärst Du, Kawus, dann zur Macht gekommen?
Hab' ich die Rede, welche Du geführt,
Verdient? Ist das der Lohn, der mir gebührt?
Zum Thron hab' ich den Kaikobad*) erhoben,
Was wußt' ich da von Dir und Deinem Toben?
Hätt' ich vom Berge Alburs, wo er arm
Und elend lebte, fern dem Menschenschwarm,
Den Kaikobad nach Iran nicht gebracht,
Du hättest nie Dich mit dem Gurt der Macht
Geschmückt und diese Größe nie gesehen,
Die jetzt so dreist Dich macht, selbst mich zu schmähen!

Daß aber dieser stolze Unabhängigkeitssinn sich noch so glühend in den Sagen erhalten hat, ist um so wunderbarer, als in allen denjenigen, welche das Zeitalter des Zoroaster betreffen, nichts mehr davon zu spüren ist. Nur Rustem und sein Vater leben noch in diesem, gehen aber elendiglich zu Grunde, der Dichter läßt gleichsam selber fühlen, daß sie Anachronismen geworden sind. Das ist höchst naiv zur Anschauung gebracht, als Isfendiar, Schah Guschtasp's Sohn, der zoroastrische Glaubensheld, mit dem alten Rustem zusammenkömmt und dieser ihm wie eine gewaltige Hünenfigur aus längst entschwundenen Tagen entgegentritt. Vor Allem staunt Isfendiar über Rustem's unbeschreiblichen Appetit, die Menschen seines eigenen Zeitalters sind offenbar nervöser geworden und haben nicht mehr eine so gute Verdauung. Man höre:

Mit Speisen ward sogleich bestellt der Tisch,
Und Rustem aß so stark drauf ein, so frisch,
Daß sich mit dem, was er im Essen leistete
Isfendiar zu messen nicht erdreistete;
Ein ganzes Lamm ward vor ihn hingestellt
Und ganz allein verzehrte das der Held.
Isfendiar rief aus: Nun sei des rothen
Und edlen Weines ihm ein Glas geboten.
Wir wollen seh'n, ob er des Kawus Kai,
Ob eines Andern er gedenkt dabei!
Ein Becher ward alsbald herbeigeschafft,
Zum Rand gefüllt mit edlem Rebensaft,
Und Rustem leert' ihn auf das Wohl des Schah's,
Nicht einen Tropfen ließ er in dem Glas.
Von Neuem füllte nun ein junger Schenke
Den Becher ihm mit köstlichem Getränke,
Doch Rustem sprach: Mir mundet kein gebrauter
Gemischter Trank, der Wein sei rein und lauter,
Kein Wasser mag ich leiden in dem Becher,
Der edle, alte Wein wird dadurch schwächer.
Bischuten**) gab dem Schenken einen Wink,
Und sprach dann: Hier ist reiner Wein, nun trink!
Das Zelt erklang von frohem Liederschalle
Und über Rustem's Zechen staunten Alle!

Uebrigens dürfte es fraglich sein, ob man den Theil des Heldenbuches, der mit dem Schah Lohrasp beginnt und in dem Isfendiar die hervorragendste Person ist, noch

*) Der erste Schah aus der Dynastie der Kajaniden.
**) Isfendiar's Bruder.

eigentlich zu den alten Heldensagen rechnen kann. Wir haben selbst in Isfendiar es bereits mit einem Wesen zu thun, das vermuthlich auf priesterlicher Erfindung beruht und geschaffen wurde, um den alten heidnischen Helden der Urzeit (denn im Sinne der Ormuzd-Religion konnten sie so genannt werden) entgegengestellt zu werden. Mit Isfendiar selbst ist dies einigermaßen gelungen, wenn auch fast alle einzelnen Züge entlehnt sind; bezeichnend aber für die Unfähigkeit der Priester, das wahrhaft Große an Helden und Königen zu fassen, ist die Figur des Schah Guschtasp selbst, des Beschützers Zoroaster's, der an Erbärmlichkeit und Nichtswürdigkeit des Charakters nichts zu wünschen übrig läßt und durchaus das Urbild eines orientalischen Despoten ist. Auch hat die alte Heldensage einen Abschluß, wie er nicht herrlicher gedacht werden kann; „das Verschwinden des Kai Khosru". Als Kai Khosru sechzig Jahre regiert hat, wird er der Welt überdrüssig und geräth in Furcht, daß er bei längerem Leben in Sünden und Verbrechen fallen möge:

Wenn nun auf einmal sich mein Geist verblendete,
Wenn ich mich plötzlich ab vom Herren wendete, —
Dann würde Gottes Gnade von mir weichen,
So daß man mir vom Haupt die Krone risse,
Daß ich einging in ew'ge Finsternisse
Und, während mich der Weltenherr verstieße,
Auf Erden einen bösen Namen ließe.
Erblassen würde meiner Wangen Schein,
Im schwarzen Staube modern mein' Gebein';
Ein Andrer würde meinen Thron besteigen,
Ihm würde sich mein Glücksstern hold bezeigen,
Indeß mein Geist, der tief von Schuld umnachtete,
Für immer in dem dunkeln Jenseits schmachtete —
Nein, nicht sei dies das Ende meines Lebens,
Nicht dies die Frucht so vielen Müh'ns und Strebens!
Da ich die Welt zu ihrem Glück regiert,
Die Rachethat für Sijawusch vollführt,
Da ich geherrscht als alles Guten Wächter,
Als Schreck der Sünder und der Gottverächter,
Da Wüsten nicht und Aecker nicht geblieben,
Auf die mein Schwert den Lehnbrief nicht geschrieben,
So ziemt mir nun dem Herren Dank zu bringen,
Daß er dies Alles, Alles ließ gelingen!
Mir ziemt es, in das Betgemach zu treten,
Und weinend zu dem höchsten Gott zu treten,
Daß er aus diesem Glücke meinen Geist
Wegnehme, um zum Heil, daß er verheißt,
Ihn an der Sel'gen Aufenthalt zu führen.
Einmal muß ich die Krone doch verlieren,
Und höher hat es Keiner noch an Macht,
An Größe, Ruhm und Glück, als ich gebracht.
Das Weltgeschick, von Lust und Leid erfüllt,
Hat sein Verborgenstes an mich enthüllt:
Ob Ackersmann, ob König Einer sei,
Vom Tod, dem letzten Ziel, ist Niemand frei.

Nach langen Andachtsübungen erhält Kai Khosru vom Himmel eine Botschaft, daß er binnen Kurzem dorthin beschieden werden solle. Die Großen, denen er dies mittheilte, stellen ihn zur Rede, da sie glauben, daß Hochmuth ihn anstachele, seine Antworten sind aber so fromm und demüthig, daß sie ihren Irrthum einsehen und um Verzeihung bitten. Er übergibt nun den Thron an den Lohrasp, bestätigt die Großen in ihren Lehen und Würden, vertheilt seine Schätze. Nun macht er sich auf den Weg ins Gebirge, um die Reise zum Himmel anzutreten. Seine Pehlewanen begleiten ihn; er mahnt sie ab wegen der Fährlichkeiten des Weges und da sie doch nicht mit in den Himmel könnten, aber nur drei, Rustem, sein Vater Sal und Guders hören darauf. So ziehen die Andern unter vielen Mühsalen weiter. Eines Abends rasten sie an einer Quelle und Kai Khosru sagt ihnen, er werde nunmehr entschwinden, sie aber möchten schleunigst umkehren, bald breche ein Schneesturm herein, dann werde der Weg unfindbar sein.

Den Helden füllte sich das Herz mit Kummer
Und traurig streckten sie sich hin zum Schlummer.
Als ob den Bergen in den Morgenstunden
Die Sonne stieg, da war der Schah verschwunden.
Die Großen suchten ringsum ihn und spähten,
Ob in dem Sande, den sein Fuß betreten,
Sich irgendwo ein Zeichen von ihm fände.
Sie forschten in der Wüste, doch am Ende,
Da von Kai Khosru keine Spur zu schauen,
Nichts zu erspäh'n war, gingen sie mit Grauen
Betrübt und nicht begreifend das verworr'ne
Geschick, von Neuem zu dem Wasserborne.
— — — — — — — — — — — —
„Weich ist der Boden, warm die Luft und hell
Und müd' sind wir, was schieden wir so schnell?
Wir wollen ruhen, Speisen erst genießen,
Und ehe wir zum Aufbruch uns entschließen,
Nochmals zur Quelle gehn!“ Drauf stiegen wieder
Sie zu dem Rand der klaren Quelle nieder.
Noch lange von Kai Khosru sprachen sie.
— — — — — — — — — — — —
Von Speise, was sich fand, genossen sie,
Und dann zum Schlaf die Augen schlossen sie.
Auf einmal brach ein Sturm herein, der Bogen
Des Himmels ward von Wolken schwarz umzogen.
Schnee fiel; weiß wie ein Segel ward die ganze
Erdfläche, kaum noch, daß man eine Lanze
Aufragen sah; die Ritter wurden Alle
Vom Schnee begraben, der in dichtem Falle
Herniederstob; sie lagen brunnentief
Versenkt; erst regte noch, indem er schlief,
Sich Einer noch, doch endlich widerstanden
Sie nicht und ihre Lebensgeister schwanden.

Sonderbar ist, daß die Helden, welche sich retten, und, wie schon oben bemerkt, in die zoroastrische Zeit fortleben, eigentlich schon für Kai Khosru Helden der Vorzeit sind, denn selbst Rustem zählt schon hunderte von Jahren. Es ist als wenn das Volk sich von diesen seinen Lieblingsgestalten noch immer nicht hätte trennen mögen und sie erst sterben läßt, als das Zeitalter der Wirklichkeit und Prosa sie unmöglich macht. Daß dieses aber mit Zoroaster anbrach (so märchenhaft derselbe sich für uns ausnimmt), ergibt sich aus der Notiz, daß seit Zoroaster die Diwe (die bösen Geister) sich nicht mehr auf Erden sichtbar zeigen könnten. Stimmt das nicht merkwürdig mit dem Glauben des deutschen Landmannes überein, daß irgend ein geschichtlicher Held die Riesen und Zwerge vertrieben habe, wie man es in Pommern z. B. von Friedrich dem Großen, in anderen Gegenden auch von Napoleon erzählt. Was übrigens den oben berichteten Ausgang der iranischen Heldensage betrifft, so mag noch daran erinnert werden, daß sich auch im Mahabharata ein ähnliches Motiv findet. Die Söhne Pandu's verlieren sich bekanntlich schließlich in den Himalaya und erstarren dort im ewgen Eise.

Es ist ein melancholischer Ausgang, aber melancholisch ist so ziemlich Alles, was die Volkssage berichtet. Sie kennt neben dem Idyll nur die Tragödie, freilich nicht die ausgeklügelte Confliktstragödie der Modernen, sondern jene Urtragödie, deren Motto das Wort des Mephistopheles ist:

Denn Alles was besteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht,
Und besser wär's, daß nichts entstünde.

Wie könnte dann aber auch der naive Mensch anders fühlen? Daß die Idylle der Liebe oft zu einem glücklichen Abschlusse kommt, sieht er, wenn Zweie, die sich liebten, Hochzeit machen; aber König und Bettler, Held und Feigling müssen schließlich ins Grab hinein. So wirft der Tod selbst auf die Liebe seinen Schatten, auch sie muß mit Leiden enden, wie dies ja der Grundgedanke des Nibelungenliedes ist. Die persische

Heldensage unterscheidet sich in einer Beziehung von der deutschen — sie bringt selbst ein Verhältniß zum tragischen Ausgang, das wenigstens bei uns ein idyllisches Ende nimmt. Es ist dies der Kampf zwischen Vater und Sohn, wie ihn unser Hildebrandslied schildert. Hildebrand und Hadubrand erkennen sich schließlich; aber Rustem und Sohrab erkennen sich nicht, das tückische Schicksal vernichtet eine Möglichkeit nach der andern, die sie aussöhnen könnte, und erst als es zu spät ist, erfährt der beklagenswerthe Vater, daß er den eigenen Sohn getödtet hat. An Liebesidyllen ist dagegen kein Mangel, man denke an „Sal und Rudabe", an „Bischen und Menische." Die häufigste Figur ist aber diejenige, welche wir oben gewissermaaßen als den ermordeten Sonnenhelden bezeichnet haben: zuerst Fredsch, der von seinen Brüdern Salm und Tur getödet wird, dann der herrliche Sijawusch, die erhabenste Gestalt des ganzen Sagenkreises und endlich auch Issendiar.

Daß der Grundton Firdusi's deßhalb ein durchaus trübsinniger, pessimistischer ist, kann weiter nicht auffallen. Mit der „unbekümmerten Lebensfreude" der Urwelt ist es überhaupt nicht so weit her, und wer etwa die Helden derselben nur so darauf los leben lassen wollte, würde sehr wenig dem Vorbilde entsprechen, wie es etwa Ilias und Nibelungenlied geben. Es scheint mir deßhalb der Versuch Spiegel's*), die pessimistische Weltanschauung des Königsbuches aus den Ansichten einer gewissen zoroastrischen Sekte, der Zervaniten, abzuleiten, ziemlich unnöthig; diese ist durch die Sagen selbst von vornherein gegeben. Wenn sie aber, was nicht zu leugnen ist, bei Firdusi weit energischer auftritt, als in der epischen Dichtung irgend eines andern Volkes, so liegt das einmal in der Entwickelung, welche die Sagen selbst durchgemacht, weiter in dem Verhältniß, in welchem Firdusi zu denselben stand.

Es kann in dieser Hinsicht keinen größeren Unterschied geben, als zwischen der Sagenwelt der Inder und der Perser. Bei den Indern ist selbst der Bestandtheil ihrer epischen Sagen, der geschichtlich war, zum Mythus geworden, während die Perser den Mythus selbst zur Geschichte auseinander gezogen haben. So wird im Ramayana aus den Kriegszügen ins Dekhan und der Eroberung von Ceylon ein Kampf mit dem Dämonen Rarana und die schwarzen Ureingeborenen sind zu Unterthanen des Affenkönigs Turan geworden. Umgekehrt sind in Persien in Folge des ethnischen und geschichtlichen Gegensatzes zwischen Iran und Turan selbst die Dämonenkämpfe, welche ursprüngliches gemeinsames Besitzthum aller arischen Stämme sind, zu historischen Ereignissen, zu Episoden dieses großen historischen Kampfes gemacht. Das Hauptmerkmal am Begriffe des Geschichtlichen ist nun jedenfalls das, daß es außerhalb des Einzellebens liegt, daß dies ihm unbedingt geopfert wird. In dem Sagenkreise der mit dem Verschwinden des Kai Khosru endet, ist dieser geschichtliche Begriff streng durchgeführt, Alles strebt dem letzten Ziele zu, dem Siege Irans über Turans und somit hätten wir hier an und für sich in nuce ein Abbild der Weltgeschichte, von außen betrachtet, durchaus ein Optimum. Allein der natürliche Mensch ist nun noch nicht so von philosophischen Sophismen beherrscht, daß er aus der Erreichung dieses letzten Zieles ein Trostmittel für die herleitete, die um dasselbe leiden und sterben mußten. Ja, er weint nicht nur über Sijawusch Thränen, sondern selbst über das Unheil, welches Turans großen König Afrasieb trifft, so daß im Einzelnen sich stets der Pessimismus Bahn bricht. Aber die Sage spann sich weiter fort, sie zeugte aus sich selbst heraus neue Zeitalter. Diesen folgten die wirklich historischen und immer noch blickten die Perser von diesen herab auf sie zurück. Es ist, als wenn die beiden arischen Nationen Asiens, die Inder und Perser, nicht sterben könnten. Die Inder jedoch haben sich diese Unsterblichkeit leicht gemacht; sie vergessen consequent alles Geschichtliche — haben sie doch nicht einmal eine Erinnerung mehr an die Entstehung und den Untergang des Buddhismus. Die Perser hingegen kränken nicht nur ihnen, sondern auch den europäischen Völkern gegenüber an einem allzustarken historischen Gedächtniß (es versteht sich, daß wir dabei nur an das historisch-poetische Volksbewußtsein denken, und nicht etwa an die durch

*) Eranische Alterthumskunde. II. 192.

Gelehrsamkeit vermittelten Kenntnisse). So ist denn der oben citirte Spruch aus Faust für sie der Weisheit letzter Schluß geworden. Daß dies heute noch ganz anders der Fall ist, als vor neun Jahrhunderten, zur Zeit Firdusi's, ist begreiflich. Die Wirkungen dieser Anschauung auf den Volkscharakter schildert uns vortrefflich Graf Gabineau in seinen beiden Büchern „trois ans dans l'Asie" und „les religions et philosophies de l'Asie centrale." Man stelle sich nur vor, daß der jetzige Schah seinen Eintritt in das Gotteshaus von der Geistlichkeit erkaufen muß, weil er nicht legitim, d. h. kein — Sassanide ist. Welches Gedächtniß! Daß ein Volk, das so viele Reiche auf und niedergehn sah, bald sich selbst halb Asien beherrschend erblickte, wie noch jüngst unter Schah Nadir, bald zu Boden getreten und fast ohne die Möglichkeit noch zu athmen, nur noch Resignation und Passivität kennt, und wie ein Zuschauer die Weltereignisse geschehen läßt, ist, wenn auch beklagenswerth, doch begreiflich. Wenn nun auch Firdusi vor Dschingiskhan und Timur lebte, so sah doch auch er bereits auf eine Vergangenheit zurück, die es erklärt, daß auch er Alles mit jenem gesteigerten historischen Pessimismus betrachtet. Er wird nicht müde, die Lehre von der Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles Irdischen einzuprägen, die Gefühllosigkeit und Tücken des Schicksals anzuklagen, das nicht frage, ob Jemand tugendhaft ist oder ein Bösewicht, ob er an Ahriman glaubt oder Gott den Einen. Es ließe sich ein ganzes Brevier solcher Stellen allein aus den von Schack übersetzten Theilen des Schahname zusammenstellen — wir citiren aufs Geradewohl als Beispiel:

I, 144. Und Alles war vorbei! — die du ihn nährtest,
An deiner Brust, o Welt, warum gewährtest
Du ihm nicht Rettung? Schützest du denn Keinen?
Dein Treiben und dein Thun muß ich beweinen!
Und du, o Mensch, sieh mit getrübtem Blick
Mit Gram und Sorge auf dies Weltgeschick.

II, 240. Nach rechts und links mich auf der Erde wend' ich,
Wo aber, sagt mir, einen Haltpunkt fänd' ich?
Der Eine frevelt und wird reich beglückt,
Als Sklave liegt die Welt vor ihm gebückt,
Der Andre thut nur Gutes und zum Dank
Läßt ihn das Schicksal welken, siech und krank.
Doch klage nicht um dieses Sein hienieden,
Laß es nicht stören Deiner Seele Frieden;
Seit Anbeginn war es verrätherisch,
Von tausend Widersprüchen ein Gemisch,
Und wißt, ihr, die ihr hier auf Erden irrt,
Nur kurz währt, was aus ihm geboren wird.

III, 118. So ist die Welt voll Trug und Gleißnerei,
Im Drangsal steht sie Keinem siegreich bei,
Was sie verspricht, bewährt sie nicht durch Thaten,
Ihr zu vertrauen läßt sich Keinem rathen.

Aber diese Stimmung hat Persien nicht abgehalten, von Zeit zu Zeit aufs Neue eine Rolle in der Weltgeschichte zu spielen. Wollen wir selbst Nadir Schah, der, wie der heutige Gebieter Persiens, von Abstammung ein Turanier war, nicht mitrechnen, so liegt doch die Zeit Abbas des Großen nicht so gar weit zurück, und wer sich einmal mit den großartigen Gebäuden dieses Fürsten in Ispahan bekannt gemacht und damit die Zustände des heutigen Teheran vergleicht, der sieht, was Persien sein kann und was es ist. Auch die Heldensagen schildern uns ähnliche Niedergänge der Iranier vor Allem in der (von Schack nicht übersetzten) Sage vom Sohak, welche vermuthlich eine Erinnerung an die Herrschaft der Semiten der Euphratländer über Persien ist. Also aber lautet die Geschichte von der Befreiung des Landes. Sohak, der Tyrann mit den Schlangen auf seinen Schultern, welche täglich mit Menschenhirn gefüttert werden mußten, berief eine Versammlung seiner Großen und forderte sie auf ihm ein Zeugniß auszustellen des Inhalts, daß er stets nur das Gute und Rechte wolle und es ausübe. Und wirklich, so

sehr war die Wahrhaftigkeit und der Muth der Großen gesunken, daß sie sich nicht scheuten, dies Schriftstück durch ihre Namensunterschrift zu bekräftigen. Da hörte man, während die Versammlung noch vereint war, von außen des klägliche Geschrei eines Bedrückten, der kam, um bei dem Könige sein Recht zu suchen. Es war Kawe, der Eisenschmied aus Ispahan, den man alle seine Söhne bis auf einen genommen hatte, um die Schlangen des Königs damit zu füttern und dem man jetzt auch diesen letzten entreißen wollte. Der König erkannte die Rechtmäßigkeit seiner Klage an und gab ihm seinen Sohn zurück, dafür aber verlangte er, auch Kawe solle seinen Namen unter das Zeugniß setzen, welches die Großen des Reiches soeben ausgestellt hatten. Als aber Kawe dies Zeugniß gelesen, schrie er laut auf und machte Jenen wegen ihrer Feigheit zornige Vorwürfe. Er erklärte, niemals ein solches Schriftstück unterschreiben zu wollen, trat dasselbe mit Füßen und verließ mit seinem Sohne den Audienzsaal. Erstaunt fragten die Großen den Sohak, wie er einen so kühnen und trotzigen Mann ungefährdet ziehen lassen könne, der sich ohne Zweifel sofort zu Feridun (dem Abkömmlinge der rechtmäßigen iranischen Könige) begeben werde. Da gestand Sohak, beim Sprechen Kawe's habe sich seiner eine unaussprechliche Angst bemächtigt und ihm geschienen, als ob sich ein eiserner Berg zwischen ihm und jenem aufthürme, so daß es unmöglich war, demselben ein Leid anzuthun. Kawe wirbt nun offen zum Aufstande. Das Fell, mit welchem die Schmiede bei der Arbeit ihre Füße zu schützen pflegen, wird das Banner, um welches sich Feridun's Anhänger schaaren. Dieser läßt es mit Edelsteinen reich verzieren und macht es zum Reichsbanner*).

Als solches sehen wir das Fell des Schmiedes von Ispahan in allen Schlachten zwischen Iran und Turan bei Firdusi den Iranern vorangetragen. Wir würden überhaupt irren, wenn wir annähmen, jener historisch-philosophische Pessimismus thäte irgendwie dem Kampfesmuthe und dem Stolze auf die Nationalität Eintrag. Beide sind trotz alledem der Lebensathem von Firdusi's Helden. Und ich meine, eine Nation die sich solcher poetischer Erinnerungen und eines gewaltigen Dichters, wie Firdusi rühmen kann, wird nicht elend dahinsiechen und verkommen, ich meine auch für Persien wird es noch einen Auferstehungstag geben, zumal neben den eigentlichen Persern noch zahlreiche iranische Stämme — wie Kurden, Afghanen ꝛc. vorhanden sind, die sich noch der vollsten, man möchte sagen rohesten Jugendkraft erfreuen.

Hochbedeutsam ist die Erklärung, welche die heutigen Parsi der Sage vom Kawe geben. Diesen zufolge ist es die Macht der aufrichtigen Sprache und der Wahrheit, die durch Kawe's Beispiel sinnbildlich dargestellt wird und dieser gegenüber ist Sohak und sein lügenhafter Hof gänzlich ohnmächtig. Soll Persien sich regeniren, so muß die aufrichtige Sprache und die Wahrheit wieder zu Ansehn gelangen. Schlimmer noch als die Verkommenheit des Landes ist die Verlogenheit des Volksgeistes. Der Mohamedanismus ist nicht nur für den sittlichen Ruin der Nation verantwortlich, er ist vor Allem eine große Lüge. Nicht nur, daß die Perser officiell als Schiiten seine Dogmen so umgewandelt haben, daß kaum etwas von der einfachen Religion des Arabers übergeblieben ist, selbst dieser Rest ist ihnen so wenig sympathisch, daß man als die eigentliche Religion des Landes die systematische Heuchelei bezeichnen könnte. Ich verweise in dieser Hinsicht auf die bereits genannten Bücher des Grafen Gabineau. Der Mohamedanismus paßt eben gleichwenig für das Gemüth der Nation, wie die arabische Schrift für ihre Sprache. Daß übrigens der Geist der Wahrheit nicht ganz erstorben ist, daß er bereits Zeugen für seine Existenz gestellt hat, das beweisen die mannigfachen religiösen Bewegungen, welche Persien in diesem Jahrhundert durchgemacht hat. Noch freilich litten dieselben an phantastischer Ueberschwenglichkeit und scheiterten deßhalb selbst an jener traurigsten aller Wirklichkeiten, indessen ich zweifle nicht, daß dereinst noch das einfache gerade Wort gefunden werden wird, welches die nothwendige Umwälzung vollbringt und dem Volke Firdusi's ein menschenwürdiges Dasein zurückgewinnt.

---

*) Spiegel, l. c. I. 539 ff.

Lesefrüchte.

Plaudereien

von F. Groß.

Erschrecken Sie nicht. Die Ueberschrift dieser Zeilen läßt Fürchterliches ahnen: eine Sammlung von Citaten, von Erinnerungen an „Eselsohren“, mit denen man seine Lieblingsbücher geschmückt hat, eine Collection von sinnigen Aussprüchen berühmter Schriftsteller, kurzum eine Art von Anthologie im Kleinen, wie die „Dichtergrüße“ oder „Deutschlands Töchteralbum“ im Großen sind. Der Schein trügt. Unter „Lesefrüchten“ verstehe ich keine Zusammenstellung von Fettaugen unserer Literatur und Poesie, sondern einige Betrachtungen, auf welche ich durch jahrelange Lektüre gebracht wurde.

Die meisten Leute denken sich irgend etwas, wenn sie Bücher lesen, oft sogar mehr als diejenigen, die sie geschrieben, aber je nach Naturell und Denkart, gewinnt der Leser erheiternde oder betrübende Endeindrücke, denn er liest sich — nach Goethe — in das Buch hinein, aus dem Buche heraus ... Junge Damen namentlich, die eine Leihbibliothek ins Herz geschlossen haben, freuen sich unsäglich darüber, wenn man vor ihren Augen einen Chimborasso neuester Belletristik aufthürmt, um ihnen die Wahl zur Qual zu machen.

„Ist sonst nichts erschienen?“ fragen sie dann in der Regel, und sie verzeihen es der Marlitt nie und nimmer, daß sie nicht jeden Samstag einen Band von sich gibt.

„Wie anders wirkt das Zeichen auf mich ein!“ Ein unheimliches, banges Gefühl überschleicht mich, sehe ich die Menge von neuen Erzeugnissen der schönen Literatur, diese täglich steigende Sintfluth von Vers und Prosa, von Roman und Drama. Mir ist, als erkennte ich in der Buchdruckerkunst den Zauberlehrling, der die Geister, die er rief, nicht mehr zu bannen vermag. Immer gespenstischer wächst diese Fluth, wächst dem Gebildeten über den Kopf, und als immer wiederkehrende Lesefrucht drängt sich mir die Frage auf:

„Was endlich?“

Wie es Leute gibt, die aus Furcht vor dem Tode allen Leichenbegängnissen ausweichen, so gehe ich Verlagskatalogen aus dem Wege, denn jeder von ihnen bedeutet mir unerträgliche Zukunftsmusik. Nicht als bezweifelte ich, daß auch künftighin Werthvolles und Interessantes auf den Büchermarkt gelangen werde — nein, aber ich schaudere davor zurück, wie dieses Werthvolle und Interessante sich vermehren, bis der einzelne Mensch endlich als hilf- und rathloses Zwerglein der Weltliteratur gegenüberstehen wird ... „Was endlich?“ Gibt es für die Literatur einen Ruhepunkt, einen Höhepunkt? Strebt sie gewissen Zielen zu, und wird mein Enkel, der ihre Ziele kennt, der Mühe enthoben sein, die Wege, welche sie zurücklegen mußte, zu studieren? Wohin soll die stets sich erneuernde Produktion eigentlich führen? Wird die Menge des Lesenswerthen nicht endlich derart zunehmen, daß ein Menschenleben nicht hinreicht, um es dem Geiste eines Sterblichen einzuprägen?

Freilich, eine große Anzahl von modernen Produkten lebt wie die Eintagsfliege. Kommen und Verschwinden ist das Werk kurzer Zeit. Der Weise von Frankfurt stellte mit seiner harten Unerbittlichkeit fest, daß die meisten Bücher besser ungeschrieben geblieben

wären, und daß die Zahl der guten Bücher sich zur Zahl der schlechten verhalte wie 1 : 100,000. Aber diesen Ziffernsatz einmal auf seine natürliche Größe reducirt, wird man zugestehen, daß selbst das Gute der neueren literarischen Hervorbringungen nach zwei oder drei Jahrhunderten einen derartigen Umfang erreichen muß, daß nicht leicht Jemand auch nur die Literatur seiner eigenen Nation gründlich kennen wird. In China gilt Jeder, der perfekt zu lesen versteht, als Mann der Gelehrsamkeit; ich sehe die Zeit voraus, da man in Europa einen Fachmann, der die Titel auch nur der allerbedeutendsten Literaturerscheinungen seiner Nation herzusagen weiß, unter die Weisesten zählt. Zur Zeit Napoleon III. rechnete ein Franzose, der nichts Besseres zu thun hatte, aus: ein Mensch, der täglich vierzehn Stunden lese, brauche achthundert Jahre, um sämmtliche Bücher der kaiserlichen Bibliothek zu Paris zu lesen. Und dabei ist vergessen worden, zu sagen, daß in diesem Falle nur die schon vorhandenen, aber nicht die noch zu erwartenden Bücher in Betracht kommen dürfen. Der Zeiger an der Uhr steht nicht stille. Ein Tropfen nach dem anderen rollt in den Ozean. So ists mit der Literatur. Indem man das Neue kennen lernt, ist dieses auch schon durch Neuestes überholt, und indessen ich ein von der Druckerschwärze noch feuchtes Buch aufschneide, arbeiten tausende Pressen, um Bücher, die ich noch nicht kenne, zu erzeugen, und zur selben Minute schaffen Poeten und Autoren in ihren Winkeln rastlos weiter, um den Druckpressen wieder neues Material zu liefern, und wenn ich diese schwindelerregende Perspektive ausdenke, kömmt mir die Frage auf die Lippen:

„Wie wird die Bibliothek meines Enkels beschaffen sein?"

Man bedenke, daß die literarische Schaffenslust wächst, daß heute mehr geschrieben wird als je und daß dem neuen Buche ein Buch über das Buch und allenfalls auch ein Anti-Buch gegen das Buch über das Buch auf dem Fuße folgt.

Immermann's „Münchhausen" erzählt von einem französischen Schriftsteller, daß er „mit der linken Hand die Blätter des pergamentenen Folianten umschlug, der vor ihm lag" und mit der rechten gleichzeitig ein Buch darüber oder daraus schrieb, so daß, wenn er „links ein Folio fertig gelesen hatte, ihm rechts ein Octavband abgegangen war." Seit Anno Immermann hat sich die Schreibsucht noch wesentlich gesteigert, mit ihr aber auch die Menge der Anthologien — ein charakteristisches Zeichen der Zeit. Schon heute wagen Tausende sich nicht mehr direkt an die kastalische Quelle heran; sie lieben es, sich einen Extrakt aus den herrlichsten Dichtungen, einen Parfum aus allen erdenklichen Gattungen Poesie — so eine Art Eau de mille génies — bereiten zu lassen. Die Zukunft aber gehört ganz und gar der Anthologie, oder eigentlich den Anthologien aus den Anthologien.

Die Wissenschaft erwirbt, aber sie verzehrt auch. Die Literatur sammelt nur an, und eines Tages wird sie mit dem, was sie zusammengescharrt, wahrlich nichts zu beginnen wissen. Die Wissenschaft vervollkommnet sich. Die Literatur erweitert sich nur. Der Astronom von heute mag über die Vorstellungen der Pythagoräer lächeln, denn er weiß mehr als diese. Aber kein neuerer Dichter wird verfehlen, sich vor Homer in den Staub zu beugen, denn er macht es nicht besser als dieser. Die Literatur entdeckt keine neuen Gesetze, welche ältere aufheben, sie repräsentirt in der geistigen Welt ein Unendliches. In den Naturwissenschaften kann ich eine hohe Stufe erreichen, ohne mich etwa in den geocentrischen oder anthropocentrischen Irrthum vertieft zu haben. Ich kenne die Literatur nicht, wenn ich nicht ihre frühesten Aeußerungen — insoferne sie vorhanden — in mich aufnehme. Was ich hier meine, hat Viktor Hugo, dessen Sache sonst die Präcision allerdings nicht ist, klar und bestimmt ausgedrückt: „Ein Gelehrter verdrängt den anderen, aber ein Dichter verdrängt nicht den anderen." Hugo will damit die Erhabenheit, die Unvergänglichkeit dichterischer Schöpfung kennzeichnen. Für den Zweck dieser Zeilen beweist der citirte Ausspruch aber nur, daß die Frage: „Was endlich?" dem mit Literatur, aber nicht dem mit exakter Wissenschaft Beschäftigten sich aufdrängt.

In tausend Jahren, wenn Darwin's Theorie einmal in Fleisch und Blut der Menschheit übergegangen, einmal ihre letzten Consequenzen gezogen hat, und in nichts

mehr bloße Hypothese ist, dann wird man kaum mehr zu lesen brauchen, was Darwin selbst geschrieben. Man schaut dann weithin in die Runde von der Spitze eines Thurmes, zu welchem Darwin den Grundstein gelegt. Den letzteren zu betrachten, mag Einem dann erspart bleiben. Aber in tausend Jahren, und hätte es inzwischen Dichterheroen zu Dutzenden gegeben, wird der Gebildete nach wie vor die Pflicht haben, die „Odyssee" und die „Iliade", „Faust", „Wahlverwandtschaften", „Wallenstein" und „Hamlet" zu kennen — all' die Perlen, an denen wir uns heute ergötzen, und denen bis dahin andere Meisterwerke gefolgt sein werden. Woher wird aber der Gebildete Muse, Kraft des Geistes und Körpers, Ausdauer, Geduld nehmen, woher ein so langes Leben, um in Sachen der Literatur auf dem Laufenden zu bleiben?

Man wird nach und nach dahin kommen, ein sehr sinniges Projekt Giacomo Leopardi's zu verwirklichen. Der düstere, italienische Dichter machte den Vorschlag zur Errichtung eines „Ateneo di ascoltazione", in welchem Dichter ihre Werke gegen Bezahlung vorlesen — das heißt: sie bezahlen jedem Besucher eine bestimmte Gebühr, und schläft der Zuhörer ein, so hat dieser ein Drittel des erhaltenen Betrages zurückzuerstatten. Das Mittel ist nicht übel, um dem Ueberwuchern werthloser Publikationen zu steuern. Vom Schlechten und vom Mittelmäßigen sehe ich ohnehin schon ab, indem ich an die Zukunft denke. Selbst die Perspektive auf das Gute macht den Kopf wirbeln. Was soll geschehen, auf daß nicht einstens, Dank der Literatur, die ganze Welt zu einer einzigen, riesigen Irrenanstalt werde? Soll ein neuer Amru alexandrinischen Andenkens sämmtliche Bibliotheken, Buchhandlungen und Buchdruckereien der Erde vernichten? Sollen wir zum Naturzustande von Rousseau's Musterzöglinge Emile zurückkehren? Sollen wir von der Vorsehung erbitten, sie möge unsere Enkel alt werden lassen wie Abraham und Isaak, damit sie sich in der Literatur zurechtfinden?

Scherz bei Seite, ich glaube, der Staat wird sich einmengen müssen, um da einen gordischen Knoten zu zerhauen, er wird daran gehen müssen, eine Weltkonferenz von Juristen einzuberufen, und von dieser Gesetzesvorlagen ausarbeiten zu lassen, welche dann von den einzelnen Landesregierungen aufzugreifen und zu sanktioniren wären. Vor Allem muß der Gesetzgeber festsetzen, in welchem Alter man beginnen dürfe, nichtwissenschaftliche Bücher zu lesen. Die Lektüre selbst wird auf verschiedene Klassen und Kasten der Gesellschaft vertheilt, und auch nach Geschlecht und Altersstufe muß der Lesestoff gewählt werden. Hiedurch ist die Eventualität vermieden, daß in den Menschenköpfen eines Tages eine Verwirrung entstehe, wie beim Thurmbau zu Babel, und der oder die Einzelne lernt dabei doch einzelne Literatur-Zweiglein kennen. Alle zehn Jahre findet ein großes Auto-da-fé statt, bei welchem alle jene Bücher Vernichtung erfahren, die von einer behördlichen Kommission als überflüssig erkannt wurden. Die einmal verbrannten Bücher dürfen weder neu gedruckt noch in Abschriften weiterverbreitet werden; wer Exemplare von denselben besitzt und sie nicht der Behörde abliefert, verfällt einer Geld- oder Freiheitsstrafe. Der Staat schreibt Jedermann vor, wie viele Bücher er höchstens kaufen darf — welcher Schmerz für das deutsche Publikum! — und nur gegen amtlichen Erlaubnißzettel ist ein Buchhändler berechtigt, Druckschriften auszufolgen. Die Leihbibliotheken werden geschlossen; an Mittellose vertheilt die Behörde Bücher, sowie letztere auch Leute anstellt, die über Literatur-Fragen Auskünfte ertheilen, unter Anderem einen Staatsbeamten, welcher die Namen aller in Deutschland erscheinenden kritischen Blätter auswendig weiß. Für eine wichtige Bestimmung halte ich es auch, daß jeder Staat unerbittlich daran festhalte, soundsoviele Bücher, und nicht um eines mehr, dürfen innerhalb seines Bereiches veröffentlicht werden. Bei Bestimmung der betreffenden Zahl müßten die Rathschläge von Nervenärzten und Psychiatern Beachtung erfahren, denn schreiten Produktion und Leselust progressiv fort, so muß mein Enkel über seine Bibliothek verrückt werden!

Die hier nur angedeutete Idee der Staatshilfe in dieser Frage sei den deutschen Gesetzgebern dringend empfohlen. Schreiber dieser Zeilen wird sich belohnt fühlen, wenn auf seine bescheidene Anregung hin ein „Deutsches Literatur-Reichs-Amt" zu Stande kömmt.

Zur Philosophie des Unbewußten.

Von O. S. Seemann.*)

Sieben Auflagen hat sie erlebt und viel von sich reden gemacht, die Philosophie des Unbewußten, was lehrt sie denn eigentlich? Das läßt sich recht kurz zusammenfassen, sie lehrt: Das Unbewußte ist das unbekannte positive Subjekt, in welchem unbewußter Wille und unbewußte Vorstellung in Eins gefaßt sind. Was wir die Welt nennen, ist die Erscheinung dieses unbekannten Subjekts. In seiner Erscheinung gelangt das unbekannte Subjekt mehr und mehr zum Bewußtsein, daß es den ungeheuern Fehler begangen hat, erscheinen zu wollen, und gibt sich nun Mühe, den begangenen Fehler dadurch wieder gut zu machen, daß es in den ursprünglichen Zustand des Nicht-erschienen-seins zurückkehrt. Zu diesem Zwecke entwickelt das Unbewußte das Bewußtsein bis zu der Stärke, welche genügt, den Willen ins Nichts zurück zu schleudern, schleudert ihn ins Nichts, und damit hat der ganze Prozeß und die Welt ein Ende. Ob für immer, das hängt vom unbewußten Willen ab, der kein Gedächtniß besitzt und das Stück von neuem beginnen kann, sobald er will. —

Mit Trüffeln stellt jeder Koch eine Trüffelpastete her, aber der wahre Meister bringt zerschnittene Korke auf die Tafel, ohne daß die Mehrzahl der Speisenden es merkt. Etwas Aehnliches hat Herr v. Hartmann vollbracht. Allein, wie groß der Erfolg seines Buches auch war, es fand sich eine beträchtliche Zahl denkender Männer, die theils energischen Protest erhoben, theils nur die Achseln zuckten und meinten, die Seifenblase werde von selbst zerplatzen. Da erschien 1872 eine Broschüre: „Das Unbewußte vom Standpunkt der Physiologie und Descendenztheorie." Der Verfasser hatte sich nicht genannt. Er beleuchtete kritisch den naturphilosophischen Theil der Philosophie des Unbewußten, sah verächtlich hinunter auf die bisher laut gewordenen Tadler, überschüttete Herrn v. Hartmann mit Lob, vernichtete jedoch vollständig so wesentliche Grundstücke des damals bereits in vierter Auflage vorhandenen Werkes, daß zum mindesten ein totaler Umbau des Ganzen erforderlich schien. Herr v. Hartmann baute indessen nicht um, sondern ließ ruhig die weiteren Auflagen seines Buches verkaufen; entweder hielt er sich nicht für geschlagen, oder das Geschäft brachte es mit sich. Der Arbeit des Anonymus spendeten alle diejenigen Beifall, welche die Philosophie des Unbewußten unbrauchbar fanden, Herr v. Hartmann und der Anonymus zusammen genommen, hatten also das gesammte Publikum für sich, — als das Gerücht auftauchte, der Widerleger des Herrn v. Hartmann und Herr v. Hartmann, der Widerlegte, seien ein und dieselbe Person. Leute, die mit ernsten Dingen nicht Scherz treiben mögen, wollten an solch eine Mysti-

*) Wir sind mit dem vorstehenden Aufsatz nicht einverstanden, aber seine geistvolle Schreibart macht uns die Befolgung des „audiatur et altera pars" zu einer angenehmen Pflicht. Eduard von Hartmann selbst wird einer gegnerischen Stimme, durch welche der Wahrheitseifer so deutlich durchdringt, mit Aufmerksamkeit zuhorchen müssen. D. Red.

fication nicht glauben, allein nun hat jeder Zweifel ein Ende. Die Sache ist wahr. Herr v. Hartmann nennt in der Vorrede einer neuen Sammlung von Aufsätzen, die er herausgibt, jene Schrift die seine, und zugleich läßt er ankündigen, sie befinde sich in zweiter Auflage unter der Presse, sie sei „allseitig als die beste unter den zahlreichen Gegenschriften gegen die Philosophie des Unbewußten und als die bedeutendste neuere Leistung auf dem Gebiete der Physiologie der Geistesfunktionen anerkannt;" in der zweiten Auflage erkläre „der Verfasser den Text der ersten Auflage für eine bloße Zwischenrede in dem literarischen Dialog seiner übrigen Schriftenreihe" und füge „die betreffenden Erläuterungen und Widerlegungen im Vorwort und in fortlaufenden ausführlichen Anmerkungen hinzu;" das Werk sei „als Polemik eines Autors mit sich selbst ein Unicum in der gesammten bisherigen Literatur" und beanspruche „in gleichem Maße das Interesse der Naturforscher wie der Philosophen." Der Anonymus streut Herrn v. Hartmann Weihrauch, Herr v. Hartmann vergilt dem Anonymus Gleiches mit Gleichem, Herr v. Hartmann und der Anonymus sind ein und derselbe, Herr v. Hartmann tritt mit einem neuen System der Philosophie auf, widerlegt sein System, widerlegt dann die Widerlegung und kann das Spiel fortsetzen zu eigenem Nutzen und des Publikums großem Ergötzen, bis Beide, er und das Publikum, oder einer von Beiden es satt bekommen, was lange dauern wird, denn mundus vult decipi und die Nachfrage ladet das Angebot herbei. „Ueber die Verlogenheit des modernen Lebens" hat Herr v. Hartmann in die „Neuen Monatshefte" einen sehr pikanten Essay geliefert, und ein umfangreiches Werk über Ethik steht von ihm zu erwarten.

„Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus in ihrer Stellung zu den philosophischen Aufgaben der Gegenwart," so lautet der erste Titel der erwähnten Sammlung von Abhandlungen, in welchen der fruchtbare Schriftsteller sich die Brust erleichtert. Diesesmal turniert er nicht glimpflich sich selber in den Sand, sondern wehrt sich mit scharfen Waffen „gegen die beachtenswerthesten Angriffe seiner verschiedenen Gegner," vor Allem sind es F. A. Lange, der zu früh gestorbene Verfasser der „Geschichte des Materialismus", und dessen Vertreter Hans Vaihinger, gegen die er sich zu vertheidigen sucht. Beide sollen ihn vielfach mißverstanden haben, dafür mißversteht er sie auch nach besten Kräften, und seine Kräfte sind wirklich bedeutend. Er hat einen scharfen Verstand, umfassende, wenn auch bisweilen nur oberflächliche Kenntnisse*), seltene Energie, tropische Unverfrorenheit und, was ihn am meisten auszeichnet, er handhabt den philosophischen Jargon so ungemein virtuos, daß er mit Worten mindestens eben so geschickt sein Spiel treibt, wie der gewandteste Taschenspieler mit schimmernden Kugeln. Da stehen die Becher. Unter dem Lange'schen zeigt sich, Jedermann sichtbar, die Lehre, daß unsere Weltauffassung von unserer psycho-physischen Organisation abhängt. Eins, zwei, drei — die unanfechtbare Doktrin ist verschwunden, und statt ihrer zeigt uns der Tausendkünstler unter dem Lange'schen Becher die Thorheit: die Welt ist „nur die ureigenste Schöpfung" unseres Geistes (pag. 116). Lange's „Standpunkt des Ideals" verwandelt sich unter Herrn v. Hartmann's fingerfertigen Händen in „eine Lüge, die wir hätscheln sollen" (pag. 85), und Lange's Nachweis, daß alle Metaphysik nothwendigerweise Dichtung sein müsse, bekommt durch die Escamotirung des Werthunterschiedes der Dichtungen, auf welchen Lange den Hauptaccent legt, und durch welchen er die Kluft zwischen Hirngespinnsten und Ideen aufzeigt, ein völlig verändertes Ansehen. Freilich hat Lange den Werth der v. Hartmann'schen Metaphysik außerordentlich niedrig veranschlagt, er hat sie auf gleiche Stufe mit dem devil-devil des Australnegers gestellt. Herr v. Hartmann weiß zwar unendlich mehr als ein Australneger und sehr viel mehr als die meisten Europäer, aber wo sein Wissen aufhört, da stellt allemal „das Unbewußte" zur rechten Zeit sich ein, wie das devil-devil beim Papua, wenn dessen Erklärungsvermögen zu Ende ist. Auch von anderen Seiten hat Herr v. Hartmann gehört, man brauche „das Unbewußte" nicht, wo man wisse, und wo man nicht wisse,

*) Den Beweis findet man in dem originellen Werk „Grenzen der Philosophie" von Wilhelm Tobias. Berlin 1875. G. W. F. Müller. Seite 178—210.

könne man „das Unbewußte" nicht brauchen, aber nichts hat ihn so in Harnisch gebracht als Lange's devil-devil.

„Das Unbewußte" soll zu Stande kommen, wenn man die Prädikate „materiell" und „bewußt" verneint, und diese beiden Negationen mit dem Begriff des Seins zusammenbindet; man soll Seiendes denken, das weder materiell noch bewußt ist, und dann nach Herrn v. Hartmann's Behauptung „das Unbewußte" haben als „ein unbekanntes positives Subjekt". Er irrt. Verneint man zwei Prädikate, so bekommt man kein positives Subjekt. Verneint man blau und verständig, so hat man alles, was weder blau noch verständig ist, aber „das Nicht-blaue Nicht-verständige" darf man nicht für ein positives Subjekt ausgeben. Mit dem Rest, der Herrn v. Hartmann nach seinem Verfahren übrig bleibt, steht es noch anders. Er subtrahirt vom Seienden „Materie" und „Bewußtsein" und bildet sich ein, er behalte dann „ein immaterielles Unbewußtes", während, richtig gerechnet, etwas herauskommt, für welches die menschliche Sprache keinen Ausdruck hat. Ueber Herrn v. Hartmann's Substanz später; Spinoza's Substanz hat unendlich viele Attribute, von denen nur zwei für den Menschen erfaßbar sind, „Bewußtsein" und „Materie". Verneint sie ein Mensch, und Herr v. Hartmann thut es, so läßt er das für ihn Erfaßbare los und wähnt das Unfaßbare noch halten zu können; er hat aber das Seil abgeschnitten, an welchem er hing; unrettbar fällt er ins Bodenlose, und kein Wortgeschnitzel und Satzgekräusel hift ihm wieder empor.

Herr v. Hartmann hat beobachtet, daß der Mensch nicht selten gegen die Logik verstößt. Er fragt sich, wie kommt das? Unsereiner würde antworten: weil das richtige Denken dem Menschen nicht angeboren, sondern eine schwer zu erlernende Kunst ist. Herr v. Hartmann antwortet (pag. 265): „Da das Weltwesen sich thatsächlich sowohl in Weisheit wie in Widersinnigkeit offenbart," so hat es das Logische und das Unlogische zu seinen beiden Attributen. Nach diesem philosophischen Kraftstück begreift man, weshalb der Autor (pag. 103) sagen durfte: „ich erachte mich berechtigt zu der Behauptung, daß meine Metaphysik die höchste im Entwicklungsprozeß der Wahrheit bisher erreichte Stufe repräsentire, und in diesem Sinne die philosophische Wahrheit unsrer Zeit sei."

Wir Andern kennen den Willen und die Vorstellung nur als Phänomene bei thierischen Organismen, als seelische oder geistige Vorgänge und Zustände, für Herrn von Hartmann sind sie die unbewußten Attribute seiner unbewußten Substanz. Sein unbewußter Wille, d. h. das Unlogische, d. h. das Realprinzip entspricht einigermaßen der extensio Spinoza's, Herrn v. Hartmann's unbewußte Vorstellung, d. h. das Logische, d. h. das Idealprinzip ähnelt der cogitatio. Das Alles weset ursprünglich, ist aber nicht da, — plötzlich tastet der blinde, unbewußte Wille umher, außer ihm weset nichts Anderes als die unbewußte Vorstellung, er packt sie, und in dem Augenblick erscheint die Welt. Das ist Herrn v. Hartmann's Kosmogenie. Nun hat sich der genannte Philosoph aber bewiesen, daß der Wille nicht zugreifen kann, bevor er eine Vorstellung hat, und daß eine Vorstellung nicht da ist, bevor der Wille zugegriffen hat, was ist da zu thun? Herr v. Hartmann gesteht selbst (Phil. d. Unb. 1. Aufl., pag. 658), daß er hier in einem Zirkel steckt, und ein gewöhnlicher Mensch käme gar nicht aus ihm hinaus, ihm aber gelingt es — mit Worten und zwar mit folgenden: „Durch den Willen an sich, d. h. sofern er bloße Potenz und nicht actuell ist, kann doch gewiß keine Wirkung (Action) auf die Vorstellung ausgeübt werden, sondern wirken kann der Wille offenbar nur, insofern er nicht mehr bloße Potenz ist. Wenn nun einerseits der Wille als bloße Potenz überhaupt nicht, also auch nicht auf die Vorstellung wirken kann, wenn andererseits das Wollen als eigentlicher Actus erst existentiell wird durch die Vorstellung, und doch die Vorstellung von sich selbst nicht existentiell werden kann, so bleibt nur die Annahme übrig, daß der Wille in einem mittleren Zustande auf die Vorstellung wirkt, welcher zwar dem potenziellen Willen gegenüber sich schon als Actus, dem eigentlichen actuellen Willen gegenüber sich aber noch als Potenz verhält, also auch noch nicht im Sinne jenes bestimmten Actus existentiell ist. Ein solcher Mittelzustand ist aber das leere Wollen." Ist nicht die ganze „Philosophie des Unbewußten" ein solcher Mittelzustand?

In der zweiten erweiterten Auflage der Erläuterungen zur Metaphysik des Unbewußten" (so heißt der zweite Titel der oben erwähnten Schrift: Neukantianismus u. s. w.) hat Herr v. Hartmann auch „Ein platonisches Gespräch". Wir versuchen es gleichfalls:

Sokrates. Man hat mir gesagt, daß es dir gelungen ist, hinter das Geheimniß der Weltentstehung und des Weltzweckes zu kommen, lieber v. Hartmann; ist das wahr?

Herr v. Hartmann. Allerdings, lieber Sokrates, nur nicht ganz vollständig und nicht ganz sicher. Du weißt ja, daß sich in so schwierigen Dingen immer nur höchste Wahrscheinlichkeit erreichen läßt.

Sokrates. Die aber glaubst du zu haben?

Herr v. Hartmann. Gewiß glaube ich es, bis ich sie gelegentlich einmal widerlege, was freilich nicht ausschließt, daß ich später wieder die Widerlegung widerlege.

Sokrates. Wahrlich, du bist ein seltsamer Kauz! Hältst du diese Mysterien geheim oder hat der Gott dir erlaubt auch Andere in sie einzuführen?

Herr v. Hartmann. Er erlaubt mir alles, was ich thue, und die ganze Welt möchte ich einweihen. Ich rede öffentlich, so viel ich nur irgend kann, onym, anonym, Manche behaupten auch pseudonym, aber das Letzte habe ich nicht eingestanden. Von allen Menschen am liebsten möchte ich deinen Beifall gewinnen, denn du giltst allgemein für einen ehrlichen und verständigen Mann, und deine Zustimmung, wenn ich sie wohlbeglaubigt vorzeigen könnte, würde mir viel nützen. Also, bitte, setze Dich und höre mir zu.

Sokrates. (Nachdem er einige Stunden aufmerksam gehört hat, steht auf, grüßt höflich, und sagt im Abgehen vernehmlich:) Dieser weiß es zwar nicht, bildet sich jedoch ein es zu wissen, wogegen ich, da ich es nicht weiß, es mir auch nicht einbilde.

Kritische Rundblicke.

John Motley.

Der Tod John Lothrope Motley's ist nicht nur für die Amerikaner, sondern auch für uns Deutsche ein großer Verlust. Betrafen doch die letzten Arbeiten des großen Historikers eine der wichtigsten und traurigsten Perioden unserer Geschichte, den dreißigjährigen Krieg, dessen erste Anfänge Motley bereits in seinem letzterschienenen Werke, dem „Leben Oldenbarneveld's" beschrieben hatte. Wenn sich die Meldung englischer Blätter bestätigen sollte, daß sich die Geschichte des dreißigjährigen Krieges in Motley's Nachlasse vollendet vorgefunden habe, so gäbe es dann doch wenigstens endlich ein lesbares Buch über diese furchtbaren Zeiten. Die deutsche Literatur hat darüber nur werthvolle Einzelheiten aufzuweisen, unter welchen sich indessen kaum eine findet, die mit der Gelehrsamkeit jene schriftstellerischen Vorzüge vereint, ohne die man nun einmal kein Geschichtsschreiber sein kann, was auch immer unsere archivdurchwühlenden aber leider gar zu oft geschmacklosen Forscher meinen mögen. Freilich besitzen wir über den dreißigjährigen Krieg Schiller's Werk, auf das vornehm herabzusehen, sich nicht ziemen würde, allein schließlich wird man doch trotz aller Anerkennung zugeben, daß jene zuerst in einem Damenkalender veröffentlichte Geschichte nicht recht mehr für unsere historischen Bedürfnisse ausreicht.

Ist es nun aber nicht interessant, daß wir Motley genau denselben Weg schreiten sehen, wie Schiller, von der Schilderung des Abfalls der Niederlande und ihres Aufblühens zu den Greueln des dreißigjährigen Krieges? Diese Aehnlichkeit beruht offenbar auf innern Gründen. Nur bis zum dreißigjährigen Kriege können die niederländischen Ereignisse das allgemeine, wahrhaft welthistorische Interesse beanspruchen, mit dem dreißigjährigen Kriege treten sie in den Hintergrund. Später in ihren Kriegen gegen Ludwig XIV stehen sie nicht mehr allein und sind nur ein Glied der antifranzösischen Liga, Wilhelm III. endlich ist trotz seines echtholländischen Charakters schließlich mehr eine Persönlichkeit der englischen Geschichte. So hoch er möglicher Weise auch selber das alte Vaterland über das neuerworbene Königreich stellte, von seinen Zeiten an datirt doch das Wachsthum Englands, das eine überseeische niederländische Besitzung nach der andern sich aneignete und erst eben in brutalster Weise dem letzten Reste holländischen Wesens in Afrika ein Ende machte. Ohne Zweifel dürften auch die asiatischen Ueberbleibsel davra kommen, wenn die Niederlande sich nicht nicht wieder des großen Mutterlandes erinnern und dieses nicht seinen Pflichten von Neuem eingedenk wird. Denn daß die Niederlande schließlich nur ein Appendix Deutschlands sind, läßt sich nun einmal nicht widerlegen, so sehr eine solche Behauptung auch die Mynheers kränkt. Der Verlauf der niederländischen Geschichte, wie er sich im Forschungsgange Schiller's und Motley's spiegelt beweist es. Die welthistorische Bedeutung der Niederlande beschränkt sich auf jenen Zeitraum, wo Deutschland zur völligen Unbedeutendheit herabgesunken war, selbst in passiver Beziehung, als es, sich von den ersten Kämpfen der Reformation erholend, an den elendesten theologischen Streitigkeiten vergnügte, Keppler verhungern ließ und Rudolf II. seinen Kaiser nannte, als Heinrich IV. sagte, die Deutschen verständen nur drei Dinge, Fressen, Saufen und Schlafen, und Herzog Alba sein Urtheil über die deutschen Fürsten in das Wort zusammenfaßte, sie hätten zwar die wildesten und schrecklichsten Thiere im Wappen, vor ihnen selber brauche sich aber keiner zu fürchten. Wer in dieser Epoche nicht den Geschmack an seiner Nation verlieren will, der suchte sie nicht beim

Reichshofrathe zu Wien, nicht bei den städtischen Pedanten, und nicht an den Fürstenhöfen, wo Mann und Weib Abends betrunken unter dem Tische lag, sondern auf den Schiffen der muthigen Geusen und unter den bewunderns-würdigen Vertheidigern von Leyden.

Somit meine ich muß Deutschland Motley auch für die Werke dankbar sein, die dem Publikum bereits vorliegen, den „Ursprung der niederländischen Republik", „die vereinigten Niederlande". Und ist nicht schließlich der Held jenes Befreiungskampfes, Wilhelm von Oranien, ein Deutscher? Das wird auch der dickköpfigste Mynheer nicht abstreiten können, läßt ihn doch sein wackerer Kampfgenosse, Marnix von St. Aldegonde, im vielberühmten Volksliede selber sprechen:

> Wilhelmus von Oranien
> Bin ich, von **deutschem** Blut!

Und keineswegs war damals schon die Anhänglichkeit an das Reich an den Rheinmündungen gänzlich erloschen. Aber das Reich ließ die Niederlande in Stich, sein Kaiser ward selbst diplomatisch stumm, als Philipp II. sich ihm zum Schwiegersohn anbot und rächte das wahnwitzige Todesurtheil nicht, das der spanische Monarch sammt seinem Alba über alle Bewohner der Provinzen ausgesprochen hatte.

Eine Epoche, wie den Abfall der Niederlande, kann man nicht in jener kalten objectiven Weise schildern, wie sie vielfach als die einzig historische gepriesen wird. Motley hat dies nicht gethan, er schreibt so, daß man merkt, es handelt sich um Menschen, und nicht etwa um chemische oder physikalische Vorgänge. Er macht aus seiner Bewunderung für den großen Oranier kein Hehl und hat ihm in seinem Werke das herrlichste Denkmal gesetzt. Daß es nicht an Protesten fehlen würde, ließ sich denken. Die Ultramontanen konnte diese, wenn ich so sagen darf, historische Heiligsprechung ihres Gegners, des Erfinders der Toleranz, nicht zugeben. So hat denn die deutsche Literatur eine katholische Gegenschrift aufzuweisen, eine Geschichte des Abfalls der Niederlande von **Holzwarth**, die allerdings mit jenem unläugbaren Geschick abgefaßt ist, wie sie die ultramontanen Gelehrten besitzen, und in welcher Philipp II. ein frommes Lämmerschwänzchen und Alba ein ernsterer Staatsmann wird. Damit wird nun freilich Motley's Schilderung dieses Mannes, der tausende von Bluturtheilen unterschrieb, dabei sich selber in der eitelsten Weise Denkmäler setzte und zu guter Letzt bei Nacht und Nebel aus Brüssel vor seinen Gläubigern floh, nicht umgestoßen.

Der Ultramontanismus erkannte indessen richtig, daß er die Motley'schen Werke nicht unbeantwortet lassen könnte. Sie sind in der That die furchtbarste Anklage, welche je gegen ihn erhoben. Das Unheil, was die katholische Reaction über die Menschheit gebracht, ist kaum aus zu denken; es genügt die drei Worte: Bartholomäusnacht, Alba's Bluturtheile und dreißigjähriger Krieg auszusprechen. Wenn dem Helden des Protestantimus gegenüber auch die katholische Reaction einen ehrwürdigen Helden gefunden hat, so ist dies nicht Motley's Schuld, wohl aber ist es sein Verdienst, den Charakter Philipp's II. erst in seinem wahren Lichte gezeigt zu haben. Bis dahin besaß der Sohn Karl's V. für die Nachwelt immer noch etwas Imponirendes. Bei näherer Betrachtung stellt sich heraus, daß das Imposante nur in der Größe der spanischen Monarchie liegt, die in besseren Zeiten emporgediehen, an ihm und seinem Vater in Wahrheit zwei Mörder gefunden hatte. Die Schweigsamkeit und der Ernst Philipp's II. ist die Vorsicht der Bornirtheit; es lebt in ihm eine enge, umdüsterte Schreiberseele, eine Pedanterei, die sich gewissermaaßen eine eigene Scholastik des Gottesgnadenthums geschaffen hat. Seine Vornehmheit fiel ihm in seiner unnahbaren Stellung um so leichter, als er ohne einen Funken Gemüth war, alle menschlichen Empfindungen glitten an seinem Herzen ab, wie an kalten schlüpfrigen Felswänden. Nur so war es möglich, daß Philipp, nachdem er eine Reihe der entsetzlichsten Verbrechen auf sich geladen, den Meuchelmord in Sold genommen, den Verrath zu seinem Diener erkoren, die Qualen seiner letzten Krankheit mit dem Gleichmuthe eines echten Christen trug und schon sterbend die Summe seines Lebens in der Aeußerung zog: „ich habe wissentlich Niemanden beleidigt." Es ist ein furchtbares Gemälde, das Motley enthüllt und an seiner Authenticität ist um so weniger zu zweifeln, als Philipp mit bureaukratischer Gewissenhaftigkeit jeden von ihm beschriebenen Fetzen Papier im Archive zu Simances niederlegte, da er nun aber eben Alles schriftlich abzumachen pflegte, die Aktenstücke selbst für seine geheimsten Frevelthaten, wie die sogenannte Hinrichtung, richtiger heimliche Ermordung Mantignys, den er offiziel am Fieber sterben ließ, vorhanden

sind. Wilhelm von Oranien fiel bekanntlich nach manchen vergeblichen Versuchen endlich von der Hand Balthasar Gerard's, dessen Nachkommen Philipp zum Dank in den Adelstand erhob. Bald aber trat sein Sohn Moritz für ihn als Kämpfer der Niederländer ein. So gruppirt sich denn Alles um Habsburg und Oranien. Aber Motley zeigt uns auf Habsburg's Seite nicht nur die Schattenseiten, er läßt uns auch den Heldenmuth jener spanischen Krieger bewundern, die damals mit Recht als die erste Armee der Welt galten, was freilich den Ruhm ihrer Gegner noch erhöht. Umgekehrt zeigt er auch auf der Seite Oranien's im „Leben Oldenbarneveld's", wie in den Niederlanden, sobald nur die äußere Gefahr einigermaßen in den Hintergrund gedrängt war, der innere Hader begann, die Ehrsucht die Pflichten gegen das Vaterland verkannte und es dahin kam, daß ein trotz mancher Schwächen doch großer Patriot, Oldenbarneveld, auf dem Blutgerüste starb. Trotzdem wird freilich der Baum an seinen Früchten erkannt; was die Früchte der spanisch-habsburgischen, ultramontanen und was die der „oranischen Politik" (welchen Ausdruck die „Germania" noch neulich im schmähenden Sinne gebraucht) zeigen Motley's Bücher: dort den vollständigen Niedergang, ein Volk adelstolzer Bettler; hier eine Nation, die sich in unglaublich kurzer Zeit von ebenso unglaublichen Leiden erholt, den Welthandel an sich reißt, und bald, so klein der Fleck Landes ist, den sie bewohnt, für die Erste der Zeit gilt.

Motley's Schriften sind ein dauernder Bestandtheil der Literatur. Einmal wegen ihrer inneren Verdienste, der gründlichen Forschung, der vortrefflichen stets interessanten Erzählung, der ausgezeichneten Charakteristik. Der „Ursprung der Niederlande" ist in den Ländern englischer Zunge ein Volksbuch, das in billigen Ausgaben überall verbreitet ist. Aber auch die äußerliche Bedeutung wird Motley's Schriften fortleben lassen, die Wichtigkeit der in ihnen behandelten Ereignisse. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, ihm auch in Deutschland immer mehr Leser zu gewinnen.

Hans Herrig.

Miscellen.

Bei dem Shakespearefest in Stratford gab es eine mit Citaten gewürzte, höchst kuriose Speisekarte, die wir hier folgen lassen:

„Ein allgemeiner Willkommen Seiner Gnaden
Begrüßt euch All', ihr Frau'n"; (Heinrich VIII. Akt 1, Szene 4.)

„Bringt das Bankett sogleich, und Wein genug."
(Antonius und Kleopatra. I. 2.)

„Das Essen steht auf dem Tisch." (Lustige Weiber I. 1.)

Lachs mit Majonaise-Sauce.

Roastbeef.

„Wenn sie frischblutend sind, so kommt kein Schmaus ihnen gleich und ich möchte meinem besten Freund ein solches Fest wünschen."
(Timon von Athen I. 2.)

Lammbraten.

„Kamt ihr, das Lamm beim Fuchse hier zu fordern?"
(Maß für Maß V. I.)

Zunge.

Schinken.

„Süßer Sprößling von Yorks großem Stamm."
(König Heinrich VI. 1. Theil II. 5.)

Gebratene Hühner.

„Wir schlachten ja Geflügel nur, wenn's Zeit ist." (Maß für Maß II. 2.)

Rinderbraten.

„O mein schönster Rinderbraten, ich muß immer dein guter Engel sein." (König Heinrich IV. 1. Th. III. 3.)

Kalbfleisch, Tauben, Rumpsteak,
Pastete mit Champignons.

„Lauter verdeckte Schüsseln.
Ein königliches Mahl, das glaubt mir."
(Timon von Athen III. 6.)

Salate.

„Ich bin über die Mauer gestiegen, um zu sehen, ob ich Gras essen oder mir wieder einen Salat pflücken kann, was einem bei der Hitze den Magen recht gut kühlt."
(König Heinrich VI. II. Theil IV. 10.)

Pasteten, Eingemachtes.

„Gut Essen ist gemein, Herr, das kauft man aller Orten."
(Komödie der Irrungen. III. 1.)

Weine.

„Er ruft nach Wein und „Prosit!" schreit er."
(Der Widerspenstigen Zähmung. III. 3.)

*

In einem Ergänzungsbande zu Rückert's Werken, der kürzlich bei Wilh. Braumüller in Wien erschienen ist, wird folgende Anekdote erzählt:

Als Rückert (in den vierziger Jahren), auf dem Ordensfeste in Berlin, sich in freundlicher Unterhaltung mit einem Hofbeamten befand, trat plötzlich Alexander von Humboldt an ihn heran.

„Aber, mein lieber Rückert," sagte er, beide Hände darreichend, „heute hätten Sie doch Ihre Orden anlegen müssen; Sie haben wohl übersehen, daß es Ordensfest ist?"

„Daran", erwiderte der Dichter, ohne in die geringste Verlegenheit zu kommen, „ist meine Frau schuld, welche die Bänder verlegt oder verwendet hat!"

„Die Bänder verlegt? — zu den Orden? Das war noch nicht da!" und lächelnd eilte Humboldt zum Könige, um ihm zu erzählen, Rückert's Frau habe die Ordensbänder zu Haubenbändern verwerthet!

Die Mittheilung, die von den meisten geglaubt wurde, ging hinter dem Rücken des Dichters von Mund zu Mund, und erregte eine den ganzen Abend fortdauernde Heiterkeit, die Rückert allein sich nicht erklären konnte.

*

Alfred Friedmann's „Angioletta" und „Feuerprobe der Liebe" ist soeben bei Ed. Hügel in Wien in zweiter Auflage erschienen. Die zweite Auflage eines rein poetischen Werkes — das ist immer eine rara avis, die Beachtung verdient.

*

„Wenn ein Schriftsteller dir versichert, daß er Geld braucht, so glaube es ihm auf sein Wort!" Dieser Ausspruch Heine's ist kürzlich dadurch Lügen gestraft worden, daß Karl v. Holtei in der glücklichen Lage war, eine ihm angetragene Unterstützung zurückzuweisen. Er erhielt einen Betrag von 1686 Mark 60 Pfennige zugestellt, welche ihm der deutsche Gesangverein in Mexico als Ergebniß eines Concerts übersendete. Man hatte nämlich in Mexico geglaubt, daß Holtei im Barmherzigen-Kloster Aufnahme suchte, aller Mittel entblößt sei und zu seinem Besten ein Concert veranstaltet. Bei diesem Concerte wurde auch eine Festrede auf Holtei gehalten und zum Schlusse unter großem Enthusiasmus das „Mantellied" gesungen. Holtei hat den obenerwähnten Betrag dem Kloster der Barmherzigen Brüder in Breslau zur Verpflegung armer Kranken überwiesen und glaubt damit der Intention der Geber, da er selbst der Unterstützung nicht bedarf, am besten entsprochen zu haben.

*

Schiller's letzter Enkel, Ludwig Ernst Friedrich Freiherr von Schiller, ist am 8. Mai in Stuttgart gestorben. Er war österreichischer Officier und scheint an die Oeffentlichkeit nie mit seinem Namen getreten zu sein, ein einzigesmal ausgenommen, als reactionäre Zeitungen im Jahre 1850 die Notiz brachten, ein Officier Namens Schiller, Neffe des Dichters, habe den Feldzug in Ungarn mitgemacht und einen Orden erworben, und die haarsträubende Bemerkung beifügten, der Neffe habe es weiter gebracht, als der Oheim. Die Nachricht war in jeder Hinsicht falsch, jener Officier nur ein Namensvetter und der Neffe, wie gesagt, ein authentischer Enkel. Dahin berichtigte Emilie Freifrau v. Gleichen, Schiller's jüngste Tochter, die schnöde Notiz. In den letzten Jahren lebte der Enkel des großen Dichters als pensionirter k. k. Major meist in Graz und scheint in Stuttgart nur auf Besuch seiner dort lebenden hochbetagten Mutter gewesen zu sein. Sein Sohn, Urenkel Schiller's, ist ihm in den Tod vorangegangen; mit ihm erlischt also der Mannesstamm der Familie. Man weiß indeß, daß Freiherr v. Gleichen-Rußwurm, der Sohn jener Emilie, unlängst bei Eröffnung des Schiller-Denkmals in Wien anwesend, seinem ältesten Sohn den Vornamen Schiller gegeben und zugleich bestimmt hat, daß in der Nachkommenschaft der freiherrlichen Familie Gleichen-Rußwurm stets ein männlicher Sprosse auf den Namen Schiller getauft werde. Der Name des Dichters wird also immerhin in der Familie verewigt bleiben.

*

Uebersetzungsversuch.

„Honoris causa schreib ich nur,"
Hielt jüngst ein Autor mir entgegen.
Das heißt, bin ich auf rechter Spur:
Er schreibt — des Honorares wegen.

*

In Wien erscheint unter der Redaktion von Anton Edlinger ein neues „Literaturblatt", dessen erste Nummer u. A. einen recht schneidigen Aufsatz von S. Heller über die heutige literarische Kritik enthält. Das ganze Journal macht den Eindruck einer redlich gemeinten, den besten Zielen nacheifernden Unternehmung, die der Aufmerksamkeit der Literaturfreunde würdig ist.

*

Sprüche.

Von S. Heller.

Hör' Misanthrop, laß dich belehren
Du bist ein jämmerlicher Held;
Die Welt kann dich sehr leicht entbehren,
Du nie die Welt.

Mit Vorsicht und mit klugem Rath
Läßt manche Klippe sich umschiffen,
Und durch ein unverständliches Citat,
Läßt mancher Gegner sich verblüffen.

Mit seines Vaters Ruhm
Und Größe sich zu spreizen,
Heißt seinen Ofen mit
Gestohl'nem Holze heizen.

Der Wein ist leichter geschlürft, als bezahlt,
Ein Bild ist leichter gesehn, als gemalt,
Empfunden ist leichter ein Lied als erdacht
Und ein Spruch viel leichter gelobt, als gemacht.

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.



Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.